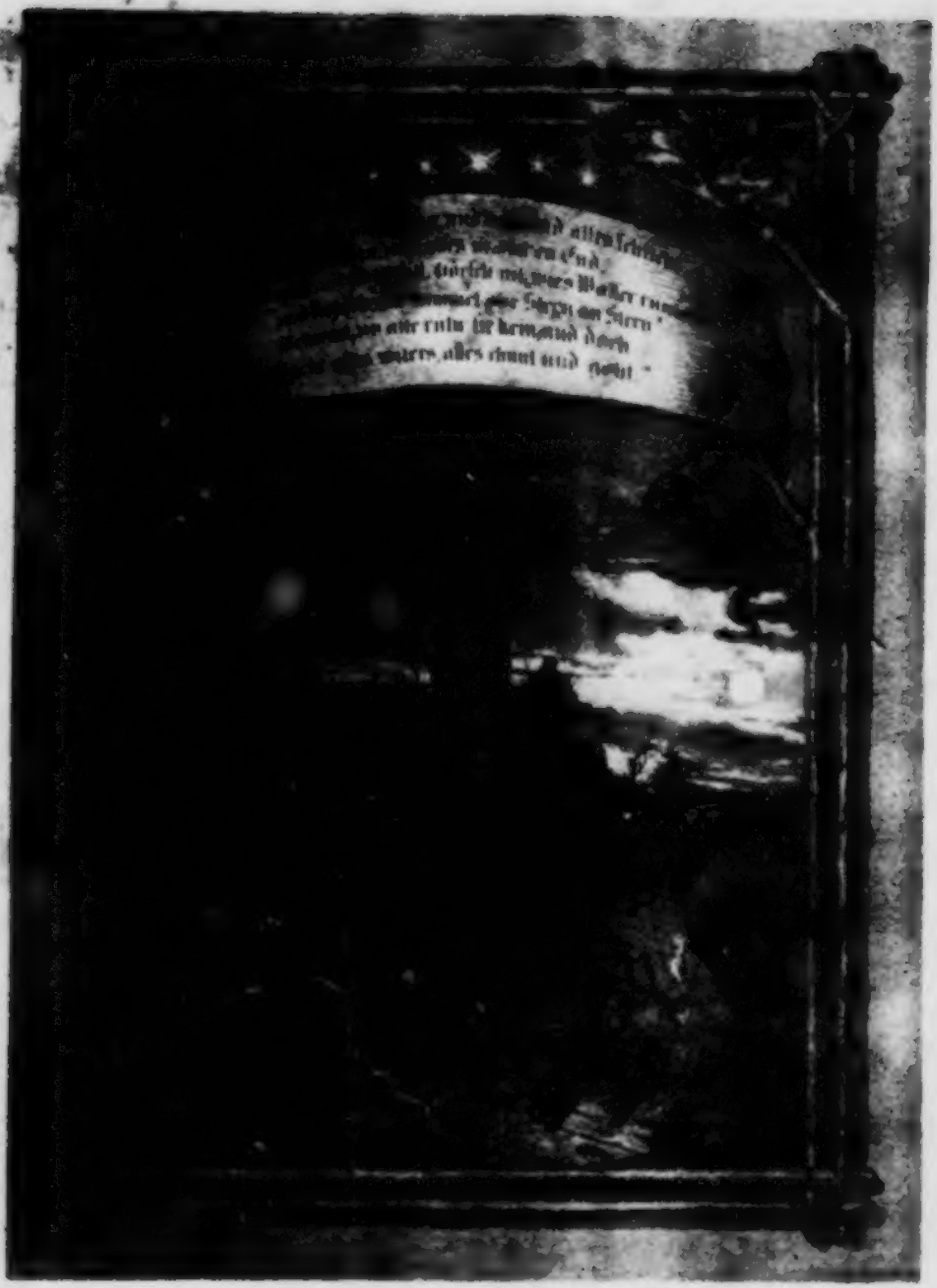


Hieronymus.

Lebensbilder

aus der

Baar und dem Schwarzwalde,

entworfen und geschildert

von

Lucian Reich,

mit der Feder auf Stein gezeichnet

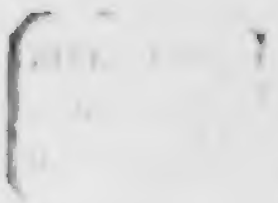
von

J. Nepomuk Heinemann.

Karlsruhe,

Herder'sche Buchhandlung (A. Gessner)

1853.



Buchdruckerei von Malsch und Vogel in Karlsruhe
Steindruckerei von J. Niedermann in Hannover

Seiner, des Herren

Carl Egon, Fürſten zu Fürſtenberg,

Landgrafen in der Baar ꝛc. ꝛc.

Hochfürſtlichen Durchlaucht,

dem hochherzigen Beförderer und Beſchützer vaterländiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft,

widmet dieß Werk

in tiefſter Ehrfurcht

der Verfaſſer.

Vorwort.

Wie an Blätter am grünen Stamme wachsen
und abfallen, so ist das Geschlecht der Menschen.
Laß Dinge dich nicht ab von den Andern weit geboren

Diese Worte aus den Sprüchen des Sirach, welche wir als Motto über den Eingang unserer kleinen Bildergallerie gesetzt, deuten dem Publikum den Sinn an, in welchem dieselbe unternommen und aufgestellt werden. Sie soll ihm das Sitten- und Gewohnheitsleben der früheren Geschlechter eines kräftigen Volksstammes in stillschweigendem Vergleiche zur Gegenwart verführen und veranschaulichen. Es dürfte dies nicht allein eine angenehme Beschäftigung sein, sondern auch nützliche Betrachtungen veranlassen, besonders in einer Zeit, wo das gediegene Alte meist verkannt und den früheren Zuständen so gerne alles Gute abgesprochen wird.

Der heimathliche Boden dieser Bilder ist jene entlegene Landschaft des Großherzogthums Baden, welche das Sprichwort: „die Brig und die Breg bringen die Donau zweg" so sprechend andeutet, die östlichen Thäler nämlich des mittleren Schwarzwaldes und die angrenzende Hochebene, ein Theil der alten fürstenbergischen Grafschaft Baar, worin Donaueschingen jetzt den Hauptort bildet.

Von den alten Sitten und Gebräuchen, wie sie ehemals waren, ist zwar Vieles schon abgekommen und erloschen; doch lebt noch ein Theil davon so charakteristisch im Volke fort, daß es wohl verdient abgebildet und beschrieben zu werden — gleichsam als ein Denkmal ehrwürdiger Ueberreste, aus welchen wir schließen mögen, wie solid, wie reich und eigenthümlich jenes Volksleben einst gewesen.

Allerdings haben mit den Zeiten stets auch die Sitten sich geändert, heut

zu Tage aber iſt es gekommen, daß eine immer mehr übergreifende Weltſitte ſich als Feindin gebahrt jeglicher örtlichen Eigenthümlichkeit, ja ſogar jeglichen nationalen Gepräges. Doch iſt Vieles auch ſchon in übelverſtandenem Verbeſſerungsdrange geringſchätzig beſeitigt oder methodiſch ungeübt und verkümmert worden.

In den alten Sitten und Gebräuchen aber, von welchen wir geſprochen, ſpiegelt ſich das kräftige ächt deutſche Gemüth unſerer Voraltern und ihr geſunder Verſtand auf das Sichtbarſte und Entſchiedenſte ab. Sie bildeten ein ungeſchriebenes Geſetzbuch, eine goldene Regel in geiſtlichen und weltlichen Dingen, in Scherz und Ernſt, in Haus und Feld. Sie bewahrten das Leben vor der nüchternen Zerfahrenheit, die unſere Tage ſo auffallend bezeichnet.

Die Bewohner einer Landſchaft, eines Gaues, bildeten früher eine feſt gegliederte Genoſſenſchaft, in Thun und Handeln. Jeder Stamm bewahrte ſeine Eigenthümlichkeiten, wodurch er ſich von andern unterſchied und auszeichnete. Und trotz dem, daß es dem Einzelnen nicht geſtattet war, von den ererbten Formen abzuweichen, ſo blieb ihm doch Raum genug, ſeine perſönlichen Eigenheiten und Gaben auf das mannigfaltigſte an den Mann zu bringen. Denn die Stände und Körperſchaften mit ihren alt hergebrachten Gewohnheiten und Rechten wieſen Jedem, wie die Markſteine im freien Felde, ſeinen Platz und Boden an, worauf er frei und ungehindert ſchalten und walten konnte. Mit ihnen verſchwindet aber nun Alles, was ſich an ſie anknüpfte — die ehrſamen Bürger- und Bauerntrachten, die volksthümlichen Feſte und Spiele, die Lieder und Tänze, die alten Hausbräuche, der alte, fromme, patriarchaliſche Sinn, kurz alles Nationelle und Eigene.

Wenn ich von all' Dieſem ſo Manches noch ſah und hörte, und mit dem hereinbrechenden modernen Leben verglich, ſo entſtand in mir immer der Wunſch, das Geſehene und Gehörte, als Dauer im Wechſel, nach beſten Kräften in Wort und Bild darzuſtellen und aufzubewahren. Und da ich fühlte, daß mir ſolches um ſo eher gelingen dürfte, als es die eigene Heimath betrifft, ſo unternahm ich endlich dieſe Darſtellung.

In der Baar zu Hauſe, beſuchte ich oft die nahen Schwarzwaldthäler mit ihren Gründen, ihren dunkeln weithingedehnten Tannenwäldern und waſſerreichen Wieſen, mit ihren traulichen Hütten und Höfen, und lernte dadurch das Leben des raſtlos thätigen und genügſamen Menſchenſtammes kennen, welcher ſie bewohnt.

Aber ich warf meinen Blick auch in die verfloſſenen Zeiten zurück und

ſammelte Manches, was noch aus ihnen ſtammt, um ſie deſto treuer und lebendiger beleuchten zu können.

So fand ich unter Anderm unter dem Nachlaſſe meines ſeligen Großvaters eine Chronik unſeres Heimathſtädtleins Hüfingen, deren Verfaſſer ein Mann war, von welchem in den folgenden Blättern eigens die Rede iſt. Dieſes Tagebuch enthielt (ich ſage „enthielt“, weil es leider verloren gieng) freilich nichts von allgemeinerem Intereſſe; aber was ich zwiſchen ſeinen Aufzeichnungen von Geburts- und Todesjahren, von Hochzeiten und Feſten, von theuern und wohlfeilen Zeiten, ſtädtiſchen Bauten und Veränderungen zu leſen fand; was ich aus dem Munde meiner Großältern und Aeltern, welche väterlicher Seits vom Lande und mütterlicher Seits aus der Stadt ſind, über heimiſche Dinge und Familienverhältniſſe wiederholt vernahm, und was ich darüber noch anderwärts in Erfahrung brachte — das Alles zuſammen gehalten gab mir hinreichenden Stoff, um ein Stücklein heimathlichen Lebens und Webens aus den letzten ſiebenzig Jahren darſtellen zu können.

Und indem ich hiezu das Leben des Hieronymus wählte, hatte ich den Vortheil, mein ſpeciell Wahres und perſönlich Erlebtes aus dem angedeuteten Bereiche dem Leſer vorführen zu können. Darum freilich kommen in dieſem Leben und ſeinen Bildern keine jener romanhaften Verwicklungen und abſonderlichen Entwicklungen vor, wie ſie der oder jener Leſer lieben mag, dem nichts pikant genug vorkommt oder zu ſcharf gewürzt; aber ich ſehe auch nicht ein, warum ich dem guten Meiſter Hieronymus, dem das Schickſal ohnedin ſo manche Schwierigkeiten bereitete, noch mehr Steine des Anſtoßes hätte in den Weg werfen ſollen, nur um ſolchen Leſern zu gefallen.

Die intereſſanteſte Entwickelung im Leben jedes Einzelnen iſt eben doch Das, was er wird und wie er es wird, und wenn ihn der liebe Gott zur Zugabe noch in anderweitige frohe oder traurige Ereigniſſe verwickelt, ſo ſoll es dargeſtellt, aber nicht übertrieben werden.

Ein ſolches Werk aber der Oeffentlichkeit übergeben, heißt ein Haus an die Straße bauen. Es wird gelobt und getadelt; denn wer an die Straße baut, hat viele Meiſter, ſagt das Sprichwort. Es gleicht einer Schenke, deren Schild oder grüner Buſch Jedem zur Einkehr winkt. Viele gehen vorüber, Andere treten ein und verſuchen den Trank; dem Einen mundet er, dem Andern nicht; der Eine findet die Zeche billig, der Andere hält ſich für überfordert. Das iſt nun einmal nicht anders, und man muß es hinnehmen, wie es kommt. Doch weiß ich — es behagt manchem Wanderer recht wohl

in einem einfachen Schwarzwälderwirthshause, wo ihm der Wirth, anstatt der Küchenprodukte eines wälschen Restaurant, heimische Kost versetzt, liefern doch unsere Wälder und Felder, unsere Wasser so Manches, was selbst der Gaumen eines Feinschmeckers nicht verschmähen dürfte.

Und wie Mancher, der alle Meere durchschifft und alle Länder bereist hat, findet zuletzt, daß es daheim doch auch wohnlich und schön sei, und daß es manches stille, anmuthige Plätzlein in der Nähe gebe, welches er früher nicht gekannt oder geschätzt hatte.

Sollte es nun der Liebe und dem getreuen Fleiße, womit diese Blätter entworfen und von Freundeshand auf Stein gezeichnet worden, gelungen sein, alte heimische Erinnerungen fest zu halten und bei Gleichgesinnten Theilnahme zu erwecken, so muß vor Allem des erlauchten Schutzes gedacht werden, den unser Geisteskind schon vor der Geburt bei jenem edeln Fürsten gefunden, welchem das Ganze in dankbarster Verehrung gewidmet werden durfte.

Möge ein deutsch und vaterländisch gesinntes Publikum unsere kleine Bildergallerie mit Nachsicht und billiger Beurtheilung aufnehmen! In dieser Voraussetzung wollen wir sie demselben getreu eröffnen. Ist auch Manches darin noch mangelhaft, so müssen wir den Beschauer bitten, noch Allerlei Gutes und Schönes selber hineinzudenken und so die Lücken auszufüllen. Wir unserer Seits können uns damit entschuldigen, daß Dichten und Malen freie Künste sind, daß sich also Jeder darin versuchen darf, ohne vorher zunftmäßig das übliche Meisterstück gemacht zu haben.

geh der Gatte glücklich Lohn
und freudige Krone"

I.

Die heilige Taufe.

An einem jener lieblichen Tage, wo nach langem Winter der junge Frühling wieder neue Liebe, neue Lebensfreude über die Erde ergießt, wurde in einem einsam gelegenen Schwarzwälderthale ein Kindlein zur Taufe getragen. Es war noch vor dem letzten französischen Kriege, einer Zeit, wo tiefe Ruhe und ungestörter Friede im deutschen Reiche herrschten.

Aus einem großen einzeln stehenden Wälderhause traten die Gevattersleute mit ihrem Pathenkinde. Es war der Laubhauser Hof, dessen Besitzer durch die Geburt eines Töchterleins beglückt worden.

Die Gevattersleute aber waren der Felsenwirth, damals Stabhalter seiner kleinen Thalgemeinde, und die Kaiserzollerin, eine Schwester der Wöchnerin. Beide, versteht sich von selbst, glänzten in ihrem ehrbarsten festtäglichen Staate: er mit dem breiten Hut und der hinten überhängenden „Hutbinde", dem blauen, weiß abgenähten Tuchrock, worunter das rothe „Wollehemd" an der Brust über dem scharlachrothen Leible und dem grünen Hosenträger, wie vornen an den Handgelenken, noch ein wenig hervorschaute und mit dem Ueberrock die gelbledernen Beinkleider nur ein gutes Theil bedeckte; sie in der gefalteten „Kutte" mit roth und grüner „Wiege" und den enganliegenden schwarztuchenen „Aermeln", welche knapp genug waren, um noch einen Theil des reich eingebändelten „Latzes" sehen zu lassen, während das rothe den Hals umschließende „Koller" von dem flatternden seidenen Mailänder Halstuch halb und halb bedeckt war. Das junge, noch hübsche Weib hatte den gelben Strohhut auf, während die alte Barbara, die nachfolgende Hebamme, noch die alterthümliche „Pelzkappe" trug.

Als sie gegen den Kirchbühl kamen, krachten drei Schüsse bald nach einander aus dem Dachfensterlein der nahen Mühle, daß es lange in den Bergen widerhallte. Es war der alte Stoffel, welcher sich unter dem Dache der Mühle postirt und seine stark geladene Radschloßbüchse drei Mal in die Luft abgefeuert hatte — zu Ehren des Kindes und der Gevatterslente.

Aber auch hinter dem Hag am engen Wege, welcher die Anhöhe hinauf zum Kirchlein führte, harrten schon seit einer Viertelstunde zwei kleine Buben mit Ungeduld auf den Taufzug. Der eine war Dionys, der Sohn des Gevatters Stabhalter, der andere, etwas jüngere, Hieronymus, der Sohn eines Dienstmannes vom Laubhauser Hofgut.

Als der ſtattliche Gevatter mit ſeiner Gevatterin herangekommen, ſprangen die beiden Wegelagerer raſch hervor und ſpannten nach altem Brauche ein Band quer über den Weg, dem Taufzuge den Paß verlegend.

Der Stabhalter lächelte und zog den Geldbeutel, um ſich mit einem Stücklein Münze loszukaufen; denn wo Geld voran geht, ſtehen alle Wege offen, ſagt das Sprichwort. Die beiden Junker vom Stegreife ließen den Paß nun frei und entfernten ſich jubelnd über den erhaltenen Löſepfenning. Oben aber, bei dem Kirchlein, warteten einzelne Kinder und Erwachſene begierig auf das kleine Taufgeleite, um einer kirchlichen Handlung beizuwohnen, welche in ihrem Thale ſtets etwas Seltenes war.

Die Frühlingsſonne beſchien mit ihren friſchen wärmenden Strahlen den ſommerig gelegenen Hügel, auf welchem das Kirchlein mit ſeinem kleinen Gottesacker ſtill und friedlich ruhte, und in den hohen Linden, die es umgaben, zwitſcherten die Vögel luſtig in den freundlichen Tag hinein.

Das Kind erhielt in der heiligen Taufe den Namen Florentina, wie die Mutter hieß; denn ſo wünſchten es Aeltern und Verwandte, weil man nach altem Glauben dafür hielt, daß Kindern, welche den Namen der Mutter trügen, ein langes Leben beſchieden ſei.

Nach der Taufhandlung, welche der alte Pfarrer mit rührender Würde verrichtet hatte, knieten die Gevatersleute an den Stufen des Altares nieder und erflehten von oben Segen und Gnade für den Täufling, der wie ein zartes Pflänzlein des himmliſchen Thaues bedürfe und der erwärmenden Kraft der Himmelsſonne, um zu wachſen und zu gedeihen. Dabei hatte die „Gotte" dem „Götte" das Kindlein auf die Arme gegeben und es ihm ſo lange gelaſſen, bis er ſich, ermüdet von der kleinen lieblichen Bürde, durch das Verſprechen des „Gottegeſchenkes" wieder von ihr losgekauft.

Im Wirthshauſe zum Felſen aber war in der großen braungetäfelten Stube der runde Tiſch ſauber und zierlich gedeckt, als nach vollendeter „Taufet" die Gevatersleute eintraten und hierauf auch der Pfarrer folgte.

Denn bevor die kleine neue Chriſtin wieder in die Arme ihrer Mutter gelegt werden ſollte, mußte ſie ſich nach dem Gebrauche des Thales eine Einkehr in der Schenke gefallen laſſen, wo ſchon ſeit einigen Stunden Alles, was Küche und Keller vermochten, auf die Ankunft der Gevatersleute hergerichtet worden.

Nachdem die Gäſte ein gemeinſames Vaterunſer und den engliſchen Gruß gebetet, begann der Schmauß, der alſo reichlich beſtellt war, daß es ihnen, wie tapfer ſie auch zugriffen, unmöglich blieb, den Vorrath zu bezwingen. Ein feuriger Rother, welchen der Stabhalter zuletzt noch in der dickbäuchigen grünlichen „Budelle" aufſtellen ließ, erwärmte die Herzen und brachte die Unterhaltung in den Gang.

Der Stabhalter, in behaglicher Laune, ſprach ſeinen Gäſten eifrig zu, und ließ die Gläſer hell erklingen auf das Wohl des kleinen Pathen und aller

Anwesenden. Seine Frau, die als sorgsame Martha bisher ab- und zugegangen, setzte sich endlich ebenfalls zur Gesellschaft, nachdem sie den harrenden Kindern in der nahen Kammer das Katzentischlein gedeckt, um auch ihnen die Bedeutung des Tages durch einige gute Bissen fühlbar zu machen.

„Bei solchen Anlässen", sagte der Pfarrer, indem er halb lächelnd eine Prise aus der glatten Buchsbaumdose nahm, „da merkt man erst recht, daß man alt wird, und vor Allen wir Geistlichen, die wir gleichsam als die Thorwächter am Aus- und Eingang dieser Zeitlichkeit stehen. Kaum, dünkt es uns, haben wir das Kindlein getauft, so steht es schon als Bräutigam oder Braut vor uns am Altare, und eben so bald sind wieder Kinder herangewachsen, die wir abermals in einen wichtigen Lebensabschnitt einzuführen berufen sind."

„Das Leben", fuhr er fort, „ist kurz oder lang, wie man es nimmt; kurz, wenn man das Gute und Rechte darin zu thun sucht; lang, wenn man es mit Thorheiten und nichtsnutzigem Zeitvertreib verschleudert. Ich meine es sei erst gestern gewesen, wie ihr, Frau Felsenwirthin, als kleines Bütschelkindlein beim Tauschmanse dort im Herrgottswinkel gelegen, wo jetzt die kleine Florentine liegt; so schnell sind die achtundzwanzig Jahrlein verflossen, seit ich auf dem Wald hier aufgezogen."

„Auch des Tages, wo ihr, Frau Kaiserzollerin getauft werden, erinnere ich mich noch ganz gut. Es waren Kriegszeiten, und man mußte euch, so zu sagen, verstohlenerweise in die Kirche tragen, wegen den Franzosen, vor welchen sich Alles mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet; dazumal, als der Franzos gegen die Kaiserin Maria Theresia marschirte."

„Das selbige Jahr, Anno vier und vierzig, gleich Anfangs im Jänner, war auch der große Komet am Himmel mit seinem langen blutigen Schweif. Und bald darauf gabs ein schreckliches Regenwetter und grausame Ueberschwemmungen, besonders im Breisgau unten. Und weil nie Eins allein kommt, so zog sich auch der Krieg in unser Land herein."

„Von diesen Zeiten wißt ihr freilich alle nichts mehr, der Stabhalter da ausgenommen. Ich erinnere mich aber noch so gut, als wär's erst gestern gewesen, wie der französische General, der Bellisle, bei uns einritt. Ich stand mit mehreren Leuten vor dem Haus und machte meine Reverenz; er aber auf seinem Apfelschimmel, die linke Hand am Degengriff, salutirte mit der Rechten gar höflich."

„Er hatte auch gut höflich sein, nachdem ihm Villingen, die feste Stadt, die langbewahrte Jungfrauschaft so leichten Kaufes hatte hingeben müssen. Denn was wollten die guten Villinger machen? Sie waren vom österreichischen Militär verlassen und konnten sich auf ihre eigene Faust gegen einen so starken Feind nicht mehr halten, wie es im dreißigjährigen Krieg und Anno Eintausend siebenhundert und vier so rühmlich geschehen."

„Doch muß man sagen," fuhr er fort, „hat uns der Krieg auch viel Schlimmes gebracht, so hatte er auf der andern Seite auch wieder das Gute, daß er die einsamen Waldbewohner mit der Welt mehr vertraut und bekannt machte. Es ist seit dem manch' neue Hütte auf dem Walde erbaut worden, und manches neue Gewerb' und Kommerz ist zu uns gekommen."

„Vor dem Schwedenkriege, zum Beispiel, von welchem in unseren Pfarrakten noch zu lesen ist, wurde außer dem spärlichen Ackerbau und dem Großholzhandel bei uns blutwenig handiert. Von der Uhrmacherei, vom Strohflechten, von den Glashütten und anderen Gewerben wußte man damal so zu sagen noch Nichts, und wenn einer von den alten Wäldnern jetzt wieder in seine irdische Heimath käme, er würde sich höchlich wundern.

„Es hat sich", bemerkte hierauf der Stabhalter, „nur bei meinem Gedenken schon so viel verändert. Vor dreißig Jahren hat man z. B. hier im Thal' noch nichts von den Wälderuhren g'wußt und der Dürr Jokele aus Gütenbach, ein kuraschirt's Männle, den ich noch gut gekannt hab', ist der erst gewesen, der hier rum und später im Breisgau damit hausiert hat. Von der neuen Sorte mit Perpendikeln hat man selbigmal noch gar nichts g'wußt. Da hat man nur die hölzernen Waaguhren g'habt, wie noch eine da hinten bei der Kammerthür hangt. Und wenn man bedenkt, wie seit der Zeit der Handel 'naus in's Land zug'nommen, so muß man sich g'waltig verwundern, was Alles in einem einzigen Menschenalter möglich ist."

„Ja, ja", fuhr er fort, „es ist wie ihr sagt, Herr Pfarrer, man merkt, daß man alleg'mach alt wird. So kann ich mir noch ganz gut denken, wie's im vorigen Krieg zugangen. Ich bin selbigmal ein Büeble g'wesen, wie mein Dionyse da, wo einmal in der Nacht die Vögt' und Burger aus dem Vorderösterreichischen zu uns in's Fürstenbergische herüber kommen sind, und ihre vornehmsten Schriften und Freibrief' mitbracht haben, wegen dem anrückenden Kriegsvolk, vor dem man sich so grausam gefürcht't. Ich gedenk's mir, als wär's erst heut', wie ich mei'm Vater die Laterne hab' halten müssen, als die Mannen bei Nacht und Nebel die Schriften, Geld und Geldeswerth da drüben im Bruderkirchle hinter das Muttergottesbild eing'mauert, damit es die Franzosen nicht erwischen sollten.

„Ja, Euer Hochwürden, ich bin auch kein heurigs Häsle mehr, und wenn ich immer noch e bißle jung ausseh', so ist Niemand anders dran Schuld, als meine Alte da, die mich alle Morgen so sauber kämmt und strehlt, und mir alle grauen Härle ausrupft, damit sie sich neben mir nicht zu schämen braucht."

Die Stabhalterin stieß ihren Mann heimlich in die Seite, und die Anderen lachten. „Es ist nur schad, sagte die Kaiserzollerin, daß Meiner jetzt nit da ist, denn wenn's über die arme Weiber hergeht, da weiß er g'wiß immer's Best'. Vor Abend, denk ich, kommt er aber nit, denn wenn er drüben ist bei seim Schwager im Bregenbach, wo sie alle Jahr mit'sammen

zu rechnen haben, so kommt er nie so bald los, und sie lassen sich da den Markgräfler allemal waidlich schmecke, denn es dünkt ja die Manne doch nie besser, als wenn ihre Weiber nit dabei sind, nit wahr Stabhalter?"

„Aha", sagte dieser, „jetzt werden wir g'strigelt, aber damit ihr seht, Frau Kaiserzollerin, was für en großen Respekt ich doch vor den Weibsleut' hab', so wollen wir jetzt mal die Kaiserin Maria Theresia lebe' lasse, das ist eine Frau, die regiert trotz dem gescheidsten Mann. — Sie soll leben, Vivat hoch!" Alle ergriffen die Gläser und tranken auf das Wohl der Monarchin.

So gieng das Gespräch von alten und neuen Zeiten, und der Stabhalter würzte es nach seiner Art mit manch' derbem Spaß.

Während aber die Hebamme, die alte Barbara, von Zeit zu Zeit nach dem Kindlein sieht, welches als gar stiller Gast ein wenig abseits liegt, wollen auch wir hinzutreten, und mit ihr ein bischen unter das fein abgenähte Taufluch lugen, wenn es die Alte so vorsichtig lauschend in die Höhe hebt.

Liegt das Kind nicht in seinem Bettlein, wie ein zartes Samenkornlein in den Furchen?

Auf der Stirn über den geschlossenen Augen und dem runden Stumpfnäslein ziehen einige leichte Furchen, fast ein bischen trotzig; als hätte es bis jetzt noch keinen großen Gefallen gefunden an den Dingen dieser Welt, und um die zarten Lippen zuckt es bisweilen, was, mit dem schwebenden Athem, fast allein das leicht verhüllte Leben kund giebt.

Ein solcher Lebensanfang, gleicht er nicht einem frühesten Morgen, wenn kaum die erste Dämmerung aus dem verschwiegenen Schooße der Mitternacht sich losringen beginnt, und alles noch ringe umher hinter dem Schleier der Nacht verborgen liegt?

„'s cha iw, es zuckt e Streifli Morgeroth scho an de Berge uf — i weiß es nit."

Doch allmählig wird es helle, der Tag erwacht, und „'s Lebe wandlet use jung und frisch."

Und ob der Tag freundlich oder trübe wird, das müssen wir getrost dem Himmel überlassen, ohne den es ja keinen Tag und keine Nacht gäbe.

Der Taufschmaus im Felsen war zu Ende, und die Frau „Gothe" in Begleitung ihres Mannes, des Kaiserzollers, der wirklich, wie es seine Frau vorausgesagt, sich etwas spät eingestellt hatte, bereits über die Grenze geritten. Denn dazumal wurden noch alle großen und kleinen Reisen meist zu Pferde gemacht. Theils wegen der schlechten Wege, theils wegen des Mangels an leichteren Fuhrwerken. Die Bauersfrau ritt in einem Sattel, der als flacher Sitz mit niederer Lehne und Rückwand quer auf dem Pferde befestigt war.

Der Kaiserzoller versah in dem Vorderösterreichischen das Amt eines Steuer- und Zolleinnehmers, nebenbei noch als wehrhabender Bauersmann, Landwirthschaft treibend. Seine Frau, wie die Landhausersbäurin,

stammten aus dem Bregenbacher Hof, der, gleich dem Laubhauser, zu den reichsten der Thalgemeinde zählte.

Zu Ende neigte sich der Tag, der Abend zog schattig und kühl aus den Wäldern, und die feuchten Wiesennebel mahnten daran, daß es mit den lauen Frühlingstagen noch nicht so recht ernstlich gemeint sei.

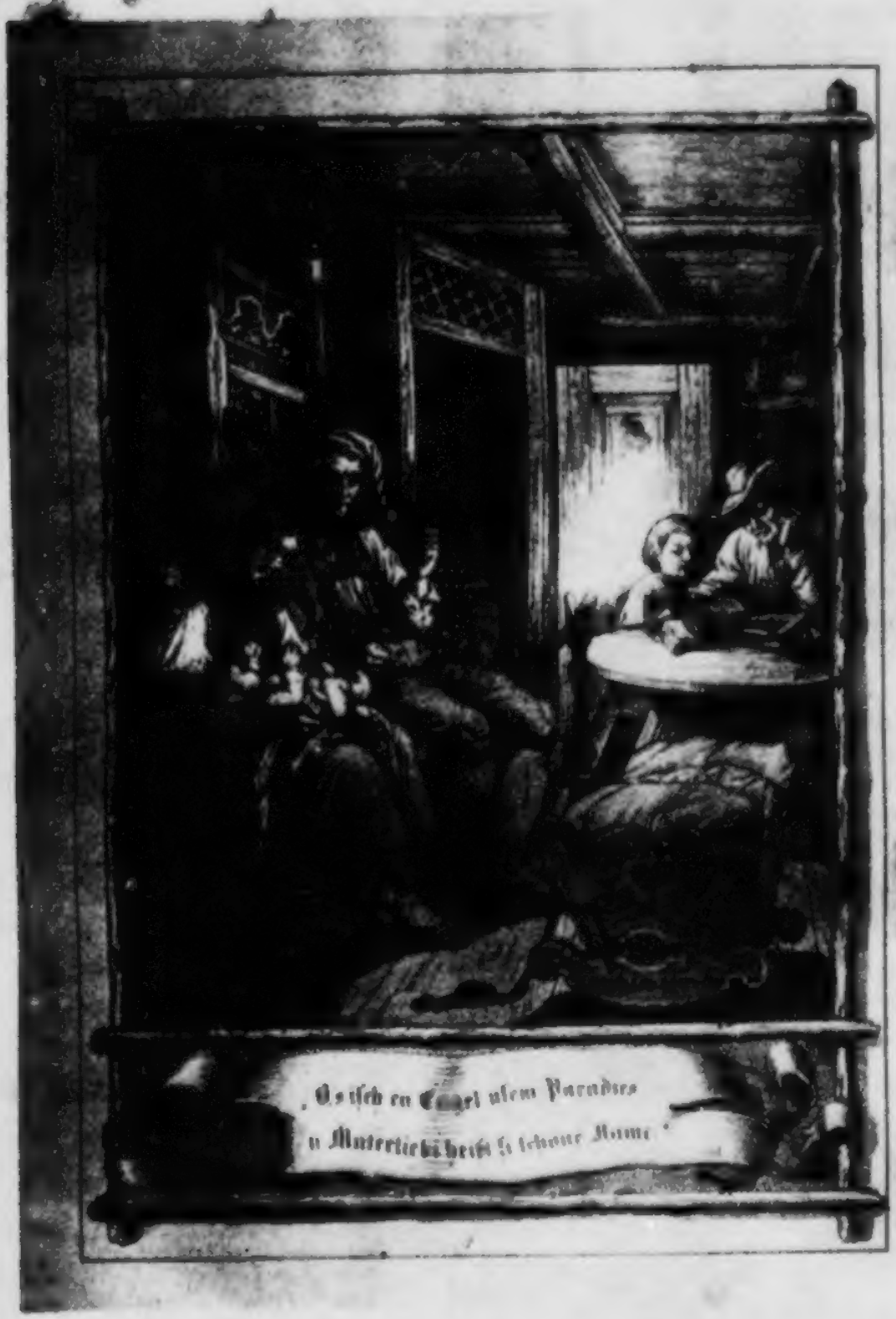
Der Verlauf unserer Geschichte führt uns jetzt nach dem Laubhauser Hof, aus dessen Dach Rauch und Dampf lustig hervorqualmte, denn in der geräumigen Küche des stattlichen Wändergebäudes gieng es diesmal besonders geschäftig her.

Der Laubhauser Bauer hatte alle seine Gehalten (ledige Dienstboten), G'husen (gedungene Knechte) und Nachbarsleute zu Gast geladen, weil heute dem Hause Heil wiederfahren war durch die Geburt eines Töchterleins.

Anastasia, die Ehefrau des G'husen Mathis, des Müllers, besorgte mit den Mägden die Küche, und Hieronymus ihr Söhnlein, den wir heute schon am Kirchbühl den Gevattersleuten „verspannen" sahen, leistete ihr Gesellschaft. Der Knabe spazirte mit selbstvergnüglicher Miene am Herde auf und nieder, denn er war heute in seinem Leben zum erstenmal mit Höslein angethan, den sogenannten „Gotteshosen", die nach Herkommen die Pathin ihrem Patenkinde zu schenken pflegt, wenn es, das Kinderröcklein ablegend, in das Alter getreten, um sich als männlicher Sprosse der menschlichen Gesellschaft präsentiren zu können.

In der vorderen Stube waren indeß versammelt, und harrten der Dinge die da kommen sollten: Bachweber der Schneider und Schulmeister, Forbachklaus der Köhler, Barbara seine Schwester, Steffel der Fischer, Mathias der Müller, der Fohrlenbacher Bauer mit seinem Weibe und die alte Fahlenbacherin.

Frau Anastasia hatte aber heute ihrer Kochkunst Ehre gemacht: es wurde aufgestellt, was nur der Tisch zu tragen vermochte, und als nach dem Schinken noch eine Platte voll „Küchle", die Nationalspeise, kam, traten dem kleinen Hieronymus Thränen in die Augen, denn er hatte dem Vorhergehenden so wacker zugesetzt, daß er zu seinem Leidwesen das Nachkommende fast nicht mehr unterzubringen wußte. Dabei wurde der kühle Markgräfler des Laubhausers keineswegs geschont, und bis zum Feierabend auf's Wohl des Hauses, des Kindes und der Wöchnerin angestoßen. Endlich mußten die Weiber im Ernste zum Aufbruch mahnen, und so traten alle guter Dinge den Heimweg an.



II.

Häusliches Stillleben.

Ein Sommer voll Thätigkeit in Haus und Feld war für die Thalbewohner vorüber gegangen. Der Winter schickte seine Vorboten allmählig in das Land, und winterliche Nebel machten den stillklaren Herbsttagen, die im Schwarzwalde gewöhnlich so wunderbar schön sind, ein schnelles Ende. Der Gesang der Vögel war längst verstummt, und die Blätter am Kirschbaum im Gärtlein und das Heidelbeerkraut auf den Halden färbte noch glühend roth, und ein kalter Wind sauste durch die hohen Tannenwälder.

So wie aber die Vögel sich zusammenschaaren und das Wild in Höhlen lagert, so beginnt auch in dieser Jahreszeit in der Menschenbrust das Gefühl der Häuslichkeit sich zu regen, und der nahende Winter mit seinen geselligen Abendstunden gewährt einen wohlthuenden Wechsel auf das ruhelose Auseinanderrennen während der langen Sommertage.

Auch in der Stube des Landbauer Hofes erblicken wir, beim Scheine des Lichtspanes, ein Bild friedlichen, häuslichen Stilllebens.

Das Nachtessen ist vorbei. — Die „Hagarien", mit Ausnahme des Schulmeisters Bachweber, sind noch ferne. — Auf dem Schooße der Mutter liegt der Säugling, unsere kleine Florentina, jedoch nicht mehr als stillruhendes Wickelkindlein, nein, wenn wir jetzt die zappelnde Kleine, ihre runden Bäckchen und das nebenstehende leere Breipfännchen betrachten, so können wir merken, daß es mit dem Hebel'schen Sprüchlein „Esset Chindli g'segn' es Gott, und wachset und treibet" seine volle Richtigkeit habe.

Es scheint, als kenne es die Mutter schon, die in wonnigem Anblicke ihres Kindes all die unendlichen Sorgen und Mühen um das geliebte junge Leben gerne vergißt.

Ihr Innerstes, ihre Gedanken jedoch kund zu thun, vermögen wir nicht, denn wer kann wissen, was eine Mutter an der Wiege ihres Kindes alles denkt und dichtet? und wer die geheimnißvolle Sprache verstehen, die sie mit ihrem Lieblinge spricht? Nur eine Mutter selbst — denke ich — und Gott, dessen allmächtige Hand diese Sprache und die Liebe in das Herz des Menschen geschrieben.

Auf der Bank neben ihnen schmaucht der Vater wohlgefällig in langen Zügen seinen Rauchtabak, während Peter, sein Söhnlein, dem Bachweber Gesellschaft leistet und die Holzschnittbilder im geistlichen Trostspiegel betrachtet, in welchen der gelehrte Schulmeister und Schneider nach dem Kapitel sucht, welches er heute Abend vorzulesen gedenkt.

Zwischen beiden eben genannten Gruppen blicken wir in den Hintergrund oder „Tempel," wie der, mit einer Thüre versehene Raum, zwischen Ofen und Wand heißt, wo die alte Großmutter, abgeschieden von der Welt, ungestört den Rest ihrer Tage verbringt, während sie, der Gegenwart fast entfremdet, wie über den Gräbern der Vergangenheit ihre Gebete verrichtet.

Ihr Sohn, der jetzige Hofgutsbesitzer, hatte dasselbe seit dem Tode ihres Mannes übernommen, er verwaltete es als Feind aller Neuerungen in angeerbter und anerzogener Weise, um es dereinst wieder ungeschmälert auf die Nachkommen übergehen zu sehen. Strenge, sparsam und genau haltend die Sitten und Gebräuche der Altvordern, sah er gerne, wenn sich Nachbarn und Freunde, die alle mehr oder minder in Abhängigkeit von dem Hofgute lebten, in den Feierabendstunden um ihn versammelten, und er war alsdann der einzige „Freie" in Mitte seiner „Hörigen" und „posten Lüte."

Es mochte Wetter sein, wie es wollte, so wandelten zur Winterzeit, mit Ausnahme des Sonnabends, wo Niemand Besuche machte, die gewöhnlichen „Hagarten" (Heimgarten), wie im Volksmunde besuchende Nachbarn und Freunde genannt werden, Abends der warmen Stube des Laubhauser Hofes zu. Bachweber, Schneider und nebenbei Schulmeister der kleinen Thalgemeinde, war regelmäßig der Erste, welcher sich einzufinden pflegte. Als Vorleser und Gelehrter, der Alles zu erklären verstand, war er der Gesellschaft ein stets willkommener Gast, und selbst der Laubhauser, der sonst nicht viel auf Wissenschaft und Künste hielt, hörte ihm gerne zu, wenn er aus der Legende der Heiligen, aus dem geistlichen Trostspiegel, oder auch zuweilen aus irgend einer Ritter- oder schauerlichen Klosterhistorie etwas vortrug. Wenn jedoch bei Anhörung letzterer die Andern in gewaltige Verwunderung oder gar Rührung geriethen, pflegte er als abkühlenden Niederschlag auf dieses Jener, gewöhnlich ganz trocken zu bemerken: „Ah — 's ist alles verlogen!" oder „das ist wieder für die alte Weiber!"

Nebst dem Bachweber stellten sich Abends noch alle jene ein, die wir schon bei der Gasterei am Tauftage genannt haben. Unter diesen war aber der wunderlichste Kauz, der alte Fischer Stoffel.

Schon unter dem alten Laubhauser stets wohl gelitten, hatte er, nach Katzenart, eigentlich mehr Anhänglichkeit an das Haus oder an die Stube, als an die Bewohner; wenigstens nahm er, der Länge nach auf seinem warmen Plätzchen auf der Ofenbank liegend, nur selten Theil am Gespräch.

Der „G'husen Mathis", der, wie schon erwähnt, ein Dienstmann des

Hofbauern war, gehörte ebenfalls zu den nieſehlenden Abendgäſten: oft auch brachte er noch ſein Söhnlein, den kleinen Hieronymus mit herüber. Für dieſen hatte aber das große ſchwärzlich angeranchte Haus mit ſeiner tiefen holzgetäfelten Wohnſtube etwas anziehend Heimliches, beſonders wenn er noch ſo Manches aus alten Zeiten, was daſelbſt ſich zugetragen, erzählen hörte.

Da ſtand zum Beiſpiel in dem Hausaltärchen der Wohnſtube ein altes, holzgeſchnitztes Muttergottesbildchen, an welchem noch die Spur eines Säbelhiebes zu ſehen war. Oft erzählte die Großmutter den Kindern, daß dieſer Hieb von einem ſchwediſchen, einſt im Laubhauſer Hof einquartierten, Reiter herrühre, der nach ſothanem Frevel ſogleich todt zu Boden gefallen wäre.

Auch an der Wand machte die alte Großmutter auf eine Spur aufmerkſam, die von einer Schuſterale kam, welche noch unter ihrem Großvater das „Fraufaßengeſpenſt“ nach einem, auf dem Hofe in Arbeit ſtehenden Schuhmacher, der aller Warnung zum Trotz am Samſtag nach Feierabend noch arbeitete, zum offenen Fenſter herein geſchleudert haben ſollte.

Am wunderlichſten jedoch kam dem kleinen Hieronymus und ſeinen Kameraden ein außergewöhnlich großer Stierſchädel vor, welcher ſeit mehr als Menſchengedenken unter dem Dache am Firſt des Laubhauſer Hofes angebracht war. Und ſelbſt der Vater Mathias, als er das erſte Mal mit ſeinem Herrn, dem Laubhauſer, auf den Heuboden des Hauſes kam, konnte nicht umhin, ſeine Neugierde über dieſe ſonderbare Zierath auszudrücken.

„Da kann ich euch Bericht geben,“ ſagte der Laubhauſer, in dem er ſich breit hinſtellte und die Arme übereinander ſchlug.

„Mein Vorfahr,“ begann er, „mein Urgroßvater, den ihr noch drüben im Bruderkirchle abgemalt ſehen könnt auf einer Votivtafel, die ah der Wand hängt, in ſeinem ſpitzigen Knebelbart und dem breiten gefälteten Halskragen, der ſoll, wie mein Vater ſelig hundert Mal erzählt hat, unter ſeiner Kühherd' ein' Stier gehabt haben, ein Kapital-Stück und ganz abſonderlich Thier, welches nit hat leide könne, wenn jemand Fremdes, mit dem Hut auf dem Kopf, in ſeine Näh' komme iſt.“

„Kommt auch mal der damalig Oberjäger von Waldhauſen, e bißle ein beſſahrtiger Mann, auf den Hof. — „Mein „Hagen“ iſt grad am Brunne, hängt den Kopf, und friſch auf ihn los, „den Hut abe,“ ruft der Stierbub dem Jäger zu, es g'ſchieht, und richtig — das Thier ſtutzt, bleibt ſtehn, und kehrt g'mächlich wieder um.

„Was habt ihr denn da für ein heimtückiſches Vieh?“ ruft der Jäger meim Vorfahr zu, der obe von der Laube dem Spaß zu g'ſehe hat. „Gnädiger Herr,“ ſagt der, und lacht, „er meint's nit ſo übel, — er will halt, daß Jedermann vor'm Laubhauſer Hof und ſeinem Beſitzer den Hut abziehn ſoll — es ſcheint, als weli er dem Bauerſtand Reſpekt verſchaffe, verſtehnd'er! — aber wenn ihr mir jetzt die Ehr' anthun möchtet und eintrette, ſo trinket mer, denk

ich wohl, e Dutzelle Aene mit 'nander — auf den Schrecken —" und der Jäger lacht und sagt, „das Thier hat, bei mich der Teufel, Menschenverstand", tritt ein, und sie trinken lustig mit einander ihr Schöpple. Später ist aber das Thier so eigensinnig und bös worde, daß es hat müsse wegg'schafft werde, mein Vorfahr aber hat den Schädel von ihm an dem Dachfirst vom Laubhauser Hof anmache lane, zum ewigen Angedenken an die G'schicht." So erzählte der Bauer.

Wenn aber die Buben zuweilen, um Heu zu stampfen, auf den Heuboden kamen, so zogen sie noch immer, halb Scherz, halb Ernst ihre Lederkäpplein vor dem grinzenden hohlen Stierschädel — auf daß er nicht böse werde und sie auf die Gabel nehme.

Einst an einem kalten November-Abend waren die Freunde auch wie gewöhnlich um den grünen Kachelofen im Laubhauser Hofe versammelt. Der Wind wehte draußen eisig kalt, und Jeder fühlte sich doppelt beglückt, so sicher im warmen Stüblein im Trocknen zu sitzen.

Meister Bachweber hatte so eben ein Kapitel aus der Legende, und zwar von einem der sogenannten „kalten Heiligen" vorgelesen. Und als nach diesem das Gespräch endlich auch auf das Wetter gekommen, bemerkte der Laubhauser, „wenn so stürmisch Wetter gewesen ist, so hat meine Großmutter selig allemal das dreifache Almosen in die Lüfte g'streut, von wegen den böse Geister." „Man hat früher viel so abergläubisch Wesen gehabt" erwiederte hierauf Bachweber, der als vielgewanderter Mann und Gelehrter keinen Aberglauben in der Welt dulden mochte, seinen eigenen natürlich ausgenommen.

„Seitdem man nicht mehr so viel an derlei Geschichte glaubt," fuhr er fort, „hört man auch weniger von Geisterspuck."

„Mit Ausnahm vom Laschengeist" versetzte der Laubhauser, der gerne bei günstiger Gelegenheit den gelehrten Schulmeister zu necken und aufzuziehen pflegte.

„Von dem habt ihr gewiß noch nichts g'hört?" sagte er zu Mathias, der erst seit einem Jahr zu Laubhausen ansässig war.

„Kein Sterbenswörtle," erwiederte der Befragte.

„Da kannt ihr von Glück sagen, damit ihr aber auch wißt, was für böse Geister hier zu Land den Leuten aufsässig sind, will ich euch die G'schicht erzähle," fuhr er fort, gegen den schmunzelnden Schneider gewendet. „Der Schulmeister," fing er an, „ist mal spat gegen Abends heimetzu gegange, es hat selbigen Tag früh g'nachtet, denn es war e schweres Wetter am Himmel. Wie er nun so gut's Muth's durch den Schlegelwald kommt, so fangt es an zu wehen und zu rauschen in den hohe Tanne — als wie wenn der Pfaffe-Diesle geistweis gieng: aber der Schulmeister ist kein bisle abergläubisch — er fürcht sich nit, doch zur Fürferg' nimmt er sein Regedach untern Arm — und fangt an zu laufe — rennst nit, so gilt es nit. Aber jetzt — jetzt fangt's einsmal an zu klatschen und zu tatschen — hinter ihm her, er

steht still, schaut um — kein Mensch ist um die Weg — er nimmt wieder Reißaus, aber neben ihm her hört er das Ding wieder — das G'spenst folgt ihm auf em Fuß, und beim Tobel, erwischt es ihn endlich, und wirft ihn in den Graben. „Alle gute Geister" schreit er „loben Gott," und hätt' sich gern todt g'stellt, aber in nasse Gräbe liegt es sich nit gut, und g'regnet hat's, wie mit Kübel und Gelten, er fangt d'rum wieder an zu fluße, halber todt kummt er endlich heim, und was meinet ihr, Mathis," schloß er, „wer ist der Geist g'wese?"

„Die Laschen auf meinen nassen Schuhen, die im Rennen auf und ab klappten," platzte der Gefoppte lachend heraus, „ihr wüßtet ja Alle von der Geschicht gar nichts, wenn ich nicht so einfältig gewesen wär', sie selber auszuplandern."

Nachdem die Zuhörer, die übrigens die Historie schon oft anhören gemußt, den guten Bachweber tüchtig ausgelacht hatten, dem Hofbauer zu Gefallen, sagte Mathias: „Die menschlich Einbildung treibt oft ihr sonderbares Spiel, aber es gibt doch Sache, über die Niemand naus kann — auch der Gescheidste nit, und wenn ich wollt' — so könnt' ich so ne Stückle erzähle!"

„Nauß mit den wilde Katze," versetzte der Landhauser, und stemmte die Hand unter das Kinn, in Erwartung der kommenden Wundergeschichte. Der Stoffel aber murmelte etwas auf seiner Ofenbank und drehte sich unwillig um, der Gesellschaft die Kehrseite der menschlichen Gestalt weisend.

„Bei Pfohren in der Baar," erzählt nun Mathias, „da steht nah bei der Donau in der Ebene ein altes Gebäu, der „Entefang" *) benamst, früherer Zeit ein Ritterschloß, jetzt aber nur noch als Zehntscheuer benutzt. Da drinn soll, so heißt es, einer geistweis geh' — der „Schnurer im alte Schloß", die Zehntdreicher kennet von ihm viel erzähle — in unheimliche Nächte hört man ihn schnaufen, als wie einer der im End liegt."

„Nachteulen," murrte der Stoffel gegen den Ofen hin, und „wahrscheinlich Nachteulen" wiederholte Bachweber „oder Schublaschen" versetzte d'rauf der Landhauser.

„Mag sein was will," fuhr der Erzähler fort, „die älteste Leut' habe schon von ihm erzählt, und mein Großvater, der die Pfohremer Mühle gebaut, hat ihn selber g'hört, und der war gewiß kein Fabelhans."

„Selbiger Zeit bin ich viel zu ihm naus kommen und hab' mich oft länger bei ihm aufg'halten, beim Großvater nämlich.

„Es war im Spätherbst gegen Allerseelen hin. Da kommt, beim Oberbu'r,

*) Ein altes, noch zum Theil erhaltenes Gebäude mit vier massiven Eckthürmen, bei Pfohren an der jungen Donau, gegenwärtig noch als Scheuer und Zehntspeicher benutzt. Nach einer vorhandenen Urkunde im fürstlich fürstenbergischen Hauptarchive zu Donaueschingen nahm Kaiser Maximilian im Jahr 1507 auf drei Tage daselbst Herberge bei Graf Wolfgang von Fürstenberg und gab dem in der Ebene liegenden, damals ganz von Wasser umgebenen Gebäude, in scherzhafter Laune, den Namen „Entenburg". Der Geschichte und einer alten Sage zu Folge erstickte im Sumpf dieser Gegend Kaiser Karl der Dicke

we wir junge Bursch g'wöhnlich hing'wandlet sind, auch mal die Red' auf den „Schnufer." „Marcile," sagt's Oberbure Kasper, en junger lustiger Bursch, zu 'ner junge Magd, die da „g'kunkle" g'weten ist, „gelt du hättest's Herz nit, jetzt in der finstre Nacht noch an's Schloß zu geh'? wer aber e' gutes G'wisse hat, der darf sich nit fürchte!" Das Mädle aber steht auf von ihrer Kunkel, und sagt, „das will dir zeige Kasper, was gilt's ich geh'." „Es gilt," sagt er, „ich setz' e neue Gürtel und die schönste g'modelte Bändel," und 's Marcile gibt ihm d'Hand und macht sich trotz allem Abrathen auf den Weg, mutterseelallein. Zum Wahrzeichen aber, daß es richtig Wort gehalte, soll es die Spindel in's Schlüsselloch am alte Schloßthor stecke. — Gut. — Es vergeht e' Stund — zwei — es kommt kei Marcile z'rück. — Ist es vielleicht in der finstern Nacht in die tiefe Donau g'rathen und versunken, oder ist ihm sonst Leids g'schehe? Uns ist nit wohl bei der Sach', und wir machen uns nuns mit Laternen — und wie wir an's Schloß komme — wer liegt da ohnmächtig und ohne Besinnung? 's Marcile; und wenn es auch wieder zu ihm selber kummen ist, so hat es doch nit sage könne, was passirt ist, und von Stund an ist es krank worden, und in drei Tag d'rauf war es e' Leich'. — Was ihm g'schehe ist — kein Mensch weiß es. Einige habe sage wollen, es hab' mit der Spindel sein Fürtuchzipfel in's Schlüsselloch g'steckt und beim Fortgehe g'meint, der Geist halt's; — Andere, der „Schnufer" hab's ang'webt. 's Nani's Ottilen aber, en alt's Menschle, im letzte Häusle gege dem alte Schloß zu, hat von ihrem Dachkämmerle aus hören und sehe welle, wie eben am Gutesang en Laden aufgange sei, und en fürchtige Ma raus g'schaut und g'rufe hab': „drei Tag und drei Nächt, da schwätze mer mit enander:" aber was sieht und hört nit alles en alts Weib. Doch so viel kann ich wohl sage, daß es uns Alle zur Lehre dient hat, mit solche Sache kein Spaß zu treibe. Und dem Kasper ist es Tag und Nacht nachgangen, und wie ich ihn den vorige Sommer wieder mal antreff auf em Michale Märkt z'Donaueschingen, so kommt er wieder auf die G'schicht zu reden. „Mathis" sagt er zu mir, „denket, in letztere Zite muß ich viel an die G'schicht denken, und 's ist doch schon so lang her. — Ich hab mich, fürcht ich fast, versündiget. Schauet, selbig Mädle wär für mich durch e Füer glaufe. Ja ich konnt' noch mehr sage — ich mach mer dessentwege manchmal Gedanke. 's ist kein Glück und kein Stern in miner Hushaltung" macht er, und ich muß sage, der Kasper ist mir zuderbar verkomme, er hat mich dauret."

„Ja, so gibt es halt Sache," bemerkte nach einer Pause der Forbach-flaus, „wie ist es mit dem Kolmenriedergange? man will ja für g'wiß sage, daß ihn der Hollahoh, das erschreckliche G'spenst, am Kohlwasen im Wald erwürgt hab', wie er"

„Oh, so erzählt doch keine so schreckhafte Sache," warf die Laubhauserin ein, ihr Kind, welches unruhig aus dem Schlaf erwacht war, liebend an die Brust drückend, „'s ist heut' Nacht ohnedies was ungrad's," fuhr sie fort —

„wie der Luft d'rauß' weht und thut — 's wär' beſſer, wir beteten e Vater unſer, 's geht mit wegen en Unglück vor."

„Hört ihr nit, wie die arme Seelen in de Lüfte heule," ſagte die Zaberlenbacherin, aus dem „Tempel" ſchleichend, wo ſie der Großmutter Geſellſchaft geleiſtet, und ſich jetzt zum Fortgehen anſchickend. Sie meinte nämlich jenen alten Volksglauben, nach dem das Heulen des Windes von abgeſchiedenen, im Winde hin und her gepeitſchten Seelen herrühre.

Der Sturm tobte aber auch in der That außergewöhnlich, er ſauſte und rüttelte an den alten Holzwänden, daß es im ganzen Hauſe ächzte und kniſterte, als regten ſich überall in Balken und Brettern heimliche Lebensgeiſter.

Das Geſpräch ſtockte eine Weile und alle horchten auf das Unwetter — da unterbrach plötzlich ein ſtarkes Klopfen von außen die Stille. Der Hofhund, welcher anfangs wüthend gebellt, wurde ganz ruhig und Alle ſahen einander betroffen an.

Der Laubhauſer erhob ſich, um nachzuſehen, aber ſeine Frau ermahnte ihn, doch nicht allein hinaus zu gehen. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund," ſagte ſie, und der Zorbacher ſchickte ſich an ihn zu begleiten. Sie ſtiegen in den obern Stock, auf die hölzerne Laube und lugten hinunter in die Nacht.

„Wer iſt da?" fragte der Laubhauſer barſch, und von unten antwortete eine Stimme:

„Ich bin der Graf von Freiſchütz,
Der ſie gern hinter'm Ofen ſitzt,
Der Tag und Nacht marſchirt,
Hunger leidet und halb verfriert."

„Teufel ſieh! wie habt ihr uns diesmal erſchreckt," verſetzte der Hausherr und lief mit dem Zorbacher hinab um zu öffnen. Es waren Landfahrer, die mit ihren Weibern und Kindern noch ſpät Herberge ſuchten auf dem Hofe, was übrigens keine Seltenheit war; denn ſie kamen oft mitten in der Nacht auf die Einödhöfe und nahmen ungefragt Beſitz von Küche und Scheuer. Von den Bauern wurden ſie aber geduldet, eines Theils aus Furcht vor böswilliger Rachſucht, andern Theils auch noch aus Gewohnheit und Neugierde, denn als allwiſſende Neuigkeitskrämer und Lügengeiſter wurden dieſe Heimathloſen von den Bauern mit demſelben Intereſſe begrüßt, wie wir etwa dem Erſcheinen unſerer Tagesblätter und Zeitungen entgegenſehen.

Der Laubhauſer ging voraus und die Bande hinterher in die große Wohnſtube, wo jene im Winkel bei der Stubenthür lagerte, denn wenn ſie Sommers auch mit Schoppen und Scheuer vorlieb nahmen, ſo wurde ihnen zur Winterszeit der Aufenthalt in der Stube gerne geſtattet.

Es war der „lange Hanns" mit ſeiner Sippſchaft, nämlich: „Trautel" ſeine rechtmäßige, in Rom angetraute Gattin (der Trauſchein war ihnen leider abhanden gekommen), der „ſchwarz Sepple," ſein Sohn, „ſchön Röſel," ſeine Tochter, der „Stumpfarm" und die „Lohrmännin", nebſt mehreren Kindern.

Bei dieser Sippschaft genoß der „lange Hanns“, als Aeltester, großes Ansehen und Vorrecht, er war auch weit und breit bekannt, und als fertiger Tanzgeiger und Schnackenmacher überall gerne gesehen.

Der Lange setzte sich sogleich vorne zur Gesellschaft, die Weiber aber, nachdem sie jene begrüßt, ihre Körbe, Mehlsäcke und Schmalzhäfen ausgepackt, auch die ungezogenen Kinder zur Ruhe ermahnt hatten, begaben sie sich in die große rußige Küche, wo sie in Gesellschaft ihrer Buben bis spät in die Nacht kochten und schmorten. Wenn das auf dem Herde angefachte Feuer nicht lustig genug brennen wollte, warf der übermüthige Sepple ganze Klumpen Schmalz in die Flamme, so daß diese dann plötzlich prasselnd und ziſchend in die Höhe fuhr, die herenartigen Gestalten grell beleuchtend.

Für heute wußte der Lange seinen Freunden auf Landhausen allerdings eine Neuigkeit aufzutischen; er berichtete nämlich in seiner schwäbischen Mundart, daß sie bei ihrem Zuge über das Höchst, gegen das Vorderösterreichische hin eine „Helle“ am Himmel gesehen hätten, was ohne Zweifel von einer Feuersbrunst herrühre.

„Gott soll mi leabe lau,“ schloß er seinen Bericht, „d'Welt wurd äll Tag schleachter, d'rum schickt unser Heargott Strofe. Die arme Leut' (hier meinte er sich und seine Zunft), wäaret verfolget, und unterdruckt — 's ist bald nümma zum präsiere.“ —

Die Anwesenden wurden durch diese Erzählung aber in nicht geringe Angst und Besorgniß versetzt.

Der Richtung nach, die der lange Hanns angegeben, konnte es die Gemeinde sein, wo der Kaiserzoller wohnte, und Hausbrände wurden damals als große Unglücksfälle angesehen, denn bei gänzlichem Mangel an Feuerversicherungsanstalten kam der davon Betroffene gewöhnlich um Hab und Gut.

Die Besorgniß war diesmal nicht ohne Grund, denn früh Morgens, als die Landfahrer, gegen ihre Gewohnheit, schon wieder weiter gezogen, kam ein Bote vom Kaiserzoller angeritten, der berichtete, daß es gestern Abend bei ihnen gebrannt habe. Das Feuer sei in einem Nachbarshause angegangen, und habe bei dem starken Winde Scheuer und Stallung des Kaiserzollers ergriffen, dessen Wohngebäude aber noch glücklicher Weise verschont. „Ich hab's geahnt,“ sagte die Hofbäuerin, „es ist mir gestern den ganzen Tag vorgangen.“ Ihr Mann aber, der Landhauser, ließ alsogleich ein Pferd sattlen, und ritt über das Gebirg.

Er fand seine Verwandten zwar noch verwirrt und bestürzt, aber doch noch wohl getröstet, daß das Feuer wenigstens das Wohngebäude verschont habe.

So sehen die Menschen, bei allem Unheil was sie betrifft, noch stets einen Trost darin, daß die Sache noch schlimmer hätte gehen können.

„Sie ziehn dir auf, und lehre dir laufe
ren der a freudige Bum a zeige der no[illegible] Starbe."

III.

Frühlingsanfang.

Wenn, angehaucht von dem jugendlichen Athem des Frühlings, wieder frische Lebenskraft durch die Erde strömt, wenn die vielen Quellen und Bächlein aufgethaut, als flimmernde Streifen durch grünende Wiesen und Thalgründe rinnen, wenn lichte sonnige Wölkchen hoch erhoben im schönen Himmelsblau über die Felsen und dunkeln Wälder schweben, und ein frischer Waldgeruch voll heilender Kräfte durch die milden Lüfte zieht, da vergißt wohl jede Brust der winterlichen Sorge, und der Mensch blickt, in erneuter Jugendlust, wieder vorwärts in die Zukunft und das Leben.

In unserem Thale haben Schwalben und Störche, die geflügelten Herolde der besseren Jahreszeit, bereits wieder ihren Einzug gehalten, und der sogenannte Ankenbuck, gegenüber dem Laubhauser Hofe, glänzt schon wie golden überstäet mit seinen früblühenden Ankenblümchen (Butterblumen), die ihm den Namen gegeben.

Wer aber eben von den Höhen und Bergen hinausblickt in das weite Land, über das dunkelgrüne Meer der Wälder, welches schweigend und groß sich ausbreitet, während nichts mehr winterlich glänzt, als die fernen Alpen mit ihrem ewigen Schnee — den überkommt unwillkürlich ein Sehnen nach der Ferne, es drängt ihn hinaus in Gottes schöne Natur, zu wandern in ihrem seligen Frieden.

Solch holde Tage sind nun jetzt in unser Waldthal eingezogen. Auf dem grünen Rasen vor dem Laubhauser Hofe lagern sich fröhliche Kinder, und selbst die kleine Florentine im leichten Gewande der Jugend versucht mit schwankenden Füßchen, an der Hand der Wärterin, ihren ersten Gang im Freien.

Noch herrschen die Tage der Sorglosigkeit auf den glückseligen Inseln der Kindheit, an deren immergrünen Gestaden die schaukelnden Wellen des Zeitenstroms nur schimmernde Perlen und farbige Steinchen anwerfen, und das Leben fließt noch so ungetrübt und zwanglos dahin, wie das Bächlein selbst, in dem sich der blaue Himmel und die blüthenreiche Erde lieblich beispiegeln.

Unsern Hieronymus sehen wir als Hüter einer Schaar junger gelbwolliger Gänschen, doch scheint es, als verwalte er sein Amt mit Behaglichkeit,

denn er macht ein Geſicht, als ob er ſich nicht im geringſten darum kümmere, was es wohl morgen für Wetter geben werde.

Dionys und Romulus, ſeine Kameraden, beſchäftigen ſich unterdeſſen angelegentlich im Bache mit dem Fang ſilberſchuppiger Greßlinge und Grundeln. In dem Gärtlein des Laubhauſer Hofes aber wandelt die Hausfrau mit ihrem Söhnlein Peter, um nachzuſehen, ob ſich, nach den lauwarmen Frühlingstagen, noch nichts Grünes rege in den Beeten.

Der genannte Hof ſelbſt zeigt uns eines jener weitläufigen Gebäude, deren innere und äußere Bauart, durch klimatiſche und andere Verhältniſſe beſtimmt, darum Jahrhunderte lang die gleiche geblieben iſt. Mit der hintern ſchmalen Seite iſt das Haus dergeſtalt in den Berghang hineingebaut, daß von hier eine bequeme Einfahrt in das zweite Geſchoß des Hauſes gewonnen wird. Schon dieſer Umſtand, ſo wie das flache, weit überhängende Schindel- (oder Stroh-) Dach, bezeichnet zur Genüge den altherkömmlichen Waldershof. Da bis zur höchſten Höhe des Feldberges überall herrliche Quellen hervorſprudeln, ſo fehlt vor keinem ordentlichen Schwarzwälder Hofe das laufende Brünnelein mit ſeinem friſchentquellenden Waſſerſtrahl. Das Abwaſſer des Brünnleins durchſtrömt das Milchhäuslein, um die hier aufgeſtellte Milch vor dem Gerinnen zu ſichern, denn bekanntlich iſt die, aus alte aufbewahrter Süßmilch gewonnene Schwarzwälder Butter weit und breit geſucht; eben ſo verhält es ſich auch mit dem Käſe, der noch ſeinen beſonderen Namen von den Höfen erhält, wo er bereitet wird.

Der Thalboden, aus Granitgerölle aufgeſchwemmt, liefert herrliches, bewäſſertes Wieſengelände, welches mit den weiten, als Weidgang benützten Halden, die noch zum Gute gehören, gar wohl im Stande iſt, einer Viehheerde von ſiebenzig bis achtzig Stück hinreichend Futter zu gewähren.

Nebſt dieſen bilden noch herrliche, weit über die Berge dahinziehende Forſte den Hauptreichthum eines ſolchen Hofes.

Erſt ſeit neuerer Zeit jedoch liefern dieſe den gewünſchten Ertrag, ſeit nämlich mehrere Flüſſe flößbar gemacht und überall Wald- und andere Wege angelegt ſind, welche die Abfuhr des Greßholzes möglich machen. Eben ſo hat das Scheiterholz erſt ſeit Entſtehung der Fabriken, Salinen und Ziegelbrennereien einigen Abſatz gefunden. Denn wenn auch das Kohlenbrennen auf dem Schwarzwalde ſchon von Urzeiten her üblich war, ſo ſtand es doch zu dem unermeßlichen Holzvorrath daſelbſt in keinem Verhältniß, weil außer jenem und den wenigen Brettern, die jeder Bauer auf ſeiner einfachen Klotzſägmühle ſchneiden ließ, gar geringer Verbrauch war. Alte Leute behaupten, daß früher über Wald das meiſte Holz auf dem Stamme verfault ſei. Der Beſitzer fand nur einigen Erſatz darin, daß der tauſendjährige, von den Bergen herabgeſchwemmte Waldhumus ſein Wieſengelände naturgemäß verbeſſerte.

Die wenigen, nur zum Anbau von Haber und Sommerroggen tauglichen Felder zwiſchen Wieſen und Wäldern liefern aber dem Waldbewohner nicht hinlängliche

Nahrung, weshalb er seinen Bedarf an Früchten aus den angrenzenden getreidetragenden Fluren der Baar zu beziehen genöthigt ist.

Dies ohngefähr das Bild jener hochgelegenen Schwarzwälder Landschaften, wenn man sich noch weite Strecken einsamer Wildnisse und Moose, rauschende Waldbäche und zwischen all den unabsehbaren Tannenwäldern starre, spärlich bewachsene Granitmassen denken muß, um ihren eigenthümlich ernsten, bei vieler Lieblichkeit fast schwermüthigen Charakter zu fühlen.

Unser Bildchen zeigt uns im Mittelgrunde die Mühle, auf welcher, wie schon bemerkt, Mathias mit seinem Weib und Kinde wohnt. Und gewiß würden wir, wäre das Haus von vorne sichtbar, auch einige Proben von der Kunstfertigkeit dieses Mannes an den Fenstern zum Trocknen aufgestellt erblicken, als da sind: frischbemalte Kleiderschränke, Tröge, geschnitzte Stühle, Kirchhofkreuze und Votivtafeln. Um aber unsern Mathias vor dem Verdachte sicher zu stellen, als wäre er etwa gar ein schiffbrüchiges Genie irgend einer Kunstakademie, wird vor allem nothwendig sein, eine kurze Lebensgeschichte von ihm und seinem Weibe hier einzuschalten.

Beide waren in der Baar zu Hause. Ihr heimathliches Dorf gehörte seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem ein fürstenbergischer Prinz in den Maltheserorden getreten, zur comthurischen Commende Villingen, während die Oberherrlichkeit jedoch dem Hause Fürstenberg verblieben war.

Mathias, der älteste Sohn eines Bauern, dessen jüngster herkömmlicher Weise Haus und Hof ererbte, dachte früh schon auf Mittel, sich durch Fleiß und Beharren einige Selbstständigkeit zu verschaffen. In weiter Ferne winkte ihm ja ein Ziel, welches ihn nimmer müde werden ließ. Anastasia, eine arme Näherin, die Tochter seines Nachbars, war in redlicher Liebe die treue Genossin seiner Hoffnungen und Wünsche, die Theilnehmerin seiner Ruhe und Arbeit.

Er hatte sich einige Aecker gepachtet. Nicht Nässe, nicht glühende Sonnenhitze, keine fast über seine Kräfte gehende Anstrengung scheute er, in dem Gedanken, daß einst das treue Mädchen die Seinige werden könnte.

Doch sollte es ihm nicht so leicht werden, denn mitten in der harten Arbeit mußte der Arme sich die rechte Hand dergestalt verrenken, daß für immer eine Lähmung darin zurückblieb. Was nun anfangen? Zum eigentlich schweren Bauerngeschäft schien der also verletzte Jüngling für immer untauglich.

Doch nicht entmuthigt, zeigte sich ihm bald eine Auskunft. Schon als Kind war bei mancherlei Gelegenheiten ein Funke inwohnenden Kunsttriebes in dem Knaben geweckt worden. Er kam zuweilen mit seinem Vater nach Villingen, wohin letzterer bei Gelegenheit der Steuerentrichtung an die Commende alljährlich einige Mal zu wandern hatte. Außer einem Gulden rauher Währung (zwei und fünfzig Kreuzer), „der Sitzgulden" genannt, hatten die, zur Commende Villingen gehörigen Ortschaften, noch einige wenige Frohnden der gnädigen Herrschaft zu leisten. Diese bestanden in theilweise seltsamen Obliegen-

heiten: die Gemeinden Eschach waren verpflichtet, den comthurischen Beamten das benöthigte Brennholz in die Stadt zu führen, Weigheim hatte solches klein zu spalten, Türrheim aber mußte der Frau Amtmännin den Kohl aus dem Garten in Haus und Keller schaffen und das Hanffeld „lichten."

Wenn nun Mathias mit seinem Vater, welcher jene Holzfuhren zu besorgen hatte, auf das Ritterhaus kam, so wurde ihnen daselbst, in dem großen, durch das ganze Haus laufenden Saale, der übliche, jedem Handfröhner zukommende Imbiß vorgesetzt, und wenn der Kastenknecht gerade bei guter Laune war, so kamen auch noch aus dem, von Heitersheim her, wohlgefüllten Keller einige Flaschen Markgräfler dazu. Während dem hatte der kleine „Mathisle" hinreichend Zeit, sich in dem alterthümlichen, mit Eichenholz getäfelten und geschnitzten Saal umzusehen; er wandelte schüchtern zwischen den, die Decke tragenden Holzsäulen herum, und bewunderte die lebensgroßen Ritterbildnisse in ihrem prachtvollen Ornate. Mit gleicher Theilnahme konnte er sich bisweilen in dem Malersaal des Benediktinerklosters in Villingen umsehen.

Diese Erinnerungen nun belebten unsern Mathias in seinem Unglück. Gieng es nicht mehr mit schwerer, so bestte er mit künstlicher Handarbeit sein Fortkommen zu sichern. Bald auch hatte er sich Geschirr verfertigt, um allerhand Geräthschaften zu drechseln und zu schnitzen. Auch die Landwirthschaft betrieb er nebenbei, so gut es gehen mochte, indem er wieder hier durch geistige Kraft ersetzte, was an körperlicher ihm abgieng. Auf einem entlegenen öden Feldstücke, welches von der Gemeinde in Pacht zu erhalten ihm gelang, schürfte er die Oberfläche, „brandelte" den Rasen, ließ die Erd- und Aschenhaufen den Winter über gähren und verwesen, und erzielte durch diese Behandlungsart, damals noch wenig bekannt, einen solchen Ertrag an Getreide, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Doch all das wollte ihn dem Ziele seiner Wünsche nur wenig näher bringen, denn — welche Hindernisse stellten sich nicht stets noch dem armen Hintersassen ohne Haus und Bürgerrecht entgegen.

Mehrmals, doch ohne Erfolg, hatte er versucht, bei der versammelten Bürgerschaft um das Bürgerrecht einzukommen, denn die Bürgerschaft war „geschlossen," das heißt, sie war auf eine bestimmte Zahl von Bürgern beschränkt.

Der Vogt war wohl dem Mathias gewogen, durfte aber diese Neigung vor den Bauern nicht allzusehr merken lassen: während Aeltern und Verwandte beider Liebenden von einer Verbindung abriethen, welche so wenig Gedeihliches versprach. Doch durch Vorstellungen konnte weder Mathias noch Anastasia wankend gemacht werden. Sie vertrauten sich und der Vorsehung.

Um diese Zeit besuchte der Commandeur von Heitersheim die Commenderie Villingen nebst den zugehörigen Ortschaften. Dies Ereigniß schien dem Vogt eine vom Himmel gesendete Gelegenheit, seinem Schützling zu helfen. Er wählte Zeit und Ort, wenn Mathis vor dem geehrten Herrn einen Anfall thun, und sein Anliegen vorbringen konnte.

„Wie heißt dieser Mann? wo ist er her", herrschte der Commandeur den angehenden Mann zu seinen Füßen an. Doch der Vogt trat sogleich vermittelnd ein: „er heißt Mathias, gnädiger Herr, ist ein hiesiger Burgerssohn, und ein sehr fleißiger, braver Mann, der sich durch harte Feldarbeit ein Uebel an der Hand zugezogen, aber trotz dem hat er ein großes Stück Feld auf so besondere Art angebaut und urbar gemacht, daß es schon bei Einigen in der Gemeinde Nachahmung gefunden hat. Er wär' geneigt, sich zu verheurathen, allein weil er nit hiesiger Bürger ist, fehlt ihm der Genieß. Seine Braut ist eine rechtschaffene, geschickte Näherin, auch im Stande, Schneiderarbeit zu fertigen. — Gnädiger Herr! ich als Vogt möcht' wünschen, daß er als Gemeindebürger aufgenommen würde."

Mathias lag immer noch auf den Knieen. Der Commandeur sah ihn scharf an; — das treue, ehrliche Angesicht des Bittenden mochte seine Wirkung thun, denn auch des Commandeurs Miene änderte sich, und nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte er feierlich: „Mathias, steh er auf, ich ernenne ihn hiemit zum zwei und siebenzigsten Bürger der hiesigen Gemeinde. Vogt! nehm't einen Act darüber auf, ich werde ihn unterzeichnen."

Mathias dankte stotternd dem gnädigen Herrn, und küßte (denn darauf hatte ihn der Vogt besonders aufmerksam gemacht) sich verneigend den Saum seines Kleides.

Dem Vogt wurde hierauf noch bedeutet, daß dem angehenden Bürger ein Anlehen von hundert Gulden aus der comthurisch-battenbergischen Stiftung gewährt sei, welches also geliehene Kapital, nach dem Willen des Stifters Dietrich Rollmann von Battenberg, niemals aufgekündet werden konnte, so lange nämlich der Schuldner richtig zinste.

„Apropos", sagt der Ritter noch, als sich der beglückte Mathias entfernen will, „seine Braut will ich auch kennen lernen; schick' er sie sogleich her." Der Vogt winkt, und Mathias, voll unaussprechlicher Freude, eilt zu seiner geliebten Anastasia, verkündet ihr das Glück, zugleich aber auch die Aufforderung, alsobald vor dem gnädigen Herrn zu erscheinen. Das aber hält schwer, bis Mathias zuletzt herausstößt: „es muß sein, der Vogt hat mir noch besonders gewinkt." Anastasia nimmt sich also zusammen und geht, nachdem sie ihr bestes Kleid angezogen.

Der Ritter grüßt das Mädchen freundlich als Braut und künftige zwei und siebenzigste Bürgerin der Gemeinde. Sie dankt mit Thränen in den Augen und will ihm ebenfalls das Kleid küssen, aber der Ritter läßt es nicht zu, indem er sagt: „Nein! nicht das Kleid, die Hand." Er fragt sie hierauf noch Mancherlei, und entläßt sie mit der Mahnung: sich fleißig und rechtschaffen zu halten, er werde dem Paar später wieder nachfragen.

Oft erzählte Anastasia diese Geschichte, und fast jedes Mal schloß sie mit nassen Augen und den Worten: „Gott vergelt's dem edlen Ritter!"

Unter Mühen und Thätigkeit, aber mit Gottes Beistand, verlebte das

Ehepaar die erſten Jahre. Anaſtaſia machte nicht nur gewöhnliche Näharbeit, ſie bekleidete auch Marienbilder, fertigte Kirchenparamente, Fahnen und Meßgewänder. Mathias aber übte ſich immer mehr in ſeiner Kunſt. Von einem herumziehenden Heiligenbildhauer, welcher Kruzifixe und Heiligenbilder ſchnitzte, die alsdann ſeine kunſtgeübte Tochter, welche er ſtets bei ſich hatte, faßte (farbig bemalte), lernte er die weſentlichen Handgriffe und Vortheile im Farbereiben und Anſtreichen.

Aber noch hatte Mathias herbe Jahre zu beſtehen; ſei es, daß er durch immer raſtlos fortgeſetzte Feldarbeiten, oder durch ſchädliche Mittel ſein altes Handübel verſchlimmerte, genug, die Schwäche der rechten Hand theilte ſich mit der Zeit auch der linken mit, und machte ihn für immer zur ſchweren Feldarbeit untauglich. Früher eben hatte ihm der lange Hanno, der zuweilen auch im Torfe übernachtete, den Rath gegeben, auf den Wald zu ziehen, und ſeine Kunſt allda auszuüben, indem es dort mehr zu verdienen gäbe; und jetzt machte ihm der Landhauſer Bauer, der in Geſchäften zu ſeinem Vetter, dem Vogt, ins Tor gekommen, den Antrag, zu ihm auf den Landhauſer Hof zu ziehen. Der Vogt hatte ihm nämlich das beſte Zeugniß über Fleiß, Treue und Geſchicklichkeit gegeben, eben ſo ſeiner Frau, die als Näherin auf dem Hofe doppelt willkommen war. Mathias ſetzte dieſem Plane zu Folge die Hofmühle daſelbſt, wo er als Oekonom am Platze war, und als Dreher und ſogenannter „Bächler“ die Reparatur des Mühlwerkes beſorgen konnte. Nebſt dieſem blieb ihm dennoch freie Zeit genug, ſeinem eigentlichen Fache nach Kräften obzuliegen.

Nach reiflicher Erwägung wurde das Anerbieten des Heidauern angenommen, und ſo überſiedelte denn Mathias mit Weib und Kind auf den Wald nach Landhauſen. Er hatte hier ſein redliches Auskommen, und: wo es uns gut geht, da iſt unſer Vaterland, ſagt ein altes Sprichwort. Auch Anaſtaſia lernte dieſe Wahrheit mit der Zeit einſehen, wenn gleich ſie Anfangs in dieſen Bergen, die rings den Himmel abſchließen, Heimweh befiel. Bald jedoch hatte ſie als Näherin anſehnliche Kundſchaft erworben, und weil auf dem Walde der Müller zugleich Bäcker iſt, ſo gieng die geſchäftige Hausfrau auch in dieſem Geſchäfte ihrem Manne helfend an die Hand.

Alljährlich kam ſie einige Mal mit ihrem kleinen Hieronymus auf Beſuch in die Heimath, wo noch Aeltern und Schwiegermutter lebten. Da herrſchte jedes Mal Freude und Glückſeligkeit in dem freundlichen, reinlichen Feldgeding Stüblein der Großältern, wenn ſie kamen, was regelmäßig zu Oſtern zu geſchehen pflegte, wo alsdann der Kleine die Oſtereier, welche der Haas gebracht, in dem ſchönen Obſt- und Graſegarten an dem Hauſe ſuchen durfte. Oft mußte ihm die Großmutter auch ihren Schmuck und Hausſchatz im Schranke zeigen, wobei ſie niemals unterließ, ihm bei Vorweiſung einer ſchönfarbigen Meermuſchel zu erzählen: daß ihr Großvater ſolche mitgebracht vom fernen Meeresſtrande, als er mit ſieben andern Bauern als Abgeſandter

der Gemeinde nach der Insel Malta geschickt wurde, um sich Recht zu erbitten beim Großmeister des Ordens, in einer Streitigkeit, die sich erhoben wegen Einkaufsgelder auswärtiger Weiber. Und wenn ihm der Großvater, ein Zimmermann, seine Sackuhr zeigte, an deren Behänge Einiges von dem Zimmermannswerkzeug gar zierlich in Silber nachgebildet war, und ihm dabei zu verstehen gab, daß nach seinem Tode dereinst diese Sachen alle ihm gehören sollten, so dünkte der Kleine sich jetzt schon, bei der Anwartschaft auf solche Schätze, reicher als Salomon in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Im Rückwege kehrte Anastasia mit Hieronymus gewöhnlich noch in Hüfingen ein, bei einer Verwandten, welche an einen fürstlich fürstenbergischen Feldwaibel verheurathet war. In der Stadt lag nämlich eine fürstenbergische Grenadier-Compagnie, die Königseckische genannt. Der Feldwaibel bewohnte ein kleines Häuslein an der Stadtmauer. Als geborener Soldat hatte er in Begleitung seiner Ehefrau Katharina den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, und seitdem ein glückliches Eheleben geführt.

Von mehreren Kindern, welche ihm Frau Katharina geboren, war eine Tochter allein am Leben geblieben, und im Donauthale an den Jäger und Schloßaufseher von Wildenstein verheurathet. Der Aufenthalt bei dieser Feldwaibelsfamilie, die ganze dortige Umgebung, das reinliche Stüblein mit seiner innern Einrichtung, die Stockuhr mit dem in Kupfer getriebenen Zifferblatt, die ausgeschweifte verschnörkelte Kommode von hartem Holz, an der Wand das in Oel gemalte Brustbild des Fürsten Krebenius von Fürstenberg, des ehemaligen Kriegsherrn des Feldwaibels, alles blieb dem kleinen Hieronymus mit unauslöschlichen Zügen in Sinn und Gemüth tief eingeprägt.

Nach solchen Ausflügen und Besuchen kehrten aber die guten Leute auch wieder gerne zu dem eigenen Hauswesen zurück, denn dieses ist der Ring, innerhalb welchen das Leben und Wirken einer Familie gebannt ist, dem Topfe vergleichbar, in welchem die Pflanze treibt und Wurzel schlägt.

Wenn alsdann Anastasia wieder mit dem Nähzeug daheim in ihrem traulichen Stüblein saß am Fenster, mit der freien Aussicht das Thal entlang bis zur Stelle, wo das weiße Sträßchen, welches in die Baar hinaus führt, im Walde verschwindet, und wenn ihr Blick, wie in Erwartung von Ankömmlingen aus der Heimath, unweilen hinausschweifte, und die schmeichlerischen Lüfte in leisen Wellen all die Wohlgerüche der Blumen aus dem Gärtlein in die Stube trugen, wenn die Schläge der Holzart und das Krachen gefällter Bäume in den Wäldern, und der Ruf der Waldvögel, vermischt mit den fernen Kinderstimmen von außen, nicht stärker an ihr Ohr drangen, als der einförmige Schlag der hölzernen Wanduhr — so mußte sie sich sinnend selbst gestehen — daß es doch auch schön sei in dieser Einsamkeit, wie überall auf der weiten Gottes-Erde.

IV.

Die Schule.

Die Tage, wo die menſchliche Geſellſchaft noch keinerlei Anſprüche macht an das ſorgenfreie Naturveilchen auf den grünen Inſeln der Kindheit, ſind ſchon vorüber. Die Schule, jene unvermeidliche Pforte, durch welche der Weg in's thätige Leben führt, wartet ſchon auf ihre Pflichtigen: Groß und Klein eilt herbei, um die Samenkörnlein in ſich aufzunehmen, die ihnen heute der Lehrer hinſtreuen wird; aber auch um jetzt ſchon die erſten Sorgen des Lebens kennen zu lernen.

Auf dem Lande ſchulmeiſterten in der Regel Leute, welche, ſchwächlich oder gar verkrüppelt, zu körperlichen Anſtrengungen untauglich waren. Dennoch ſind aber ſolche Menſchen nicht ſelten deſto mehr geiſtig entwickelt, und ſo finden wir auch in der That, unter den Schulmeiſtern der früheren Zeit, manchen vortrefflichen und originellen, wenn auch nicht methodiſch gebildeten Lehrer.

Bei freiwilliger Theilnahme der Jugend, unterrichtete eben Jeder nach ſeiner Art. Die Alten ihrerſeits redeten auch ein Wort mit darein, und bedungen aus, wie und was ihre Kinder lernen ſollten. Deßhalb ließ der Lehrer beim Anfang ſeines Lehrganges diejenigen Kinder, welche ſchreiben lernen wollten, die Finger aufheben. Den Mädchen aber war ſelten erlaubt, dieſe Kunſt zu erlernen: denn, ſagten die Aeltern, ſie würden ſonſt nichts als Liebesbriefe ſchreiben. In jener Zeit, wo Leſen und Schreiben noch nicht Gemeingut war, hatte jedes Haus ſein eigenes Zeichen, eine Art Wappen, zum Beiſpiel ein Pflugrad, ein Hammeiſen u. ſ. w., womit ſtatt des Namens alles Eigene bezeichnet wurde. Für Schulbücher hat man ebenfalls wenig Geld ausgegeben, jedes beliebige Buch, der Kalender oder irgend ein fliegendes Blatt diente den Kleinen zur Leſeübung. Später führte man ein „Namenbüchlein“ ein, an deſſen Ende das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote Gottes, die fünf Gebote der Kirche, Tiſch-, Abend- und Morgengebete abgedruckt waren. Der Rechenunterricht beſtund lediglich im Auswendigen des Einmaleins. Die arabiſchen Ziffern waren den Bauern faſt unbekannt, ſie fanden ſich mit den römiſchen zurecht.

Denkübungen, Anschauungslehren und wie die künstlichen Schablonen des Unterrichts heut zu Tage alle heißen mögen, kannte man vordem allerdings nicht, und doch kennte man mit Hebel sagen: „Het Gott nö mengem arme Büebli doch e brave Ma und Vogt und Richter g'macht, und usem Töchterli ne brave Frau, wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt."

In den Landstädtchen war gewöhnlich der Stadtschreiber zugleich auch Schulmeister, Musikpräzepter und Organist.

In Hüfingen war um jene Zeit (in den siebeniger Jahren des vorigen Jahrhunderts) dem Schulmeister noch ein Gehilfe beigegeben, welcher unter dem Namen der lahme Seppel bekannt gewesen. Es ist derselbe, von welchem in dem Vorwort schon als Verfasser einer Stadtchronik die Rede war. Das alte Sprichwort: „Kunst macht auch einen Lahmen werth", fand auf unsern Seppel volle Anwendung, denn nicht nur mit den Händen, auch mit den Füßen konnte er ganze Sätze schreiben. Ueber die Schuljugend führte er zur Winterszeit die Aufsicht, und jeden Tag, nach beendigter Schule, geleitete er seine Untergebenen, unter Voranstragung eines Kreuzes und Fähnleins, in die nahe gelegene Lorettokapelle, um einen Rosenkranz mit ihnen zu beten. Die lange Herbstzeit verbrachte er als Feldhüter in einer Hütte, auf einem entlegenen Theile der städtischen Gemarkung, wo jeder Bürger, noch ehe die Kartoffeln allgemein geworden, einen sogenannten Rübentheil als Allmend besaß. Einst hatte, nach langem Regen, die Bregach eine ganz außergewöhnliche Höhe erreicht. Das ganze Städtchen war, ein zweites Venedig, unter Wasser gesetzt, so daß der Stadtmetzger sich veranlaßt sah, einen Floß zu erbauen, um vor die Häuser seiner Kunden zu rudern, und diesen das benöthigte Fleisch, an einer Heugabel ins zweite Stockwerk hinauf zu reichen.

Als das Wasser über Nacht immer mehr gestiegen, und bereits schon das ganze Ried bis gegen Pfohren hin überfluthet hatte, ward endlich auch des lahmen Seppels in seiner Feldhütte gedacht, den man Morgens früh, mitten in dem großen See, auf dem Dache seiner baufälligen Hütte sitzen gesehen. Die allgemeine Menschenpflicht gebot dringend, ihn zu retten. Der Stadtschultheiß, der früher das Fischerhandwerk getrieben, ließ einen Kahn auf einen Wagen laden, an einer Anhöhe, unweit der Stadt, in's Wasser setzen, und bestieg unter Glück- und Segenswünschen das Rettungsboot, um auf das bedrohte Häuslein zuzurudern. Aus Vorsicht war eine Flasche Wein und etwas Essen mitgenommen. Als mit Mühe und Noth der biedere Retter beim Seppel angekommen, und ihn zu raschem Einsteigen eingeladen, war er nicht wenig betroffen, als dieser ganz trocken erwiederte: „Ich fahr nit mit, das gros Wasser g'fallt mir, es wird schon wieder fallen. Aber wenn ihr was zu essen und zu trinken habt, Herr Schultheiß, so gebt's her," und der Schultheiß reichte ihm den Imbiß und kehrte zur Verwunderung aller Zuschauer allein zurück.

Mit dem Monat Oktober endete jedes Mal sein Amt als Feldhüter, und

wenn alsdann am Kirchweih-Donnerstag sein hölzernes Wächterhäuslein auf einem Karren in die Stadt gebracht ward, so sagten die Kinder: „jetzt geht d'Schul wieder an, man bringt dem Lehrer sein Häusle."

Neben all diesen Aemtern und Würden fand jedoch der gute Mann noch Zeit, in stillen Mußestunden etwas zu arbeiten zur eigenen Unterhaltung und zum vergnüglichen Zeitvertreib. Es war dies ein Lieblingsgeschäft, sein Schoßkind, das ihn einst, in Ermanglung leiblicher Kinder (denn er war unbeweibt), überleben und seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Er verfaßte nämlich eine Stadtchronik, wo er Alles, was einem harmlosen Menschenkinde etwa wichtig und bemerkenswerth scheinen mag, Freudiges und Leidiges, Gutes und Schlimmes, wie es eben im Menschenleben vorzukommen pflegt, beobachtete, und mit verkrüppelter Hand, oder im Abwechslung auch wohl einmal mit dem Fuße in ein großes, in Schweinsleder gebundenes Buch einschrieb.

Doch alle diese Verdienste um das Gemeinwesen konnten ihn im Alter nicht vor Mangel und Noth schützen, denn er starb, blos von guten Leuten unterstützt, arm, im sogenannten „Bettelhäusle."

Wenn aber der Leser in solchem Lebensende eines alten, deutschen Schulmeisters und Schriftstellers nichts sonderlich Ueberraschendes finden sollte, weil es leider gar so gewöhnlich ist, so mag doch bedacht werden, daß das Leben selbst Vergeltung übt an Denjenigen, die es während ihres Daseins so karg bedacht hat; denn wer etwas geistig Anregendes geschaft und hinterlassen hat, dessen Wirken wird fortdauern, während das Andenken so vieler Glückskinder verlöschen ist, noch vor der Schrift auf ihrem Leichenstein.

In unserer kleinen Thalgemeinde versah (wie schon bemerkt) Schneider Nachweber das Lehramt. Den Sommer über hielt er sich bei seiner Familie auf, die, eine Stunde entfernt, im andern Thale ansässig war. Zur Winterszeit gab er in einem Häuslein, welches der Gemeinde gehörte, der Jugend Unterricht in dem Nothwendigsten.

Von seiner Profession hatte er früher in einem österreichischen Regiment als Compagnieschneider lange Zeit Gebrauch gemacht, und sich nebenher Kenntnisse erworben, mittelst welchen er nach genommenem Abschied gar wohl als Schulmeister auftreten konnte. Während der Schulzeit gieng er jeden Samstag nach Hause zu seiner Familie, und erschien am Montag Morgen wieder mit einem Bündelein, welches ihm die Buben gewöhnlich auspacken halfen.

Darin war in der Regel, erstens: eine große Schachtel voll gebratener „Knöpfle", welche er sich die Woche durch wieder aufwärmte; zweitens: eine Büchse mit Schmalz, und drittens: verschiedene zugeschnittene Kleidungsstücke, die er während der Woche neben der Schule her fertig schneiderte.

Auf unserem Bildchen sehen wir den Alten, wie er wetterspähend vor der Hausthüre in die Lüfte schaut, ob nicht irgend ein Anzeichen zu vermerken, aus welchem der frostige Gast, der Winter bald zu gewärtigen sei.

Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche sind vorüber, und die Schwalben und andere Zugvögel längst hinter dem entschwundenen Sommer her in wärmere Länder gezogen. Der Himmel ist grau, als hienge er voll Löschpapier, und auf der Erde ist es, wenn der Wind schweigt, so stille wie ausgestorben; nur von Zeit zu Zeit führt eine Windsbraut die dürren Blätter des alten Apfelbaumes im Gärtlein raschelnd über den Weg und über die Haide, als tanzten sie der späten Jahreszeit den lustigen Reihen.

Bachweber war ein ausgemachter Wetterprophet, das heißt, seine Voraussagen bewahrheiteten sich, wenn nicht etwa aus Ursachen, für die er nicht konnte, gerade das Gegentheil seiner Vorhersagungen eintraf. Seine ganze Umgebung, alle Elemente dienten ihm als Wetterkündiger. Die, bald trockenen, bald feuchten Steine im Keller seines Hauses bedeuteten gute oder schlechte Witterung, und wenn seine Katze auf dem Hirn schlief, so mußte Sturm kommen, ebenso wenn nach dem Kochen die Fünklein noch eine Zeit lang im Rufe der Pfanne, worin er seine „Knöpfle" aufgewärmt, hin- und herliefen. Wenn die „Regenvögel" schreiend aus den Riedflächen der Baar in die hochgelegenen Moose des Schwarzwaldes zogen, war längeres Regenwetter gewiß, und wenn seine etwas zänkische Frau eine Zeit lang wortkarg und schmollend umhergegangen, so wußte er sicher — daß bald ein Donnerwetter losbrechen werde.

Lassen wir aber für diesmal die Kinder im Stüblein ordentlich sich versammeln, und begeben uns dann nach der Schule mit ihnen in die Mühle, um zu sehen, was da noch für lehrreicher Zeitvertreib und nützliche Unterweisung ihrer wartet. Wenn wir in das Stüblein alldorten eintreten, so erblicken wir nichts weniger als eine gar wohl eingerichtete Zeichen- und Malerschule. Vorne an dem Fenster hantirt Mathias auf seiner Schnitz- und Drehbank, und weiter hinten, am Tisch sitzt Hieronymus mit seinen Kameraden Romulus und Dionys, jeder einen respektablen Kupferstich vor sich, und diesen mit behutsamen Strichen zu kopiren bestissen. Mathias hatte sich nämlich nach und nach eine kleine Kupferstichsammlung angelegt, denn nie kam er von dem Benediktinerkloster in Villingen, wo er oft seinen Schwager, den Klosterschneider besuchte, nach Hause, ohne irgend etwas von bildender Kunst, und wäre es auch nur einen zerrissenen Kupferstich oder sonst etwas der Art mitzubringen. Auf diese Weise war nach und nach die Sammlung entstanden.

Es waren meist Bildnisse geistlicher und weltlicher Herren, umgeben mit all dem Aufwand von heidnischen und christlichen Allegorien, Wappen, Drapperien und Schnörkeln, mit ruhmverkündenden Inschriften in klassischem Latein oder zierlichem Deutsch des vorigen Jahrhunderts. Da sah man solche, die „Liebhaber aller Kunst und Schild der Kirche" waren, „Söhne der Charitin-Schaar", Männer, von denen ein „deutscher Kiel" mit Fug und Recht schreiben durfte:

„So lang der Donaufluß Germania wird durchschleichen,
Soll ihres Namens Ruhm nicht von der Nachwelt weichen."

Auch waren dabei biblische Darstellungen, sodann wieder galante Schäfer und Schäferinnen in Puder und Reifrock, Prospekte von Irr- und Lustgärten, wo zwischen geschorenen Hecken und wasserspeienden Delphinen frisirte Herren und Damen lustwandeln, um sich am bunten Schmuck der Blumen idyllisch zu vergnügen.

Vater Mathias hatte aber schon so viel im Malersaale des Benediktinerklosters abgesehen, um den Kindern nothdürftige Anleitung zum Nachzeichnen all dieser Herrlichkeiten zu geben.

Hieronymus war eifrig daran, das Bildniß des Prinzen Eugenius im Harnisch, mit dem Commandostab in der Hand, zu copiren, und zwar für den Vetter Feldwaibel, denn der Vater hatte ihm versprechen müssen, daß er diesen in Hüfingen besuchen dürfe, wenn das Werk gelänge.

Auf diese Art war denn in unserem einsamen verschneiten Schwarzwaldthal eine kleine Kunstschule entstanden, und Meister Mathias durfte sich immerhin der Fortschritte seiner Schüler freuen.

Ruhig Gewissen eigner Herd
Ist Gold u. aller Ehren werth

V.

Der Beſuch in der Stadt.

Es traf ſich oft, daß der Feldwaibel auf Commando zu Streifzügen und Executionen über Wald kam, wo er, wenn immer möglich, in der Mühle einzuſprechen Gelegenheit nahm. Dieß war auch kurz nach jenem nächtlichen Brande geſchehen, welchen die Landfahrer auf dem Landhauſer Hofe, noch ſpät Abends, angezeigt, und weßhalb ſpäter dringendſter Verdacht der Brandſtiftung auf die Vagabunden gefallen war.

Ein Einbruch auf einem Gnädhof, den der Stumpfarm geleitet, und wobei auch der lange Hanns die Hand im Spiel gehabt haben ſollte, war durch einen Bauer verrathen und bei Gericht angezeigt worden, und allgemein vermuthete man, daß dieſem dafür von den Landfahrern der rothe Hahn auf's Dach geſteckt worden ſei.

Es wurde eine Streife angeordnet, aber ohne Erfolg, denn der Herr „Graf von Freiſchütz" und ſein Gefolge waren längſt ſchon incognito über die Grenze gereist, und die verhaßten „Balmacker," wie die Soldaten in der Gaunerſprache heißen, hatten das leere Nachſehen.

Nach einiger Zeit aber, als die Herren annehmen konnten, daß über das Geſchehene Gras gewachſen, kehrten ſie wieder zurück auf ihre Güter, weſür ſie die Bauernhöfe anſahen. Diesmal aber hatten ſie ſich in ihrer Vorausſetzung getäuſcht, denn ſie wurden alsbald abgefaßt, eingeſteckt und ſcharf inquirirt. Es kam aber dabei nicht viel mehr heraus, als die gewöhnlichen Azungs- und Unterſuchungskoſten für den Staat, denn die lieben Leute waren ja, wie alle Verbrecher, die nicht auf friſcher That ertappt werden, völlig unſchuldig, und nach der Unterſuchung wieder eben ſo „ehrliche Leute", wie vorher.

Bald hatten Diebſtahl und anderer Unfug wieder ſo überhand genommen, daß eine Generalſtreife nothwendig ward, und dieſe führte den Feldwaibel auf einige Tage zu ſeinen Freunden nach Landhauſen; denn der einſamere Schwarzwald war es beſonders, wohin ſich die Landfahrer während ſolcher Züge flüchteten und verſteckten.

Die graubärtigen Weißröcke hatten hoch und theuer geſchworen: daß ihnen diesmal kein Schopf und kein Knopf von der Hanfelbande durchſchlüpfen

solle. In Verbindung mit den aufgebotenen Bettelvögten und Bauern wurden alle Schlupfwinkel in Feld und Wald, alle Bettelküchen und Feuerplätze, wo sich die Zunft gewöhnlich lagerte, durchsucht, die Kameraden auch haufenweise zusammengetrieben; diejenigen, welche sich nicht als sauber über das Nierenstück auszuweisen vermochten, abgeführt und unter Schloß und Riegel gelegt.

Hieronymus und seine Kameraden beteten zu Gott, daß doch der lange Hanns nicht aufgegriffen werden möge, denn er war ja ihr bester Freund und Lehrmeister. Hatte er nicht als fertiger Spielmann den Romulus geigen gelehrt und den Hieronymus maultrommeln? Wer hatte ihnen so zierliche Vogelkäfige von Draht gestrickt und hatte ihnen alle die Vortheile und Gelegenheiten gezeigt, um Schwarzblättchen, Kreuzschnäbel, Zeisige und andere rare Vögel zu fangen und in Käfigen zu halten? Erst neulich hatte er ja dem Hieronymus wieder einen Bund seiner Bleistifte in gelbem Rohr, vom Jahrmarkt in Vöhrenbach, wo er stets sehr wohlfeil einzukaufen pflegte, mitgebracht. Kein Wunder also, wenn sie wünschten, er möge den ergrimmten Musketieren nicht in die Waffen fallen.

Diesmal kam er jedoch ungerupft davon, denn es wurden nur solche abgeführt, die von irgend einer Behörde signalisirt oder in die Gaunerlisten eingetragen waren — und unser Hanns war ja, wie es sich schon bei mehreren Untersuchungen herausgestellt hatte, der „ehrlichste" Mann im ganzen schwäbischen Kreis.

Der Feldwaibel hatte bei seinem Besuche auf der Mühle unter anderm auch Einsicht von den Kunstleistungen unseres Hieronymus genommen. Er selbst verstand etwas von der Sache, schon als guter Freund des Faßmalers in Hüfingen, den er täglich besuchte, weßhalb er sich wohl ein Kunsturtheil erlauben durfte. Er munterte den jungen Menschen auf, in seinen Bestrebungen so fortzufahren, und beim Scheiden mußte ihm Vetter Mathias noch versprechen, den Hieronymus kommendes Frühjahr zu ihm auf Besuch nach Hüfingen zu schicken.

Dies geschah denn auch wirklich am Samstag vor dem heiligen Pfingstfeste. Sein Vater hatte ihn bis über den Zindelstein hinaus begleitet, und ihn dann mit guten Ermahnungen und Lehren allein weiter ziehen lassen.

Es war des Knaben erster, selbstständiger Ausflug; für ihn eine Reise in's Morgenland, eine Fahrt um die Welt. Mit eigenem Gefühl bemerkte der kleine Wandersmann einen Weggesellen und alten Bekannten zur Seite. Es war der Bach — die Breg, welche murmelnd und plätschernd neben ihm herlief und ihm treues Geleite gab.

Das Wetter war zweifelhaft und die Sonne hinter trüben Wolken verborgen. Doch hoffte er das Beste, denn Bachweber hatte ja das schönste Wetter prophezeit — und richtig! kaum hatte er das Fußweglein, welches von Wolterdingen durch die Wiesen nach Bruggen zu führt, eingeschlagen,

als es sich aufhellte. Siegreich strahlend trat die Sonne hinter dem Gewölk hervor, und es schien, als würde ein Vorhang am Himmel weggezogen, recht eigentlich zur Verschönerung des kommenden Festtages; und das Thal mit seinen blumigen Wiesen und fernen Tannenwäldern schimmerte klar und lieblich in der kräftigsten Abendbeleuchtung.

Die alte vorderösterreichische Stadt Bräunlingen durchschritt unser Wandersmann ohne Aufenthalt, und noch vor Sonnenuntergang erblickte er das Städtlein Hüfingen, in welches er heute zum ersten Mal allein, ohne die Aeltern, eintreten sollte. Das Herz schlug ihm vor Freude und Beklemmung, als er die, wie es ihm schien, so große Stadt mit ihren vielen Giebeln und rauchenden Schornsteinen so nahe vor sich liegen sah. Und als er durch das obere Thor in diese eingetreten, und von dem Thurme feierliches Glockengeläute erklang, als Gruß und Verheißung des kommenden Festes, so wurde er fast kleinmüthig und „verlegen, er fühlte sich fremd in den unbekannten Gassen.

Vor den Häusern standen plaudernde Männergruppen, den frühen Feierabend in behaglicher Ruhe genießend, und an Bach und Brunnen waren noch fleißige Hände mit Waschen und Putzen beschäftigt. Aber die Kinder, welche bisher vor dem Rathhause, um die hohe, mit eisernem Geländer versehene Freitreppe, ihr lärmendes Wesen getrieben, hatten sich, nachdem die Betglocke angezogen, gebührendermaßen schon von der Gasse entfernt. Das steinerne, mit Blumen bekränzte Muttergottesbild auf dem Stadtbrunnen sah ernst und schweigend herab auf den Platz, wo um den Brunnen die Knechte und Buben ihre Rosse tränkten.

Hieronymus erinnerte sich von seinen früheren Besuchen her nur noch dunkel der Gassen und Häuser. Nach vielem Zögern fragte er endlich einen Vorübergehenden: wo der Vetter wohne? was man ihm natürlich erst sagen konnte, als er noch Name und Stand desselben beigesetzt.

In das Wohnstüblein des Feldwaibels eingeführt, blickten die Geräthschaften und Möbel darin den Eingetretenen wie alte Bekannte, nach langer Trennung, wieder an. Auf derselben Stelle, wie vor Jahren, hieng noch das große, holzgeschnitzte Kruzifix, gegenüber dem Bildniß des Fürsten Frobenius in der gewaltigen Alonge-Perücke und über dem rothen Ordensmantel die Kette des goldenen Vließes. Auf der alten Kommode pickte noch die Stockuhr in ihrem reichgeschnitzten dunkeln Holzkästchen, die Turteltauben unter dem Ofen und das Eichhörnchen in seinem Häuschen schienen stets noch die nämlichen zu sein, die der Kleine schon bei seinem ersten Besuche gesehen hatte.

Hieronymus hatte das von ihm gezeichnete Bildniß des Prinzen Eugenius seinem Vetter überreicht, der seine Fortschritte höchlich lobte und den edlen Ritter sofort mit einer Stecknadel an die Wand heftete.

Nach dem Abendessen kam aber noch ein zweiter Gast, ein alter Tambour, Namens Gesell, ins Haus, der Hausfreund und unzertrennliche Compan

des Feldwaibels. — Als der alte Invalide, der früher bei Oesterreich gedient, das Portrait Eugens gesehen, gerieth er außer sich vor Freude, und versicherte, das Konterfei sei auf und natürlich getroffen. Jugendlich belebt und begeistert von dem Anblick seines ehemaligen Kriegsherrn, erzählte der Alte, wie der „Prinz Eugeni" einst nach einer Schlacht vor allen seinen Generalen und Feldobristen laut gesagt habe: „Wenn ich ein ganzes Regiment solcher Kerle hätte, wie der Tambour Gesell, so wollte ich es nicht blos mit dem Türk', sondern mit allen Potentaten der Welt aufnehmen."

Und wenn wir auch diese und ähnliche Anekdoten, welche der Alte noch aus dem Leben dieses berühmten Feldherrn zum Besten gab, bei keinem gleichzeitigen Schriftsteller aufgezeichnet finden, so haben wir doch keinen Grund, an der Wahrheit derselben zu zweifeln, denn die Wahrheitsliebe war dem alten Veteran, wie den meisten seiner Standesgenossen alter und neuer Zeit, so zu sagen zur zweiten Natur geworden.

Nach dem Nachtessen, als Hieronymus von allem, wie es im Hause stand, gehörig Bericht erstattet, und auf alle Fragen der Base genau geantwortet, machte er sich in das Schlafkämmerlein, das seit dem Wegzug der einzigen, längst schon verheiratheten Tochter, unbewohnt war.

Als unser Reisender nach erquicklichem Schlafe Morgens die Augen aufschlug, warf die Morgensonne schon ihre Strahlen schräg durch das Fensterlein, welches der Feldwaibel mit Bewilligung des Stadtraths in die Stadtmauer gebrochen hatte. Rasch stand er auf, denn er hörte bereits nebenan die Base in der Küche rumoren und der Vetter hustete auch schon in der Stube. Er streckte den Kopf zum Fensterlein hinaus, es war der schönste Morgen — ganz nach Bachwebers Prophezeihung.

In der alten Stadtmauer und auf den Vogelbeerbäumen am Stadtgraben schrieen und jagten sich die Spatzen wie im tollen Vandium über den schönen Tag. Rechts floß die Breg so ruhig und still hinter der Stadt weg — als wolle sie ausruhen von ihrem ungestümen Lauf über Stock und Stein — die glatte Wasserfläche dampfte wie in Schweiß gerathen. Weiter hinaus in der Baar in den Dörfern längs den blauen Wellenlinien des Heuberges, welcher die rauchenden Morgennebel überragte, tönten die Morgenglocken — es war ein Festtag — herrlich weit und breit. In den Gärten unten an dem Stadtgraben standen schon einige Hausväter, betrachtend vor den Bienenkörben oder dem knospenden Tulpen- und Rosenflor, und auf der Straße von Donaueschingen her wanderten festlich gekleidete Leute, einzeln und in Gesellschaft gegen die Stadt.

Die Base streckte jetzt den Kopf zur Kammerthür herein, um Kaffee zu commandiren, denn ein solcher wurde heute aufgetischt, einmal, weil ein hoher Festtag war, und dann noch zu Ehren des werthen Gastes.

War auch der Kaffee zu jener Zeit noch ein theures Getränke, so kam das Frühstück die Frau Base doch nicht sonderlich hoch zu stehen, weil Frau

Katharina aus dem Hause der Oberamtsräthin, wo sie bekannt und öfters beschäftigt war, regelmäßig den zurückgelassenen Satz von dem Frühstück der Rathsfamilie erhielt, woraus sie dann eine zweite, zwar mit vielen Zuthaten vermehrte, doch wenig verbesserte, Auflage veranstaltete.

Während des Frühstückes verkündete die Base ihrem Gast, daß er mit ihr in den Spätgottesdienst dürfe. — Seine Toilette dazu war schnell gemacht — denn: „kurzes Haar ist bald gebürstet"; desto mehr Zeit brauchte aber die Base, um sich gehörig herauszustaffiren. Sie zog diesmal, denn es geschah nur bei ganz absonderlichen Gelegenheiten, ihr seidenes, großgeblümtes Hochzeitskleid an, ein Geschenk der verstorbenen Fürstin, gegen welche sie stets ein warmes Dankgefühl bewahrte. Den Kopfputz bildete die zierlich goldene Haube, mit dem mit Perlen und Flitter gestickten Boden. Einen weiteren Schmuck bildete das grünlich schillernde Mieder mit langer Taille, wie es die Tracht der Bürgersfrauen mit sich brachte.

Der Gottesdienst selbst hatte für Hieronymus etwas Ueberraschendes. Das feierliche Hochamt, die Orgeltöne und die Instrumentalmusik stachen so gewaltig gegen das einfache Ritual in dem kleinen Heimathkirchlein ab — daß er sich bei diesen nie gehörten Klängen wie in eine andere Welt versetzt glaubte. Mit Staunen und Ehrfurcht betrachtete der Knabe, wie einst sein Vater im Rittersaale zu Villingen, die zwölf Apostel, welche auf weit vorragenden Consolen die Seitenwände schmückten, ebenso die Altäre und gemalten Fahnenblätter, so wie die knieenden Ritter und Frauen auf den freiherrlich schellenbergischen Grabmonumenten, und in seinem Innersten regte sich der leise Wunsch — auch dereinst so etwas machen zu können. Bald ward dieser Wunsch zum Gebet, welches er zu Gott empor sendete, daß er ihm solche Fertigkeit gnädig verleihen möge.

Nach dem Gottesdienste sehen wir den Knaben mit dem Vetter im Gärtlein am Hause lustwandeln, wo in den reinlichen, mit Buchs eingefaßten Beeten im herrlichsten Flor die Tulpen und Hiacinthen blühten, und die tief glühende Pfingstrose schon am aufbrechen war. Bunte Schmetterlinge wiegten sich von Blume zu Blume.

An der Stadtmauer, welche Haus und Garten nach außen hin abschloß, schwärmten und summten die Bienen, denn es war hier ganz sommerlich warm und windstille. Alles war so friedlich, so ungestört, wie die damalige gute Friedenszeit selbst, die sich in ihrer Harmlosigkeit überall in allen Zuständen des öffentlichen wie des Familienlebens klar abspiegelte.

Hieronymus betrachtete seinen Vetter, der sich mit ihm auf die Bank unter den Hollunderstrauch niedergelassen hatte, mit heimlicher Verwunderung, denn der Feldwebel hatte heute seine Paradeuniform angethan, und in der That sah der alte Kriegsmann in dem weißen, roth ausgeschlagenen Collett, mit glänzenden weißen Knöpfen, dem dreispitzen Hut mit Silberborten und weißen Busch darauf, ganz stattlich aus.

Sein ſtark markirtes breites Geſicht mit dem vorwärts gekämmten Backenbart, die ſteifgepuderten Haarlocken und der ſchwarz eingebändelte Zopf, ſo wie der ganze ſoldatiſche, abgemeſſene Anſtand des Feldwaibels war ganz geeignet, bei Jedermann ſeiner Umgebung den ſchuldigen Reſpekt hervorzurufen.

Eben wollte der Vetter ſeinem kleinen Gaſt erzählen, welche Merkwürdigkeiten im hieſigen Schloß und ſonſt noch zu ſehen ſeien, als ein Rütteln und Schütteln an der Gartenthüre die Blicke Beider dort hin lenkte. Alſobald erblickten ſie auch ein friſirtes, gepudertes Kinderköpfchen, das über die Thüre herein lugte, weil die Beſitzerin dieſes Köpfchens dieſe nicht zu öffnen vermochte; in der einen Hand nämlich hielt ſie einen zierlichen Fächer, in der andern einen duftenden Blumenſtrauß, und dem Ellenbogen wollte der Riegel nicht weichen. Bevor der Feldwaibel die Honneurs machen konnte, war Frau Katharina ihm zuvor gekommen, denn ſie hatte die kommende Viſite ſchon vom Fenſter aus bemerkt. Das geputzte Dämchen, welches nun eintrat, war eigentlich heute nur gekommen, ſein neues Kleid zu zeigen. Frau Katharina führte es an der Hand auf ihren Mann und Hieronymus zu. Nachdem der Feldwaibel dem Mädchen gebührende Schmeicheleien geſpendet, ward ſie Hieronymus, als dem Gaſt und Vetter des Hauſes, förmlich vorgeſtellt. — Da ſtanden ſie denn einander gegenüber — hier das Stadt- und Beamtenkind in dem ſeidenen bauſchigen Röcklein und der hohen Haarfrisur — dort der Dorfknabe in dem weißen, leinenen Kittel, den ſchwarzen Lederhoſen und den ſchwer benagelten Bundſchuhen; zwiſchen ihnen Frau Katharina in ihrer Bürgerstracht, als vermittelnder Genius. Mit jeder Hand hielt ſie eines der Kinder gefaßt und bemühte ſich, dieſelben einander näher zu bringen, was ihr jedoch nicht gelang, weil Hieronymus, ſchüchtern und verlegen, immer zurück wich, und ſo vermochte denn Baſe Katharina mit feiner Lieb' es dahin zu bringen, daß beide Kleinen ſich die Hände reichten; ſpäter allerdings gieng die Sache beſſer.

Der Abſtand des höhern und niedern Herkommens ward in jugendlicher Zutraulichkeit bald vergeſſen, und in Kurzem wandelten beide Kinder Hand in Hand durch die Beeten. Helena machte jede einzelne Blume und Blüthe bemerklich, an deren Wachsthum und Gedeihen ſie, als thätige Helferin Katharinens, ihren Antheil hatte. Zuletzt führte ſie den neuen Freund zu einem Beetchen an der Mauer, welches ihr gehörte, worin der Anfangsbuchſtabe ihres Namens eingeſäet war, und ſchon als zartes Grün auf dem dunkeln Grunde ſich zeigte.

Als Hieronymus die Entdeckung machte, daß dies auch der Anfangsbuchſtab ſeines Namens ſei, ward dies im Jubel dem lächelnden Feldwaibel berichtet, der bisher behaglich auf dem ſonnigen Bankchen ſitzen geblieben. Nur ungern und mit wahrem Widerſtreben trennten ſich die beiden Kinder, als das Mädchen zuletzt von der Magd zum Mittageſſen abgeholt wurde.

Helena war die Tochter des Herrn Oberamtsraths, der in der Nähe als fürstlicher Rath und Beamter hauste.

Der Herr Rath und die Frau Räthin waren der feldwaibelischen Familie sehr wohlgeneigt, und die Frau Amtsräthin nahm sogar in allerlei weiblichen Nöthen und Anliegen ihre Zuflucht gerne zur thätigen und dienstfertigen Frau Katharina; ja sie vertraute ihr sogar Geheimnisse und Familienangelegenheiten an, wofür sie dann, wie billig, auch manchen Dienst und manche Hilfeleistung in Haus und Garten von der Vertrauten begehrte. Katharina war deßhalb beim Waschen und Bügeln, beim Säen und Gärtnen in Anspruch genommen, und selbst ihrem Ehemann, dem Feldwaibel, war es zuweilen vergönnt, mit Hand anlegen zu dürfen.

Des Nachmittags pflegte in unwandelbarer Regelmäßigkeit der Tambour Gesell sich beim Feldwaibel einzustellen, um den verschiedenen Vögeln, welche letzterer in Käfigen hielt, grüne Salatstöcke, Mehlwürmer oder sonstige Leckerbissen zuzustecken.

Dem Hieronymus erzählte er nebenher dann wieder ein Langes und Breites von seinem ehemaligen Protektor, dem Prinzen Eugeni, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er jetzt wohl mehr als Tambour wäre, wenn der leidige Tod seinen Freund und Gönner nicht zu früh von seinem Posten abgelöst hätte.

Das Beste und Schönste aber brachte der zweite Pfingstfeiertag, an welchem der Feldwaibel seinen kleinen Vetter in das fürstliche Schloß führte, wo der Verwalter, ein guter Bekannter des alten Soldaten, ihnen die Sehenswürdigkeiten desselben zeigte. Das Gebäude, als fürstlicher Wittwensitz erbaut, war, mit Ausnahme der Verwalterswohnung, unbewohnt, doch vollständig möblirt, und hatte in der That manches Interessante aufzuweisen.

Schon das hohe, geräumige Stiegenhaus, wo die lebensgroßen, in Oel gemalten Ahnenbilder des erlauchten Fürstenhauses in ihren kriegerischen Rüstungen und verschiedenartigen Ordensgewändern hingen, machte auf Hieronymus tiefen Eindruck. Es waren die ersten, lebensgroßen Portraite, welche er in seinem Leben gesehen.

Nicht minder schön und wunderbar dünkte ihn das, was er in der langen Zimmerreihe zu betrachten bekam. Die geschnitzten und gepolsterten Sessel und Lehnstühle, die verschnörkelten, mit farbigem Holze künstlich eingelegten Kommode und Kästchen, alles war ihm neu.

An den Wänden hingen Gemälde: Herodias mit dem blutigen Haupte des Johannes; Delila, den Simson seiner Locken beraubend; Bataillenstücke, kämpfende Ritter und Türken; dann wieder getödtetes Wild, Abbildungen seltener Exemplare von Hirschen und Rehen, mit sonderbar verwachsenen Geweihen und Zinken, rare Hasen, und dabei immer der Ort und die Zeit angegeben, wo und von wem sie geschossen worden. — Hieronymus

wünschte nur auch, daß sein Vater dabei wäre um Theil zu nehmen an dem Beschauen von all dieser Herrlichkeit.

Das Bewunderungswürdigste aber hatte der Feldwaibel, wohl berechnend, bis zuletzt aufgespart: es war dies ein Zimmer, das eben erst eingerichtet und künstlich ausgeuieret worden.

Gleich beim Eintritt fielen die Augen auf einige Pudel, Truthähne und Pfauen, welche auf einer freistehenden Kommode saßen, denn sie waren aus verschiedenen Schnecken und Muscheln so natürlich nachgebildet, daß man fast davor erschrack. In ähnlicher Weise waren an den Wänden possierliche Affen und häßliche Waldteufel, grimmig blickende Tieger und Löwen in allerlei Positur zu sehen; sodann wieder ganze Landschaften, Städte, Burgen und Seehäfen, aus Rinde, Moos und Korallen, und „weil curios das Aug und menschliche Gemüther" so präsentirten sich dazwischen farbige Zwerge, Bettler und Mißgeburten, Kohl- und Salatköcke, von feinstem, glänzendsten Porzellan.

Es war dieses Kunstkabinet das Werk eines fürstlichen Archivars, und konnte als ein würdiges Muster des damals herrschenden Zeitgeschmackes gelten.

Nachdem das Sehenswürdigste oben nun beschaut, stieg man zum Schluß noch in den Schloßgarten hinab, um sich in den reinlichen Sandwegen zwischen den geschorenen Hecken und Laubwänden zu ergehen. Als nun endlich der Feldwaibel beim Verwalter, welcher auch wirthete, ein Glas frisches Doppelbier und dazu Käse und Brod bestellt hatte, so ließ sich Hieronymus, der sich ganz müde und hungrig gesehen, auch diese leiblichen Genüsse mit eben so großer Inbrunst schmecken, wie vorher die geistigen. Eine Würze zu diesem Genuß gab ihm der Gedanke, den Seinigen zu Hause über alles Gesehene und Erlebte ausführlich Bericht erstatten zu können.

Kennst du auch die goldne Zeit
An den frommen Kinderstammen
Ach sie darf nicht lange sammen
Ihre Heimath liegt gar weit

VI.

Hirten- und Jugendleben.

In das ländliche Stillleben des heimathlichen Thales zurückgekehrt, hatte Hieronymus Zeit und Muße genug, die Reiseerinnerungen, die er aus der, ihm größern Welt, als bunte Bilder mitgebracht, allein oder im Kreise seiner Aeltern und Kameraden zu recht zu legen und mitzutheilen.

Nebst diesen Anregungen und Eindrücken aus der Ferne brachten Tage und Jahreszeiten wieder ganz Anderes, was, an den Spruch erinnernd: „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen", wohl geeignet war, die Gedanken abzuziehen und Sinn und Verstand auf das ganz Alltägliche und Materielle zu lenken.

Den langen Sommer über arbeitete Hieronymus meist in Feld und Wiesen. Vater Mathias hatte unter Anderm ein Stück Haide nahe beim Haus urbar gemacht, um das kleine Küchengärtlein zu erweitern. Da gab es nicht wenig zu thun, bis der Boden so weit hergerichtet war, daß er als taugliches Gartenland der Mutter übergeben werden konnte. Bis dann wieder das Heu und Oehmd von den Wiesen unter Dach und Fach war, mußte mancher Schweißtropfen über die Stirne rinnen. Nebst den Geschäften für das eigene Haus hatte Hieronymus öfter auf dem Landhauser Hofgut selbst zu arbeiten, und es gab bald kein Feldgeschäft mehr, dem er nicht vollständig vorzustehen gewußt hätte.

Hebels Sprüchlein: „Me luegt nit um, und blibt nit stoh, me hackt, so lang der Tag eim hilft," hatte bei ihm seine volle Geltung gefunden.

Andere Geschäfte brachte der Herbst; jetzt mußte das Vieh auf den Wiesen gehütet werden, und hiebei hatte der Knabe die kleine Klorentina zur Gesellschafterin.

Die Tochter des reichen Landhauser Bauers hatte in ihrer Jugend wenig Genuß von dem Reichthum ihres Vaters. Dieser, ein eigensinniger, unnachgiebiger Mann hatte nebst vielen Eigenheiten auch die, daß er gewissermaßen einen Stolz darein setzte, seine Kinder, in Geschäften wie in Kleidern, den

ärmsten gleich zu halten. So erſparte ihm Peter, kaum den Kinderſchuhen entwachſen, ſchon vollſtändig einen Knecht. Der Junge fuhrwerkte, und that wie ein Alter. Tage lang ſchleifte er mit ſeinem Zug die ſchwerſten Holländerbäume aus den Waldungen, und wenn er ſpät Abends heim kam, ſo verrichtete er noch unverdroſſen und pünktlich alle Geſchäfte im Stall und bei dem Hauſe. — Das war nach dem Sinne des Alten. — Florentina hingegen ſchien nicht nach ſeinen Wünſchen gedeihen zu wollen. — Sie hatte ein lebhafteres Temperament. — Ueber die eigenſinnige Sparſamkeit des Vaters führte ſie oft Klage bei der Mutter, beſonders wenn ſie ſehen mußte, wie andere Kinder, namentlich ihre Kamerädin Juliana, ſo geputzt und nett einher kamen, während in dem barfüßigen Mädchen Florentina Niemand die Tochter des reichen Hofbauern vermuthet haben würde.

Doch in ſolchen Dingen war die gute Mutter ohne großen Einfluß bei ihrem Mann. — Hatte er einmal ſeinen Kopf auf etwas geſetzt, ſo blieb es dabei. Der Alte wollte zum Beiſpiel nicht haben, daß ſeine Tochter in der Schule ſchreiben lerne. Aber hier ſiegte die Liſt des Mädchens über den Eigenſinn des Vaters. Florentina machte ihre Schreibſtudien in der Mühle, und Hieronymus war dabei ihr Lehrer. So gewöhnten ſich die Kinder nach und nach an ein ſtetes Zuſammenleben. Sie glichen zwei nahestehenden, in Waldeseinſamkeit aufgewachſenen jungen Stämmchen, deren Aeſte und Kronen ſich immer mehr und mehr verzweigen und in einander ranken, um ſo in feſtem, getreuem Zuſammenhalten dereinſt heitere und ſtürmiſche Tage gemeinſchaftlich zu durchleben.

Das Hüten der zahlreichen Viehheerden des Waldauer Hofes, während der langen Herbſtzeit, war nicht ohne ſeine Abwechslung. Bald hüteten ſie im Thal an den lieblichen Wieſenufern der Bregach, bald hoch oben über dem Walde, auf den freien Haiden und Triften der Berge; dann wieder an den Abhängen, wo zwiſchen mächtigen Granitblöcken gewürzige, nahrhafte Futterkräuter wachſen.

Es gab keine Stelle in der ganzen Umgegend, wo die Kleinen in ihrem unſteten Hirten- und Nomadenleben nicht hingekommen wären. An regneriſchen nebelig-kalten Tagen kampirten ſie oft in der Köhlerhütte des Forbachklaus, und wärmten ſich an den Gluten, woran der Alte ſein ſpärliches Mahl bereitete. Er erzählte ihnen dabei von dem heiligen Lande und Geſchichten aus der heiligen Schrift; oder aber man kam auf die Wirklichkeit und Gegenwart zu ſprechen. Hier boten unter andern die Wölfe Stoff zum Geſpräche. Klaus unterrichtete die Kinder, wie man ſich vor denſelben zu hüten habe, oder theilte ihnen Anderes über dieſe Raubthiere mit. „Letzthin erſt," ſagte er einmal, „hat mir der lang Hanns erzählt, daß der Schultheiß von Hüfingen den Hirten dort um zehn Pfund Wachs gebüßt hab', weil durch ſein' Nachläſſigkeit wieder eine Kuh von den Wölf' zerriſſen worden ſei. Deſſentwegen", ſetzte er verwarnend hinzu, „hat auch der fürſtlich' Oberjäger erſt wieder die

Wolfsgruben, oben am Thierstein und durch den ganze Hellberg, frisch anzulege lasse." Den Schwarzwaldkindern waren übrigens Wölfe damals nichts Fremdes, und Hieronymus kannte ihr Geheul ganz wohl, denn des Winters trieb der Hunger die Bestien oft bis an die Einfriedigung der Gehöfte, welche sie umstrichen, oder wo sie sich, den Hunden gleich, niederkauerten, die Gelegenheit zu einem Raube, oder zu einem Einbruch in den Stall zu erspähen.

Ein ander Mal berichtete Klaus von dem Laubhauser Berg, worauf einst, an der Stelle, wo noch im Walde gewaltige Steinhaufen liegen, eine Stadt gestanden habe, von der zu seiner Zeit noch ein gut erhaltener Thorbogen zu sehen gewesen sei.

Eben so behauptete der Mann, daß auf dem hohen Thierstein einst ein prächtiges Kloster, von dem aber Niemand mehr den Namen wisse, gestanden habe. Mit solchen Dingen wußte der redselige Alte die Kinder stets zu unterhalten, und beide horchten gerne seiner Rede.

Zuweilen war ihr Aufenthalt auch beim Stoffel, wenn dieser in der erlenbeschatteten, rasch hinfließenden Bregach sich mit dem Forellenfang beschäftigte, wobei sie ihm gerne behülflich waren, während das, ihrer Hut anvertraute Vieh, zerstreut waidend in den üppigen Wiesen und Gründen umher lief.

Bei Sturm und Gewitter flüchteten sie unter die hohen, überhängenden Felsen des alten Thiersteins, und lagerten sich unter seinem schwärzlich angeranchten, dunkeln Gestein, wo die Vaganten so oft kochend übernachteten. Nicht selten verschanzten sich die Kleinen auch in das verfallene Gemäuer des einsamen Zindelsteins. Stille, heitere Herbsttage verbrachten sie unter den hohen Tannen des Weißwaldes, der als dunkler Forst über die Höhen des Thales dahinzieht. An gewissen Stellen hatten sie hier eine freie Aussicht über die Berge und Thäler der Umgegend.

Wenn sie dann so in der Einsamkeit um das stillglimmende Feuer gelagert, einander ihre geheimsten Herzenswünsche in jugendlicher Lebensfreude offenbarten, kam das Gespräch auf Allerlei, in der Nähe und Ferne, auf Vergangenes und Zukünftiges, denn: „Wünschen und Gedenken ist ein Gesieder, das kannst du lenken hoch und nieder."

Florentina hatte eine besondere Sehnsucht nach dem heiligen Lande, das ihnen der alte Köhler Klaus so anschaulich und schön auszumalen wußte.

„Wenn ich fliegen könnt'," sagte sie oft, „so that ich nach Jerusalem fliegen, über's Meer zum heiligen Grab, das möcht' ich nur einmal sehen und Bethlehem — ich gieng nimmer heim, Hieronymus."

„Und ich", sagte dann Hieronymus, „ich möcht' ein Rittersmann sein, so einer, von dessen der Bachweber im vorigen Winter vorgelesen hat, und wenn das alte Schloß da oben noch stünd', und wär' mein, dann that

ich auch fortziehen ins Morgenland, als Ritter mit Schild und Schwert gegen die Mohren und Türken, und wenn ich wieder heim käm', so brächt' ich dir ein Karfunkelstein mit, so einen, wie ihn der alte Ritter da oben aus dem heiligen Lande mitbracht hat," von dem der Klaus so oft erzählt. Wenn er ihn in finstern Nächten dort auf die Ringmauer vom alten Schloß gelegt hat, so hat er gezündet und gefunkelt, daß es hell gemacht, durch's ganze Thal und bis nach Wolterdingen hinaus. Drum hat man das Schloß auch Zindelstein geheißen."

„Ja", sagte Florentina, „weit, weit im Meer, da ist ein Felsen, ganz von Karfunkelstein, es kommt aber nur wunderselten ein Schiff dann."

„Weißt du noch, Florentina," versetzte Hieronymus, „als es letzthin so hell und roth am Himmel über dem Weißwald gewesen ist, und war doch keine Feuersbrunst, da hat der Bachweber g'sagt, das käm von dem Karfunkelstein im Meer! — Aber der Klostervetter von Villingen sagt, es sei nur ein Nordschein, so ein Felsen von Karfunkel geb' es keinen."

Nachdem die Einbildungskraft der Kinder genug in der Ferne herumgeschweift war, kehrten die Gedanken wieder in der Gegenwart und Wirklichkeit an, und Hieronymus erzählte alsdann von all der Pracht, die er im Schloß zu Hüfingen gesehen, und von dem vornehmen und schön geputzten Herrenkind im Garten seines Vetters, welches zuletzt noch seine Kameradin und gute Freundin geworden u. s. w. Das war denn freilich eine Welt, von der Florentina, die noch nie aus ihrem heimathlichen Thale herausgekommen, sich kaum eine Vorstellung machen konnte. Wenn dann der Tag seinem Ende nahte, wenn der Abend und die Nacht sich schon in den Thälern gelagert hatten, während die höchsten Spitzen der Berge noch im Feuer der scheidenden Sonne glühten, und das Betglöcklein wie eine Stimme aus der Heimath die zerstreuten Menschenkinder sich zu sammeln ermahnte, falteten auch sie die Hände, und stimmten mit dem: „Gegrüßet seist du Maria" ein in das allgemeine Gebet.

Manchmal gab es auch Gesellschaft, andere Hirtenkinder blieben bei ihnen, und alsdann wurde in Gemeinschaft gekocht, gebraten und auf selbst gefertigten Tischen und Bänken von Aesten und Rinden ganze Mahlzeiten gehalten.

Wenn an solchen Tagen die herbstlichen Nebel wolkig zerrissen um die waldigen Höhen zogen, der Wind plötzlich in den alten Tannen und dem hohen Waldgras rauschte, das weidende Vieh scheu aus dem Walde rannte, und ein muthwilliger Bube rief: „der Landenberg, der Landenberg kommt", so fuhr die ganze Gesellschaft erschreckt auseinander, und jedes glaubte, es habe den altösterreichischen Vogt gesehen, wie er im blauen Mantel, ohne Kopf, im Nebel um die Lehen reite.

Gerne zogen die Kleinen auch den Landfahrern nach, wenn diese auf Waldblößen den Tag über ihr Wesen trieben, während ihre Weiber bettelnd

auf den Dörfern und Höfen herumzogen. Der lange Hanns, wenn er guter Laune war, spielte ihnen gerne die lustigsten Ländler und „Hopper“ auf, nach welchen sie dann mit den Bettelkindern so lange tanzten und sprangen, bis irgend ein Geschrei entstand oder gar Händel, woran es bei den wilden Vagabundenkindern niemals fehlte. Der Lange aber, eine strenge Kinderzucht führend, fuhr alsdann nach einigem Zusehen dazwischen, und ertheilte seinem eigenen Fleisch und Blut eine derbe Lektion mit den Worten: „Habt's mit euers Gsatting!“ — womit er sagen wollte: ein Jeder solle sich zu seines Gleichen halten.

Sollten unsere Hirtenkinder sich nicht froh und glücklich gefühlt haben, in solch wildem Feld- und Waldleben? Dennoch begrüßten sie wieder mit einer andern Art von Behagen den ersten Schnee, die ersten Stürme, welche Menschen und Vieh zurück in ihre Wohnungen trieben. Für Hieronymus brachte der Winter manch freie Stunde, während welcher er dem Vater beim Schreinern helfen, oder gar seinem Lieblingsgeschäfte, dem Zeichnen und Malen obliegen durfte.

VII.

Das Bruderkirchlein und die Köhlerhütte.

Rings von immergrünen Tannen beschattet steht das Kirchlein im einsamen Waldthale. — Von allen Himmelsgegenden führen die Wege und Weglein hinzu, auf welchen heute, als einem Festtag, die Umwohner heran pilgern, gleich den Wellen in einem Bache.

Es ist das Bruderkirchlein, in der Nähe des Laubhauser Hofes — ein Filial des dortigen Kirchspieles, und seit uralten Zeiten eine Wallfahrt zu Ehren der Fürbitterin Maria, ein Zufluchtsort aller Bedrängten und Leidenden.

Ein klarer, lieblicher Morgen feiert gewissermaßen den Festtag mit, zur fröhlichen Erhebung des Gemüthes der Menschen, die, hinter sich lassend alle die grauen niederziehenden Sorgen, heute im Gebete sich sammeln und erheben wollen.

Hinten an das Gotteshäuslein angebaut ist die Wohnung des Bruders Cyriack, eines Einsiedlers oder Waldbruders, wie sie damaliger Zeit noch häufig anzutreffen gewesen. In seiner engen Klause trieb der Bruder allerlei Handthierung; er goß Heiligenbildchen aus Wachs, drechselte aus Holz und Bein zierliche Rosenkränze, und verschmähte im Winter auch nicht, sich die Zeit mit Lichtspanschnitzen zu vertreiben. Einige Vögel und ein zahmes Eichhörnchen waren die alleinigen Gefährten seiner Einsamkeit. Ein Gärtchen vor der Hütte gab ihm Gemüse, wilde Bienen im Walde reichlichen Honig. Wenig entfernt von dem Kirchlein hauste der alte Forbachklaus, der Kohlenbrenner, in der Hütte, welche wir auf dem Bildchen im Vordergrund abgebildet sehen. An Tagen wie heute, wo alle unsere Bekannten vom Laubhauser Hof und der Umgegend zur Kirche kamen, gewährte die Wohnung den Thalbewohnern ein bequemes Stelldichein.

Bevor wir aber in unserer Historie weiter fortfahren, sehen wir uns bemüßigt, die Geschichte dieses Hauses und seiner Bewohner zu erzählen, weil sie nothwendig zum Ganzen gehört.

Mancher Leser mag zwar denken, daß diese Geschichte nicht sehr verwickelt

Sie leite wegen a Leiche leho.
der Pfarrer schints, well zith eho.

ſein werde, und allerdings, hier, in dieſer Einſamkeit, wo die Natur, die Verhältniſſe, dem Menſchen ſo wenig von demjenigen bieten, was wir die Genüſſe des Lebens zu nennen gewohnt ſind, hier muß Genügſamkeit und Einfachheit zu Hauſe ſein. Der ſtille Friede dieſer Natur wird auch dem Gemüthe des Menſchen eine verwandte Stimmung geben. Wenig bewegt wird der Lebensgang dieſer Waldbewohner ſein, einer ſo ziemlich gleich dem andern. Doch — wo wäre auch das Fleckchen Erde, auf welchem die Seele des Menſchen ohne Wunſch bliebe, wo er ſagen könnte, hier bin ich ſicher vor aller Noth und Sorge? Und in der That, wenn der alte Köhler ſo allein in ſeiner Hütte auf der Kohlſtatt ſaß, ſchien es oft, daß auch ihm allerlei ſchwere Gedanken, wie düſtere Wolkenſchatten durch den Kopf zögen, — und wenn er nach ſeinem ſpärlichen Mahle, ſinnend in ſich ſelbſt verſunken, in die verglimmende Gluth ſeines Herdes ſchaute, ſo ſchien es, als ſuche ſein Blick etwas Vergangenes — Verlorenes. — Dachte der Alte vielleicht an jene Tage, wo er nicht ſo ganz allein, an den eigenen Kindern eine erwünſchte Stütze und Hülfe gefunden? oder ſchaute er in Gott ergebenem Glauben vorwärts in jene Zukunft, die unſer wartet, wenn dieſes Leben wie eine ausgebrannte Feuerſtätte hinter uns liegt?

Die Hütte bei dem Bruderkirchlein ererbte Klaus von ſeinem Vater, der auch ſeine ganze Lebzeit im Dienſte des Landbauers kohlte. Mit ſeinem Weib und ſeinen drei Kindern trieb der Sohn Klaus das Geſchäft fort, und nichts ſchien im Stande, den ruhigen Lebenslauf des thätigen und einfachen Mannes zu ſtören, — bis der Tod des Weibes auch hier jene Lücke in das Leben riß, welche ſo ſelten wieder ausgefüllt werden kann. Bald darauf verheurathete ſich die älteſte Tochter, ein ſchönes, kräftiges Mädchen, an den jungen Felſenwirth, den wir bereits als Stabhalter in der kleinen Gemeinde kennen gelernt. Noch blieb dem Köhler ein Sohn und eine jüngere Tochter; doch an dem Buben Dieter ſollte Klaus wenig Freude erleben, an der Tochter herben Schmerz, denn der Verderber, welcher die Welt umkreiſet, war bis in dieſen fernen Winkel der Erde geſtreift, ſich ſeine Opfer zu erleſen.

Der kleine Dieter hatte unſtäten Sinn, das Köhlerhandwerk behagte ihm nur ſchlecht, und als er zufällig einen Färbermeiſter auf dem Walde hatte kennen lernen, wußte er den widerſtrebenden Vater zu bewegen, daß dieſer ihn jenem in die Lehre gab. „Aber was ein Hacken werden will, krümmt ſich bei Zeiten.“ — Der Färbermeiſter war genöthigt, mitunter dem Lehrling den Rücken blau zu färben, was das Bürſchlein zuletzt ſo übel nahm, daß es noch vor Ablauf der Lehrzeit in die weite Welt entlief. Ein Jahr und Tag hatte man nichts mehr von ihm gehört.

Der alte Vater hauste inzwiſchen mit dem einzigen, zu Hauſe gebliebenen Kinde, der jüngſten Tochter, welche ihm in Allem getreulich zur Hand gieng. Im Winter beſorgte das Mädchen die Geſchäfte des Hauſes, und die

lange Sommerszeit verbrachte es mit dem Vater draußen im Wald auf dem Kohlplatze. An kräftigem Wuchse glich sie ihrer ältern Schwester. Aber ein Hang zum Ungewöhnlichen, vielleicht nach dem Naturell der lebhafteren Mutter, und verstärkt durch die fast gänzliche Abgeschiedenheit von den Menschen, hatte sich frühe schon bei dem Mädchen bemerkbar gemacht. Stets lag sie den Vater an, daß er ihr statt der Mädchenkleider, die eines Knaben anfertigen lassen möchte, und in der That glich sie auch an Muth und Verwegenheit eher einem wilden Buben als einem Mädchen.

Kein Baum war ihr zu hoch und kein Fels zu schroff, den sie nicht erkletterte und erstiegen hätte. Auf die höchsten Mauerzacken der verwitterten Burg Neufürstenberg wagte sie sich, wo auch der verwegenste Bube ihr nicht nachgeklommen wäre. Der Alte hatte in dieser Beziehung seine wahre Noth mit der kleinen Johanna. — Aber auch bei der Arbeit griff das Mädchen wacker zu, sie wußte den Schürhaken und alles was zum Handwerk gehört, so geschickt zu regieren, daß sie ihrem Vater frühe schon einen Köhlerknecht ersparte. Später, als sie zur Jungfrau herangewachsen, legte sich allerdings dies wilde Wesen. An Fest- und Wallfahrtstagen war es Johanna's liebstes Geschäft, das Kirchlein und das Gnadenbild der Mutter Gottes mit frischen Blumen und Bändern zu schmücken. Und wenn sie draußen auf der Kohlstätte mit ihrem irdenen Krüglein zur Waldquelle gieng, umschwärmt von den Vögeln des Waldes, denen sie Futter mitzubringen pflegte, konnte man fast glauben, eines der Waldfräulein zu sehen, mit denen menschliche Einbildungskraft die geheimnißvoll rauschenden Wälder bevölkert hatte. Doch auch hier, in dieser Abgeschiedenheit von der Welt, gab es Jemand, der in schweigender Liebe um Johanna warb und ihr diente, nämlich Columban, der Knecht ihres Vaters, und das war keineswegs zu verwundern; denn wenn das Mädchen den Ruß aus dem Gesicht gewaschen, so kam ein frisch blühendes Antlitz zum Vorschein, an dem wohl noch Viele, außer dem ungefügen Köhlerknecht, Gefallen gehabt hätten.

Se hüt di vorem böse Dinä
bringt nume Weh und Ach
Wenn Sunntig dich ze bet und singt
Am Werchtig schaffsch Tuch

VIII.

Johanna.

Es war zur hohen Sommerszeit, der alte Klaus saß ruhig bei seinem Feuerherd unter dem Thierstein, in dessen Nähe er seine Kohlstatt angeschlagen hatte; die Sonne brannte heiß an die zackige Felsenwand, und nur zuweilen strich ein leises Lüftchen durch die Erlen, über die murmelnden Wellen der nahe vorbeifließenden Bregach, und in der wolkenlosen Luft wiegten sich Geier, spähend nach Beute. Da kam ein Bube gelaufen mit dem Berichte: die Johanna schicke ihn, der Vater soll heim kommen, der Dieter sei da. Verwundert erhob sich der Alte, umgieng einige Mal schweigend den rauchenden Meiler, gab dann dem Knechte Columban noch einige Anweisungen, und schritt mit gedankenvoller Miene heimwärts. In seiner Hütte angekommen, traute er kaum seinen Augen, als ein feiner Herr ihn als Vater begrüßte. Es war in der That sein Dieter, aber in welch auffallender Umgestaltung. Ein stahlbrauner Rock mit langen Schößen, mit großen, blank geschliffenen Stahlknöpfen, die geblümte Weste, die kurzen Beinkleider und seidenen Strümpfe, der dreieckige Hut auf dem frisirt gepuderten Haar, gaben dem vormaligen Köhlerjungen vollständig das Ansehen eines noblen Herrn.

Auf die Frage des Vaters gab der junge Herr indeß wenig Auskunft: er sei ein gemachter Mann, mehr könne er jetzt nicht sagen — er sei der innige Freund und Associe eines Millionärs und Fabrikherrn, dieser werde in Zeit einer halben Stunde hier sein und sein Absteigquartier in der Hütte nehmen, zu seinem Plaisir und ihm, dem Dieter zum Gefallen.

Der Alte schüttelte ungläubig den Kopf, es schien ihm fast, als sei es beim Dieter nicht ganz richtig. Dieser jedoch blieb nicht lange unthätig, er kommandirte und ordnete in der Hütte, daß die guten Leute nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stehe. Johanna mußte den runden, eichenen Tisch mit einem frisch gewaschenen Tischtuch überdecken und einen Topf mit Blumen darauf stellen. Die Schlafkammer und das Ehebett des Alten hatte er schon gleich bei seinem Eintritt in die Hütte für sich und seinen Freund in Beschlag genommen, Johanna mußte es mit frischem Leinenzeug überziehen.

In der Wohnſtube zerrte er einige alte Kleider des Alten, welche an der Wand hiengen, herunter, und warf den ganzen Plunder durch die offene Kammerthür. „Ihr habt auch gar keine Paſſion für Ordnung, ihr Landleute!“ ſagte er. — Hierauf riß er die Fenſter auf, um die Stube auszulüften. Das große, von Alter gebräunte, holzerne Kreuz über dem Tiſch, wollte er auch herabnehmen und beſeitigen: weil ſolches nicht mehr der Zeit angemeſſen; da aber packte der Alte ihn gewaltig am Arme und drohte ihn zu Boden zu ſchlagen — wenn er nicht ablaſſe.

Johanna mußte ſich umkleiden und ihren neuen Strohhut aufſetzen. Er hatte ihr eingeſchärft: den reichen Elſäßer ja recht höflich und artig zu empfangen, denn das habe er gern! Der Alte hatte ſich wie träumend in ſeinen großen Lehnſtuhl geſetzt, und ſah dem Rumor zu: endlich aber konnte er nichts anders mehr glauben, als der Dieter komme geradezu aus dem Narrenhaus. — Dieter wollte eben noch den Vater nöthigen, ſeinen ruſſigen Wams mit einem beſſern zu vertauſchen, als er, gegen das Fenſter ſpringend, ſchrie: „Ah! da kommt er ja ſchon! — Aufgepaßt ihr Leute, den Herrn, den ihr dort um das Waldeck herum paſſiren ſeht, iſt der Elſäßer und Millionär, der Herr Tolberg, mein Freund!“ Mit einem Sprunge eilte er zur Thüre hinaus.

Wirklich auch ſahen die beiden Zurückgebliebenen einen weiten jungen Mann, in Begleitung eines Bauernburſchen, welcher jenem das Gepäcke trug, auf das Haus zuſchreiten, und bald darauf an der Hand Dieters eintreten.

Es war ein hübſcher Mann mit einem ſchwarzen Kraushaar, weniger auffallend gekleidet als Dieter, aber von feinen Manieren. — Mit Ungezwungenheit grüßte er den Alten.

Johanna trat aus der Kammer in die Stube, auf ihn zu, und reichte ihm mit einem Knix, wie Dieter ſie gelehrt hatte, die Hand. Der Fremde ſchien überraſcht von dieſer Erſcheinung; die hübſche Tracht und der noch hübſchere Wuchs der jungen Schwarzwälderin machten ihn ſtutzen.

Sie hatte ihren Sonntagsſtaat angethan; die weißen, fein gefälteten Hemdärmel, der rothſammt'ne Latz mit der gold'nen Nestel, der dunkelgrüne Koller, der gelbe Strohhut und die gewaltigen hellbraunen Zopfe darunter, alles war geeignet, die blühende Geſtalt des ſchönen Mädchens zu erheben und herauszuheben.

Der junge Herr Tolberg erklärte nun: er wäre gekommen, einige Zeit bei ihnen zu verweilen, um die wackern Aeltern und Geſchwiſter ſeines Freundes Dieter kennen zu lernen, ſo wie die traulichen Hütten und romantiſchen Gegenden des ſchönen Schwarzwaldes. — „Aber nur dann,“ ſetzte er hinzu, „werde ich eurer Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen, wenn ihr mir verſprechet, euch in Nichts ſtören zu laſſen — und meinetwillen kein Haar breit von eurer gewöhnlichen Lebensweiſe abzuweichen.“

Johanna wollte aus dem Felsenwirthshause Wein holen, Herr Tolberg aber ließ es nicht zu; er bat um ein Glas Quellwasser: was er nirgend so frisch und erquicklich gefunden, als hier im Schwarzwalde. Ebenso einfach mußte auch auf seinen Wunsch das Abendessen zubereitet werden.

Tolberg schien seinen glücklichsten Abend zu verleben, und Dieter war seelenvergnügt, daß sein Freund sich so gut amüsire. Das Gespräch war in Gang gekommen, und Johanna horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf alle die Begebenheiten und Abenteuer, welche der junge Herr Tolberg aus seinem Reiseleben mit beredter Zunge zum Besten gab. Es war schon ziemlich spät, als mit sehr verschiedenartigen Gedanken die Gesellschaft sich trennte, um sich zur Ruhe zu begeben.

Mit wenig Worten läßt sich die Geschichte der zwei jungen Abenteurer, welche wir so eben kennen gelernt, erzählen, denn sie enthält eigentlich nichts, als das schon so oft da gewesene, so vielfältig variirte Thema vom verlornen Sohne.

Was den Dieter anlangt, so paßte Hebels Sprüchlein vom Mann im Mond wie gemacht auf ihn:

„Me hat em gseit der Dieterli,
s Nütnutz isch er gsi.
Us Bete het er nit viel gha,
Us Schaffen e nit viel."

Doch wußte er sich umzutreiben, sich Sprache und Manieren des Städters anzueignen, und war ein gewisser Parvenu geworden, als das Geschick ihm seinen jetzigen Begleiter in den Weg führte. Dieser war in der That der Sohn eines reichen Fabrikherrn aus dem Elsaß, und Tolberg sein rechter Name. Seine Aeltern hatten ihn auf Reisen geschickt, um die Welt zu sehen, die Geschäftsfreunde des Hauses persönlich kennen zu lernen, und um sich durch die Reise noch völlig zum Kaufherrn und Handelsherrn auszubilden. Auch über seine fernere Zukunft waren Heirathsprojekte im Reinen. Von Natur war der junge Mann lebendig, ja enthusiastisch überspannt, aber gutmüthig, doch dabei leichtsinnig und nicht gewohnt, sich irgend etwas zu versagen, irgend einer Anwandlung seiner Laune zu widerstehen. Dieter wußte sich an den jungen Mann zu machen, war ihm bald unentbehrlich und fortan sein Begleiter — aber auch sein böser Genius. Im Geldverschleudern entwickelte Dieter eine Meisterhaftigkeit, welche ihres gleichen suchte, so daß die Zuschüsse von Hause nicht mehr reichten, obgleich die Mutter, eine Pariserin, welche zunächst den Knaben verzärtelt und verwöhnt hatte, ihm noch heimliche Geldsendungen machte. In einer ihrer Verlegenheiten hatte Dieter den jungen Tolberg zu einer verdächtigen Wechselmanipulation zu überreden gewußt. Doch hierin war der Schelm noch kein Meister: er merkte bald, daß er mit seinem Freunde den vollen Zorn des alten Tolberg zu fürchten habe,

denn diesen hatte die Wechselgeschichte schon auf's Höchste entrüstet, und es war ihm dadurch zugleich das ganze wüste Leben des Sohnes bekannt geworden. Dieter hielt es für das beste, sich auf einige Zeit unsichtbar zu machen; er schlug vor, sich auf ein Paar Monate zu seinem Vater auf den Schwarzwald zurückzuziehen, die Abwechslung werde ihnen Plaisir machen, sein Freund werde auch das Landleben kennen lernen, sie könnten dort allerhand kurzweilige Suiten und Touren machen, und unterdessen werde zu Hause bei dem Herrn Papa und der Frau Mama das Wetter sich legen.

Das fand sogleich Eingang bei dem jungen Verschwender; einen ländlichen Roman hatte er noch nicht gespielt, das mußte auch einmal versucht werden: „ma foi c'est délicieux" hatte er ausgerufen, indem er seinem erfinderischen Freunde um den Hals fiel: „Dieter, du bist ein köstlicher Kerl, ein Genie! Fort, auf das Land, in die stille, harmlose Natur, depechons nous."

An einem schönen Morgen waren die Herren verschwunden, um auf den nächsten Wegen Dieter's Heimath im Schwarzwalde aufzusuchen, wo sie auch, wie wir gesehen haben, wohlbehalten ankamen, und wo wir sie vorhin beim Schlafengehen verlassen haben.

Kaum in die Kammer eingetreten, wo das große, weißblauerige Himmelbett für sie bereitet stand, fiel Tolberg seinem Freunde um den Hals, mit den Worten: „Dieter! jetzt ist mir die Bestimmung meines Lebens klar geworden. — Nirgends als hier kann das Glück mir blühen, Dieter! — ich heurathe deine Schwester!" — „Und Mamsell Dorval?" entgegnete der Schlaue fragend, und wie von einem raschen Gedanken erfaßt.

„Schweig!" rief Tolberg, „nie wird das abgeschmackte, verzogene Ding meine Gattin, so wahr ich Tolberg heiße. Ich bin mein eigener Herr. — Nur mit Johanna will ich leben, und wäre es auch in der tiefsten Einöde des Schwarzwaldes, fern von dem verhaßten Kram der kalt spekulirenden großen Welt — die ich nun genugsam kennen gelernt habe." —

„Ja, hier wohnt der Friede," fuhr er fort, an's Fenster tretend, durch welches der klarste Vollmond schien, — „hier sind ich mich selbst wieder. — Ich habe ein wahrhaft thörichtes Leben geführt — ich will es anders anfangen — besser werden. — Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich kräftig und stark, ich will thun, wie mir mein besseres Selbst gebietet. Wie schön ist es hier, in dieser Einsamkeit! — Welch' herrliche Nacht! — Ich stehe am Wendepunkt meines Lebens — und Johanna sei meine Führerin." —

So fuhr der, so leicht in's Schwärmen gerathende junge Mann noch eine Zeit lang fort, während Dieter, die Schlange, bereits in den Federn lag, und seinem Freunde gähnend zuhörte. — Denn das war Musik für seine Ohren; er kannte seinen Herrn und wußte, wie leicht er zu gewinnen sei, wenn die Sache nur rasch und klug in's Werk gesetzt werde — und ihm,

Dieter, konnte es ja dann nicht mehr fehlen, denn war Jelberg sein Schwager, so blühte auch sein Waizen.

Als er nach vielen schönen Phantasien Morgens erwachte, schien die Sonne schon hoch durch die runden Scheiben des Kammerfensters. Sein Schlafkamerad war fort und unten in der Stube, wo Johanna ein einfaches Frühstück auf dem reinlichen Tischtuche aufgetragen hatte. Bei dem Mädchen hatte die Sache Ernst gefaßt, ihr ausdrucksvolles Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem schönen Fremdling, der ihr bald seine ganze Lebensgeschichte mittheilte und selbst Schritte nicht verschwieg. Er erzählte ihr von seiner Heimath, von seiner guten Mutter — und gab ihr zuletzt unverhohlen zu verstehen: daß er nur mit ihr das Leben und alles, was ihm der Himmel an Glücksgütern beschеert, genießen und theilen wolle — und daß sie sein Schutzgeist und guter Engel werden solle.

Johanna wußte nicht wie ihr geschah. Ihr Herz, so wie das des jungen Mannes, war bereits umstrickt, sie blickten über all die gewaltigen Hindernisse, die solch einer ungleichen Verbindung im Wege stehen mußten, in fröhlicher Hoffnung hinweg.

Auch mit dem Vater hatte Jelberg gesprochen, doch damit dem Alten nur eine neue Zentnerlast auf die Seele gewälzt. Er schwieg, weil er fühlte, daß nur Unheil aus solcher Mißrath entspringen könne.

Die jungen Leute indeß machten Ausflüge in der Umgegend. — Dieter trug dabei eine alte Militäruniform nebst langem Stahldegen. In diesem seltsamen Costüme spielte er den **maitre de plaisir**. Hatte die Gesellschaft zum Beispiel verabredet, diesen oder jenen Berg zu besteigen, und in einem Wirthshaus in der Nähe Erfrischung einzunehmen, so eilte er als Quartiermacher voraus, während Jelberg und Johanna langsam nachfolgten.

Dieter wußte sich dabei ein gewaltiges Ansehen zu geben. Wenn er in die Wirthsstube eintrat, und die Bauern vor dem fremden Offizier ehrerbietig aufstanden, oder Platz machend näher zusammen rückten, so sagte er vernehmlich herablassend: „geniert euch nicht, ihr Landleute!“ Wenn dann einer oder der andere der Gäste seinem Nachbar in die Ohren raunte: dies sei des Forbachklausen Dieter, der sein Glück in der Fremde gemacht, so war das Erstaunen noch größer.

Als Mann von Welt machte sich Jelberg unter anderm auch mit der gastfreundlichen Familie eines benachbarten herrschaftlichen Obervogts bekannt. Die junge, geselligkeitliebende Frau dieses Mannes lud ihn und Johanna oft zu sich, und bei einem solchen Anlaß veranstaltete sie einst, daß Johanna ihre ländliche Tracht mit ihren städtischen Frauenkleidern vertauschte, und also vor ihren überraschten Jelberg trat. Allerdings schien dieser entzückt über solchen Einfall, versicherte aber gleich: daß seinem Mädchen die Landestracht doch tausend Mal besser stünde, und er werde nie zugeben, daß sie solche ablegte,

wenn ſie die Seinige geworden — „denn,“ ſetzte er hinzu, „es wird mir ſtets ein liebes Angedenken an deine Heimath und den Schwarzwald ſein.“

Die Anſtalten zur Hochzeit wurden indeſſen von den beiden Abenteurern mit unglaublicher Haſt und Eile betrieben. Damals überwachte man die Fremden noch nicht mit der mütterlichen Sorgfalt, wie heutigen Tages, und der Stabhalter, ſein künftiger Schwager, welchem Jelberg ſeine Papiere vorlegte, hielt dieſelben für vollgiltigen Ausweis.

Auch mit dem Pfarrer hatte der junge Mann Rückſprache genommen, und da er, wenn gleich unbewußt, die diplomatiſche Maxime befolgte: nur die Wahrheit zu ſagen, freilich nicht die ganze Wahrheit, ſo fand auch der geiſtliche Herr in dem Fremden ſowohl wie in der ganzen Sache nichts Verfängliches.

Nur der alte Klaus vermochte nicht, ſich zu beruhigen. Er hielt den jungen Herrn für einen Gaukler oder herumfahrenden Komödianten. Auch er wandte ſich, um Rath zu holen, an den Pfarrherrn.

„Wenn er wirklich ſo ein reicher Herr wär',“ behauptete er, „ſo wär' mein Bub g'wiß nit ſein Kamerad, und er wär' nit da, wo er jetzt iſt.“

„Ein Betrüger,“ erwiederte der Pfarrer, „iſt er nicht — er iſt wirklich das, wofür er ſich ausgibt: reicher Leute Kind und von guter Erziehung, ich habe mich hinlänglich überzeugt.“

„Um ſo ſchlechter,“ erwiederte der Alte: „dann iſt mein' Tochter erſt recht ang'führt. Herren, ſind Herren! und die Armuth gehört hinter die Thür und es fällt mir immer der lang Hanns ein: „Hab's mit euerm Gatting.“ Wenn er wirklich ein reicher Herr iſt, dann iſt die Sach' erſt g'fehlt.“

„Allerdings,“ erwiederte der Geiſtliche, „hat dieſe Verbindung viel Bedenkliches. — Doch dies iſt ſeine Sache. — Wenn Ihr aber, als Vater, eure Einwilligung durchaus nicht dazu gebet, ſo denke ich, wird das Mädchen, als gehorſame Tochter, ſo wie ich ſie kenne, euern Willen ehren.“

Der Alte gieng ſeufzend, ſagte ſich aber fortwährend: „es geht mir ein Unglück vor — es iſt kein Segen in der Sach.“

Dieter hatte unterdeſſen alle Verwandten und Bekannte zu bearbeiten gewußt, was ihm nicht ſehr ſchwer geworden. Der Stabhalter war ohnehin von dem offenen, jovialen Benehmen des jungen Mannes im Voraus eingenommen, und ſo mußte endlich auch der alte Vater geſchehen laſſen, was er nicht hindern konnte, denn auch die Vorſtellungen des Geiſtlichen fanden bei dem Mädchen kein Gehör.

Die thätigſte Unterhändlerin aber war die Zahlenbacherin, und durch einige Geldſtücke und gute Biſſen ganz für Jelberg eingenommen. Ihn nannte ſie bei Johanna den ſchönſten und braveſten Herrn im ganzen römiſchen Reich und pries ihn als das glückſeligſte Brautlein der Welt. Doch konnte ſie andererſeits nicht umhin, zu Columban dem Kohlenknecht zu ſchleichen und ihm, als dem früheren Liebhaber Johanna's, die ganze Sache in langſamen, aber bittern Tropfen beizubringen. Was ſie hier anrichtete,

laut ſich denken: unglaublich war die Wuth des Köhlers: er ſchwur dem Glaſer, den er einen Betrüger und ſchlechten Menſchen nannte, den Untergang, und die ganze Sache hatte wahrſcheinlich eine ſchlimme Wendung genommen, wenn die Fahlenbacherin nicht wieder ſchleunigſt den bedrohten Felberg und ſeinen Freund Tiefer von der Gefahr benachrichtigt hätte.

Columban fluchte, weinte und gebehrdete ſich wie toll. Er kündete ſeinem Meiſter den Dienſt und lief fort — die ganze Sippſchaft verwünſchend.

Unterdeſſen hatte Felberg auf dringendſtes Bitten von ſeinem Freunde, dem Geſchäftsführer ſeines Vaters, Briefe und Geld erhalten. Tiefer ſchrieb etwa Folgendes:

„Hier empfängſt du eine Summe Geld. — Es iſt alles, was ich bei großer Gefahr, verrathen zu werden, auftreiben konnte. Dein Vater iſt wüthend und auch die Mutter ſehr aufgebracht. — Die Wechſelgeſchichte war in der That ein tatarer Streich. Der Unwille deines Vaters hierüber hat ſich ſeit deinem langen Stillſchweigen eher geſteigert als vermindert. Doch ich will dir keine Strafpredigt hierüber halten. Die kleinmüthigen Selbſtanklagen in deinem letzten Schreiben und deine Betheurungen, daß du umkehren wollen auf jeden verderblichen Pfad, zeigen, daß du endlich deine Fehler einſehen gelernt. Iſt es dir hiemit Ernſt, ſo wird ſich die ganze Sache noch zum Guten lenken laſſen. Unter dieſen Umſtänden halte ich es ſelbſt für beſſer, wenn du jetzt nicht ſogleich deinem Vater unter die Augen kommſt. Der Aufenthalt auf dem Lande ſcheint gutmüthig auf dich zu wirken. Du Glücklicher! Du verlebſt herrliche Tage, während ich mich, wie ein Zugthier in der Mühle, im ewigen einförmigen Kreislauf des Geſchäftes abmühen muß. Das muß ja ein herrliches Naturvölkchen ſein, dieſe Schwarzwälder. Die Schilderung deiner Kohlenbrennerstochter iſt magnifique. — Der Spaß mit dem Heirathen kommt. Wie ſchön müßte ſich Monſieur Felbergs einziger Sohn und Erbe als armer Kohlenbrenner in den Bergen des Schwarzwaldes ausnehmen, wenn er ſo, in ſeinem Gott vergnügt, ſein Stückchen verſchimmeltes Schwarzbrod äße — doch Spaß à part. Mache dich immerhin noch ein Bischen luſtig, ehe du in die ernſten Geſchäftsverhältniſſe eintrittſt, Mademoiſelle Dorval mit ihren hunderttauſend Livres in dir ja doch gewiß ꝛc."

Alle Hinderniſſe, welche der Verbindung noch im Wege geſtanden, hatte Tiefer's erfindungsreicher Kopf aus dem Wege zu räumen gewußt.

Die Trauung wurde wirklich vollzogen. Nebſt den wenigen Verwandten und Bekannten war die Frau des Obervogts noch als Zeugin zugegen. Felberg und ſeine junge Frau verlebten glückliche Flitterwochen in dieſer Einſamkeit. Es war ein ſchöner Morgen, dem ein düſterer Abend folgt. Die Stille vor dem Sturme. Der Gedanke nach Hauſe aber blieb eine ſchwere

Wolke an dem Himmel des jungen Paares, und am Ende konnte die Reise zu den Aeltern nicht mehr aufgeschoben werden. Es war verabredet, daß der junge Mann mit Dieter, doch vorerst ohne seine Frau zu den Aeltern gehen, um alles in Ordnung zu bringen, ehe sie nachfolge. —

Zu Hause angekommen, warf er sich seinem Vater zu Füßen, mit den Worten: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und wider dich!“ —

Aber er fand keine so liebreiche, versöhnende Aufnahme, wie der verlorne Sohn im Evangelium. Der Vater, auf's Aeußerste erbost, als er die Verheirathung seines einzigen Sohnes erfuhr, verließ das Zimmer — sprachlos vor Verdruß und Aerger.

Des andern Morgens ließ er den ungerathenen Sohn vor sich rufen und sagte ihm kalt: „Also statt eines braven Sohnes bin ein Betrüger, ein liederlicher Wohllüstling in das Vaterhaus zurückgekehrt. — Gut! Du kannst jetzt wählen. — Entweder: du willigst ein, unter der strengsten Aufsicht, getrennt von der Person, die du deine Gattin nennst, hier unter meinen Augen zu leben, und Niemanden das Geringste von deinem unerhörten Streich hören zu lassen, oder: — ich übergebe dich den Gerichten, du wanderst in's Zuchthaus oder auf die Galeere — als Betrüger und Wechselverfälscher.“ —

Das allerdings war ein Donnerschlag für den feinen Herrn. Doch unfähig der Selbstbeherrschung, und stets hingerissen von dem augenblicklichen Eindruck, versprach er jetzt aus Furcht, Gehorsam. Bald sah er sich, so zu sagen, eingesperrt, beaufsichtigt, in Allem beschränkt. Die Mutter wollte ihn gar nicht vor sich lassen.

Dieter aber sah sich von dem Fabrikherrn der Art begrüßt, daß er für gut fand, eiligst das Weite zu suchen, mit Zurücklassung aller goldenen Träume von vornehmer Schwägerschaft, Geschäftsbetheiligung und so weiter.

Endlich hatte der junge Tolberg gewagt, bei dem Vater für seine Johanna zu bitten. Der Alte aber erklärte, er wolle sich bei dem Geistlichen und den Behörden erkundigen, ob diese Johanna ehrlicher Leute Kind, und ob sie vor ihrer Verheirathung einen guten Leumund gehabt — oder ob sie eine Dirne sei, die seinen Sohn nur verführt und in's Garn gelockt habe. Im ersten Falle werde er sich zu einer Unterstützung verstehen. Der Fabrikant gehörte nämlich zu jenen Leuten, welche da wähnen, mit Geld sei Alles abzumachen.

Die arme Johanna hatte unterdessen gewartet und gewartet. Anstatt ihres Mannes erschien endlich ein alter Herr, ein Vertrauter und Abgesandter des Herrn Tolberg, um ihr kalt und unumwunden die ganze Sachlage zu entdecken und mitzutheilen: daß sie durch den Geistlichen einen monatlichen Gehalt empfangen werde.

Die Empfindungen der verlassenen jungen Frau sind leicht sich vorzustellen: sie fühlte sich in ihrem Innersten vernichtet; — selbst die Briefe ihres Mannes, welche er heimlicher Weise an sie gelangen ließ, und worin er sie zur Geduld

ermahnte, und zur Ausdauer von nur einem Jahre, vermochten nicht sie zu trösten.

Traurige Wochen und Monate vergiengen. Von Zeit zu Zeit erhielt sie Geschenke ihres Gatten, die nicht zu ihrer Umgebung paßten, und Briefe, aus denen nur seine eigene, höchst beschränkte und gebundene Lage erhellte.

Unter diesen Umständen ward Johanna von einem Töchterchen entbunden.

Ihr Mann baute hierauf einen Plan: wenn das Kind ein Alter erreicht haben würde, in welchem es im Stande wäre, eine längere Reise zu ertragen, solle es zu ihm geschickt werden, um bei dem Großvater die unschuldige Fürbitterin seiner Eltern zu werden.

Aber es war anders vorgezeichnet. Johanna hatte in schweigender Ergebung ihre Zuflucht ganz zum Gebet genommen. Sie flehte für ihr Kind und für Tolberg — denn für sich hoffte sie wenig mehr in diesem Leben. Stunden lang verweilte das betende Weib in dem Bruderkirchlein, vor dem gnadenreichen Bilde der Jungfrau und Mutter des Erlösers. Sie stellte selbst ihre Andachtsübungen nicht ein, als die Jahreszeit schon winterlich kalt, und der lange Aufenthalt zwischen den feuchten Wänden des Kirchleins ungesund zu werden begann.

Klaus hatte noch im Wald zu schaffen, als Gerlach eines Tages mit der Botschaft bei ihm anklopfte: mit seiner Tochter stehe es schlecht. Es habe, nach seinem Dafürhalten, das hitzige Fieber, oder die „Haupt-Krankheit," wie das Landvolk das Nervenfieber nennt, bei ihr angesetzt.

Vergebens wendeten die kräuterkundige Zahlenbacherin und der „Kühmarti" aus dem nahen Torfe ihre Kunst an. — Die einmal in Aufruhr gebrachten Lebenselemente waren nicht mehr zu bemeistern. Der Pfarrer meldete den Meistern Tolberg ihren Tod mit dem Zusatz:

„So ist sie heimgegangen in die himmlischen Wohnungen des Friedens und der ewigen Seligkeit. Sie wird einen gnädigen, allbarmherzigen Richter gefunden haben. — Sie war ein gutes Geschöpf. — Aber an Euch ist's jetzt, wieder gut zu machen, was Ihr schlimm gemacht: an dem armen, verlassenen Kinde Vaterstelle zu vertreten und ihm eine ordentliche Erziehung zukommen zu lassen. — Der alte Großvater kann nichts für das Kind thun, er ist jetzt, so zu sagen, selbst ohne Pflege, und die verheirathete Schwester der Verstorbenen hat eine starke Familie, und ist ihr deßhalb nichts in diesem Punkte zuzumuthen; — so ist denn das Kind allein, ohne Wartung und Zucht. Schreibt mir, was Ihr zu thun gedenkt." —

Der alte Geschäftsmann und Vertraute erschien wieder auf dem Walde, und nach längerer Besprechung mit dem Geistlichen, kündigte er den Verwandten des Kindes an: daß er beauftragt sei, für die Erziehung desselben zu sorgen, und deßhalb nach dem Willen des Vaters die Kleine mit sich nehmen müsse.

Vergebens sträubte sich der alte Klaus dagegen; dem Zureden des Geistlichen und des Felsenwirths mußte er nachgeben. — und der Geschäftsfreund fuhr mit dem Kinde von dannen, bis zur nächsten Station noch von der Zahlenbacherin begleitet. — So endete die Geschichte.

Tiefe Stille herrschte seitdem in der Hütte des Kohlers. Seine Schwester Barbara, die Hebamme, hatte sich zu ihm übergesiedelt und besorgte den kleinen Haushalt. Der Alte trieb sein Geschäft wieder hin wie her.

Viele Jahre waren seitdem schon verflossen. — Gerne besuchten ihn die Kinder in seiner Hütte auf der Kohlstatt, und lauschten seinen Erzählungen. Nur von Tolberg sprach der Alte nie. — Doch hörten sie manchmal von ihm, wenn Anastasia und die Laubhauer Bäuerin von den seltsamen Schicksalen der unglücklichen Johanna und ihrem Kinde sich unterhielten.

Dieser war nicht mehr in der Heimath erschienen, und Niemand wußte, wo ihn der Wind hingetrieben.

So sprechen die Kinder und drucken sich schnell
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell
Ihr stille Kind! Kinderlein hört

IX.

Sankt Nikolaus.

Es mag hier ein kleiner Stillstand in unserer Historie eintreten, um kurze Zeit nur bei einem alten, landesüblichen Brauche zu verweilen, auf welchen das beiliegende Bildchen hindeutet.

Wir sehen uns in einen winterlichen Dezemberabend versetzt, kurz vor dem Klaustag, dem Bescherungsfest der Kinder.

Die mahnenden Vorzeichen, daß der kinderfreundliche Alte nahe sei, sind da: — schon spukt es während der Dämmerung in allen Ecken und Winkeln, — und das ohnehin zum Geheimnisvollen und Märchenhaften geneigte kindliche Gemüth fühlt sich, in Erwartung all' der kommenden, außergewöhnlichen Dinge, in eine freudig aufgeregte, doch mit gewissem schaurigen Gefühle vermischte Erwartung versetzt.

Der Niklastag, als eigentliches Kinderfest, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung einer der sinnigsten und anmuthigsten Gebräuche des religiösen Familienlebens. Er verdankt seine Entstehung einer Begebenheit aus dem Leben des heiligen Nikolaus, Bischof von Mira in Kleinasien, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts gelebt.

Die Legende nennt ihn einen Meister und Lehrer aller Tugend, einen guten Hirten seines Volkes und Austheiler aller Güter. Die obgenannte Entstehungsgeschichte aber ist folgende:

In der Stadt Apara, dem Geburtsorte des Heiligen, lebte ein armer Edelmann mit seinen drei Töchtern, welcher durch Unglücksfälle, Krankheit und Armuth nahe daran war, diese Töchter dem Verderben der Welt Preis gegeben zu sehen. Als die arme Familie einst noch spät in der Nacht zu Gott betete, rollte plötzlich eine goldgefüllte Börse, nach anderer Sage, drei Aepfel von purem Golde, zu dem halbgeöffneten Fenster herein in die Stube.

Tausend und freudig preisen die Beschenkten Gott — und bald war mit Hilfe des Geschenkes die älteste der Töchter, ihrem Stande gemäß, ausgesteuert und glücklich verheurathet.

Kurze Zeit nachher wiederholt ſich das zauberhafte Geſchenk — zu Gunſten der zweiten Tochter: als aber die unbekannte Hand auch dem dritten Töchterlein auf dieſe Weiſe Hülfe bringen wollte, ward der Geber erkannt, denn der Edelmann hatte ſich neben ſeinem Hauſe verſteckt, und in ſeinem unbekannten Retter den heiligen Nikolaus ſelbſt erblickt.

Nikolaus, dem ſeine Eltern ein großes Vermögen hinterlaſſen, machte ſolchen Gebrauch davon.

Den Heiligen aber hatte es faſt verdroſſen, daß er ſich entdeckt ſehen mußte, und er gebot dem Edelmann, das Geſchehene zu verſchweigen: aber wie ſoll ein Geheimniß bewahrt bleiben, um welches bereits drei weibliche Seelen wiſſen?

Als Nikolaus ſpäter zur Biſchofswürde gelangte, gab ihm dieſes hohe Amt noch mehr Gelegenheit, der Wohlthäter und unermüdliche Rathhelfer ſeines Volkes zu werden: denn eingedenk des Spruches: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen" blieb er ſtets der beſondere wohlthätige, ſelbſt wunderthätige Freund der Kinder.

Gute Thaten aber ſind reife Samenkörner, die wir in die Erde ſtreuen — ſie wachſen fort, bringen hundertfältig, und immer wieder von neuem Ihresgleichen hervor.

Der Geiſt, in welchem unſer Heiliger ſich der Kinder ſo lieb- und hilfreich angenommen, lebt fort bis auf den heutigen Tag. — Er wandelt um als ein guter Engel, vom Himmel geſandt, welcher die Kinder bei Tag und Nacht behütet, ſie warnt, die Folgſamen belohnt; und in dieſem Sinne wird auch der Klauſentag jetzt noch gefeiert. Namentlich iſt es der Schwarzwald und die Baar, deren Bewohner den ſchönen Brauch des Kinderbeſchenkens an dem Nikolaustag noch bis heute üben und in Ehren halten. Die Mummerei aber, welche dem Tage ſelbſt, in früheren Zeiten, voran gieng (wir verweiſen auf nebenſtehende Abbildung), iſt ziemlich verſchwunden und abgekommen. Sie lag ganz in dem Charakter jener Zeit, wo das Derbe, Unverkünſtelte ſich in allen Formen des Lebens ausprägte, und wo darum auch das Anſchauliche und Handgreifliche bei Erziehung der Jugend verwalten mußte.

Wenn die Kinder Abends verſammelt waren, ſo begann der Spuk: es klingelt draußen auf dem finſtern Hausebren, — die Thüre öffnet ſich, einige Aepfel und vergoldete Nüſſe rollen herein. — Endlich erſcheint die Geſtalt des Biſchofs St. Nikolaus, ein brennendes Lichtlein auf der Mütze, und einen Stab in der Hand — er ſpricht:

„Ich komm' vom hohen Himmel herab,
Will ſchauen ob ich gute Kinder hab';
Sind ſie brav, gehören ſie mein,
Sind ſie bös, laß ich den Belzebub herein."

Nun beginnt das Examen: die Kinder ſagen ihr Sprüchlein her, und weiſen das „Klauſenhölzle" (Kerbholz), worauf die Zahl der gebeteten Vaterunſer

geteilt eingeschnitten ist. Wehe dem Faulen und Saumseligen — denn der strafende Geselle vor der Thüre ist jeden Augenblick bereit, einzutreten und unerbittlich seine Strafgewalt auszuüben. Dieses Amt aber hatte auf dem Landhause Hofe immer der älteste Knecht zu verwalten, während Gspiack den heiligen Nikolaus gar würdig vorzustellen wußte.

In der Idee der Kinder lebt der heilige Nikolaus als ein wohlmeinender, in Scherz und Humor stets wohl aufgelegter heiliger Attvater, der schon geraume Zeit vor seinem Gedächtnißtage vom Himmel auf die Erde herab kommt, in der Dämmerung um die Häuser und Hütten schleicht, in welchen Kinder sind, und sie beobachtet. Wenn diese dann früh Morgens am siebenten Dezember aufwachen, sind die, Abends zuvor unterstellten Teller und Schüsseln gefüllt — mit Gaben, die wie der Thau über Nacht vom Himmel gefallen, — denn: „Gott gits zum Kind im Schlof" — „der Klaus hat eingelegt."

„Scharmanti brüni Birr, welschi Nuß
und menge rothen Oepfel ab der Hurt,
e Guetzbückeli, doch wills Gott der Her
le Gnad drin. Vom zarte Beje-Ris
e goldig Rüethli schlank und nagelneu'
Lueg, so ne Mueter het ihr Chindli lieb'
Lueg, so ne Mueter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
er sei der Her im Hus, se hebt sie d'herzt
der Finger uf, und forcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und's Büebli folgt, und wird e brave Chnab."

X.

Ein Winter auf dem Walde.

Wiederum kehren wir zurück nach unſerm Laubhauſen. Aber nicht mehr im leichten Sommergewande dürfen wir jetzt das Thal betreten, weil ein rauher Geſelle dort Wache hält, und dem Wanderer mit eiſigem Athem das Angeſicht röthet: es iſt der Winter, welcher ſein ſtrenges Regiment nun führt.

Es muß kalt ſein, denn wir ſehen auf dem Bilde den alten Stoffel, wider Gewohnheit, ſchon frühe von der Jagd heimkehren.

Mag aber auch das Alter Urſache haben, ſich vor dem rückſichtsloſen froſtigen Gaſte zurückzuziehen und die Thüren zu verſchließen, ſo hat doch für die Jugend jegliche Jahreszeit ihre eigenen Freuden: iſt es nicht die blühende Roſe am Stock, ſo iſt es die Eisblume an der Fenſterſcheibe.

Nehmen wir einen Sonntag, nach der Veſper: der Nebel hat das Feld geräumt und die Sonne ſtrahlt hell über den weißbepuderten Tannenwald: in tauſend und tauſend flimmernden Pünktchen glitzert das ſtarre Schneefeld. Jetzt iſt für die Buben die Luſt Herrſcherin des Tages. Es gilt, zu erproben, wer von Allen der Gewandteſte, der Verwegenſte ſei auf dem blanken Spiegel des überfrorenen Mühlbaches, aber auch, wer es am beſten verſtehe, die Mädchen zu necken und den Störenfried zu ſpielen. — Oder es gilt auf dem Bahnſchlitten eine Luftfahrt zu machen, wenn dieſer, von ſchnaubenden Roſſen gezogen, längs der Stangen, welche aus der weißen Decke hervorragen und die Richtung des Weges bezeichnen, einem Pflluge gleich, durch das Schneemeer ſchneidet. Welche Luſt für die Kleinen, oben auf, als Vallan und intime Paſſagiere mitzugleiten. — Doch ſind ſie nicht häufig, ſolche Tage fröhlichen Treibens, denn oft erblickt man weit umher in der beſchneiten Landſchaft auch nicht ein menſchliches Weſen. Nur Raben und Schneegeier überflattern das öde Gefilde, während ſcharfe Windeswehen hohe, weiße Schanzen und Wälle vor die Hütten werfen, ſo daß der Hausvater des Morgens weder Laden noch Hausthüre zu öffnen vermag, weil der Schnee draußen bis an die Dachtraufe reicht. Glücklich, wenn's den Bewohnern gelingt, bis zum Nachbar einen Tunnel zu

E frew fraw Mutt
gsund und frölich Plut
goht aber Leid und Gutt

schaufeln, zu erkundigen, ob dieser noch am Leben sei. Manch Bezeichnendes ereignet sich bei solchen Gelegenheiten. So geschah es, daß einige Jahre nach dem gegenwärtigen Momente unserer Erzählung, ein einsamer Bauernhof am Feldberg mit den Bewohnern Wochen lang unter dem Schnee begraben lag, bis endlich, es war gerade Charfreitag, Umwohnende den Dachfirst aus der Bahrdecke hervorragen sahen, und nun zu Hilfe zogen. Man brach ein Loch in das Dach und rief hinunter: ob noch Alle am Leben seien: Ja! antwortete es aus der Tiefe. „Wißt ihr auch, daß heut Charfreitag ist?" war die weite Frage der Obenstehenden. „Daß Gott erbarm!" tönte es von unten zurück, „Charfreitag, und wir verzehren so eben das letzte Stück vom letzten Stier." So fiel es den Leuten schwerer auf's Herz, das Fastengebot, wenn auch unwissend, übertreten zu haben, als die Befreiung aus langer Haft und Nacht sie zu erfreuen vermochte.

Oft auch geht es ganz schlimm ab; ist doch erst in neuester Zeit der Königenhof, unweit Waldau, durch eine Schneemasse, welche von dem jähen, mit keinem Waldmantel mehr bedeckten Berge in das Thal rutschte, zerquetscht, und Haus wie Bewohner in das kalte Grab gerissen worden.

Und wie lange dauert hier diese rauhe Jahreszeit! — Wenn draußen in Schwaben lange schon Veilchen und Schlüsselblumen blühen, trägt hier in den Bergen die Natur noch ihr völliges Winterkleid. Hat es ja nicht selten um Johanni, im hohen Sommer noch den Anschein, als ob der alte Feldberg Lust habe, es seinen jüngeren Nachbarn, den Schweizeralpen gleich zu thun, und eine Haube von ewigem Schnee aufzubehalten. Dann freilich müssen alle Umwohner aufgeboten werden, um durch Schaufeln und Graben solches zu verhüten, und dem Riesen seine Tarnkappe wider Willen vom Kopf zu ziehen; denn, sagen sie: hätt' er's einmal wieder verschmeckt und die Haube nur ein Jahr lang aufbehalten, so wäre ein Schwarzwald-Gletscher fertig, wie bereits vor Jahrtausenden.

Wenn aber endlich der laue Föhn den Regen über's Meer herüberpeitscht, und beide ihren Vertilgungskampf mit dem zähen Winter beginnen, wenn aus allen Schluchten und Dobeln, von allen Höhen, aus allen Wäldern brausende Gießbäche hervorstürzen, wenn in den Thälern das Wasser stündlich wächst, und der Wind tobt, als hielten alle Stürme ein Wettrennen um die Berge und Hütten, dann möchte ein Fremdling in diesem Lande wohl glauben, es breche der jüngste Tag an, für ihn und alle Menschenkinder.

Doch so weit hinaus in der aufthauenden Jahreszeit sind wir diesmal noch nicht. Es ist erst Ende November, wo die Natur ruht, wo die Menschen noch eine lange weite Strecke Winter vor sich erblicken, und wo sie sich nach beendigter kurzer Tagesarbeit nach Beschäftigungen umsehen, die langen Abende damit zu verkürzen; denn:

„öbbis mueß me triebe ha, suſt het me langi Wil."

Eine solche Winterbeschäftigung, und zwar von ganz eigener Art, bot sich

unſern Laubhauſern in den Vorbereitungen zum Aufſtellen eines „Kripple“ welches Mathias noch von ſeinem ſeligen Vater geerbt hatte. Ein ſolches Kripple beſteht aus veränderlichen, bildlichen Weihnachtsvorſtellungen, und der anmuthige Brauch ſolcher Darſtellungen, welche dem Gemüth der Kinderwelt ſo trefflich entſprechen, war damals noch in katholiſchen Ländern allgemein verbreitet. Kleinen wie großen Kinden wurde dadurch auf die faßlichſte Weiſe das Leben Jeſu bis zu ſeinem Lehramte in Bildern veranſchaulicht.

An dem ahnungsreichen Weihnachtsabend enthüllt ſich die erſte Vorſtellung: die Geburt. — Eine weite, phantaſtiſch-morgenländiſche Landſchaft thut ſich auf: oben erblicken wir Bethlehem, und im Vordergrunde den Stall, wo das Wunder ſich ereignet, und das göttliche Kind in der Krippe liegt, umgeben von Maria und Joſeph, über ihnen der ſtrahlende Stern und die verkündenden Engel, welche den Hirten die frohe Botſchaft verkünden und Friede den Menſchen, die eines guten Willens ſind. — Auf den Wieſen waiden die Lämmer, und auf Wegen und Stegen treiben ſich die Menſchen in Geſchäften und Sorgen um das Irdiſche, ohne zu ahnen, welch Großes und über Alles Erhabene in ihrer Nähe vor ſich gegangen.

Nach einigen Tagen erblicken wir ſchon am Horizonte die Könige aus dem Morgenlande auf ihrem langen Reiſezuge, und am heiligen Dreikönigstage ſelbſt ſind ſie angelangt in dem ärmlichen Stall, um dem Menſch gewordenen Himmelskönige ihre bedeutungsvollen Geſchenke und Huldigungen darzubringen.

Später verſchwindet der Stall; an ſeine Stelle kommt ein Palaſt, worin Herodes auf ſeinem Throne ſitzt, ſinnend auf das Verderben des Wunderkindes durch den allgemeinen Kindermord. Doch eben auf dem Felſenweg erblicken wir bereits die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Egypten dahin ziehend. So entwickeln ſich bildlich dargeſtellt alle Begebenheiten in richtiger Folgenreihe: die Darbringung im Tempel, die Beſchneidung, der Knabe Jeſu im Tempel vor den Schriftgelehrten, und zuletzt noch im reichgeſchmückten Saal, an der langen, mit Speiſen wohl verſorgten Hochzeittafel, Chriſtus der Herr, wie er zu Kana, an der Seite ſeiner liebreich beſorgten Mutter das erſte Wunder verrichtet.

Eine ſolche plaſtiſche Darſtellung hatte, wie ſchon geſagt, Mathias von ſeinem Vater ererbt. Die Figürchen waren von Holz geſchnitzt, Berge und Landſchaft aber von geleimtem Tuche angefertigt.

Der Beſitzer faßte den kühnen Plan, das Werk zu verbeſſern oder vielmehr zu erneuern, und damit war nun reichlicher Arbeitsſtoff gegeben. Aber auch Stoff zu mancherlei Proben und oft zu hitzigen Erörterungen, zwiſchen Mathias und dem Bachweber, welcher lebhaftes Intereſſe an dem Werke genommen, denn jeder von ihnen wollte der klügſte, erfindungsreichſte Kopf ſein. Der Laubhauſer pflegte als Zuſchauer ſeinen Platz auf der

Ofenbank zu nehmen und auch der Stadhalter gieng neugierig ab und zu. Nach vieler Mühe war die geräumige Stube bald mit Material aller Art angefüllt, und es sah darin aus „wie wenn man nicht mehr hausen wollte.“ Holz, Kohlen, Papier, Töpfe, Farben, Werkzeug, alles Mögliche lag unter und über einander. Eben so verwickelt war die Arbeit selbst. Jeder wollte kommandiren, Jeder die Sache besser anzugreifen wissen, als der Andere. Statt von Tuch, sollte der Berg jetzt aus Kohlen aufgebaut werden. Nach vielem Leimen, Pappen, Unterſetzen, Anstreichen und Befandeln schien endlich das Werk gelungen zu ſyn, und es wurde zum Ofen gerückt, — aber am nächsten Morgen erblickten die Werkmeister nur noch ein — Chaos! Durch die zu starke Ofenhitze war der Leim von den Holz- und Kohlenstücken abgesprengt worden. Das Gebirge hatte Erhebungen und Verklüftungen erfahren, welche mit dem Plan dieser Schöpfung durchaus unvereinbar schienen. Doch unverdrossen gieng man wieder an's Werk, um nach einer verbesserten Methode zu arbeiten.

Schon hatte der Berg wieder seine Formation erhalten und Bachweber's schöpferische Hand wollte eben ein Kohlenstück oben als Schlußstein einsetzen, als der tückische Brocken seinen Fingern entfiel und in den finstern Abgrund, hinter die so oft verleimten Felswände fiel. Ein zweiter Syſyphus, will Bachweber rasch das rollende Felsstück erhaschen, stößt im Eifer aber an die hölzerne Stütze im Innern des Berges, und mit Donnergepolter stürzet die Schöpfung zum zweiten Mal übereinander.

Anaſtaſia war auf den Lärm aus der Küche herbei geeilt: als ſie den Trümmerhaufen erblickte, die beiden Männer aber mit bestaubten rußigen Gesichtern sprachlos dastehen, mußte ſie in lautes Gelächter ausbrechen, welches ſie endlich mit der Apostrophe endigte: „ſteckt's auf, ihr bringt doch nichts zuwege.“

Dem Bachweber stieg bei solcher Anrede das Blut in's Gesicht, daß er nach Stock und Hut griff, und eilends davon rannte, die ganze Geschichte hoch und theuer verwünschend. Doch am andern Morgen war er wieder der erste in der Werkstätte, denn ein ächter Schwarzwälder gibt nicht so leicht nach. — Hat er einmal etwas unternommen, so entmuthigt ihn kein Mißlingen, er verſucht's auf's neue, bis es endlich gelingt. Doch diesmal kam die Hilfe von Außen und zwar in der Perſon des Bruders Cyriack, der auf ſeinem wöchentlichen Rundgang ſeine Gönner und die Gutthäter des Bruderkirchleins beſuchte.

Der Bruder trug nach Eremitenart eine braune Kutte, einen Muſchelhut, und hatte um das breite, mit anſehnlichen Kauwerkzeugen verſehene Geſicht, der großen Kälte wegen, ein grobes, wollenes Tuch gewickelt.

Als er die Männer begrüßt und huſtend am warmen Ofen Platz genommen, ward ihm durch Frau Anaſtaſia ein Gläslein Kirſchwaſſer, nebſt einem Stücklein ſelbſt gebackenen Birnwecken angeboten. — Doch der fromme

Mann dankte, denn, du lieber Gott! ſolche ſtarken Speiſen und Getränke konnte ſein, an das viele Faſten gewöhnter Magen nicht mehr ertragen. —

Begreiflich kam das Geſpräch alſogleich auf das ſchwierige Werk des Krippleb aues, und hierüber wußte der Bruder vollſtändigen Aufſchluß zu geben, war er ja oft dabei gewesen, als im Kapuzinerkloſter zu Neuſtadt ſolche Berge verfertigt worden.

Gips und Leim unter einander, lehrte er, das gebe den rechten Kitt, das ſei das wahre Mittel. — Das Rezept, fuhr er fort, habe er noch, und wenn er ſuchen wollte, im Bruderhäuslein auch noch einen Sack gebrannten Gips; die Buben ſollten dieſen Vorrath morgen nur bei ihm abholen. Darauf ward der Mann ſchweigſam, und ſtierte vor ſich hin, als ſei er dieſer Welt entrückt. — Endlich aber, aus ſeinen Träumereien erwachend, ließ er ſich vernehmen: „Bäsle Stasle, wenn es Euch vorig mit dem Kirſchwäſſerle Ernſt geweſen, ſo bringt's in Gott's Name, ich will's probiren!“ — und ſie gieng und brachte die Herſtärkung, die ihn ſo erwärmte und belebte, daß er unaufgefordert die Zuſicherung machte, noch etwas Anderes zu dem Kripple beizuſteuern. — Er verſprach den Freunden, die Schafheerden, welche auf den Fluren um den Stall waiden ſollten, durch neue Exemplare zu vermehren, welche er in vorhandenen Formen in Wachs gießen und künſtlich färben wolle. — Auf das felſige Gebirg beſtimmte er ſogar einige Gemſen und Adler, und in eine finſtere Schlucht, unweit Bethlehem, ein Löwenpaar mit ihren Jungen.

So iſt es jederzeit dem einfältigen Gemüthe vergönnt, in dem großen Garten der Kunſt mitzuarbeiten; denn da iſt Raum genug, für den Rieſenbaum, wie für das kleinſte Blümchen, das ſeinen einfachen Blüthenſchmuck zum Preiſe ſeines Schöpfers entfalten will.

Das Rezept des Klausners bewährte ſich vollkommen. — Die Figürchen wurden ſämmtlich neu gefaßt und gefirnißt, und als der Weihnachtsabend herangekommen, ſtrahlte das Ganze in neuer, nie geſehener Wunderpracht, zur Freude und Erbauung von Alt und Jung im ganzen Thal. — Durch Bachweber, auch ein Singmeiſter, war dafür geſorgt worden, daß die Enthüllung recht feierlich vor ſich gehe. Mit den Kindern hatte er eines jener alten Hirtenlieder eingeübt, wie ſie früher in der mitternächtigen Chriſtmette geſungen wurden, und Romulus mußte auf der Geige die Begleitung dazu ſpielen.

Am Vorabend des hohen, heiligen Feſtes, als die Bekannten und Freunde alle verſammelt waren, und das heilige Land und der funkelnde Stern darüber von hell brennenden Wachslichtlein zaubriſch beleuchtet waren, ertönte die Geige und die hellen Kinderſtimmen ſangen:

„Ich bring heut ein' ſehr fröhliche Poſt,
Auf daß ihr Hirten die Freuden verkoſt';

Als ich nun bei der Nacht,
Bei meinen Schäflein wacht,
Haben's ein' liebliche Musik gemacht.

Ich greif' eilends nach meiner Schalmey,
Und ruf' gleich meinen Schäflein herbei,
Aber sie lassen mich,
Sammt meiner Pfeif' im Stich,
Springen, frohlocken und erfreuen sich.

Kommt laßt uns nach Bethlehem geh'n,
Um nun allderten das Wunder zu seh'n:
Es war ein alter Stall,
Der voller Feuer straf',
Wo sich die himmlische Musik erschall.

Ich sah dorten das göttliche Kind,
Liegen im Viehstall bei Esel und Rind.
Herzliebstes Jesulein,
Wir wollen dir dankbar sein,
Daß du bei Sünder gekehret hast ein!"

Als die Töne, welche sich in reigenartigen Läufen um den Text geschlungen, verklungen waren — schwiegen Alle in freudenreicher Andacht, und als später in der kalten, reichgestirnten Mitternacht die Glocken zum hellerleuchteten Kirchlein riefen, giengen sie froh und andächtig gestimmten Herzens durch die heilige Nacht.

XI.

Die Tölpeljahre.

Unſern Hieronymus und ſeine Gefährten ſehen wir nun in jene Lebensperiode eintreten, wo die Kinderwelt entſchwunden iſt, wo das Jünglingsleben beginnt, mit ſeinen neuen Gefühlen, ſeiner eigenthümlichen Anſchauung, und wo die Aeltern gewöhnlich die Frage zu erörtern pflegen: „was ſoll eigentlich aus dem Buben werden?“

Das Leben des Menſchen iſt dem Jahresleben eines Baumes vergleichbar, und die Jugend dem Frühlinge, welcher die Blüthen hervorlockt. Wie ihr roſiger Schmuck die Hoffnung des Pflanzers erweckt, ſo entzücken uns die ſich entwickelnden Eigenſchaften des Kindes. Iſt aber der Frühling vorüber, ſo ſieht der ſorgliche Gärtner nach, was wohl die wehenden Lüfte, die Maifröſte übrig gelaſſen haben; und er iſt froh, wenn von all den hoffnungsreichen Blüthen nur ein beſcheidener Theil ſich angehängt hat, als werdende Frucht, und als künftig lohnende Aernte. Zu ſchönen Hoffnungen durfte Vater Mathias ſich gewiß berechtigt glauben, denn ſein Hieronymus hatte bisher bei allen Arbeiten ein natürliches Geſchick gezeigt, und manchfache verſprechende Anlagen entwickelt.

Ein äußerer Anlaß leitete den Knaben darauf, ſich in einem neuen Kunſtzweige zu verſuchen. In der letzten Adventszeit nämlich, auf einer ſeiner Wanderungen zu dem Bruder Klausner, hatte der Knabe den meſſingenen Perpendikel zu einer Schwarzwälderuhr gefunden, und mit demſelben alſobald den hölzernen Pendel der Stubenuhr daheim geſchmückt. Zu dieſer neuen glänzenden Zierde ſchien ihm aber bald das rauchige, papierne Zifferblatt nicht mehr zu paſſen, und der junge Künſtler machte ſich daran, ein neues, hölzernes Blatt zu beſchaffen, wie ſie damals aufkamen. Ein tannenes Brettlein war bald ſorgfältig zugerichtet, und Hieronymus verſuchte nun, in den Rundbogen, über dem eigentlichen Zifferblatte, mit den Schreinerfarben ſeines Vaters, ſeinen Namenspatron, den heiligen Hieronymus mit dem Löwen zu malen. — Nach dem Urtheile Aller, welche das Werk zu ſehen bekamen,

Es chunnt e chnecht Pheifli
und an dr Halme hangt de Tuft
deuchwet, mer gahn jetz au hei gmacht
im stille Frieden unter Dach!

war es meisterhaft ausgeführt. Der junge Künstler ärntete darob vieles Lob und erhielt sogar Bestellungen auf ähnliche Schilde.

Der Stadhalter verlangte einen solchen, und selbst der Laubhauser gestattete es, daß Hieronymus die hölzerne Wanduhr, welche schon seit Mannesgedenken in der Stube des Hofgebäudes hieng, auf die neue Weise renoviren dürfe.

Auf das Zifferblatt nun malte Hieronymus Laubhausen, mit Allem, was d'rum und d'ran war. Im Vordergrund sah man das Gärtlein mit den Rosenbecken; daneben Florentina, wenigstens sollte sie es sein, mit gelbem Strohhut und blüthweißen Hemdärmeln, eine Rose in der Hand haltend.

Auch dies Werk erhielt so allgemeine Anerkennung, daß der Hofbauer nicht umhin konnte, in den Beutel zu greifen und den Verfertiger mit einem blanken Sechsbätzner zu belohnen; eine Thatsache, worüber Alle, welche den Laubhauser kannten, sich nicht genugsam wundern konnten. Der junge Künstler erhielt fortwährend Aufträge aus der Nachbarschaft, und wurden sie auch nicht glänzend bezahlt, so setzten sie ihn doch in den Stand, seinen Sparpfennig in dem geldspeienden Beutelchen, einem Geschenke der Großmutter, ansehnlich zu mehren.

Dieser Schatz sollte einst sein Zehrgeld abgeben, wenn er hinauszöge in die Fremde, denn daß dies geschehen müsse, war abgemacht; aber als was, zu welchem Zwecke, darüber war weder Hieronymus, noch eines seiner Aeltern mit sich einig, wie oft die Frage auch Gegenstand des häuslichen Gespräches gewesen sein mochte.

In der That war Hieronymus auch der Einzige seiner Kameraden, über dessen künftigen Beruf man noch zu keinem Entschluß gekommen. Romulus hatte stets wenig Neigung zur Feldarbeit gezeigt, weßwegen sein Vater auf den Gedanken gekommen war, der Bube müsse ein Herr werden. Inzwischen las der Junge gerne in Büchern, lernte ganze Predigten auswendig, und hatte als Kind schon im Hause alle kirchlichen Ceremonien nachgemacht, wozu ihm von Hieronymus Altäre, Fahnen und andere Paramente geliefert worden waren. Er war der Liebling seiner Großmutter, welche ihn für ein ausgemachtes Wunderkind erklärte: „denn sie habe in den Planeten herausbuchstabirt, daß er dereinst, wenn nicht Pabst, doch gewiß Prälat oder Bischof werde.“ Der junge Herr hatte auch wirklich zu studiren angefangen, und von dem Herrn Pfarrer in den Rudimenten Unterweisung empfangen. Wenn der Neffe des geistlichen Herrn, ein junger Studiosus Juris, seine Ferien im Thale zubrachte, so war ihm Romulus dienstbarer Geist und Famulus. Dieser durfte dem Studenten Kleider und Schuhe reinigen, und bei Ausflügen das Mäntlein tragen. Daß er nebenbei auf seine Kameraden Hieronymus und Dionys etwas geringschätzig herabsah, konnte einem jungen Menschen nicht übel genommen werden, der bereits eingetreten war in die Vorhallen der Gelehrsamkeit, welche jenen armen Alltagskindern auf

ewig verſchloſſen bleiben ſollten. Ja bisweilen ſah man den angehenden Gelehrten herumwandeln, wie Einer, welcher bereits den Stein der Weiſen gefunden, oder der doch auf dem beſten Wege iſt, ihn nächſtens aufzuheben und in die Taſche zu ſtecken.

Was Dionys anbetrifft, ſo hatte ſein Vater, der Stabhalter, als ſpekulirender Mann, neben ſeiner Wirthſchaft noch einen Kramladen errichtet, worin er dem gewöhnlichen Waarenvorrath für den ländlichen Hausbedarf noch ein Lager von Draht, Eiſen- und Meſſingblech, Farbwaaren u. ſ. w. beigeſellte, um damit die Uhrmacherwerkſtätten der Umgegend zu verſorgen, welche täglich mehr an Bedeutung zunahmen.

Der junge Dionys war für ſein Alter bereits ein recht gewürfelter Menſch, welcher ſich trefflich zu dem Krämergeſchäft anſchickte. — Wenn er ſo des Sonntags Nachmittags, wo viele Leute ab- und zugiengen, vor der Ladenthüre ſtand, die Schreibfeder hinter'm Ohr, wußte er eine Miene anzunehmen, als wäre er Mitglied der oſtindiſchen Handelskompagnie und wüßte der ganzen Welt die Prozente vorzurechnen.

Des Laubhauſers Peter, welcher auch faſt herangewachſen war, der einzige Sohn des reichen Hofbauern, brauchte ſich wegen ſeiner künftigen Beſtimmung begreiflich nicht viel Kopfbrechens zu verurſachen. Liebe am Bauernſtand war ihm angeboren, und er kümmerte ſich in der That nur wenig um die Dinge, welche außerhalb der Markſteine des Hofgutes lagen.

So war denn unſer Hieronymus noch der Einzige, welchem kein beſtimmter Lebensweg vor Augen lag. Sein Vater wünſchte ihn in demjenigen ausgebildet zu ſehen, was er ſelbſt mit ſo viel Mühe und doch nur nothdürftig Andern abgelernt: im Schnitzen und Malen. Es war ihm bekannt, daß ſein Schwager, der Kloſterſchneider, ein Befreundeter der Malerfamilie Schilling in Villingen ſei, welche damals viel für Kirchen und Klöſter zu thun hatte. Er hatte ſich vorgenommen, gelegenheitlich mit dem Kloſterſchneider über die Sache zu reden, und ihn um Rath zu fragen.

Dem Kloſterſchneider aber wollte der Plan nicht recht einleuchten. Er gab zu bedenken: wie viel Koſten und Zeit es brauche, bis Einer in der Malerkunſt gehörig ausgelernt habe, und ihm ſcheine es beſſer, den Buben zum Lehrſach zu thun: „denn," ſagte er, „es iſt jetzt d'rauf und d'ran, daß die Normalſchulen überall eingeführt werden, nicht nur in den kaiſerlichen Landen, ſondern auch im Fürſtenbergiſchen iſt es im Gang, und ich glaub', daß er da am Platz wär', wo er ſein ordentliches Brod und Auskommen finden könnte. — Ueberlegt's mit einander."

Dieſer Anſicht konnte aber Bachweber, welcher auch in den Rath gezogen ward, keineswegs beiſtimmen, nicht etwa, weil er fürchtete, daß Hieronymus ihm ſpäter in's Handwerk ſtehen möchte, ſondern aus purer Feindſchaft gegen alle Neuerungen. „Die Normalſchulen," ſagte er, — als der Schwager aus dem Kloſter wieder fort war, „werden nicht gar lang

halten. Mir ist die Sach' nichts Neues. Es ist nichts weiter, als die neue freidenkisch' Lehr."

Als ihn Anastasia fragte: was denn die freidenkisch' Lehr sei? erläuterte der Schulmeister: „Ha, zum Beispiel, früher hat man geschrieben: „er kommt" — und jetzt schreiben sie: „er kömmt" — das ist der ganze Unterschied." — Hieronymus, der bei dieser wichtigen Frage auch nicht ganz ohne Sitz und Stimme bleiben konnte, gab aber dem Kunstfach entschieden den Vorzug. Das Lehramt wollte ihm nicht in den Kopf. Doch damit war die Sache noch keineswegs in's Klare gebracht, denn nach Vater Mathias Ansicht mußte sie nothwendig noch mit dem Vetter Feldwaibel in Hüfingen überlegt werden. Das ward auch ausgeführt: man zog in das Standquartier, und ward dort von dem Feldwaibel, wie gewohnt, freundschaftlich empfangen.

Der Kriegsmann billigte das Streben des Hieronymus, und erbot sich gerne zu aller Beihilfe. Ohne weiteren Verzug führte er die Angekommenen zu seinem Freunde, dem Faßmaler, den sie gerade in voller Arbeit fanden. Der Meister hatte einen reichgeschnitzten Altar unter den Händen, um ihn mit buntfarbiger Marmorirung und Vergoldung zu schmücken. Beim Anblick dieses Werkes, so wie der raschen Handfertigkeit des Meisters ward es dem armen Mathias fast weinerlich zu Muth, so klein kam er sich selber in diesem Augenblick vor.

Als der Feldwaibel dem Meister das Anliegen seines Vetters gründlich auseinander gesetzt, legte jener den Anschießpinsel und das Goldmesser aus der Hand, sah über die Brille weg auf den Jungen, und erwiederte: „Jetzt g'rad im Augenblick kann ich euern Sohn nicht wohl unterbringen — ich hab' gegenwärtig selbst noch zwei Lehrjungen, und bis der eine Schlingel ausgelernt hat, kann ich keinen andern einstellen. — Aber — darnach kann es sein, da wollen wir sehen — wie sich der kleine Wäldner anläßt. — Die vom Wald," fuhr er fort, „haben gemeiniglich ein besseres Sitzleder und bleiben lieber bei der Stubenarbeit als die Baaremer, die 'naus müssen, wenn die Lerchen singen — in's Feld. — Ich denk' so in einem halben Jahr — wird sich viel zeigen." — Mit diesen Zusicherungen schickte man sich zum Fortgehen an. „Was ich noch sagen will," rief der Meister den Scheidenden nach, „werdet ihr euern Vetter heut' Abend mitbringen zu meinem Schwager, dem Verwalter?" der Feldwaibel bejahte und geleitete seine Gäste wieder nach Hause, wo die Hausfrau und das Mittagessen ihrer warteten.

Das Tischgespräch nahm diesmal eine Wendung, über die gewohnten eigenen Angelegenheiten hinweg. Denn das Gewitter, welches bald in Frankreich zum Losbruch kommen sollte, zeigte sich schon als unheilverkündende Wolke am Horizonte, und das Wetterleuchten zuckte bereits herüber über den Rhein.

„Ich glaub', daß ich in meinen alten Tagen nochmal Pulver zu riechen bekommen werde," äußerte der Feldwaibel, „denn," setzte er hinzu, „die

Potentaten haben kein sunderlich' Wohlgefallen an der Wichicht da drüben."

Mathias erschrack bei dieser Bestätigung der trüben Nachrichten, welche der Sohn des Kaiserzollers bereits auch schon auf den Laubhauser Hof gebracht hatte; er kannte den Krieg, und wußte, daß der Bauer stets am schlechtesten dabei weg komme, und er pflegte deßhalb immer zu sagen, wenn von Krieg und Händeln die Rede war, daß ihm für sein Theil der Friedle der liebste sei. — Als Antwort theilte er nun dem Feldwaibel die Nachrichten des Kaiserzollers mit: ins ganzen Elsaß gehe ein gefährlicher Wind, im Straßburgischen, im Hanauischen und in der Ortenau hätten sie rebellirt, der Fürst von Heitersheim sei fort nach Paßau. Noch andere Herrschaften und Beamte hätten sich retirirt, und auch sein Vater habe sich vergenommen, beim ersten Anlaß mit seiner Kasse nach dem einsamen Laubhauser Hof zu flüchten.

„Wenn wir heut Abend beim Verwalter zu Licht geben, werden wir vielleicht noch mehr Neuigkeiten hören, heut' kommt die Ordinari und die Zeitung," entgegnete der Feldwaibel. Der Beamte aber, von welchem er gesprochen, war der Verwalter des fürstenbergischen Zuchthauses zu Hüfingen, wohin man auch die Strafcontingente einiger benachbarten Territorien ablieferte.

Diese Anstalt beherbergte damals noch Gäste eigener Art; Bursche niederer Herkunft, welche nicht gut thun wollten, pflegte man unter das Militär zu stecken; vornehme, wohlhabende Familien aber zogen es vor, einem mißrathenen Sohne, an welchem nichts mehr fruchten wollte, einen Platz im Zuchthaus zu verschaffen.

In dem Strafhause zu Hüfingen befanden sich um jene Zeit einige solcher Herren, denen man übrigens eine gewisse Freiheit und Behäbigkeit gestattete.

Die geräumige Stube des Verwalters war Abends der gewöhnliche Zusammenkunftsort von Bürgern und Beamten, welche in vertraulichen Gesprächen über häusliche und städtische Angelegenheiten, über Krieg und Frieden sich daselbst die Stunden verkürzten.

Als diesmal der Feldwaibel mit seinem Vetter eintrat, war der Kaplan gerade beschäftigt, einen Artikel aus dem Augsburger Postreiter, der fast einzigen damals auf dem Lande verbreiteten Zeitung, vorzulesen. Es war darin von einem Currier die Rede, welcher mit wichtigen Depeschen durch Augsburg gekommen. Diese Nachricht führte unsere Gesellschaft unwillkührlich zur Erörterung der wichtigen Frage: was das wohl zu bedeuten haben werde? Die meisten der Zuhörer schienen nicht abgeneigt, zu glauben, daß es Krieg geben könne. Auch der Kaplan war dieser Meinung.

„Seine Majestät der Kaiser," sagte er, „ist bekanntlich verschwägert mit dem Franzosenkönig, und es sollte mich nicht wundern, wenn er mit dem König von Preußen Allianz machte, um seinem Schwager zu Hilfe zu ziehen."

„A pardieu" ließ sich aus der Ecke ein junger Mann in Jagdkleidung

vernehmen, „der König von Frankreich wird allein mit der Canaille fertig werden! hätt' ich nur vier Wochen das regime," setzte er bei, indem er die Füße über den, vor seinem Lehnstuhl stehenden Schemel legte, „ich würde der Welt ein Exempel geben."

Der Sprecher war Monsieur de Sirjean, einer jener jungen Herren, von welchen wir oben geredet. Seine Familie, bei Colmar begütert, war durch den jungen Ehemichtgut fast ruinirt worden, und hatte ihn endlich dem Zuchthausverwalter in Hüfingen in Kost und Logis gegeben.

„Die Morgenröthe der Humanität ist angebrochen," entgegenete der Gefällverwalter, indem er seine Perücke etwas auf die Seite schob, „und ich behaupte, daß die Tugend im Zwillichkittel eben so ehrwürdig sei, wie im goldberdirten Rock; — Freund! jetzt schmächt man keine Hexen mehr — sagt Lichtwehr. Das Horn des Ueberflusses ist von der gütigen Natur für Alle ausgeschüttet."

„Ceci bien! mit Ausnahme der Straßburger Gänseleberpasteten!" warf spöttisch Sirjean ein; denn der philosophirende Gefällverwalter, welcher als alter comfortabler Junggeselle lebte, hielt, nebst der Tugend und Natur, Geflügel, feines Gemüse und andere Produkte der höheren Kochkunst, welche er von Straßburg zu verschreiben pflegte, für das Preiswürdigste.

„Man missversteht mich!" versetzte beleidigt der Gefällverwalter, schob die Perücke auf die andere Seite, und drehte dem Witzbold den Rücken zu. Der Kaplan aber, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, sagte: „Ich verstehe mich zwar nicht viel auf weltliche Händel, aber so viel scheint doch aus Allem hervorzugehen, daß ein Ueberfall französischer Seits gar wohl möglich wäre."

Dieser Ausspruch aber brachte sämmtliche Kaiserlichgesinnte in den Harnisch, und der Zollbereiter schwur hoch und theuer: daß sie, nämlich die Franzosen, nicht ungestraft über den Höllenpaß herauf kommen sollten. — „Es müßte mit dem Teufel zugehen," meinte er, „wenn wir ihnen nicht schon vor unsern Thoren ein Frühstück anrichteten, daß sie sich das Mittagessen anderswo suchen würden."

„Da werden wir uns städtische Schützen wohl auf die Stadtmauer postiren müssen," unterbrach ihn der Zuchtverwalter lächelnd; „und die Böller aufpflanzen, zur Begrüßung," ergänzte sein Nachbar und Hausfreund, der Naglermeister.

„Allerdings," erwiederte der Zollbereiter, „haben sich nicht schon eben so kleine Städte gegen übermächtige Feinde gewehrt? — man leitet die Breg in den Stadtgraben, verrammelt die Thore, wirft die hölzerne Brücke ab — und da wollt ich doch sehen." —

„Man hört, junger Herr," unterbrach ihn der Feldwaibel, der bisher schweigend zugehört, „daß ihr noch niemal dabei gewesen seid, wo es geknallt hat; im Krieg geht's anders, glaubt nur mir."

„Herr Feldwaibel!“ erwiederte etwas beleidigt der commandirende Zollbereiter, „das kann ich euch sagen, so wie zu unserer Zeit im siebenjährigen Krieg, so gieng's nicht mehr, es sind andre Zeiten.“

„Wollen sehen,“ erwiederte gelassen der alte Kriegsmann, „der Markt wird lehren kramen, nur nicht so hitzig, Herr!“ Aber der Zollbereiter ließ sich nicht außer Fassung bringen, er nahm den Kampf wieder auf, und schleuderte Tod und Verderben von den Mauern und Thürmen der Vaterstadt auf den Reichsfeind. Und als Sirjean zuletzt verächtlich einige Stücke auf einer der Anhöhen um die Stadt auffahren ließ, um die „Spießbürger“ Mores zu lehren, wurde der Diskurs und das Schlachtgetose immer lauter und allgemeiner — und wahrlich! das Schicksal beider Reiche wäre sicherlich schon jetzt, an diesem Abend an den Ufern der Bregach entschieden worden, hätte nicht ein plötzliches Dazwischenkommen die Kämpfenden getrennt, — es war der Nachtwächter, welcher, auf seinem gewöhnlichen Gang durch die Gassen, vor dem Hause seinen Ruf erschallen ließ:

„Höret was ich euch will sagen,
Die Glocke hat zehne g'schlagen!
Habet Acht auf Feuer und Licht,
Gelobt sei Jesus Christ!“

„Wir haben uns wieder verplaudert,“ hieß es — und Jeder griff nach Hut und Stock, überrascht, daß es schon so spät sei. Im Abgehen sagte der Vetter Galli, ein verständiger Bürger und Bauersmann: — „So viel hab ich gemerkt, wir machen die Sach' nit aus, — der Kaiser aber, denk ich, wird der „Haue“ schon 'nen Stiel finden. — Gut Nacht!“

Hieronymus, in die Heimath zurückgekehrt, führte seit dieser Zeit ein eigenthümliches Leben; er war ruhelos, harrte Tag um Tag, Woche um Woche auf Nachricht von dem Meister aus der Stadt. Zu Arbeiten fühlte er keine rechte Lust mehr, und schien sogar gewohnte Gesellschaft zu meiden. Er glich einem Menschen, welcher eine Reise vor hat, überall schon Abschied genommen, und stets durch Hindernisse wieder festgehalten wird. Sein bisheriger Gedankenkreis schien sich verändert zu haben, und sein Geist unstät in die Weite zu schweifen.

Wem es aber vergönnt gewesen wäre, einen Blick zu thun in das Innere des jungen Menschen, in den verschwiegenen Grund seines Herzens, der hätte hier vielleicht noch andere Ursachen seines wachsenden Unbehagens gefunden, das ihm die jugendliche Brust bald hob, bald beengte. — War es etwa gar die Liebe, im Schoße der Hoffnung, welche ihm, dem Sohne des Knechtes, Träume einer goldenen Zukunft vormalte, ein holdes Bild, einen glückseligen Besitz in weiter, doch erreichbarer Ferne?

Es trieb ihn hinaus in die Wälder und Berge, und sein liebster Gesellschafter war jetzt Stoffel, der alte Waidgeselle. Das unstäte, wenn gleich

ſtets wechſelvoll beſchäftigte Leben des Jägers und Fiſchers paßte vollkommen zu ſeiner Gemüthsſtimmung.

Oft wenn es im Thal ſchon dunkelte, wenn nur einzelne kräuſelnde Stellen des Baches, oder die Quellen im tiefen Wieſengrün den Schein des Tages und die glühende Abendröthe noch wiederſpiegelten, ſah man die beiden Gefährten noch draußen beim Fiſchfang. Und früh Morgens, wenn noch die feuchten Nebelmaſſen auf den Bergen lagen und über den wildbewachſenen Ufern der Bregach, zogen ſie wieder aus mit Netzen und Stangen.

Wenn im erſten Frühjahr der Auerhahn falzte und der fürſtliche Hof zur Jagd des edlen Vogels die alten Tannenwälder durchzog, waren Stoffel und Hieronymus, die Büchſe über der Schulter, im Gefolge. Zur Herbſt- und Winterzeit konnte man ſie ſehen, weidmänniſch Berg und Thal abbuſchiren, oder auf dem ſtillen Birſchgang regelrecht das Wild beſchleichen. Von der felſigen Fiſcherhöhe führten ihre Streifereien ſie bis in die Wälder der Schollach und des Hallenberges, und nicht ſelten nahmen ſie ihr Nachtlager in entlegenen Hüten: die Ofenbank war dort ihr Bett, Brod und Milch ihre Nahrung.

Die Mutter kümmerte ſich oft über dieſe Lebensweiſe ihres Sohnes, und es vermochte ſie nur wenig zu beruhigen, wenn der Vater ihr tröſtend einredete, daß es ja nicht lange mehr dauern könne, bis Hieronymus beim Faßmalermeiſter eintreten müſſe.

Denn mehr noch als das Leben, von welchem das Sprichwort ſagt:

Fiſchen und Jagen
Hat nie viel eingetragen,

mußte die Mutter ſich Bedenken machen über die Geſellſchaft ihres Sohnes, denn in der That ſagte man dem Jäger mancherlei Unheimliches nach. Er beſuchte nie eine Kirche, und man wußte nicht recht, ob er ein Heide oder ein Chriſt ſei. Wie alt er eigentlich wäre, war Allen, dem Jäger ſelbſt unbekannt; denn ſeinen Firmzettel, das einzige chriſtliche Zeichen, welches er früher beſeſſen haben wollte, hatte er längſt verloren. Auch wußte man, daß viel Menſchenblut an ſeiner Hand klebe, denn keinen Wilderer, welcher im Revier ihm aufſtieß, hatte er noch verſchont. Von ihm dagegen behauptete man, daß er ſich „feſt machen" könne, ja Einige waren nicht davon abzubringen, daß der Stoffel bisweilen den „Schwarzen im Wald" aufſuche, denn von einer ſeiner Teufelskünſte waren faſt alle Einwohner von Krähenbach, wo der Oberjäger, ſein Vorgeſetzter wohnte, Augenzeugen geweſen. Dieſem Forſtmanne nämlich war einige Mal Obſt aus ſeinem Garten geſtohlen worden, und der Stoffel hatte öffentlich ausgeſprochen, daß er nächſtens einen der Liebe „ſtellen" werde. Und wirklich, als die Leute des nächſten Sonntags Morgens aus der Kirche kamen, am Garten des Oberjägers vorbei, erblickten ſie daſelbſt mit Staunen einen fremden Handwerksburſchen, die Hand am Aſte eines Apfelbaumes und die Vorübergehenden

um Hilfe flehend: er sei gebannt und könne nicht vom Baume loskommen. Darauf hatte der Stoffel das Fenster geöffnet und herunter gerufen: „Aha! hab' ich dich endlich! Wart Schlingel! ich will dir Willkomm und Abschied geben." — Mit einem Satze war er auch herunter, eine Hetzpeitsche in der Hand, um dem armen Teufel das Trinkgeld zu verabreichen. Alsdann hatte er einige geheimnißvolle Zeichen gemacht, etwas in den Bart gemurmelt, und den Schelm laufen lassen.

Ein naiveweiter Bube wollte zwar gesehen haben, wie des Abends zuvor derselbe Handwerksbursche den Stoffel um einen Lehrpfennig angesprochen, und dieser dann ein Längeres mit ihm beredet habe. Doch was kann so ein dummer Junge nicht Alles sehen! —

Ob es mit den andern Künsten Stoffels ähnliche Bewandtniß gehabt habe, vermögen wir nicht zu entscheiden; gewiß bleibt, daß der Waldgeselle überall dabei war, wo es ein unheimliches Treiben galt. Durch ihn vornehmlich war ein alter, fast vergessener Brauch wieder in Schwung gekommen, „das Sägewerfen" in der Nacht vor der Jungfernfastnacht, obgleich viele Leute dies „heidnische Treiben" ungern sahen. Manche behaupteten, daß dabei schon oft ein gewisser Jemand zum Todschrecken aller Theilnehmer sich urplötzlich eingestellt habe.

Es war im März am Abend vor der diesmaligen Jungfernfastnacht; die jungen Burschc, Hieronymus unter ihnen, hatten sich versammelt, um mit der einbrechenden Nacht auf die hohe St. Georgenhalde zu ziehen; unten im Thale sammelten sich die Zuschauer, die Mädchen dicht zusammen geschaart. Als der letzte Abendschimmer zwischen dem dunkeln Wolkenschleier verschwunden war, sah man eben auf der Halde ein mächtiges Feuer auflodern. Dort war indessen eine junge Tanne in scheibenförmige Stücke zersägt worden, und die Scheiben in der Mitte durchbohrt. Jeder Bursche hatte eine Scheibe ergriffen, um sie vorn auf einen Stock zu stecken und dieselbe, also bewaffnet, an dem Feuer in Brand zu setzen.

Hieronymus trat zuerst vor, den Stab mit der glühenden Scheibe in der Hand und sprach, gegen das Thal gewendet, mit lauter Stimme: „die Sägs fahret links, die Sägs fahret rechts, sie macht's der Jungfer Florentina g'rad recht!" Dabei schwang er seinen Stock rasch herum und schleuderte die Sägs weit hinaus. In mächtigem Bogen, wie ein schießender Stern flog die feuersprühende Scheibe durch die finstere Nacht, um unten zischend in den Wellen der Bregach zu erlöschen. Auf solche Weise trat nun einer um den andern der jungen Leute vor, warf seine Sägs, sprach dasselbe Verslein dazu, in dem er den Namen des Mädchens einschaltete, welcher zu Ehren der Wurf gelten sollte.

Des andern Tages empfieng jeder dieser ländlichen Ritter den Dank von seiner Ehrendame. Diese Gaben bestanden zwar nicht in güldenen Ketten, auch nicht in silbernen Pokalen, wohl aber für einen Jeden aus einer

ansehnlichen Platte voll Fastnachtsküchlein, von den schönen Händen frisch bereitet.

Für unsern jungen Helden, der, wie wir sehen, auf ganz gutem Wege war, ein Tangenichts zu werden, schlug glücklicherweise jetzt bald die Stunde einer Lebenswendung. Doch ehe dieser Zeitpunkt erschienen, hatte der junge Mensch noch einmal Gelegenheit, sich seiner Freundin Florentina gefällig und dienstbar zu verweisen.

Diese war unterdessen in ein Alter getreten, wo man mit Fug und Recht von ihr sagen konnte: „Doch de bisch le Meideli meh, jetz sag i der Meidli, und wie de gesch, wirsch allimil größer und schöner.“ Durch die Mutter war ihr ein Kleiderkasten eingeräumt, und der Vater hatte im Punkte der weiblichen Kleidung die entscheidende Stimme verloren. „Ich bin nimmer Meister,“ äußerte er oft, „die Mutter hat sie verzogen.“

Bevor jedoch das Töchterlein ihre Habseligkeiten in den überkommenen Kasten einräumte, hatte sie den Hieronymus gebeten, um Renovirung des alten Schreins; eine Bitte, die wie ein reifer Same in fruchtbares Erdreich fiel. Freudig hatte sich der Künstler an die Arbeit gemacht, und den Schrank mit Rosen, Guirlanden und dem Namenszuge der Eigenthümerin auf das lieblichste verziert, während ihm diese stets Gesellschaft leistete, und zuweilen durch einen Imbiß aus der Küche und dem Keller des Laubhauser Hofes seine Begeisterung erhöhte.

Endlich kam aber die so lange erwartete Botschaft des Meisters von Hüfingen, daß der neue Lehrling eintreten könne. Bald darauf nahm Hieronymus Abschied von seiner Heimath, einer unbekannten Bestimmung entgegen zu gehen.

XII.

Die Ankunft.

Wenn ein Wanderer, von den waldigen Höhen der rauhen Lotzensteig, wo die Bregach entspringt, ostwärts schreitend dem Laut dieses Baches folgt, so führt ihn seine Straße durch die Waldorte Furtwangen, Langenbach, Röhrenbach, dann vorüber an der gebrochenen Veste Neu-Fürstenberg und bis zum alten Zindelstein, wo der Bach den fast ununterbrochenen Tannenwäldern des mittleren Schwarzwaldes den langen Abschied zumurmelt. Hier erweitert sich das Thal und beginnt auszumünden in eine weite freie Hochebene, mit tief eingeschnittenen Thälern. Von irgend einer freien Höhe hier entfaltet dem Blick sich eine Landschaft mit fruchtbaren Getreidefeldern, unterbrochen durch Wiesen, lange Waldstrecken, große Waideplätze, und zwischen all diesem, Landstädte, wohlgebaute Dörfer und einzelne Höfe: es ist ein Theil der großen Bertholdsbaar.

In Urzeiten bestand der Boden größtentheils aus Sümpfen und Torfmoren. Doch hat man Spuren eines Anbaues, welche weit vor die christliche Zeitrechnung hinaufweisen *). Daß die Kultur hier nicht mehr untergegangen, beurkunden die noch vorhandenen römischen Baureste und Straßen. Wenn in Betreff der mittleren Zeiten ein geschichtliches Dunkel auf dieser Gegend ruht, so geben doch einzelne Fundstücke, so wie viele Orts- und Flurnamen, welche daher kommen, das gleiche Zeugniß. Von den Karolingischen Königen, zu deren Kammergut die Baar gehörte, waren zu Neudingen und Hondingen Grafen bestellt worden, welche an den Malstätten zu Löffingen und Bareмberg bei Villingen Recht sprachen.

Mit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts war die Gegend dem Hausgut der Herzoge von Zähringen zugetheilt worden, und kam mit dem Erlöschen dieser Fürstenlinie in den Besitz der, mit jenen verschwägerten Grafen von Fürstenberg.

*) Fickler's vaterländische Forschungen.

Siehst des ordelig Stadtli
mit sine Lustern und Gieble

Dieſes ruhmvolle, heute noch blühende Haus war zur Zeit von Kaiſer Rudolf ſchon reichsunmittelbar, und wenn es ſich auch, wie faſt alle Dynaſtengeſchlechter jener Zeit, nach und nach in Linien ſpaltete, bis die Beſitzungen endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder in der Hand des in Donaueſchingen reſidirenden Fürſten Johann Wilhelm von Fürſtenberg vereinigt wurden, ſo hat die Baar unter ihrer Herrſchaft doch ſtets an Kultur und Gesittung zugenommen.

Das fürſtenbergiſche Städtlein Hüfingen, in welches wir nun den Helden unſerer Geſchichte bald eintreten ſehen werden, hatte zu jener Zeit noch ſo ziemlich ſein mittelalterliches Anſehen, denn die Stadtmauern, ſo wie der Waſſergraben davor, die Thore und ein Paar Thürme waren noch wohl erhalten.

Das Alter dieſes Städtleins iſt nicht bekannt, doch wurde daſelbſt ſchon im Jahre eintauſend zweihundert zweiundneunzig die jetzt noch beſtehende Kaplanei St. Blaſi geſtiftet, wahrſcheinlich als Hofkaplanei des edeln Geſchlechtes von Schellenberg, welches die Stadt als fürſtenbergiſches Lehen beſeſſen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert kam die Stadt durch Kauf wieder in den ausſchließlichen Beſitz der Lehensherrſchaft, und die damaligen Einrichtungen beſtanden noch zur Zeit unſerer Erzählung. Das gemeine Weſen wurde verwaltet durch einen von der Herrſchaft geſetzten Schultheißen, welchem die Rechtspflege oblag, und durch einen aus der Gemeinde hervorgegangenen Bürgermeiſter, dem ein wohlangeſehener Rath zur Seite ſtand.

Landwirthſchaft und bürgerliche Gewerbe ſicherten der Einwohnerſchaft ein behäbiges Leben. Wie damals überall, waren die Gewerbe noch durch ihre mittelalterliche Zunftverfaſſung zuſammengehalten. Es hatte ſich dadurch noch Manches von jener ſchönen Kunſtfertigkeit erhalten, welche ſchon zu Anfang unſeres gleich- und fabrikmachenden Jahrhunderts in ſichtliche Abnahme gekommen war, und wovon mit dem Aufhören der alten Reichsverfaſſung auch alſobald die letzte Spur verſchwand.

Wie achtungswerth ſind nicht, um nur einige Beiſpiele anzuführen, die Arbeiten in gebranntem Ton eines Hafnermeiſters Hans Krant, der zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Villingen gelebt. Welch hübſches, nicht ſelten mit Geſchmack und phantaſiereichem Schwunge gearbeitetes Gitterwerk von geſchickten Schloſſern findet ſich noch an öffentlichen Brunnen, an vielen Wirthshausſchildern, an Fenſtern oder Thüren. Stets auch gab es Meiſter, die im Graviren, in getriebenen Arbeiten in Kupfer oder Silber ehrenwerth ſich auszeichneten. Und gewiß nicht leicht fand ſich ein etwas bemittelter bürgerlicher Bauherr, der nicht auch an, oder in ſeinem Hauſe auf irgend eine künſtleriſche Zierde, ſo viel wenigſtens in ſeinen Kräften ſtand, bedacht geweſen wäre. Eine Figur, eine Malerei, ein Emblem, in mannigfaltiger Beziehung auf Haus, Familie, Religion oder Gewerbe, durfte nicht wohl fehlen.

Während auf dem Land noch immer festgehalten ward an alter Tracht und Sitte, blieben die Städter nicht minder eifrig im Erhalten ihrer bürgerlichen Einrichtungen und Satzungen, ihrer Bräuche und öffentlichen Kundgebungen, welche dem sonst engen Leben mannigfachen Reiz und Abwechslung gaben, indem sie, den Jahreszeiten gleich, heute Dies brachten und morgen ein Anderes. Geschahen auch all diese Bewegungen in einem nur kleinen Maßstab, so mußte doch für unsern Hieronymus die Versetzung aus seinem einsamen Walddorte in solch eine, an der Heerstraße liegende Landstadt ein einflußreicher Schritt sein.

Ueber den Abschied unseres Auswanderers von den Seinigen, die älterlichen Ermahnungen, seine eigenen Gedanken und Empfindungen beim Scheiden, wollen wir nicht viel sagen, auch nicht über das Lebewohl, welches des Landhauers Töchterlein von oben am Kammerfenster ihres Hauses dem Scheidenden noch zuwinkte, als dieser früh Morgens, wo kaum das erste Frührot durch die alten Tannen des Schwarzwaldes schimmerte, in Begleitung des Vaters und seiner Kameraden Dionys und Romulus, das heimathliche Thal verließ. Beim Zindelstein waren diese geschieden, nachdem man im Wirthshaus zum „schwarzen Bue" noch den Abschiedswein getrunken.

Ohne Aufenthalt seines Weges ziehend, erreichte der Wanderer bei guter Tageszeit die Stadt Bräunlingen. Von da wendete er sich ab von dem gewöhnlichen Fahrweg, rechts an der alten Gottesackerkirche vorbei, in dem schattigen Fußweg durch den Rothenrain, den er schon einmal mit seinem Vater gegangen.

Am Ausgang der waldigen Höhe machte er einen Augenblick Halt. — Die Stadt lag in einiger Entfernung vor ihm. — Es war ein heißer Junitag; an den lichtblauen Bergen flimmerten die Luftwellen, und über dem altertümlichen Städtlein mit seinem grünbedachten Kirchthurm standen glänzend weiße Wolken im reinen Aether. Im Walde war es stille, man hörte nur das Fallen der Tannzapfen und das Nagen der Eichhörnchen in den hohen Baumwipfeln; die schlanken, jungen Fohrenstämmchen bewegten wiegend und neigend ihre zarten Aeste in der leise wehenden Luft. — Der Wanderer wischte sich den Schweiß von der Stirne. — Nach längerem Sinnen zog er endlich weiter, vorbei am heiligen Hallenstein, wo die Raben um das hölzere Hochgericht flatterten, längs dem Mönchhofe, gegen die Stadt.

Als Hieronymus in die Gasse, worin des Feldwaibels Wohnung lag, einbiegen wollte, brachte eine unverhoffte Scene, die ihn beinahe erschreckte, zum Stillstehen. In einiger Entfernung rannten nämlich der Feldwaibel und hinter demselben der Tambour, so gut ihn seine alten Füße noch zu tragen vermochten, an dem Ankömmling vorüber; einige jüngeren Leute und Kinder folgten. Der Feldwaibel in der Uniform, jedoch ohne Hut und Waffen, der Tambour mit einer Trompete.

„Sie kommen uns aus!" schrie der Alte keuchend! — „Sie sind dort über die

Mauer!" hörte er den Feldwaibel sagen; und der Herr Kaplan, der eben zum Fenster seines Hauses herausschaute, rief: „Da sind sie, in meinem Garten."

Hieronymus vermuthete sogleich, daß Sträflinge aus dem nahen Zuchthause, wo sein Vetter der Feldwaibel oft Dienst hatte, ausgebrochen seien, und verfolgt würden. Die Verfolger waren eiligst in den Kaplaneigarten gerannt, und Hieronymus zitterte schon bei dem Gedanken, daß hier ein Kampf oder eine Rauferei zwischen den Flüchtigen und den Männern stattfinden könnte. Es hatten sich mehrere Leute um den Garten versammelt, der Tambour aber hatte das Thor geschlossen und Niemand hinein gelassen. Hieronymus näherte sich auch, und sah ängstlich durch die Staketen. — Was erblickte er? — Offenbar nichts anderes, als daß ein junger Bienenschwarm „geschöpft" werden sollte. — Der Kaplan kam in den Garten herab, öffnete das Gartenhäuslein, nahm einen Bienenkorb heraus, eine Kapuze, Stulphandschuhe und Alles, was zu der oben angedeuteten Operation von Nöthen ist, und überreichte den Apparat dem Feldwaibel. — Der Tambour aber bengelte und klopfte aus Leibeskräften auf seiner Sense, um die geflügelten Auswanderer zum Bleiben zu verlocken.

Der Schwarm hatte sich in Traubenform an einen Johannisbeerstrauch angehängt. — Der Feldwaibel, nachdem er die Rüstung angezogen, näherte sich, hielt vorsichtig den offenen Korb unter den Strauch — schüttelte — und „Viktoria" schrie der Tambour, die Operation war gelungen. —

Die Neugierigen vor dem Garten verliefen sich. Hieronymus jedoch erlaubte sich, in denselben einzutreten, wo er, nachdem er vor dem geistlichen Herrn seine Reverenz gemacht, von den Männern freudig begrüßt wurde.

Er erfuhr nun, daß der so eben eingefangene Bienenschwarm seinem Vetter gehöre. Die Auswanderer hatten, statt in der Nähe sich niederzulassen, Reißaus genommen über die Garten und Häuser, und ein Glück war es zu nennen, daß ihr Zug nicht weiter reichte, als bis in den Garten des geistlichen Herrn, welcher sogleich, wie wir gesehen, mit bereitwilliger Hilfe entgegen gekommen.

Nachdem für die völlige Einquartierung des summenden Völkleins Sorge getragen worden, ging der Herr Kaplan in das Haus, und kam nach einiger Zeit wieder zurück mit Butter und Brod, zur Erquickung der in Schweiß gerathenen Männer, und zu willkommenem Labsal für unsern Reisenden, der seit dem Morgenimbiß im „schwarzen Bue" nichts mehr zu sich genommen.

Die Gesellschaft nahm Platz auf einer Bank am Hause, von wo aus man den, unter ein Tuch gestellten Bienenkorb noch ferner beobachten konnte.

„Also der Hieronymus will ein Faßmaler werden," nahm, nach einer Pause, der Kaplan das Wort, „recht so, es können nicht alle Schneider und Schuhmacher werden, auch nicht alle studiren. — Es ist sonderbar," fuhr er fort, „wie oft ein Zufall, oder besser gesagt, die Vorsehung, denn ich sehe

in nichts einen Zufall, nicht einmal in dem geringfügigen Umſtande, daß die Bienen heut in meinen Garten geſchwärmt, die Verſetzung, ſage ich, den Menſchen oft auf eine Lebensbahn führt. — So ſollte ich, zum Beiſpiel, nach dem Willen meines Vaters, der ein armer Tertiaglöhner war, Sattler werden. Von meiner Mutter ſelig erbte ich aber natürliche Anlage zur Muſik. Sie hatte eine hübſche Stimme und ſang mir in ihren Wiegenliedern ſchon die Luſt und Liebe zur Muſik ein; und ſpäter, als ich mehr herangewachſen, brachte ſie es, trotz dem Sträuben des Vaters, der alles für „Luſtus," Luxus wollte er ſagen, hielt, was nicht zur abſolut materiellen Leibesnothdurft gehört, dahin, daß ich als Oberſänger in meinem Heimathskirchlein mittun durfte. — Wie hätte aber ich, der Sohn ſo armer Aeltern, ahnen können, daß dieſes mein Bischen Singen mir zu einem Lebensberufe verhelfen würde."

„Um die Zeit der Hirſchjagd kam der durchlauchtige Fürſt zuweilen in unſer Dorf auf das dortige Jagdſchlößlein, und wohnte auch gelegentlich einmal unſerem Gottesdienſte bei. Mein Singen mußte ihm gefallen haben, denn nach dem Gottesdienſt ließ er alsbald unſern alten Schulmeiſter zu ſich rufen, und erkundigte ſich nach dem Knaben, der heute in der Kirche ſo ſchön geſungen habe, indem er ihn zu holen befahl. — Ihr könnt euch denken, wie es da dem armen Büblein zu Muthe war, vor dem gnädigen Herrn, der ihn über Alles befragte, und ihm zuletzt die Zuſicherung machte, daß er für ihn ſorgen werde. Ich durfte mit den Jägerburſchen zu Mittag ſpeiſen, und obwohl mir die ungewöhnten Leckerbiſſen trefflich ſchmeckten, ſo konnte ich doch kaum den Augenblick erwarten, wo ich nach Hauſe ſpringen und meiner Mutter und auch dem Vater das große Glück verkünden durfte. Mein gnädigſter Protektor aber hielt Wort. — Er verſchaffte mir einen Freiplatz im Kloſter Marchthal, wo ich neben der Muſik noch zu ſtudiren angefangen, und es mit Gottes und meines fürſtlichen Gönners Hilfe bis zum geiſtlichen Stande brachte; — und ſo kann ich wohl ſagen, daß die Lieder der Mutter dem Sohne zu einer Exiſtenz verholfen."

„Ein Glück für uns," äußerte hierauf der Feldwaibel, „daß euer Hochwürden gerade auf die hieſige Kaplanei gekommen, denn eine beſſere Kirchenmuſik, als die hieſige, in weit und breit keine zu finden, ſeit Sie die Leitung übernommen und ſo vielen jungen Leuten unentgeldlich Muſikunterricht geben."

„Es müſſen alle Ständ' erfüllt ſein," nahm jetzt der Tambour das Wort: „es iſt wunderbarlich, wie ihr ſagt, Herr, wie man zu etwas getrieben werden kann. — Aber unſer Herrgott hat allerlei Kehrgänger, und wenn es für den Einen ein Glück iſt, daß er als Kind ſchon mancherlei gelernt, wie zum Beiſpiel euer Hochwürden, ſo kann ich aber auch von Einem erzählen, der ſein Glück gemacht hat dadurch, daß er in ſeiner Jugend ein recht nirnutziger Strick geweſen iſt, und das war — ich, Herr! — Mein Mütterle ſelig, troſt' ſie Gott! den Vater hab' ich nimmer gekannt, hat

manchmal zu mir g'sagt: „Jörgle, wenn's du in der Welt zu was Rechtem bringst, so sind ander' Leut Narren, die sich Müh' geben, was zu lernen!“ — Sie hat Alles mit mir probirt: vier Wochen war ich auf der Schneiderbutik beim Mäntelhansärle, acht Tag beim Gäßperle, so damals des Raths Baldirer gewesen ist, auch mal beim 'ne Gerber, und fast anderthalb Monat als Stierbub auf 'em Thälinger Hof — hat nix anschlage wollen. — Wenn's eben nit im Holz liegt, gibt's kein Pfeif! — Der liebst Aufenthalt aber, das muß ich sagen, war mir der Kegelplatz und 's Bärenwirths runder Tisch — denn Geld hab' ich immer verdient, mit 'em Vogelfang und Taubenhandel. — Daß ich aber Alles sag', — bei Schlägereien bin ich immer einer der Vordersten g'wesen, und so ist es kommen, daß mich die Stadtwaibel endlich auf den Strich bekomme haben. — Und wer an einem schönen Nachmittag, am Sonntag unter der Vesper, mit noch zwei junge Burich, 'nem Scheerenschleifer und's Fideli's Gretze, als Hasardspieler abgefaßt wird, war ich. — Den beiden Andern aber hat der Schließer am Morgen d'rauf ein Frühstück mit dem Haselnußstock unrecht mache müße — und mir wär's auch passirt, wenn nit Einer von den Vordersten im Rath mein Götte g'wese wär'. — Es waren dazumal noch österreichische Werber hier, vom Regiment Anspach. — Gott's Name denke ich, wer weiß, für was es gut ist. — Das Mütterle daheim, Lunner und's Wetter! wie hat das lamentirt. — Am Abend vor'm Abmarsch habe wir noch Tanz halte dürfen im Baren, und am Morgen ist es fortgangen mit Trommel und Pfeif', und wir haben dann g'sungen:

„Freiburg, Freiburg muß ich lasen,
O Freiburg du schöne Stadt,
Und ich muß darinnen lasen,
Was mein Herz geliebet hat:
Wir sind oft bei'nander g'standen,
Auf dem wahren Sammelplatz,
Keine hat mir beßer g'fallen,
Als mein auserwählter Schatz.
Wir sind oft bei'nander g'sessen,
Manche schöne halbe Nacht,
Und den Schlaf hab'n wir vergessen,
Nur mit Lieben zugebracht.
Wann ich über die Gaß thu' gehen,
Schauen's mich die Leut' d'rum an:
Meine Aeuglein voller Zähren,
Weil du mir nicht werden kannst.
Rosmarin und Feigenblättle,
Geb' ich mei'm Schatz zu guter Nacht,
Das soll sein das letzt' Gedenken;
Das soll sein das letzte Mal.“

Der Alte hatte das Lied so vor sich hingenommt, und mit den Fingern auf der Bank den Takt dazu getrommelt. — „Wer mir aber noch nachspringt,“ erzählte er weiter, „bis vor's Unterthor, und mir e klein's Geldbeutele in die Hand drückt, — war mei Mutter selig. — Aber das muß ich sagen,“ setzte er hinzu, „das Militär zieht den Mann: Vogel frin oder stirb, heißt's da; jetz war ich in mei'm Element — als Tambour. Und wär' der Prinz Eugeni noch ein halb Jahr länger am Leben geblieben — wer weiß, was ich jetz wär'.“

Der redselige Alte hätte wahrscheinlich noch lange so fortgemacht, wenn ihn der Feldwaibel nicht unterbrochen: „der Abend kommt, wir wollen machen, daß sie in die Ruhe kommen,“ sagte dieser, auf den Bienenkorb deutend, und nachdem er dem geistlichen Herren für die bereitwillige Beihilfe gedankt, trug er mit Hieronymus und dem Alten den Korb mit seinen Bewohnern von dannen.

Der Feldwaibel bedeutete seinem Vetter Hieronymus, daß er heute noch bei ihm übernachte. „Es ist ein starker Hentag,“ sagte er, „und der Hanmaier mit seinen Leuten im Feld.“

Es war schon Dämmerung, als Katharina, die heute bei der Oberamtsrathin beschäftigt gewesen, nach Hause kam, wo doppelte freudige Ueberraschung ihrer harrte; denn Vetter Hieronymus sprang alsogleich grüßend auf sie zu, und der Tambour referirte schon von weitem über das glückliche Ereigniß mit den Bienen.

Mit der Base waren noch zwei jüngere Mädchen gekommen, welche einen Korb mit Wäsche trugen, die sie mit Hilfe Katharinens in dem etwas seitwärts gelegenen Holzschoppen zum Trocknen aufhängen wollten. Als Hieronymus das größere der Mädchen schärfer in's Auge faßte, glaubte er seine Freundin aus den Kinderjahren, Helena, zu erkennen: sie war groß und stark geworden, und ihre bald ihm zugewendeten männlichen Zügen zierte das Roth der vollsten Gesundheit.

Sollte er ihr entgegen gehen? sie begrüßen? — er konnte nicht mit sich einig werden. Sie wendete das Gesicht einmal gegen ihn, wahrscheinlich weil Katharina so eben von ihm gesprochen — er war in peinlichster Verlegenheit. — Schon zu lange hatte er gezaudert, und jetzt — war es offenbar zu spät, dem Fräulein entgegen zu gehen; — ärgerlich und unzufrieden mit sich selbst war es dem guten Burschen willkommen, daß ihn der Vetter in's Haus hinein rief, wo er ihm einen eben erhaltenen, artig verfertigten Käfig für Turteltauben zeigen wollte. Dieser Käfig, mit seinen Verzierungen, sagte er dem Hieronymus, sei eine Arbeit von Severin, einem geschickten Menschen, der Steinhauer und Zeichner sei, und den er jedenfalls noch kennen lernen müsse. — Während sie noch hierüber sprachen, gieng die Thür auf, und zwei schalkhafte Köpfchen schauten in's Zimmer, — den Beiden gute Nacht wünschend.

Ze frendig Stundt
dehn mir e Fundt"

XIII.

Kleinſtädterleben.

In der Familie des Meiſters, bei welchem Hieronymus eingetreten, hatte die Kunſt der Faßmalerei, das heißt, die Kunſt zu vergolden, zu marmoriren, zu lackiren, Bildſäulen zu bemalen, ſich mehrere Geſchlechter hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt. Des jungen Hieronymus Lehrherr war aber auch geſchickt im Grund zu graviren, getriebene Arbeit in Kupfer anzufertigen und im Feuer zu vergolden. Neben all dem verſah er, gleich wie ſeine Vorgänger, noch das Geſchäft eines fürſtlichen Amtsdieners und dies war auch der Name, mit welchem man den Meiſter überall benannte oder bezeichnete.

Hieronymus, wie das Kind im Hauſe gehalten, zeigte ſich willig wie anſtellig, und hatte ſich bald wieder an die regelmäßige Arbeit gewöhnt. Unverdroſſen legte der Lehrbursche noch Hand an bei den Feldarbeiten, wie ſie in bürgerlichen Haushaltungen ſtets vorkamen; denn ſchon bei ſeinem Scheiden von der Heimath hatte er den guten Vorſatz gefaßt, nicht eher an eine Heimkehr zu denken, bevor er nicht etwas Rechtes erlernt, und eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erworben habe. Allerdings mußte er dieſen Entſchluß ſich manchmal wieder zurückrufen, wenn ihn eine Sehnſucht heimlich nach ſeinen Thälern und Bergen, dem Schauplatz ſeines Jugendlebens. — Beſonders lebhaft traten dieſe Bilder vor ſeine Seele, wenn er des Abends an ſeinem Kammerfenſter ſtand, den ziehenden Wolken nachſchaute, und die fernen Tannenberge ihre dunkeln Umriſſe im verglimmenden Abendroth abzeichneten. Doch blieb ihm glücklicherweiſe wenig Muße, ſolchen Gedanken nachzuhängen, denn die Gegenwart, Alles, was er ſah und hörte, nahm ſeine Theilnahme zu ſehr in Anſpruch, auch konnte in dieſem Lebensalter, wo die jungen Hoffnungen noch keine Enttäuſchung erfahren haben, wo man Andern ſo leicht ſich noch anſchließt, bei dem offenen jungen Mann die Stelle eines Freundes unmöglich lange unbeſetzt bleiben.

Schon der nächste Sonntag brachte für Hieronymus die Gelegenheit, beim Feldwaibel einen Gesellen zu finden, zu welchem er sich alsobald hingezogen fühlte, und dem er auch sein lebenlang in aufrichtiger Freundschaft zugethan blieb. Es war jener Severin, von welchem der Feldwaibel seinem jungen Vetter bereits am ersten Tage seiner Ankunft gesprochen.

Severin zählte etwas mehr an Jahren als Hieronymus, allein ein eigenthümliches Ereigniß erschloß ihnen bald gegenseitig die Herzen. Hieronymus war von Severin auf den Nachmittag zum Besuche eingeladen worden, um gemeinschaftlich die Zeichnungen des ersteren zu betrachten. „Die Mutter ist zwar krank," fügte er hinzu, „und gestern vom Kaplan versehen worden, aber Gott lob 's geht heut' um ein Gutes besser; die Gotte ist den Morgen bei ihr, und wart' ihr ab."

Es war ein stiller Sonntag Nachmittag, wo es uns vorkommt, als ruhe selbst die Natur, und wo der Mensch sich gerne in sich selbst versenkt. — Severin und seine betagte Mutter bewohnten ein Unterstüblein in einem abgelegenen Stadtviertel. Als Hieronymus bei ihnen eingetreten, fand er den jungen Steinmetzen eben beschäftigt, in Erwartung des versprochenen Besuches, Zeichnungen in einer Mappe zu ordnen. „Ich hab' schon 'glaubt, du kommst nimmer," erwiederte Severin, freundlich, aber leise redend, den Gruß des Ankommenden. „Wir müssen ein wenig still thun, weil die Mutter schlaft," dabei deutete er auf die halbgeöffnete Thür des Hinterofens, wo Hieronymus die siehe Matrone in einem Lehnsessel schlummernd erblickte.

Während der Steinmetz nun behutsam das Klebtischlein von der Wand herabklappte, um die Zeichnungen darauf zu legen, nahm er wahr, wie der Blick des Malerlehrlings auf einer eingerahmten Tafel an der Wand haftete, welche, in Alabaster gearbeitet, einen Steinmetzenschild vorstellte. „Es ist von mir, und das ist mein Steinmetzzeichen," erläuterte Severin.

„Ja, wenn ich's einmal so weit brächte, wie ihr," entgegnete Hieronymus mit leichtem Seufzer, „und gewiß versteht ihr euch auch auf die Musik," fuhr er fort, auf eine Klarinette deutend, welche neben an auf einem Schafte lag.

„Ja, früher hab' ich viel g'spielt, es war der Mutter ihr liebstes, sie hat mir Stunden lang zuhören können, aber jetzt" — indem er besorgt gegen den Ofen blickte — „seit den Paar Wochen her, hab' ich Alles liegen lassen."

Hieronymus Auge wendete sich wieder auf die Schlafende, es war, als wenn er nach einem Worte suchte, das er nicht finden konnte.

Unterdessen hatte der Steinmetze seine Mappe aufgeschlagen, und Hieronymus vermochte nur zu staunen, über die zierlichen Arbeiten, welche jener ihm vorlegte. Die Blätter waren der Reihe nach nummerirt, theils mit der Feder, theils in Bleistift ausgeführt, und stellten mancherlei Grundrisse dar, Fenster- und Thürgewände, Fialen, Blattkreuze, allerlei Maßwerk

und Schnorkel. Denn wenn damals gleich die gothiſche Baukunſt von dem herrſchenden Geſchmack längſt ſchon in die äſthetiſche Rumpelkammer geworfen worden war, ſo herrſchte unter den Steinmetzen doch noch der Verband der alten Bauhütten, und man heiſchte von jedem Geſellen und angehenden Meiſter Kenntniß der Regeln jener Kunſt.

Nachdem faſt Alles durchgeſehen, und Severin eben einen kunſtreichen Riß erläutern wollte, hörte er die Mutter ſich regen, und mit ſchwacher Stimme ſeinen Namen rufen. Behende aber leiſen Tritten war Severin zu der Kranken geeilt, zu fragen, ob ſie was bedürfe. „Severin, ſpiel' mir doch noch einmal etwas," liſpelte die Mutter, und der Sohn gehorchte, wenn gleich ſichtbar beklommen. Er langte das Inſtrument vom Schafte herab, band zuerſt ſorgſam das Blatt am Mundſtück feſt, und ſpielte einen jener gemüthlichen Ländler, welche die Frau ſtets ſo gerne gehört hatte. Nachdem er geendet und wieder zu der stille gewordenen Mutter hintrat, — war ſie zuſammengeſunken — eine Leiche. — Mit den Tönen war auch ihr Geiſt fortgezogen aus ſeiner gebrechlichen Hülle — hinüber in ein beſſeres Land!

Hieronymus theilte aufrichtig den herben Schmerz des jammernden Sohnes — der ganze bedeutſame Moment aber verfehlte ſeine Wirkung auf beide nicht. Es war ihnen, als ſeien ſie ſchon ſeit Jahren bekannt, und ſie blieben von nun an unwandelbar anhängliche Freunde.

Für einen Bewohner jetziger größerer Städte möchte es wohl ſcheinen, als ob, zur Zeit unſerer Geſchichte, zwiſchen dem Leben auf dem Lande, und in einem Landſtädtlein nur wenig Unterſchied geweſen ſein werde. Allein dieſer Begriff iſt höchſt dehnbar und für den Waldeinſam Hieronymus hatten alle Verkommnine, wenn ſie auch gewohnte Dinge betrafen, doch einen neuen, großartigen Zuſchnitt.

So die kirchlichen Feſte: hatte der Jüngling in ſeinem heimathlichen Thale einem Frohnleichnamstag, dem Dank- und Siegesfeſte ſeiner Kirche, ſtets mit jener Erhebung beigewohnt, welche faſt jeden Theilnehmer an dieſer Feier zu erfaſſen pflegt, ſo ſah er dieſen Tag des Herrn in ſeinem jetzigen Wohnorte doch mit einer Prachtentfaltung und unter Umſtänden begehen, wovon er vorher keine Ahnung gehabt. Das Schließen der Stadtthore, die vergrünten, blumengeſchmückten Gaſſen, die zahlreiche Geiſtlichkeit, das Allerheiligſte, geleitet von den zwölf jüngſten Bürgern in ſtattlichem Anzuge, mit Hellebarden auf der Schulter, die Beamten, die vierundzwanzig Rathsverwandten in ihren ſchwarzen Mänteln, die Grenadiercompagnie in Parade, die regelmäßigen Gewehr- und Böllerſalven nach dem Segen, das alles konnte eines hohen Eindruckes auf ſein Gemüth nicht verfehlen.

Ein anderes Gepräge trug das Jakobifeſt, zu Ehren des Patrones der Pfarrkirche, wobei die geſammte Jakobsbruderſchaft von nah und fern ſich in Pilgertracht verſammelte, mit Stab und Muſchelhut um, geleitet von den ſämmtlichen Zünften, einen Umzug zu halten.

Mit kaum geringerem Intereſſe folgte Hieronymus dem Verlauf der bürgerlichen Feierlichkeiten. Hervorragend darunter war das ſtädtiſche Scheibenſchießen, welches auf den Tag Peter und Paul ſeinen Anfang nahm, und, allſonntäglich fortgeſetzt, bis zur Kirchweih dauerte.

War auch die Zeit längſt ſchon vorüber, wo die Bürger zur Vertheidigung ihrer Städte in den Waffen, und vor allem in der Handhabung der ſchweren Doppelhacken und Wallbüchſen geübt ſein mußten, ſo beſtand doch immer noch die Satzung, welche jeden angehenden Bürger verpflichtete, die regelmäßigen Schießübungen eine gewiſſe Zeit lang mitzumachen: „das heilſame Anhalten" heißt es in dem auf Holz geſchriebenen, von weiland dem Fürſten Friedrich zu Fürſtenberg im Jahr einhundert ſiebenhundert und vierzig ertheilten Schützenbrief (Schützenordnung), „wollet dabei vor, daß unſere Bürger und Unterthanen nebſt Hinterſaſſen, zumal in Hüfingen, auf eine etwa hier einbrechende Kriegsgefahr oder andern ſich ergebenden Nothfall, ſo doch Gott, der Allerhöchſte, lang verhüten wolle, zur Landesdefenſion beſto tauglicher unterrichtet, und auf alle dienliche Weiſe ſich gebrauchen zu laſſen in den Stand geſetzt werden, ꝛc." Der Brief beſtimmt weiter: „daß jeder Bürger, Beiſitzer, oder ihre Söhne, welche das neunzehnte Jahr erreicht und mit keinem Leibesgebrechen behaftet, verpflichtet ſein ſollte, den regelmäßigen ſonntäglichen bürgerlichen Schießübungen, und zwar wenigſtens ſechs Tage des Jahres, beizuwohnen."

Dieſemal ſollte der Anfang der Schießübungen beſonders feſtlich begangen werden, und zwar mit einem großen Freiſchießen, bei welchem die fürſtliche Freigebigkeit die Preiſe ſpendete.

Die Geſellſchaft, welche immer noch beim Zuchtverwalter zuſammen kam, und verzügliche Schützen unter ihren Gliedern zählte, hatte ſchon geraume Zeit vorher ihre Zurüſtungen zum bevorſtehenden Kampfſpiele gemacht. Jeder betrachtete es als Ehrenſache, die erſten Preiſe nicht außerhalb den Mauern der Stadt, in die Hände fremder Schützen gelangen zu laſſen. — Sämmtliche Standrohre wurden neu viſirt (der Verwalter ſelbſt war der Büchſenmacherei kundig), friſch geſchmirgelt und in dem geräumigen Zuchthausgarten eingeſchoſſen; eine Arbeit, bei welcher auch Hieronymus, als ſolcher Dinge gewöhnt, mit Hand anzulegen hatte.

Der Auszug geſchah nach Beſtimmung des Schützenbriefes. Nach vollendetem Gottesdienſte wirbelten die Trommeln, und ſämmtliche Schützen mit Ober- und Untergewehr eilten dem Rathhauſe zu, wo das Schützenbanner aufbewahrt war, und begaben ſich von da in guter Ordnung und formirten Gliedern, unter dem Vortritt der beiden Schützenmeiſter, mit fliegender Fahne, Trommeln und Pfeifen auf die Schießſtätte vor dem obern Thor. Nachdem die Fahne in der großen Stube des Schützenhauſes aufgepflanzt worden, verkündeten Böllerſchüſſe den Anfang des Schießens, zu welchem von nah und fern geladene Theilnehmer ſich eingefunden hatten.

Der Nachmittag bildete den Glanzpunkt des Festes. Alles war vor die Thore geströmt, auf den Schauplatz der Unterhaltung. Oben im Schützenhause wurde Wein geschenkt, an den Fenstern, welche eine Aussicht auf die Scheiben boten, erblickte man sonntäglich geputzte Frauen und Töchter.

Als Hieronymus, der sich auch unter die Zuschauer gemischt, einmal die Augen dorthin richtete, gewahrte er alsbald die Frau Oberamtsrätin mit Fräulein Helena und ihren jüngern Geschwistern. Fast wollte es dem Lehrjungen bedünken, als gebühre es sich nicht, hier in dieser vornehmen Umgebung sich blicken zu lassen; er begab sich in's Erdgeschoß des Hauses, wo die Laadbänke angebracht waren, froh, daß es ihm vergönnt sei, hier dem alten Franz, dem Büchsenspanner seines Meisters, beim Laden an die Hand gehen zu dürfen.

Um die Mitte des Nachmittags hieß es plötzlich: der Fürst kommt! Hieronymus rannte vor das Haus. — Alle Blicke wendeten sich der Stadt zu, wo über die Brücke, von der Residenz Donaueschingen kommend, eine vierspännige Kutsche heranrollte, mit einem Vorreiter und geleitet von zwei Leibhusaren. In dem stattlichen, offenen Wagen saß der regierende Fürst Joseph Benedikt mit einigen Cavalieren.

Zu gleicher Zeit auch sah man seine Gemahlin, die gnädigste Fürstin, welche im Schlosse abgestiegen war, an einem Fenster desselben erscheinen, um von dort aus das Schießen mit anzusehen.

Der Fürst mischte sich heute selbst unter die Schützen, und that manch tüchtigen Schuß. Die Gewehre waren Prachtexemplare und Meisterstücke der Büchsenmacherkunst: die nußbraunen, silbereingelegten Rohre, die geschnitzten, mit Perlmutter und Elfenbein reich verzierten Schäfte und die Schloßbleche, auf welchen Scharmützel und ganze Bataillen in künstlicher Gravirung zu sehen, erregten die allgemeine Bewunderung.

Plötzlich entstand ungewöhnlicher Lärm und Aufregung, Böllerschüsse krachten darein, den Zeiger an der Stechscheibe in seiner Hausmannsjacke sah man seine Späße und Sprünge machen: es mußte ein außergewöhnlicher Schuß gefallen sein.

„Wer?" schallte es durch ein Sprachrohr vom Schloße her.

„Der Zuchtverwalter!" wurde auf dieselbe Weise vom Schießplatz aus zurück berichtet.

Es war die Gewohnheit der Fürstin, bei jedem guten Schusse, der auf der Scheibe gezeigt wurde, vermittelst des Sprachrohrs anfragen und sich den Namen des Schützen melden zu lassen.

Der Zuchtverwalter hatte diesmal einen Glücksschuß gethan — und den „Zweck" (Nagel), das heißt, das Zentrum geschossen. Die Gaben im Hauptschießen, welche in langer Reihe in dem untern Stockwerke des Schützenhauses zur Schau ausgestellt waren, bestanden in zierlichem Tischgeschirr von feinstem englischen Zinn, damals noch eine Zierde der Haushaltungen.

Durch den Büchsenspanner Franz war unser Lehrling Hieronymus eingeladen worden, auch einmal sein Glück zu probiren! Der junge Mann aber hatte den richtigen Takt, die Einladung abzulehnen. — Allerdings fühlte er seine Ueberlegenheit über manchen Schützen, denen Kugel statt in die Scheibe, in den hinten liegenden Rain, oder in die benachbarten Gemüsegärten flog, oder welcher, anderer Ungeschicklichkeiten wegen, durch den Pritschenmeister, unter dem Gelächter der Zuschauer, vorschriftsmäßig gebüßt worden. — Doch für den Lehrlingen schickte sich's in der That nicht, hier es den Herren und Meistern gleichthun zu wollen.

Doch werden wir unsern Freund bald bei einer andern Gelegenheit im glänzendsten Lichte seiner Geschicklichkeit erblicken. Und um dem Leser diesen Moment nicht allzu lange vorzuenthalten, wollen wir den Ausgang des gegenwärtigen Kreisschießens, welches drei Tage in Anspruch nahm, nur kurz berichten.

Wie voraus zu sehen, hatte der Zuchtverwalter das „Beste" davon getragen, eine prachtvolle Suppenschüssel mit silbernem Schöpflöffel. Seinem Freunde dem Naglermeister warf das Glück den zweiten Preis, zwei Dutzend feine Teller in den Schoos. Wer jedoch der weiteren Preise theilhaft geworden, ist mit Sicherheit aus den Akten nicht mehr zu entnehmen.

Die Gelegenheit für Hieronymus, von welcher wir gesprochen, war bei einem der kleineren Kreisschießen, welche während des Herbstes in den benachbarten Dörfern ausgeschrieben zu werden pflegten, und wobei unsere städtischen Schützen selten fehlten.

Es war ein nebeliger Herbsttag, als man von Hüfingen aus nach Mistelbrunn zum dortigen Schießen zog. Hieronymus und einige junge Burschen waren in der Gesellschaft.

Auf der Schießstatt, hinter dem Wirthshause, gieng es schon lebhaft zu. Nach kurzer Rast hatten unsere Freunde ihr Feuer eröffnet, aber diesmal ohne den sonst gewohnten Erfolg.

Der Verwalter, welcher so eben einige unglückliche Schüsse auf die Schnapperscheibe gethan, schüttelte, die „Muck" (Korn) auf dem Laufe seiner Büchse betrachtend, verdrüßlich den Kopf und sagte zum Kaplan: „So wie die Fahnlein weisen, zieht der Wind an, — wir müssen tagen," dabei rückte er vorsichtig mit beiden Daumen das Korn vorn am Laufe etwas zur Seite.

„Ich weiß nicht," versetzte der geistliche Herr, „ich habe bis jetzt immer in den Wind geschossen."

„Es ist wie verhext," brummte der nebenstehende Schmied aus dem Ort, seine alte Radschloßbüchse ärgerlich auf die Ladbank legend, „den ganzen Tag noch kein ordentlicher Schuß — verwingen laßt sich's nit. — Bin nur froh,

daß es euch auch mit dener geht, ihr Herren aus der Stadt" schloß er gegen unsere Freunde gewendet.

„Ein Zweikreisler ist bis jetzt noch der beste Schuß auf der Strohscheibe, und sind doch schon über sechzig Doppel gelöst," bestätigte der hinzugetretene Wirth, welcher als „Bestgeber" das Schießen ausgeschrieben.

„Der Letzt' hat noch nit g'schossen," warf der Amtsdiener ein! — „d'rum denk ich, wir machen ein Viele Stillstand, der Wind dreht sich auch eben, wie mir scheint."

Während sich die Männer noch berietben, war Hieronymus, von der Schießstätte weg, gegen den Fußweg gesprungen, und man sah, wie er, lebhaft grüßend, einem alten Gesellen, der Büchse und Kugelsack trug, die Hand reichte.

„Da kommt der Stoffel," rief, nach jener Richtung deutend, der Schmied, „wollen sehn, wie es dem geht, der kann mehr als Brod essen." Es war wirklich unser Stoffel, der ehemalige Kamerad des Hieronymus, welcher jenen schon von ferne bemerkt, und ihm entgegen geeilt war.

„Ist recht, daß du da bist," sagte, auf dem Platze angekommen, der Alte, indem er sein Gewehr von der Schulter nahm, und aus dem ledernen Futteral los schnallte: „eh mein Herr kommt, mußt du ein Paar Schuß thun, Hieronymus — ich will dir gleich laden!"

„Gut!" meinte der Amtsdiener, sein Meister, „versuch 'mal dein Glück, Hieronymus, vielleicht kannst du mehr, als wir!"

„Ich will's versuchen," entgegnete Hieronymus, auf den Vorschlag eingehend.

„Nimm dich aber in Acht," warnte der Stoffel seinen Freund, und drückte nicht ohne Mühe mit dem Setzstock die Kugel in das Rohr, „sie stoßt e Viele, sie hat viel Schuß, schießt aber teufelmäßig."

Nachdem die Büchse geladen, trägt sie der Alte auf den Stand, und Hieronymus folgt. — Mehrere Zuschauer hatten sich um die Beiden geschaart. — Der Stoffel legt das Rohr vorn auf den Nagel, gibt den Kolben Hieronymus in die Hand, — röhrt auf, — reibt den Feuerstein mit dem Hammennagel, hält vorsichtig den aufgezogenen Hahn so lange fest, bis Hieronymus den Finger in den Bügel gelegt und sich fertig gemacht, tritt dann zurück und kommandirt: „laß brechen." Der Schütze hält den Athem an, zielt lange — endlich kracht der Schuß — aber o Schrecken! — Die Büchse rumpelt vom Nagel herab, die Schattenbleche klappern — und der Schütze liegt der Länge nach auf der Nase — im Sand. Der Stoffel springt vor und bemächtigt sich des Geschützes — und lacht hämisch — der Gefallene rafft sich auf, besinnt, sprachlos — reibt sich die Knie und die Ellenbogen. — Die Umstehenden aber, als sie ihn unbeschädigt sehen — brechen in ein schallendes Gelächter aus. —

Doch jetzt wenden sich alle Blicke nach der Scheibe. Der Zeiger war heraus getreten, hatte kaum auf das Ziel geblickt, als er wie betrunken in's Gras taumelte. — Jetzt wußte man, wie viel Uhr es geschlagen. Neben dem Zeigerschirm qualmte Rauch auf — es krachten Pellerschüsse — und „e Mäßle vom Beste" schreit der Stoffel durch die hohle Hand dem Zeiger zu, der, aufspringend, seinen Hut in die Höhe wirft — und endlich, nach vielen Spannen den Zeigstock in den Schuß hängt — ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung — der Zweck war rund hinausgeschossen. —

Jetzt gieng es los: „das ist wieder e Stückle vom Stoffel," murmelte der Schmied; „dem jungen Mensch hätt's übel anschießen können," ein Anderer; „er hat ihm eine Freikugel geladen," ein Dritter.

Aber der Schuldfrauzle, Gemeindeschreiber im Dorf, ein alter Mann, vom Wirth als Schützenmeister aufgestellt, rannte herbei: „Ihr Herren," fing er an, indem er, mit der Hand Platz machend im Kreise herum fuhr, „Ihr Männer — ich als Schützenmeister muß Einsprach' erheben. — Ich nehm' euch Alle zu Zeugen, ihr habt gesehe', was vergangen ist. — Der Stoffel ist mir en rechter Mensch — ich will nit über ihn sagen. — Aber ihr habt g'seh', wie's dem jungen Mensch gangen ist. — In dem alten Schützenbrief, der heut zu Tage noch gilt (bei diesen Worten legte der Sprecher den Zeigefinger der Rechten in den ausgestreckten Daumen der Linken), da heißt es Paragraph achtundzwanzig ganz deutlich: daß Diejenigen, so mit Zauberei, Teufelswerk oder unerlaubten Sachen schießen, den Schuß verlieren, und nebstdem nach rechtlicher Erkenntniß von Obrigkeitswegen in Straf' verfallen. — Ihr Männer! der Schuß kann nicht gelten, ich als Schützenmeister muß protestire."

Mit ernsthaftem Gesichte hatten Viele dem Redner angehört, Andere jedoch, unter ihnen unsere Freunde, lachten.

„Guter Freund!" nahm der Verwalter das Wort, „man merkt, daß ihr nicht auf den Kopf gefallen seid — aber laut doch Jedem sein Plaisir — wem es Vergnügen macht, bei jedem Schuß auf die Naie zu fallen, der mag's in Gottes Namen thun, davon steht ja nichts im Brief."

„Wer mir das Kunststückle nachmachen will, der soll's probiren," meinte Hieronymus, indem er mit der Hand seine rechte, etwas geschwollene Wange hielt.

Die Lacher waren jetzt auf des Lehrjungen Seite, und der Wirth konnte nicht anders sagen, als „Ihr habt recht."

Um jedoch unsern Freund nicht in das Licht eines Schwarzkünstlers oder Hexenmeisters zu stellen, sei es gesagt, daß Alles mit ganz natürlichen Dingen zugegangen. Die Büchse hatte noch den kurzen, deutschen Schaft, dieses und Stoffels Warnung, daß das Gewehr stark stoße, hatten verursacht, daß der Schütze beim Zielen sich stark nach rückwärts gelehnt, die Büchse beim Schuß über den Nagel vorgerutscht war, und jener das Gleichgewicht ver-

lesen hatte. Der Zweikampf war entweder Anlaß seiner tödtlichen Verletzung oder bloßer Zufall.

Werfen wir nun Schluß einen Blick auf unser Bildchen, welches den Heimzug unserer Freunde und ihrer Schildknappen darstellt, so entnehmen wir daraus, daß der beste Schuß unserm Hieronymus geblieben sein mußte, denn der Schmalzkübel, den die Buben an einem Aste, ähnlich den Männern mit der großen Traube aus dem gelobten Lande, auf den Achseln tragen, deutet unzweifelhaft auf das gewonnene Beste; — und wenn das nebenan hängende Päcklein etwa gar voll jener, damals noch sehr seltenen, fremdländischen Bohnen wäre, ohne welche es, wie Manche behaupten wollen, fast keine zufriedene Ehe mehr im neunzehnten Jahrhundert gäbe, wahrlich, so dürfen wir annehmen, daß die sieghaften Schützen von ihren Frauen und Töchtern mit vergnügten Angesichtern zu Hause willkommen geheißen werden.

XIV.

Die Faſtnacht.

Der nahende Herbſt hatte unſerm Hieronymus mancherlei Beſuche von Hauſe gebracht, erſt den Vater und die Mutter, welche gekommen waren, ſich nach des Lehrlings Thun und Treiben zu erkundigen. Dionys, des Stabhalters Sohn, war ſogar bei ihm über Nacht geblieben, hatte mit dem Freunde das Lager getheilt, und ihm Neuigkeiten aus der Heimath mitgebracht, worunter für ihn die intereſſanteſte geweſen, daß des Laubhauſers Töchterlein immer größer und ſchöner werde. Von ſich ſelber hatte der junge Handelsmann mitzutheilen, daß, ohne Rühmens, ſein Geſchäft prächtig florire, und daß auf dem ganzen Walde gewiß kein Geſchäftsmann zu treffen ſei, dem mehr Geld durch die Hand laufe, als ihm und ſeinem Vater.

Bevor es ganz einwinterte war unſerm jungen Freunde noch ein unverhofftes Zuſammentreffen vorbehalten. Die Heugabel auf der Schulter war er mit dem Meiſter und ſeinen Leuten zum obern Thor hinaus geſchritten, auf der Schlehwieſe noch einiges Oehmdgras einzuheimſen, als von dem Wege, welcher nach dem rothen Rain führt, ein wohlbekannter Pfiff ſein Ohr traf. Das Zeichen kam von einem Patrone, welcher auch dem Leſer nicht zum erſten Mal vor die Augen tritt. Der Kommende trug über der Schulter, an einem glattgeſchälten, äpfelbaumenen Stock eine Anzahl Vogelkäfige: unter dem Arme, in ein bedrucktes Nastuch gewickelt, eine Geige: die kurzen, hellgrün geſtreiften Beinkleider waren am Knie mit flatternden Bändeln befeſtigt: über dem roth und geld getupften „Leible" glänzte eine herzförmige ſilberne Buſennadel, zum Anheften des leicht geſchlungenen Halstüchleins. Ein breiter Filzhut mit Pfauenfedern, und ein zinnener Schlagring mit ſchwerem Knopfe am kleinen Finger der rechten Hand, womit ſchon manche Stirn und Naſe blau oder roth geſiegelt worden, vollendeten das Koſtüm eines Landfahrers, und daß es der lange Hans ſei, bedurfte für Hieronymus keines weiten Blickes. Er war, vom Walde kommend, ſeiner Bande vorangeſchritten, die Baar der Kirchweih willen zu bereiten.

„E frende Stund e gnti Sund,
s'erhaltet Lib und Lebe gsund,
doch mueß es in der Ordnig gah,
süst bet ma Schand und Leid dervo."

„Auf e Paar Wörtle," raunte er dem stehengebliebenen Hieronymus zu, indem er ihn etwas auf die Seite nahm, „der Zufall hot mer 'en Gang verspart; schau," sagte er geheimnißvoll, als sie allein waren, „di kann i aufsuche wölle!" —

„Ihr kommt von daheim?" fragte Hieronymus, „es sind doch alle g'sund und wohl!"

„Alle g'sund und wohl!" bestätigt der Lange. „Schau! du weißt gar nit, was de für e Glückskind bist, Gott soll mi leaba lau — wenn's nit wohr ist. Schau i han der no e b'sundere Gruß auszrichte, von einer G'wisse, — de kennst mi sche. — Hieronymus!" lispelte er, „schau, i han der was z'bringen; — i kenn' reiche Baurestöhn', en Finger vo' der Hand gäbet si, wenn ihne so was passire thät; roht, was kann i do, Männle?" Mit diesen Worten zog er ein Päcklein aus der Rocktasche.

„Ihr macht Spaß Hanns," meinte Hieronymus, mit forschendem Blick auf den Langen.

„Koi' biele!" versetzte dieser — „schau, i will di nit lang im Wunder lau — d' Laubhauserbaure Töchterle hot mer auftrage, i soll die schöa grüeße — und do schickt dir das Dunderemädle ne Krämle — i kann ihr 's fealber b'sorge müesse, auf'm Pöhrebacher Johrmärkt; — i han sche lang g'merkt, wo Barthle den Mest helt!"

Dem jungen Burschen war das Blut ins Angesicht geschossen; der Lange hatte ihm das Päcklein überreicht. Der Empfänger aber war unwillkürlich mit der Hand in die Tasche gefahren, als wollte er den wohlverdienten Botenlohn herauslangen. „Hans," sagte er, nach einigem scheinbaren Grübeln, „ich hab' kein Münz, wenn ihr nach der Kirchweih wieder bei mir einsprechen wollt —"

„Hot nix z'sage Hieronymus! Schau, i bin die beß' Seel im ganze Ländle, und wenn i nor alle Leuta healfe könnt' — als Menschefreund — beim Dunder, i thät's!" — Bei diesen Worten hatte der Landfahrer seinen Hut auf das linke Ohr gedrückt; „mer schwätzen noch später mit'nander von deare Sach' — Adjes!" sagte er, mit einem Händedruck, und streifte im Fortgehen ein Blatt vom nahen Weidenbusche, um darauf die Melodie des Liedes: „Und du kennst mi au nit" zu pfeifen. Hieronymus aber eilte rasch seinen Leuten nach.

Das Oehmd auf der Wiese war bald in Schober gehäufelt, und der Lehrling erhielt vom Meister die Weisung, auf den Fuhrmann zu warten.

Kaum sah der Zurückgebliebene sich allein, als er, auf's duftige Oehmdgras niedergelassen, sein Päcklein bedächtig und nicht ohne einige Beklommenheit öffnete. — Ein schwarzseidenes Halstuch mit rothen Zipfeln fiel ihm in die Augen, dabei ein Schreiben von seiner ehemaligen Schülerin: Dieses wenige, schrieb sie, schicke sie ihm für den Kleiderkasten, den er ihr so schön renovirt, und für welchen sie ihm noch nichts habe geben können. „Mich

und deine Mutter," schloß der Brief, „dünkt es schon eine halbe Ewigkeit, seit du fort bist, und wir reden oft von dir und hat dich noch Kein's vergessen, und wenn wir beten, beten wir auch für dich." —

Unten am Rande des Schreibens hatte die Briefstellerin noch ein Verslein beigesetzt:

„So viel Tröpflein in dem Meer,
So viel Sandkörnlein hin und her,
Als Blatt und Früchten an Bäumen sein,
Als Strahlen hat der Sonnenschein,
Als Gras und Kraut die Erde trägt,
Als Stern und Geist der Himmel hat,
So viel hunderttausend Mal sei'st du gegrüßt."

Er lag noch lange träumerisch auf dem weichen Lager und schaute aufwärts in die Luft. In den abgemähten Steppeln zirpten die Grillen ihr einförmiges Lied, und von den nahen Schlehenbüschen zitterten vergilbte Blätter schon herbstlich zu Boden, aber Hieronymus war es zu Muthe, als breche eben der Frühling an, mit all seinen Knospen und Blüthen; — und wenn er hinüber schaute nach den dunkelblauen Höhenzügen des Schwarzwaldes, wo der Rauch von den Kohlenmeilern wie Säulen in die stille Luft aufstieg, und das ferne Rufen und Singen vereinzelter Hirten in den Wiesen durch die Landschaft klang — so glaubte er tausend Grüße zu vernehmen aus der Heimath.

Der Fuhrmann war gekommen, der Wagen geladen, und der Glückliche bestieg ihn, um mit dem Hochgefühl eines Siegers in die Stadt zu ziehen.

Die Wintersnebel lagen auf der Landschaft, und schon hatte es der Lehrling so weit gebracht, daß ihn sein Meister für würdig hielt, einen erst kürzlich entdeckten Grundpfeiler der bildenden Kunst kennen zu lernen. Es war: „die durch Vereinigung der Natur und Kunst auf den rechten Grund und Grad der Vollkommenheit gesetzte Zeichnungswissenschaft, oder Proportion der Figuren von der Geburt bis zum vierundzwanzigsten Jünglingsalter." Ein Werk, worin, beiläufig gesagt, die leibliche Gestalt des Menschen mit eben so viel Glück ausgemessen war, wie seine geistige Natur in gewissen philosophischen Systemen der Neuzeit.

Hieronymus brachte das Heft oft zu seinem Freunde Severin, wo die Beiden im warmen Stüblein manche Mußestunde mit Zeichnen und Tuschen zubrachten.

Unter solchen Beschäftigungen verging der Winter; die heilige Weihnachtszeit, das neue Jahr mit seinen mitternächtigen Wächtergrüßen, waren vorüber, auch schon der Dreikönigtag, und man befand sich in der Zeit, wo es heißt: „Lichtmeß, bei Tag eß, das Spinnen vergeß." Es nahte jetzt ungerufen, wie das Mädchen aus der Fremde, die fröhliche Fastnachtszeit.

Bereits einige Tage vor dem „schmutzigen Donnerstag," dem ersten der drei Narrentage, sah man abendlich die Gassenjugend vor dem Unterthor versammelt, wo der Baptiste, ihr Liebling wohnte. — Welch ein Jubel und Geschrei, wenn bald da, bald dort an einem Fensterlein des Thores der Kopf des närrischen Kauzes in wunderlicher Grimasse, ähnlich dem Fälleleni in Basel, zum Vorschein kam — oder wenn eine Hand herausfuhr, welche Wolken von Puder unter den Haufen streute — oder wenn durch irgend einen Spalt des alten Gebäudes plötzlich eine große Schlange unter das Publikum raschelte, die, ehe sie erhascht werden konnte, eben so schnell wieder eben verschwand.

Baptiste bewohnte sein Thorstüblein, wie Diogenes sein Faß, in Armuth, aber in philosophischer Geringschätzigkeit alles dessen, was die Menschen irdische Güter und Schätze zu nennen pflegen. — Hinter dem grünen Kachelofen lagen in bunten Haufen seine Narrenkleider, zusammengeflickte Fetzen, seltsame wunderliche Trachten, welche ihm, in Ermanglung eines Bettes, das ganze Jahr hindurch zum Lager dienen mußten, weßhalb er auch zu sagen pflegte: es gehe nichts über ein Federbett, er habe nur eine einzige (Feder) darin, und schlafe herrlich, wie ein König, wie gut müßten erst Diejenigen schlafen, die viele darin hatten. Eine gräuliche, an vielen Stellen schon geflickte Riesenschlange nebst einem ausgestopften Kalb theilten mit dem närrischen Patron den engen Stubenraum.

Es war dieses Gethier das einzige, was er aus der Erbschaft seiner seligen Großmutter als wünschenswerth an sich gezogen, und stammte ursprünglich aus einer Zeit, in welcher man für gut gefunden, moralisch-deklamatorische Aufzüge statt der altväterischen Fastnachtpossen dem Volke zur Erbauung vorzuführen. „Ludendo corrigo mores!" lautet das Motto auf einem noch vorhandenen Programm. Bei solch einem Umzug, wobei in Begleitung von Instrumental- und Vokalmusik die sieben Todsünden dargestellt wurden, dienten jene Thiere als symbolische Beigaben.

Wenn unser moderner Diogenes auch keinen eigentlichen Lebenszweck zu kennen schien, denn seine Narrheit war rein um sich selbst willen da, und grünte um zu grünen, wie das Semper viroms, so war er doch in Wirklichkeit nicht ohne Sorgen. Diese aber bestanden nicht etwa darin, daß er sich gekümmert hatte, was er wohl morgen essen werde (dafür ließ der Philosoph unsern Herrgott und gute Leute sorgen), sein Sinnen bezog sich lediglich auf die Instandhaltung und zweckmäßige Vermehrung seiner Narrengarderobe. — Ein Geschäft, welches, wenn auch unbewußt, von manch andern Menschenkindern sorgsam gepflegt wird! —

Sah unser Baptiste eine schön geputzte Person in neuen Kleidern über die Gasse gehen, so konnte man sicher sein, daß der Narr alsbald bei jener seine Aufwartung mache, bittend um einige Abfälle von dem neuen Prachtgewande; ja, ich glaube, wäre ein neuer Alexander vor ihn getreten,

mit der Aufforderung: eine Gnade ſich zu erbitten — Baptiſtle hätte nur um einen einzigen Zipfel des königlichen Purpurs gebeten, um damit ſeine Narrenjacke zu flicken!

Es war einmal allgemeine Landestrauer, und das Narrenlaufen von Amtswegen verboten; man mußte ſich, wenn auch ungern, fügen. Baptiſtle aber vermochte es nicht zu verwinden, daß ſein Dichten und Trachten eines ganzen Jahres, gerade als er die Früchte davon zu ärnten vermeinte, verkümmert und vernichtet werden ſollte. Er gieng, dem Herrn Amtsrath ſeine unterthänigſte Aufwartung zu machen, und demüthigſt die Bitte vorzutragen: ob es ihm nicht wenigſtens geſtattet werden möchte, maskirt den Kopf durch das Fenſter zu ſtecken? — dies allenfalls konnte, unbeſchadet des Anſehens der obrigkeitlichen Verfügung, verwilligt werden. — Mit vielen Bücklingen nahm Baptiſtle die gnädigſte Erlaubniß entgegen, und mit ſchmunzelnder Miene ſah man ihn ſeinem Stüblein zuſchreiten.

Des andern Morgens, am ſchmutzigen Donnerſtag, als der Herr Rath in Seelenruhe ſein Pfeifchen zum Fenſter heraufſchmauchte, denn die Frau Räthin liebte den Qualm im Zimmer nicht, entſteht gewaltiger Rumor auf der Gaſſe; der Stadtknecht ſtürzt zur Thür herein: „der Baptiſtle," berichtet er athemlos, „erfrecht ſich, — Narren zu laufen!"

„Augenblicklich her mit ihm," befiehlt mit zornglühendem Antlitz der Rath. — Und man führt den Contravenienten vor den geſtrengen Herrn. — Baptiſtle hatte ſein ſtattlichſtes Narrenhäs angethan, und ein Schiebfenſter als Halskragen über den Kopf geſtülpt. —

Ueberraſcht ſtarrt der Amtmann bald den Baptiſtle, bald deſſen ſeltſame Halskrauſe an, dann aber fährt er heraus: „Wer hat ihm erlaubt?" —

„Geſtrenger Herr!" entgegnet der Schalksnarr mit tiefer Reverenz, „haben mir ja Permiſſion ertheilt, zum Maskiren und den Kopf zu meim' Fenſter rausſtrecken zu dürfen. — Das hier iſt mein Stubenfenſter, wo ich raus ſchau!" —

Ob dieſem Gebahren war ſelbſt richterlicher Ernſt nicht mehr haltbar und mit gnädigem Lächeln gab der Rath den Beſcheid: „Für diesmal ſoll es ihm hingehen, aber auf den Gaſſen laß er ſich hinfüro nicht mehr blicken, verſtanden?"

Der Baptiſtle geht.

Aber am zweiten Faſnachtstag erblicken die Einwohner des Städtleins oben am Schellenberger Wald ein ſeltſames Schauſpiel. — Es war unſer Eulenſpiegel mit der Schuljugend, welcher eingedenk der Worte des Stadtgebieters: ſich nicht mehr auf der Gaſſe blicken zu laſſen, das freie Feld zum Tummelplatz ſeiner Narrenſtreiche gewählt hatte.

Aus dieſem Vorgang hätte der Herr Rath wohl merken können, daß man einen tief gewurzelten Baum nicht wohl ausreißen kann, ohne daß einige Würzelein und Zäſerchen zurück bleiben, welche von Neuem ausſchlagen.

Für unsern Waldner Hierenymus war eine öffentliche Fastnacht so gut wie unbekannt. Als diesmal der erste Fastnachtsmorgen angebrochen, hatte sich gleich nach dem Gottesdienste wieder die ganze Kinderschaar vor dem Unterthor versammelt. — Als der Held nicht alsogleich erscheinen wollte, erhob sich, wie bei einem Theaterpublikum, Lärm und Spektakel. — Endlich rumpelt es auf der Stiege — Baptiste erscheint — und zwar in der Gestalt eines „Gielsreiters." — Unter dem scheckigen Waffenröcklein schaut der hölzerne Kopf des Langohrs hervor, auf welchem der Ritter, im Sattel sitzend und die Zügel in der Hand, zu reiten scheint, während auf der Kehrseite Schwanz und Hintertheil des Thierleins zu schauen sind. — Ueber der Schulter hängt die ausgestopfte Kälberhaut, eine malerische Beigabe, die ihrem Träger beinahe das Ansehen eines in die Neuzeit übersetzten Herkules verlieh.

Donnernder Jubelruf erschallt beim Anblick des Heros, der, seiner Rossnamte die Sporen gebend, kühn unter den Haufen sprengt — jetzt bewegt sich der Troß — während der Ritter, wie Zeus seine Blitze auf verweglich nahende Sterbliche, sein an einem Stricke befestigtes Kalb den neckenden Buben sausend auf den Rücken schleudert. Gaß auf, Gaß ab, durch Dick und Dünn geht der Ritt, und die begleitende Schaar, blau vor Jeter und Rennen, läßt im Chorus die Narrenverslein erschallen:

„Alle Vögele singet so hell,
Wie am Samstig z'Obed!
Alle Meideli hättet mi gern,
O! wie bin i ploget!
Narre!

Hideli, hädele, hinterm Städtele,
Hat en Bettelma Hochzit,
Es giget e Müele, e' tanzet e Lausle,
Es schlägt en Igeli Trumme,
Alle Thierle wo Wädeli hond,
Sollet zur Hochzit kumme!
Narre!"

Somit war die Fastnacht eröffnet, dem Faß der Zapfen ausgestoßen, und nach dem Sprichwort: „ein Narr macht hundert," ließ sich mancher vorher unentschlossene Geselle bewegen, einzusteigen als närrischer Passagier in's allgemeine Narrenschiff, welches während drei Tagen das Privilegium hat, mit vollen Segeln die See des nüchternen Alltagslebens zu durchkreuzen.

Aus allen Gassen und Winkeln ziehen sie herbei in allerlei Gestalt und Vermummung, treu der Narrenfreiheit, welche ihnen gestattet, den engen Gewohn-

heitsrock vertauschen zu dürfen mit der lustigen, buntscheckigen Jacke. — Und daß ja die Bühne, worauf das Drama spielt, nicht zu enge werde, öffnet später sich der Tanzboden: Schäfer und Schäferinnen, Ritter und Fräulein eilen, bei Flöten und Schalmeien entgegen zu wirbeln dem Aschermittwoch, welcher der Lust ein Ende macht. —

Doch sehen wir uns gelegentlich auch einmal nach unserem Lehrling um, welche Rolle denn dieser gespielt.

Wenn es auch schwer ist, in solch' bewegtem Durcheinander den Einzelnen im Auge zu behalten, so darf doch als gewiß angenommen werden, daß Hieronymus weder unter den Maskirten, noch hinter dem Biertisch oder auf dem Tanzboden zu treffen gewesen: — denn unsere guten Vorältern hatten den einfältigen Glauben, daß einem Lehrjungen noch keine Stelle allda gebühre, und daß ein solcher, dort betroffen, von Meister oder Gesellen nach Hause gejagt zu werden verdiene. Deßhalb dürfen wir mit gutem Grunde vermuthen, daß er unter den Zuschauern sich befunden, ein Platz, der diesmal besonders ergötzlich gewesen sein mochte.

Es waren zu jener Zeit die alten, etwas außer Gebrauch gerathenen Nationalmasken, die „Hansel" oder wie sie auch verringsweise heißen, die „Narren" wieder in Aufnahme gekommen. Denn weil Narrheit und Mode so zu sagen Geschwisterkinder sind, so unterliegt auch erstere dem Wechsel, der Zeit und der Laune.

Der Hansel, oder mit dem alten Namen „Heine Narre," (in den Städten Rothweil, Villingen, Donaueschingen und in mannigfacher Abwechslung auch in der Seegegend heimisch), augenscheinlich ein Gemisch des altdeutschen Pickelhärings und des italienischen Pantalone. Eine große Holzlarve (in Villingen „Scheme" genannt), bedeckt das Gesicht, eine Kapuze mit hängendem Fuchsschwanz, zuweilen noch ein breiter Narrenkragen, zieren Kopf und Hals. Die weite Jacke, die schlotterige Hose, beide wie die Kapuze von weißem Zwilch, bemalt mit Landwerk und Figuren, und die kreuzweise übergehängten Riemen mit metallenen Schellen sind die Kleidung des Hansels. — Als Waffe schwingt er den hölzernen Klamberg oder die Pritsche, oder er bedient sich eines weitausgreifenden Storchschnabels.

Sein ganzes Wesen und Gebahren hat einige Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Schönbartlaufen in Nürnberg. In allen Häusern ist ihm der Zutritt gestattet: und hat er hier bei Freunden und holden Schönen die Bolzen seines Witzes verschossen — so betritt er sein eigentliches Lustrevier, die Gasse, wo dankbare Jugend seiner harret — und daß er ja in Gang und Haltung sich nicht verrathe, bedient sich der echte Hansel des üblichen „Narrenschrittes," unnachahmlich jedem, nicht in die landesüblichen Formen des närrischen Geisterreiches eingeweihten Fremden.

Unser Bildchen soll eine solche Hanfelöscene veranschaulichen. Gelockt von Aepfelkorb und Bierkrug, umschwärmt ein tobender, schreiender, haschender Haufe den Hansel, fort geht es im Takte des Schellengeklingels, und aus hundert Kehlen erschallt lustig:

„I ha de Narr am Seile,
I han e recht erwischt:
I laß en nimme renne,
Bis d' Fasinet umen isch!
Narre!"

oder:

„Narre Narre siehe sie,
Siehe siehe Narre gß:
Narre Narre Gigeboge,
Was de seist isch all's verlege.
Narre!"

Unsere Schilderung aber sei mit dem altdeutschen, allgemein menschlichen Sprichworte geschlossen:

„Würden alle Narren Kolben tragen, so würde das Holz theuer."

XV.

Die Landfahrer.

Ob der lange Hanns bei unſerem Hieronymus gelegenheitlich eingeſprochen und das verſprochene Trinkgeld abgeholt habe, wüßten wir ſo wenig anzugeben, als die Antwort, welche der Beſchenkte an die freundliche Geberin Florentina gelangen ließ, zu unſerer Kenntniß gekommen. Als erwieſen dagegen müſſen wir den Umſtand hervorheben, daß Hieronymus ſeinen Freund Hanns kurze Zeit nach der Faſtnacht wieder einmal in der Stadt zu ſehen bekam, und zwar in dem Augenblick, wo dieſer von dem Amthauſe aus — die Hände auf den Rücken gebunden — in Begleitung des Schließers in das „Stöckle," einem Gefängnißthurm im „ſüßen Winkel," geführt wurde. Faſt unbefangen hatte der Lange ihm von ferne zugewinkt, aber Hieronymus, verblüfft über den unerwarteten Auftritt, war unbeweglich ſtehen geblieben, ohne den Blick von dem Maleſikanten abwenden zu können. Allerdings war dem jungen Manne über das Treiben der Landfahrer mancherlei Gerede zu Ohren gekommen: ſo ſollte die Lohrmännin, die alte Vagantin, über das wohlfeile Einkaufen auf Jahrmärkten, über Einbrüche und Brandlegen, auf dem Todenbett Geſtändniſſe abgelegt haben, welche die Obrigkeit bewogen, von Neuem auf die Sippſchaft zu fahnden, allein der Lange hatte doch ſtets ſeine Ehrlichkeit ſo hoch betheuert, daß an dieſem wenigſtens Hieronymus nicht zweifeln zu dürfen glaubte. Aber bei dem jetzigen Anblick mußte des Jünglings Vertrauen doch wankend werden, und es wollte ſich nicht wieder befeſtigen, als der Zufall ihn kurz darauf in dem Zuchthausgarten mit dem Gefangenen zuſammenführte, wohin dieſer zum Holzmachen kommandirt worden, und wo er dem jungen Manne wiederholt verſicherte, daß er ſo unſchuldig ſei, wie die Säge, die er in der Hand halte, daß er bis auf den Tag nicht wiſſe, warum ein braver Familienvater ſo behandelt werde, daß ihn Niemand bauere, als ſein Weib und ſeine Kinder, und dergleichen mehr.

Schwerr Schlächer, kurtz Thunder, alter Landtsknecht,
Junge Fechter, Feuermacher, andere Gaukeler.

Hieronymus blieb ungläubig, wenn es ihm gleich aufrichtig leid that, ſich in einem Gegenſtande ſeines bisherigen Vertrauens getäuſcht zu haben.

Doch ſolche Lebenserfahrungen hinterlaſſen bei der Jugend ſelten bleibenden Eindruck, denn das Leben gleicht einem fließenden Waſſer, welches an dem einen Orte wieder anhäuft, was es an dem andern wegreißen. Aus neuen Bekanntſchaften, aus der innigeren Pflege früherer freundlicher Verhältniſſe zieht jene Leutſeligkeit ihre Nahrung, ohne welche ein offenes jugendliches Gemüth nicht zu gedeihen vermag. Der Menſch aber iſt einer Farbe vergleichbar, welche durch Annäherung einer zweiten und dritten weſentlich verändert, höher oder tiefer geſtimmt werden kann.

Einflußreich war darum für unſer Landkind auch die Bekanntſchaft mit der Rathsfamilie, wohin es durch die Baſe Katharina eingeführt worden. Die Frau Amtsräthin ſah es nicht ungerne, wenn der junge, muntere Menſch zuweilen hinüber kam, um bei den lärmenden Unterhaltungen und Spielen ihrer jüngeren Kinder den Aufſeher und ſorglichen Wärter zu machen.

Die nur einige Jahre weniger zählende Helena, mit welcher Hieronymus in den Kinderjahren bereits Freundſchaft geſchloſſen, blieb ihm auch jetzt noch ſichtlich gewogen; und wenn ihre jüngeren Geſchwiſter ſich mitunter Unſchicklichkeiten und ſchlechte Späße mit dem geduldigen, immer noch wälderiſch gekleideten Sohn vom Lande erlaubten, war das geſetztere Mädchen ſeine Bundesgenoſſin und Beſchützerin. Dadurch hatte ſich in dem Herzen des jungen Mannes, neben jener anerzogenen Hochachtung gegen höhere Stände unbewußt noch ein ſtilles, aber tiefgreifendes Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit feſtgeſetzt, welches bei jedem Anlaſſe, an Neujahrs-, an Namens- und Geburtstagen in ſauber geſchriebenen Reimen und gemalten blumenverzierten Glückwünſchen ſeinen herzlichen und gut gemeinten Ausdruck fand. Kleine Aufmerkſamkeiten, welche ihm dieſes Mädchen bisweilen zu Theil werden ließ, mußten deßhalb einen deſto größeren Eindruck auf ihn machen, je weniger er ſeinem Stande und ſeiner Herkunft nach gewohnt war, dergleichen ſich erweiſen zu ſehen.

Es war noch im vorigen Herbſt, und Hieronymus mit den Kindern des Raths in ihren Baumgarten vor die Stadt gegangen. Unausgeſetzt ſchöne Herbſttage hatten Pflaumen und anderes Obſt ſchnell zur Reife gebracht. Ueber die grüne, abgemähte Grasfläche ſchoſſen zwiſchen den alten, dunkelbelaubten Apfelbäumen in tiefem Fluge die Schwalben, und die Kinder tummelten ſich im Grünen um die Wette mit dieſen leicht beſchwingten Bewohnern der Lüfte. Clemens, Helenens älteſter Bruder, hatte einen Baum beſtiegen, und begann, nachdem er ſich tüchtig ſatt gegeſſen, die reifen Pflaumen in ein Körbchen zu ſammeln, welches er ſodann gefüllt der Schweſter Helena hinabreichte.

Die Kinder drängten ſich haſtig im Kreiſe um dieſe herum, jedes mit Ungeſtüm ſeinen Theil verlangend. Aber Helena gieng zuerſt mit voll-

gefüllter Hand auf den etwas seitwärts stehenden Hieronymus zu, und legte ihm freundlich die süße Frucht in beide dargehaltenen Hände, dann erst kamen die Geschwister an die Reihe.

Solche Verehrung hatte Hieronymus nicht erwartet, und er fühlte sich durch die Aufmerksamkeit eigenthümlich ergriffen. — So wenig und so viel bedarf es oft, einen Menschen froh und glücklich zu machen!

Nicht lange nach dem jüngsten Zusammentreffen mit dem langen Hanne, empfing Hieronymus durch einen Landsmann, welcher bei Amt zu thun gehabt, ein Briefchen vom Vater Mathias, worin dieser in mühsam geschriebenen Zeilen dem Sohne mittheilte, daß die Mutter krank gewesen, nun aber Gottlob wieder ziemlich hergestellt sei ꝛc. Wie niedergeschmettert fühlte sich der junge Mann bei dieser Nachricht. Er machte sich Vorwürfe, so sorglos dahin gelebt zu haben, während die Mutter krank, vielleicht sehr gefährlich darnieder gelegen. Es zog ihn mächtig heimwärts, und ließ ihm weder Ruh noch Rast. Aber der Vorsatz, der so fest gefaßte, so oft erneute Vorsatz, nicht in Landhausen anzukehren, bevor er dort mit einigem Gewicht und Ansehen auftreten könne! — Die stolzen Pläne, welche sich an dieses vermeintliche Auftreten knüpften! Sollte das Alles aufgegeben werden, sollte die unerbittliche Wirklichkeit schon diese süßen Träume zu nichte machen, sollte aus den schönen Blüthen nichts werden, als eine taube Nuß? Doch, was mag in die Wagschale fallen, wenn es die Gesundheit, vielleicht das Leben der Mutter gilt. —

Hieronymus erbat sich Urlaub vom Meister, und noch denselben Tag erblickte man ihn auf dem Wege zu den Seinen. Das Wetter war unfreundlich. Der Wind jagte die Wolken in eiligem Zuge über die düstere Landschaft. Der Wanderersmann schlug den Weg über Hubertsheim und Mittelbrunn ein, um sodann auf nächsten Pfaden durch den Wald heute noch sein Ziel zu erreichen.

Als er hinter letzterem Dorfe, rechts sich wendend, schon eine Strecke waldeinwärts gegangen, fiel zufällig sein Blick auf ein umgeworfenes Bildstöcklein am Wege. In der nischenartigen Vertiefung hing schiefrig ein blechernes Täfelein, worauf, schon stark verwittert, eine Muttergottes mit dem Christkinde zu erkennen war. Unter dem Bildchen, neben einer alten Jahreszahl las man noch ziemlich deutlich die Worte: „Geh nicht vorüber: Ave Maria! sprich, dafür mein Kind wird segnen dich."

Dem jungen Wanderer war es, als hielte ihn etwas zurück bei diesem umgeworfenen Denkmal frühiger Frömmigkeit; er gedachte der kranken Mutter daheim, und sogleich entwand seinen Lippen sich das Gelöbniß, der heiligen Mutter Gottes zu Ehren den Bildstock wieder herstellen zu lassen, wenn er die eigene Mutter zu Hause wieder genesen finden würde. Die Votivtafel ward in den Reisesack geschoben, und wie erleichtert schritt der Jüngling eilenden Fußes weiter.

Er war schon tief in den Wald eingedrungen. Der Wind sauste mächtig

in den hohen Tannenwipfeln, um welche krächzende Raben über ihren Nestern kreisten. Der Pfad ward immer unwegsamer, nach kurzer Strecke jede Spur davon verloren, und der Wanderer sah sich in einer Wildnis, wohin noch nicht einmal die Axt des Holzhauers gedrungen, und kaum bisweilen ein Strahl der Sonne durch das Dickicht bricht. Auf dem mitternächtlich gelegenen, steil abfallenden Boden lagerten neben himmelhohen grauhärtigen Weißtannen, umgeworfene Stämme, Windfälle, von Jahrhunderten her über und unter einander, zum Theil völlig vermodert. Starrende Aeste und ausgerissenes Wurzelgeflecht, hie und da rieselnde Quellen und verborgene tiefe Lachen machten dem Schritte des Jünglings das Vorwärtskommen streitig. Mühselig arbeitete er sich eine Zeit lang ab, hinweg zu kommen über dieses Chaos von Leben und Verwesung, und der Anstrengung gelang es endlich, an eine Stelle zu gelangen, wo der jähe Abhang quer durchrissen war durch eine Schlucht mit wildem Waldwasser. Zackige Granitblöcke, wie von unbekannter Gewalt hereingeschleudert, gewährten zur Noth Anhaltspunkte zum Ueberspringen, und so vermochte zuletzt unser irrender Ritter sich heraus aus dem wilden Tobel zu arbeiten, und wieder gangbaren Boden zu gewinnen.

Doch an einen Weg war auch hier nicht zu denken. Schon begann es düster zu werden. Der Wind blies schneidend kalt von den Höhen herunter, und Hieronymus machte sich bereits mit dem Gedanken vertraut, in dieser Abgeschiedenheit sich ein Nachtlager suchen zu müssen. Erzählungen aus seiner Kindheit, von Menschen, welche in Wildnissen Wochen lang herum geirrt oder gar elend verkommen wären, fielen ihm dabei frisch in's Gedächtniß.

Bereits hatte der Ermüdete eine überhängende Tanne erspäht, welche einigen Schutz zu gewähren schien, und sich da nieder gelassen, als es ihm vorkam, als erblicke er durch eine enge Lichtung des Waldes hinziehenden Rauch. — Aufspringen und dieser Richtung folgen war das Werk des nächsten Augenblickes. Kaum ein Paar Schritte hatte er gemacht, als aus dem verwachsenen Gestrüpp bellend ein Hündlein auf ihn los fährt, welches aber sogleich, als ob es den Fremdling erkenne, wedelnd stehen bleibt. Der nächste Schritt zeigt ihm am kleinen, moosigen Weiher ein schwarzbraunes Weib, geschäftig hinnenieng zu waschen, welches, seiner ansichtig, in Ueberraschung den Namen Hieronymus ausruft. — Es war Trautel, die Pagantin. Wer mochte froher sein, als unser Ritter, dem es bei seinem Auszug so wenig um Abentheuer zu thun gewesen.

„Bist du allein?" war Trautels Frage.

„Ja!" hieß die Antwort.

„Aber, um aller Heilige Wille, wo schlagt dich das Wetter daher?"

„Ich bin verirrt," berichtete der Wanderesmann, „ich will die Aeltern daheim besuchen, und hab' im Oberholz den Weg verloren!"

„Hieronymus!" nahm Trautel, näher tretend, wieder das Wort, „du weißt, daß i und mei Hannes dir und deine Aeltern daheim nix als

Lieb'o und Gut'o erwiete hän, d'rum denk i an allerweil, du wearest und sei mit vermähre, und Leut, die in eim fort ung'rechterweil verfolget wearet, in's Unglück bringen und unschuldig's Blaet vergieße heaße!"

„Was das anbetrifft," versicherte Hieronymus, „könnt' ihr ruhig schlafe, was mich nit brennt, blaf' ich nit. — Aber recht wär's mir, wenn ich meine Schuh und Strümpf bei euch ein Viele trocknen könnt', denn so wie ich seh', habt ihr Feuer in der Rah', und wenn ihr mir nachher auf den rechten Weg verhelfe wolltet, so wär' mir's lieb."

„Je freili! was mir thue kennet, des soll ze g'schwab; komm' Schatz," fuhr die Vagantenmutter fort, den Angekommenen bei der Hand nehmend, „komm' und wärm' dich — 's Wetter ist schaurig — 's wird heut' früh Nacht und finster."

Die Alte hatte bei diesen Worten ihren Gast an ein nahes Haselnußgestrüpp angeführt, wo dieser alsbald den Eingang zu einer unterirdischen Bettelküche wahrnehmen konnte, die er auch bald an der Hand seiner Führerin betrat. An einem bald erloschenen Feuer waren Kinder emsig beschäftigt, unter Zank und Hader die Reste einer eben gehaltenen Mahlzeit zu vertilgen. Die freundliche Wirthin sachte die Gluth von Neuem an, bereitete dem Gaste einen Sitz daneben, und begann unverweilt ihm zur Stärkung ein Habermus zu kochen.

Diese Banden von Heimathlosen, bei denen Hieronymus hier eine Zuflucht gefunden, und wovon die letzten Abkömmlinge heut zu Tage noch auf den Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz sich herum treiben, führten eine Lebensweise fast wie die Zigeuner. Doch war jede einzelne Bande stets auf ein gewisses Revier beschränkt, hin- und herziehend, und in den Ortschaften und Gehöften derselben so heimisch und bekannt, wie die Einwohner selbst. Einen und denselben Herbergsvater beglückten sie jedoch nur zwei Mal mit ihrer Gegenwart: ein Mal des Sommers und ein Mal im Winter.

Waren diese Leute in den verschiedenen Lichtgraduen auch keine Neulinge, so übten sie dieselben doch meistentheils außerhalb ihres Reviers und niemals in der Herberge; hier durfte man keck vor ihnen Thür und Thor offen stehen lassen, denn die Herbergsgenossen waren der einzige Ausweis, worauf sie sich bei Verübungen mit der Polizei zu berufen pflegten. In der Regel trieben die Männer allerlei freie Künste, als da sind: Zähnereißen, Zeichmachen, Kesselflicken, Wannenmachen, Nähgnicken u. s. w.

Während die Männer solcher Handthierung pflagen, schafften die Weiber durch Betteln das tägliche Brod ins Haus, — eine Kunst, die sie „umgehen" nannten, und welche sie methodisch ausgebildet hatten; sie unterschieden sich darin wesentlich vom „fechtenden" Handwerksburschen, „gardenden" Knechten und „fahrenden" Studenten.

So wie gebildete Deutsche unter einander gerne in französischer Mundart verkehren, so bedienten sich die Landfahrer ihrer eigenen Gauner- oder sogr

nannten „jenischen“ Sprache. In Schulen jedoch versperrten ihre Kinder Andern niemals den Platz, und den nothwendigsten Religionsunterricht erhielten sie von ihren guten Aeltern. Es beschränkte sich dieser lediglich auf das Auswendiglernen des Vaterunsers. Neben der eigenen Erbauung brauchten sie dieses Gebet vorzugsweise zum Behufe des „Aumgehens.“ Außerdem erhielten die Kinder einige literarische Bildung, bestehend im Auswendiglernen verschiedener Bettelsprüche, wovon hier einige zur Probe:

Die Bettlerin: „Gend is an en Almuesa, der Gotteswille, wer wend au ne Vaterunser betha em heilige Sant Wendelines, daß Gott 'e Vieh und All's g'sund erhalt'.“

Das Kind: „Almuesa, — [illegible] — Vrunser betha, — lines Gott Vieh g'sund halt.“

Man wird wohl begreifen, daß krasser Aberglaube geherrscht haben werde bei diesen Leuten, welche fast wie das Wild des Waldes aufwuchsen, denn *etwas* will doch am Ende Jeder glauben; aber sie verstanden es auch trefflich, diese Schwäche der menschlichen Natur bei Andern zum eigenen Vortheil auszubeuten. — Die Taschen trugen sie voll geweihter Dinge, in der beruhigenden Zuversicht, daß sie dann der „Kuonie nicht zepfe,“ das heißt, daß sie der Teufel nicht holen könne. Beim Trinken versäumten sie niemals den linken Arm über den rechten zu schlagen, denn das schützte, durch den Trunk nicht vergiftet, nicht verliebt, nicht wahnsinnig gemacht werden zu können. Sympathetische Heilmittel sollten bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden sein, und sie wußten zu rathen, bei allem was Menschen und Vieh in dieser Beziehung zustoßen konnte, nur, sagten sie, wär' es ihnen nicht erlaubt, derartige Dienste irgend eines Gewinnes willen zu thun, aber ein Trinkgeld dafür zu nehmen, wäre nicht verboten.

Die ehelichen Verbindungen dieser Landfahrer waren meist Neigungsheirathen; man wird dies leicht glauben, da sie in thatsächlicher Gütergemeinschaft lebten, und was die Form jener Bündnisse anlangt, so ist anzunehmen, daß bei ihrem Abschlusse wenig Papier verschrieben worden sei. Was überhaupt ihre Ansichten über den Werth der Glücksgüter betrifft, so erzählte der lange Hanns einst, wie er und seine Trautel ein schönes Vermögen zusammengebracht hätten: am Abend vor der Hochzeit, sagte er, habe er seiner Trautel einen Kuß gegeben, und dabei ausgerufen: „Trautel, du bist mir hundert Gulden werth,“ hierauf habe ihm Trautel ebenfalls einen gegeben und gesagt: „Hanns, du bist mir tausend werth;“ das hätten sie nun zusammen gerechnet, und am ersten Abend ihrer Verehelichung schon elfhundert Gulden zusammen gebracht!

Auf einen uralten Ursprung deuten die nächtlichen Zusammenkünfte dieser Heimathlosen, welche sie alljährlich zur Herbstzeit auf irgend einem einsamen Waldplatze hielten.

„Von end an finde, am „Schwemer Gk,“ „Scheimendau“ war die

Neigung, mit welcher ſie auf Jahrmärkten und wo ſie ſonſt noch zuſammentrafen, ſich gegenſeitig zum Eſſen luden.

Die nebenſtehende Abbildung ſoll uns ein ſolches Nachtgelage wieder geben. Im tiefen Walde, an der Felswand brennt das Feuer. Der Lange ſchnarchend im Vordergrunde; Frantel bei der luſtig brennenden Flamme — ſie, die perfekte Köchin, von welcher ihr Ehelichſter, der lange Hanns zu ſagen pflegte: Sie ſei eine Köchin ebenraus, und es gäbe nichts, was ſie nicht zu kochen verſtünde; ja habe ſie ihm einmal ſogar die Schuhbürſte geſotten in der Suppe gebracht! —

Auf verborgenen Plätzen ziehen unterdeſſen die Geladenen heran zum Schmauſe, der alſo verſchwenderiſch bereitet wird, daß die mundfertigen Wagantinnen oft noch die Zweige nebenſtehender Holderſtauden in den Teig, ſodann in die Pfanne ziehen, und das alſo fertig gemachte Holderküchlein an dem Geſträuche hängen laſſen. Nach dem Mahle beginnt die helle Luſt; bald auch ertönt die Fidel, und in ihrem muntern Klange drehen ſich auf freiem Waldplatze, beim Lichte des Vollmonds die Paare. Damit es aber dem Feſte nicht an der nothigen Abwechslung mangle, ſetzte es dabei faſt regelmäßig Händel und Prügeleien ab, und namentlich pflegten die Damen, wegen allzuleſtiger Zunge von ihren Rittern oft traktirt zu werden, wie weiland Frau Chriemhilde von ihrem Herrn Siegfried. Frau Frantel mußte zuweilen erfahren, welch veränderlich Weſen die Liebe ſei: „o Hanns!“ rief ſie einſt im höchſten Schmerze, nach ſolch einem kriegeriſchen Momente ihres Ehelebens, „wie deß mi verkühlt und verſchlecket am „Schwarzwald Gſ“ und jetz ſchlaift (ſchläft) mi!“ — Solche Scenen aber zogen vorüber, wie ein Aprilſchauer, auf welchen der Sonnenſchein des lieben Friedens raſch wieder lebt.

Erſt nach Mitternacht, wenn ſchon die Morgenluft durch's Geſträuche weht und auf dem fernen Dinzelhof die Hähne krähen, verſchwindet der Spuk; glücklich alsdann arme Holzmacher oder der Waldbauernbub, welcher Tags darauf an die verlaſſene Feuerſtelle kommt, wo die Holderſtauden ſo köſtliche Früchte tragen.

Im Augenblick unſerer Erzählung war die Zeche des langen Hanns ziemlich zuſammen geſchmolzen. Der Hände des Bettelvogts waren nur Frau Frantel, ihre beiden Stiefkinder Sepple und ſchön Röſel, der Stumpfaim und noch einige Würmlein entgangen.

„O!“ jammerte die bekümmerte Frantel weinend, „was treibt ma doch alles mit de Leute — und ſo kann mein' Mann doch nit ſo ſchlimm' Bübele bewieſe wearn!“ — Die betrübte Gattin wollte weiter reden, da unterbrach ſie barſch eine rauhe Stimme aus einem dunkeln Winkel der Höhle kommend, und: „Lechleue, wilmiſcher Maiſ!“ tönte es von daher, was etwa ſo viel heißen ſollte, als: Laß bleiben — ein Verrather.

Hierauf aus, um ſich Bericht, gewahrte man erſt einen Mann im

Hintergrund, auf einer Moosbank ausgestreckt. — Es war der Stumpfarm, welcher jene Warnungsworte gesprochen, und die Alte damit zum Schweigen gebracht hatte. Er trat hervor an's Feuer, um etwas Holz nachzulegen. Der augenscheinlich gleitende Ausdruck seines Gesichts, der Wange aus ungleichem Schaffelle, erinnerten Hieronymus unwillkürlich an den Wolf im Schafspelz.

„Aber den Hannes," sing jener gleichgültig an, „hab' ich bei Zeug, er ist kaiser oder Narrenstück, und hat kein Fehler, als sei Ehrlichkeit; den Fuchsrothen und bi Frau kenn ich, es sind schermante Leut', ihre älteste Tochter hat mer je scalber e Kind zum Taufe trage, wo in scalbigem Hand ist d' Welt kommen ist, von meim' erste Weib selig." —

„O du lieb's Herrgöttle," schluchzte Trautel dazwischen, „wie wird er jetzt Langweil han, ne seim' Weib und seine Kinder, die jetzt arme Waise sind." —

„Und wenn der ganz schwäbisch Kreis in helle Flamme stund'," sagte mit verbissenem Grimm der im Schafskleid, „so wär' der Himmel nit so brandig und roth, als das Blut ist, von all' den unschuldig Hingerichteten und Gräberten; aber man schwätzt von Kirchweih bis se da ist — der Weltgeist zeigt allweil höher und höher — und die Zeit kommt über Sodoma und Gomorrha" schloß er, eine Hand voll Moos in die Flamme werfend.

Hieronymus schwieg. Frau Trautel aber, nachdem sie ihre Thränen getrocknet, hatte ihr irdenes Pfeifle hervorgezogen, und diesmal, in Ermanglung des edlen Hollandischen, mit gedörrten Rebenblättern gestopft. Sie schmauchte mit einem Ausdrucke, welcher einer emancipirten Dame des neunzehnten Jahrhunderts Ehre gemacht hätte.

Eben wollte Trautel dem Gespräche eine andere Wendung geben, und bereits sah, ihrem jungen Paar die Mahlzeit anzurichten, als man vom Eingang der leichte Tritte hörte und schon Nikel in die Höhle trat. — Hieronymus erblickte und dem lange nicht mehr gesehenen Jugendfreunde zärtlich um den Hals fallen, war für die Schöne ein Werk des Augenblickes, aber Herr Hieronymus unter welchem Ueberfall unerwarteter Zärtlichkeit seine Fassung zu finden vermocht, fuhr eine Hand dermaßen ungestüm dazwischen, daß Jüngling und Mädchen wie von einem plötzlichen Windstoße erfaßt, ein Paar Schritte gegen die Wand taumelten.

„Hall'o mit deiner's Gattung!" kreischte dabei die Stimme der interveniremden Macht, in der Person der zärtlich eifersüchtigen Stiefmutter Trautel.

Jetzt aber ergoß sich in sprudelnder Eifersüchtigkeit aus den Kehlen beider Schönen ein Schwall von nicht zierlichen Reden, wie wenn eine Schleuße vom Müller aufgezogen wird, und der Wasserstrahl sich brausend auf die Räder stürzt, daß das ganze Mühlwerk klappernd und schrillend in Gang gerieth.

Doch der Kampf der Worte, wie mächtig er auch erbrauste, war nur das Toben vor dem Hagelschlag, denn ein heißerer Wortsturm begann sofort

mit Pfannen und Kochlöffeln. — Handgebell und Kindergeheul machten den Chorus dazu, wie in einer altgriechischen Tragödie.

Hieronymus, der noch immer nicht wußte, wie ihm geschah, hatte sich mechanisch gegen die Meerbaut gewehrt, und betrachtete die Amazonenschlacht mit fast einfältiger Miene. Als aber im Dialog der beiden Fechtenden gewisse Reden verlauteten, welche geeignet waren, die so viel und selbst gerühmte Ehrlichkeit der Sippe zu beeinträchtigen, sprang der Stumpfarm, welcher wieder theilnahmslos in unerschütterer Ruhe dagelegen, rasch auf, riß ein rauchendes Scheit Holz aus dem Feuer, und fuhr damit erbarmungslos zwischen die Streitenden, das Feuer mit Raub zu ersticken.

Aber Frantel aber, welche nicht die Person war, sich so leicht in ihrem angenommenen Rechte des letzten Wortes beeinträchtigen zu lassen, griff schnell nach dem Tepfe mit dem siedenden Hadermus, um dem Stumpfarm an den Kopf zu schleudern — dieser aber bückte sich rasch, dem daher sausenden Tonnerkeil auszuweichen, sei es aber, daß der Wurf ursprünglich schlecht gezielt war — oder daß die Schützin die Bewegung des Feindes noch rechtzeitig erschaut — kurz, der Topf verklatschte auf dem Rücken des alsobald von Brei übergossenen Stumpfarm, daß er dampfte, wie ein gebrühtes Ferkel.

Ohne dem Gegner Zeit zur Besinnung zu lassen, fuhr das Weib, einer gereizten Bärin gleich, wider ihren Feind, und die scharfe Zunge ließ Reden aus, welche fast wie Blut und Mord klangen!

Nun entbrennt des Paganen Zorn, die Stirnadern schwellen an, die Augen flammen und die Hand fährt nach dem Messer; da aber macht schon Adel Arent gegen den ungeschlachteten Friedensstifter, fährt ihm mit der einen Hand in den derbigen Schopf und faßt mit der andern die waffenschwingende Rechte.

Der Moment war kritisch. — Unser Ritter Hieronymus fühlte, daß er sich der bedrängten Unschuld annehmen sollte — aber ehe er über das Wie mit sich einig, war der schwatze Seppele herein gerannt, und stand mit einem Satze in der Mitte der Kämpfenden. Er hatte alsobald an den herumliegenden Waffen erkannt, welche Karten hier bei dem Spiele Trumpf wären. Den Stock hoch geschwungen, fuhr es ihm heraus: „In des Teufels Namen, gebt Ruh!" — die hadernde Zippschaft, die Zauberkraft dieses Stabes kennend, schien plötzlich alle Lust zu weiterem Krieg verloren zu haben.

Gegen den Stumpfarm gewendet aber fuhr jener fort: „Dich wird der Kaenle noch reite, bis du Quartier g'wunde hast, in selbigem Hans am drei Pfahl und ohne Tach" (womit er den Galgen meinte). Sodann gegen die Weiber gewendet, machte er mit dem Stocke einen Strich auf den Boden, mit den Worten: „bis daher!" — wie Eine den Aug d'über legt — so" — Beide verstanden die Gebehrde und fügten sich.

Der holde Friede war somit wieder in die verschwiegenen Herzen eingezogen und Hieronymus, welcher nach dem tragischen Ende seines Hadermuses

keine Ursache mehr sah zu längerem Verweilen, faßte ein Herz und wendete sich zu Sepple: „Ich hab noch ein gut Stück Weg vor mir — es ist schon spät und finster, d'rum wär's mir recht, wenn du mir ein Stück weit ausfolgen wolltest."

Frau Frantel aber gab durchaus nicht zu, daß ihr Gast so nüchtern abziehen sollte; er mußte sich zu einem Stück Speck und Schwarzbrod bequemen, und dies Mahl mit einem Schluck Wachholder würzen. Dann aber erhob er sich mit solcher Entschiedenheit, daß die Andern wohl sahen, er sei nicht länger aufzuhalten. Der Herbergsmutter drückte er einige Schweizerbatzen in die Hand, und beurlaubte sich mit den Worten: „Nix für ungut, und spar uns Gott g'sund." Schön Röfel aber ließ den Freund nicht scheiden ohne einen herzhaften Schmatz, so daß es dem guten Jungen fast schwül dabei ward.

„Wenn du nach Hüfingen kommst," rief der Stumpfarm dem Scheidenden nach, „so grüß' mir die Amtleut und die Gardisten, und sag' ihnen, sie können uns auf die Kirchweih komme, d'rüben im Elsaß; dem Hanns kannst melde, daß er uns über'm Rhein drüde finde könn', beim Jude Schmulke. — Den Fuchtverwalter und den Amtsdiener laß ich schon grüße, der Amtsrath aber" — den Schluß dieses Auftrags konnte der Abziehende nicht mehr vernehmen, er war bereits mit seinem Begleiter auf der Oberwelt angekommen, wo es durch die finstere Nacht unheimlich sauste und stürmte, und der Wandersmann ohne Führer weder Weg noch Steg gefunden hatte.

Sepple begleitete ihn bis über den Wald hinaus; „da," sagte er, gegen einen vor ihm liegenden schwarzen Punkt deutend, „das ist der Krumbebet, und rechts d'runde die Straß'. Du wirst schweige könne, Hieronymus, über das, was du g'sehe und g'hört hast — 's leid't gegewärtig 's schnaufe mit du verstehst mi scho!"

„Vollkommen!" erwiederte der Freund, indem er seinem Führer den letzten Rest seines Bauervorrathes als Trinkgeld aufgenöthigt hatte.

Nun wieder sich selbst überlassen, dankte Hieronymus im Herzen Gott, daß er ihn so gnädig aus des Teufels Garküche erlöst habe. Allein seines Weges ziehend, überkamen ihn allerhand Gedanken. Das Bild von schön Röfel wollte ihm nicht aus dem Sinn weichen. Noch als Kind hatte man dem Mädchen ihren Beinamen gegeben, und jetzt war sie vor ihn getreten als aufgeblühte wilde Rose. Ihre Züge heimelten ihn an, wie eine dunkle Jugenderinnerung, Bilder vergangener Zeiten zogen im Geiste an ihm vorüber. Die verstorbene Johanna trat vor seine Seele, und ihre Tochter, jenes Kind Tolbergs, welches von dem Geschäftsführer des Fabrikherrn abgeholt worden, und von welchem man bisher nichts Gewisses mehr in Erfahrung gebracht. Jetzt fiel ihm auch ein, wie die alte Fahlenbacherin, welche unterdessen aus dieser Zeitlichkeit geschieden, ihm und

seinen Gespielen oft erzählt, daß schön Aetzel jenes Kind Teufelszeug sei, von ihm entführt und den Paganen übergeben werden, es dadurch um sein Erbe zu betrügen, ja, sie hatte zuweilen nicht undeutlich vermerken lassen, daß der Glaser eigentlich der wilde Jäger und wahrhaftige „Gott b'hüt uns darvor" gewesen, dem auch Dieter für trügerisches Geld seine Seele habe verschreiben müssen.

Wenn Hieronymus letzteres auch für das hielt, was es war, für eine Altweibersabel, so konnte er jetzt doch kaum anders, als den ersteren Behauptungen vollen Glauben beimessen. Je mehr der arme Junge nachdachte, je weniger war er mit sich selber und mit seinem heutigen Benehmen zufrieden. Es war ihm klar, daß er eigentlich schön Aetzel hätte befreien und ihren Verwandten in die Arme führen können. — Doch mußte der arme Ritter nicht selbst froh sein, mit heiler Haut davon gekommen zu sein? Wie wenn ihn der heimtückische Stumpfarm als vermeintlichen Verräther aus dem Wege geschafft und allenfalls in den wenigen Weiber gewesen hatte, denn so viel von der Spitzbubensprache hatte Hieronymus inne, daß er jene Worte des mißtrauischen Stumpfarms verstanden — oder wenn während seines Verweilens der Bande plötzlich eine Streitwache über den Hals gekommen wäre, wie angenehm für Hieronymus, mit verhaftet und auf einem Leiterwagen in Gesellschaft seiner Freunde in die Stadt abgeführt zu werden, denn mitgefangen mitgehangen lautete es dann. Von solch wirren Betrachtungen legen ihn endlich Schlaf und Müdigkeit ab, die sich ihm wie bleierne Gewichte auf seine Sinne legten, so daß er, ein zweiter Odysseus, nach langer Irrfahrt so zu sagen schlafend in die Heimath gelangte.

Geräuschlos ward am Vaterhause die hintere hölzerne Laube erstiegen, und die Thüre an der obern unbewohnten Kammer geöffnet, allwo der wegmüde Mensch, ohne sich Zeit zum Auskleiden zu nehmen, auf der breiten Ottenbank schnell den erquicklichen Schlaf fand.

Wilkumm Herr Pfarrer! wilkß am schön de
und schwerikh an Weiber d'Freüdter bikn?
und warmikh der Winter lang ß Sach
und s'beßer Wetter chöm ansgmach?

XVI.

Sitten und Gräuche.

Laſſen wir vorderhand unſern Helden im väterlichen Hauſe ruhig ausſchlafen, um uns, bis zu ſeinem Wiedererwachen, der Betrachtung des vorliegenden Bildchens zuzuwenden.

Daſſelbe trägt den landſchaftlichen Charakter der Baar. Ueber die Häuſer, welche mit ihren hochanſtrebenden ſteinernen Giebeln einen auffallenden Abſtich bilden gegen die ſtrohbedeckten Hütten des Waldes, zieht durch die heitere Luft der Storch, der ſtets willkommene Frühlingsgaſt. Ehe jedoch der beſchwingte Reiſende noch das alte Neſt erreicht, hier ſein Dörflein klappernd zu begrüßen, jubelnd ihm ſchon die Kinder entgegen. Gleich aber beginnt ein Wettlauf der lieben Jugend nach dem Hauſe des Vogts, denn es gilt nach altem Herkommen einen Laib Brod für Denjenigen, welcher die Ankunft des Frühlingsboten heut zuerſt meldet.

Wenn ſchon in der Bauart der Wohnungen zwiſchen der Baar und dem Walde merkliche Verſchiedenheit ſich kund giebt, ſo wird man auch in andern Beziehungen, zwiſchen den Bewohnern der beiden nachbarlichen Gegenden, ſolche Verſchiedenheit finden. Der Baarer iſt kräftiger, derber als der Waldbewohner, doch weniger rührig, nicht ſo ſpekulirend als jener. Trägt man auch den Einflüſſen von Boden, Klima, Lebensweiſe u. ſ. w. die gebührende Rechnung, ſo wird man im Allgemeinen bei dem Wäldner den keltiſchen, bei dem Baarer den allemaniſchen Stammescharakter erkennen.

Den natürlichen Verhältniſſen nach waren die Bewohner der Baar angewieſen auf die Pflege des Ackerbaues, den ſie auch, bis auf den heutigen Tag in vollem Umfange betrieben haben. Der Schwarzwälder aber trieb vorzugsweiſe Viehzucht, Wiesenbau und Holzhandel, bis mit zunehmender Bevölkerung ſich jene induſtrielle Thätigkeit in Uhrenmacherei und Strohgeflechten entwickelte, deren Produkte heute faſt auf der ganzen Erde bekannt ſind.

Beachtet man, daß seit uralten Zeiten ein bedeutender Theil des Waldes mit der Baar in Gangenossenschaft verbunden gewesen, so wird man es leicht erklärlich finden, daß bei aller Verschiedenheit des Volkscharakters, der Lebens- und Gewerbsweise dennoch Sitten und Anschauungen viel Uebereinstimmendes haben mußten. Namentlich zeigte sich das religiöse Leben überall gleichmäßig verwachsen mit dem häuslichen wie öffentlichen.

Der Anfang des Tages und der Arbeit waren begleitet mit Sprüchen und Segnungen, die auf ein Höheres in und außer dem Menschen deuteten.

Kein Bauernknecht, auch nicht der roheste, betrat des Morgens die Stube, ohne den Gruß „Gelobt sei Jesus Christ“ und ohne sich, nachdem er die Hände gewaschen, mit Weihwasser zu besprengen. Mit einem „in Gottes Namen“ begann der Säemann sein Tagwerk, und mit dem Wunsche „jetzt walt' Gott und unsre liebe Frau,“ verließ er den Acker nach geschehener Arbeit. — Mit den Worten „Glück im Stall“ betrat man in fremden Wohnungen den Viehstall, und fand man irgend ein Stück zu loben, so geschah es nicht ohne den Zusatz „ein schön Stück Vieh, b'hüt's Gott.“

Am Palmsonntage tragen die Kinder grüne Palmen zur Kirche, um sie daselbst einsegnen zu lassen, und sodann neben dem Hofgute anzupflanzen, als Abwehr gegen Blitz und Ungewitter. Geweihte Kräuterbüschel, nachdem sie von jungen Mädchen vor den Altar gebracht worden, schmücken den Stall und schirmen das Vieh vor Krankheiten.

Wenn am Sankt Agathatage das Hausgesinde am Küchenherde einen Rosenkranz betete, so geschah es, weil diese Heilige als Schützerin gegen Feuersgefahr verehrt und angerufen wird.

Am Sankt Thomastage pflegten die Mädchen jedweden Hauses den sogenannten „Durchsitz“ zu halten, das heißt, sie durchwachten die Nacht in geselligem Vereine, wobei sie spannen und abwechselungsweise geistliche Lieder sangen, bis der Morgen tagte. Und gewiß, es war ein schöner Gebrauch, wenn in der heiligen Nacht die Hirten betend um den Stall giengen, und sodann den Thieren Futter aussteckten. Noch bis heut blieb es in der Stadt Villingen üblich, daß um jene Zeit in Mitte der Nacht die Hirten, ihre Reigen blasend, durch die Gassen der Stadt ziehen. Und wie sinnig, wenn zur Sommerszeit eine ganze Gemeinde, den Allmächtigen um Schutz und Segen bittend, durch die grünwallenden Saatfelder zieht, voran der Geistliche mit der Fahne des Friedens.

Eigenthümlich und stattlicher war der Anblick des „Oeschrittes,“ eines Bittganges durch die Markung, der aber nur von beirathenen Männern abgehalten wurde. Wie Alles bei solchen Dingen in lebenswürdiger Ordnung geschah, so trugen bei dem Oeschritt die Verheuratheten den blauen Tuchrock, die ledigen jungen Männer das rothe Wollenhemd, während den Buben nur der weiße Zwillichkittel zustand. Wenn dann der also geordnete Zug nach vollbrachtem Ritt dem heimathlichen Dorfe wiederum nahte, so warteten seiner die

zurückgebliebenen Mütter mit ihren Kindern auf den Armen; und nun war es eine Lust für die Kleinen, wenn sie, vom Vater zu sich auf's Roß gehoben, den Weg bis zur Kirche und von da zum Hause noch im Sattel machen durften.

Als besonderes Kinderfest, am Ende der Winterschule, galt von Alters her der Gregoritag, welcher den Kleinen eine je nach Kräften reich besetzte Tafel, so wie auch eine gemeinsame Lustbarkeit brachte. Weil jedoch die Glücksgüter dieser Erde ungleich ausgetheilt, jedwedes Geschöpf aber ein Anrecht zu unschuldiger Lebensfreude in sich trägt, so zogen bei diesem Anlasse die Aermeren mit bebänderten Stäben vor die Thüren der Vermöglichern, in Reimen und Sprüchen eine kleine Gabe heischend. Schon im vierzehnten Jahrhundert verschönerte die Gattin Heinrich VIII. von Fürstenberg dieses Fest durch eine Stiftung, in Folge deren man heute noch an diesem Tage weißes Brod an arme Kinder der Gemeinde Donaueschingen austheilt.

Von verschiedenen religiösen Vereinen mag allein der sogenannte „Marianische Rath" hier erwähnt werden. Dieser Rath bestand aus eilf Volksältesten von anerkannter Ehrenhaftigkeit. Zum Vorstand, Präfekten, hatte er den jeweiligen Vogt. Seine Aufgabe aber war, in Verbindung mit dem Geistlichen die Kirchenordnung und Kirchenzucht, überhaupt die Sitte zu handhaben, denn selbst auf Abtheilung von Feldbiedstählen und ähnlichen Vergehen dehnte sich seine Befugniß aus. Diesem Collegium angeschlossen war der jetzt noch bestehende Verein der „Geheimniß-Jungfrauen," die, gelobend, in unbescholtenem Wandel und Sittlichkeit die heiligste Jungfrau Maria zum Muster zu nehmen, an kirchlichen Prozessionen und feierlichen Aufzügen das Bildniß der Mutter Gottes festlich geschmückt tragen, und mit brennenden Kerzen und sinnig gemalten Schildern in den Händen begleiteten.

Wenn auf solche Weise sittlicher Ernst und religiöse Anschauung in dem Thun und Lassen des Volkes überall ausgeprägt sich zeigte, so war die ganze Lebensweise doch entfernt nicht kopfhängerisch. Es fehlte durchaus nicht an Anlässen zu heiteren Lebensgenüssen. Zur Kirchweih und Fastnachtszeit, bei Hochzeiten und Kindtaufen, bei Festen und Spielen aller Art war es, wo auch diese Seite der menschlichen Natur ihre Rechte geltend machen durfte.

Begeben wir uns einmal mit der muntern Jugend auf den Tanzboden. Es ist zwölf Uhr Mittags. Im Zuge, voran die Spielleute, begeben sich die Paare ins Wirthshaus, wohin für jetzt jeder ledige Bursche nur die Schwester mitbringen darf. — Denjenigen Schönen, welche eines Bruders entbehren, ist nur eine kurze Frist des Harrens auferlegt. Denn kaum einige Stunden währt die Lust, so wählt der junge Bursche, dem die Sitte verbietet, seine Liebste in eigener Person zum Tanze zu führen, aus seinen Freunden einen sogenannten Fürsprech, der als Abgeordneter in's älterliche Haus des Mädchens gesendet wird.

Hier grüßt er die Aeltern mit dem alten Spruche:

„Des Vogt's Peter ſchickt mich her,
Eine Tänzerin wär' ſein Begehr',
Er verſpricht, er wolle ſie halten in Ehren,
D'rum werden's die lieben Aeltern nicht verwehren."

Wenn die Mutter hierauf ihre Einwilligung gegeben, entfernt ſich das Töchterlein, um ſich geziemend herauszuſtaffiren. Der Vater aber trinkt mit dem Freiwerber am Tiſch den Willkomm. Endlich tritt die geſchmückte Schöne wieder in die Stube; der Vater beſtimmt die Stunde, welche der Lustbarkeit ein Ende machen ſoll; die Mutter führt die Tochter vor das Weihwaſſergefäß, beſprengt, ſegnet ſie und entläßt ſie in „Gottes Namen." War es ein heiterer Tag, ſo ließ ſich die ganze Tanzgeſellſchaft wohl auch einmal verlocken, vom Tanzboden weg einen Ausflug in's Freie zu machen — dieſes hieß das „Ausziehen." Auf eine nahe gelegene Wieſe oder Garten zog das junge Volk unter dem Schall der Inſtrumente. Nachdem die Spielleute ſich auf eine Bank poſtirt, begann der Ländler, und auf dem grünen Plan drehten ſich munter die Paare. Aber jetzt, nachdem, angelockt durch Muſik und lauten Jubel, jüngere Frauen, ihre Kinder auf dem Arme, herbeigekommen, und zuſchauend die Tanzenden umſtanden, geſchah das „Wechſeln," eine Sitte, die eine anmuthige Rückſicht der Mädchen gegen die jungen Frauen in ſich ſchloß. Mitten im Tanze wurde inne gehalten. Jedes Mädchen führte ihren Tänzer einer der zuſehenden Frauen zu, nahm ihr das Kind vom Arme und unterhielt ſich mit dem Kleinen, während die Mutter nun den Reigen antrat.

Der Tanz ſelbſt hatte mancherlei Abwechslung und Eigenthümliches: da war der Hahnen- und der Hammeltanz, ſodann die ſieben Sprüng', welche man nach dem Rhitmus gewiſſer, von den Tanzenden geſprochenen Verſe, ausführte.

Die löbliche Sitte der Landleute, ſich in ſelbſtgefertigte Leinwand zu kleiden, hatte damals den ausgedehnteren Anbau des Hanfes und Flachſes zur Nothwendigkeit gemacht, und die Zubereitung dieſer beiden Erzeugniſſe, bevor ſie in die Hände des Webers kamen, war faſt ausſchließliches Geſchäft der Hausfrauen.

Wenn im Oktober das Geſchäft des „Hanfbrechens," bei einer eigens hiezu gedachten Feuerſtätte im Freien, die je einer Familie abwechslungsweiſe zur Benutzung anſtand, vorgenommen wurde, ſo hatten, außer den beſtellten „Lohnbrecherinnen," noch angeſehene Bauerntöchter mit, welche man „Ehrenbrecherinnen" nannte. Kam nun während dem Geſchäfte ein bekannter junger Mann vorüber, ſo beeilte ſich ein Paar der Mädchen ihm zuvor zu kommen. Jede trug eine Hand voll feiner Reiſten (gebrochenen Hanfs), mit welchem ſie dem Ankömmling den Weg beſtreuten, ſprechend:

„Es reist ein schöner Herr wohl über's Land,
Wir hoffen er hab' einen großen Verstand,

Wir wollen ihm ſtreuen in Ehren,
Er wird uns auch was in die Reiſten verehren!"

Der Angeſprochene, um ſich loszukaufen, langt in die Taſche, reicht den ſchalkhaften Brecherinnen ſcherzweiſe das kleinſte Geldſtück, welches er bei ſich trägt und ſpricht:

„Weil ihr mir die Ehre erweiſet,
Und mich gar einen Herren heißet,
So will ich mich nicht länger wehren,
Und euch dieſen Kronenthaler in die Reiſten verehren."

Die Mädchen unter Scherz und Lachen:

„Dieſer Kronenthaler iſt viel zu klein,
So zahlen arme Bäuerlein;
Die Herren ſpenden immer mehr,
Drum gieb uns noch einen Zwölfer her."

Und Keiner war je ſo ungalant, daß er nicht den ſchönen Drängerinnen mehr geſpendet hätte. Reiche Bauernſöhne gaben ſogar nicht ſelten in der That einen Kronenthaler, ſelbſt mehr, vorausgeſetzt, daß ihnen die „Reiſten" und diejenigen, welche ſie geſtreut, gut gefallen.

Den Schluß des ländlichen Geſchäftes machte jedes Mal ein Schmaus, welchen die Hausfrau ihren Helferinnen zum Beſten gab — und als Beweis, daß dieſe ſtets einen guten Appetit von der Arbeit mitzubringen pflegten, mag das alte Sprichwort gelten: „Er hat Hunger wie eine Brecherin." Während dem Obermahl erſchienen die ledigen Burſche des Ortes, jeder mit einem Stecken (Stab) in der Hand, und indem ſie ſich vor das Haus poſtirten, unterhielten ſie ſich durch die offenen Fenſter mit den eſſenden Schönen in der untern Stube. Weil aber dem Mahle niemals Aepfel- oder Birnenſchnitze fehlen durften, ſo verlangten die Außenſtehenden ſcherzweiſe durch die hohle Hand ſprechend, bald von dieſer, bald von jener Innenſitzenden einen Schnitz, deſſen Geben oder Verweigern ſtets großen Spaß verurſachte. Daher auch das Sprichwort, „auf etwas geſchnitzt" (ſeine Abſichten haben).

War das Eſſen vorüber, ſo ſtellten ſich die Burſche im Spalier vor dem Hauſe auf, mit vorgehaltenen Stäben — und wenn die Mädchen heraustraten, um nach Hauſe zu gehen, ſo mußte ſich jede die Begleitung eines der galanten Stabhalter gefallen laſſen.

Durch einen ſinnigen und bedeutſamen Brauch zeichnete ſich das allgemeine Kirchweihfeſt aus. Hatte der Hausherr das Jahr hindurch Urſache, mit ſeinen Dienſtboten zufrieden zu ſein, ſo wurden während der Kirchweihe die Rollen gewechſelt. In langen Reihen ſaßen die Dienſtboten zu Tiſche, bedient vom Meiſter und der Meiſterin, welche ſich beſtrebten, aufzutragen und zu kredenzen was nur Küche und Keller Gutes in ſich ſchloßen.

Selbſt die Roßbuben, der geringſte Stand unter den Dienenden, hatten ihre beſonderen Rechte und erlaubten Luſtbarkeiten.

Ehe die allgemeine Almendtheilung ſtattgefunden, beſtanden in der Baar noch überall die Roßwaiden, welche den Sommer über, ſowohl den Tag wie die Nacht, „beſchlagen“ (mit Vieh betrieben) wurden. Am erſten Maitage, wenn die Roßhirten zum erſten Mal ausgefahren und man auf der Waide angekommen war, ſo fand unmittelbar darauf unter den Roßbuben ein Ringkampf ſtatt. Drei der glücklichſten Obſieger wurden zu „Stilllieger“ ernannt, das heißt ſie wurden die Hauptleute und Befehlshaber der Uebrigen. Drei Knappen, ſolche, die nach den Erſteren im Ringkampfe ſich am tapferſten bewieſen, bedienten ſie. Auf der Waide, wo immer ein Feuer brennen mußte, um welches die Stilllieger gewöhnlich würfelnd, ſchmauſend, ſchlafend oder ſich räthſelaufgebend lagerten — hatten dieſe Diener, der „Feuer- und Waſſerbub,“ die Hofhaltung zu beſorgen, während alle Anderen, „Wehrbuben“ genannt, die Aufſicht über die Pferde und Waide führten.

Eine Art von Verfaſſung war dieſen wilden Burſchen, welche die Hälfte des Jahres unter Gottes freiem Himmel auf den weiten Waideplätzen zubrachten, und von welchen das Sprichwort herkam: „Gefürchtet wie der Teufel und die Roßbuben,“ um ſo mehr nothwendig, weil ſie wenig in die Kirche und gar nie in eine Schule zu kommen Gelegenheit hatten. Uebertretungen ihrer Geſetze, von welchen namentlich eines auch Ehrerbietung vor Frauen und Mädchen zur Pflicht machte, wurden allmonatlich öffentlich vor dem Rathhauſe durch den Bannwart gebüßt.

War auch das Stehlen unter den Kameraden ſtrenge verpönt, ſo wurde es doch nach Außen hin nur dann als ſtrafwürdig erachtet, wenn der Betreffende ungeſchickt genug war, ſich dabei erwiſchen zu laſſen. Während der Nacht oft Meilen weit reitend, ſtatteten die Burſche den ſpeckhaltigen Rauchfängen und Obſtgärten fremder Bauern gerne unwillkommene Beſuche ab, und es war gewiß eine Ueberraſchung für die ſorgliche Bäuerin, wenn ſie Morgens in der Küche ſtatt der fetten Schinken ein Stück Holz im Rauchfang hängen ſah.

Sogar gewiſſe Souveränitätsrechte beſaßen die Pferdebändiger, denn ſie hatten das unbeſtrittene Recht, den Hirten benachbarter Gemarkungen den Krieg zu erklären, und, wenn beide Theile tüchtig durchgeblänt, wieder Frieden zu ſchließen.

Auf unzugerittenen Fohlen jagten ſie gegen einander zum Kampf, und nicht ſelten verfolgten die Sieger den fliehenden Feind bis in die Dörfer, allwo Pfarrer und Vogt zur Abwehr herbeieilen mußten, weitere Gewaltthätigkeiten zu verhindern.

Die Macht ihrer Hauptleute, der Stilllieger war aber durch den Bannwart der Gemeinde durchaus beſchränkt, und wenn er auf die Waide kam, und Befehle austheilte, zum Beiſpiel zur Abhaltung einer öffentlichen Andachtsübung, ſo war jenen nicht ein Mal ein ſuſpenſives Veto zugeſtanden, geſchweige denn ein abſolutes.

Der zweite Pfingstfeiertag aber war der eigentliche Ehrentag dieser Nomaden. Da feierten sie ein Fest, bei welchem Einer von ihnen, der „Pfingstbagen“ genannt, in Rinde oder Stroh eingehüllt, ursprünglich den Winter versinnlichend, verurtheilt und in einen Brunnen oder ein fließendes Wasser geworfen wurde. Die Rolle ward der Regel nach demjenigen zugedacht, welcher am ersten Mai beim ersten „Ausfahren“ sich am saumseligsten erwiesen.

An genanntem Tage ritten sie im Zuge in die Stadt oder das Dorf. Voran sprengte ein Herold oder Vorreiter, der in gereimtem Spruche die Zuschauer auffordert, Platz zu machen, weil der Kaiser mit seinem Kriegsgesinde komme. Nach diesem ritten, und zwar in folgender Ordnung: zwei Husaren, ein Fähndrich, ein Corporal, Mohren, Köche, zwei bewehrte Maienführer mit bebänderten Tannenbäumchen in den Händen, ein Profos, ein Seckelmeister, und zuletzt der Pfingstbagen. Die Gestüme, die sie trugen, waren in der Regel gut gewählt und jedenfalls so geschmackvoll, wie Manches, was wir so gehorsam den französischen Modejournalen zu entlehnen gewohnt sind. Sämmtliche Theilnehmer hielten der Reihe nach ihre Sprüche, wovon wir nur den des Maienführers als Probe geben wollen:

„Maienführer bin ich genannt,
Den Maien führ' ich in der Hand,
Das Schwert wohl an der Seiten,
Mit den Türken will ich streiten,
Mit den Franzosen auch zugleich,
Wie die Engel in dem Paradeis,
Wenn der Maien fällt,
Reit' ich daß der Boden schallt,
Wenn der Maien wieder aufrecht steht,
So reit' ich wo der Wind hin geht.“

Zuletzt wird dem Pfingstbagen von dem Profos förmlich der Prozeß gemacht, und nach gesprochenem Urtheil wird er in den Brunnen geworfen. Ein Brauch, der einige Aehnlichkeit mit dem bekannten „Metzgersprung“ in München hat. Zum Schluß folgt ein Umritt, wobei man freiwillige Spenden einsammelt, die zuletzt im Wirthshause in gemeinsamer Lust schmausend verzehrt werden.

Am letzten Kirchweihtage hielt der Troß den sogenannten „Heulichtertanz,“ während dessen die Knechte anstatt der Buben die Rosse auf die Waide treiben mußten.

Ein sinniger Brauch fand alljährlich beim Frühlingsanfang statt. Die Kinder giengen paarweise in den Häusern umher; Eines von ihnen war in

Streh gehüllt und ſtellte den Winter, ein Anderes, mit einem Tannenbäumchen in der Hand, den Frühling vor. Abwechslungsweiſe wurden Sprüche hergeſagt und zuletzt trieb mit Schlägen der Frühling den winterlichen Gaſt zur Thüre hinaus.

Waren aber die ſchönen Lenztage wirklich gekommen, dann pflegte die erwachſene Jugend alltonntäglich hinauszuziehen nach den grünenden Matten, auf ihren bunten Teppich, ſich zu tummeln in Spiel und Lauf. Mit dem Mai aber hörte dies „Brühtrennen“ auf; von jetzt an war das Betreten der Wieſen bis zur „Heuet“ nicht mehr erlaubt.

War dieſe Sommerszeit gekommen, dann hatte jeder Burſche unter den Mädchen des Dorfes eine „Heubuhle“ zu wählen, das heißt eine Herrin, welcher er während der Heuet, dieſer zwar beſchwerlichen aber doch mit eigenem Reize geſchmückten Sommerarbeit, dienſtbar und unterthänig zu ſein hatte.

Der Rebbau und das fröhliche Herbſten ſind dem Landwirthe der Baar unbekannt, denn auf ſeiner Hochebene geräth der Rebſtock nicht mehr. Dafür aber feiert der Baarer den Schluß ſeiner Getreideärnte mit dem frohen Feſte der „Sichelhänke“. Iſt die Frucht geſchnitten, ſind die Garben glücklich eingeheimſt, ſo werden die verbrauchten Sicheln an den Nagel gehängt, dem Geber alles Guten der Dank dargebracht, dann aber bei Wein und Schinken ein Gutes gethan, um im heiteren Kreiſe der gehabten Arbeit zu vergeſſen.

Werden dieſe flüchtigen Umriſſe nicht ſchon erkennen laſſen, wie trefflich unſere Vorfahren es verſtanden hatten, jedem Vorkommniſſe des Lebens eine heitere oder bedeutſame Seite abzugewinnen, und wie weit wir in dieſem Stücke ſammt unſerer modernen Bildung und Weltſitte hinter ihnen zurückgeblieben?

Es iſt natürlich, daß auch in dieſen Gegenden, wie überall, wo Menſchen wohnen, der Aberglaube eine Rolle ſpielt; nicht minder jedoch die Sage, die phantaſtiſche Schweſter deſſelben.

Wenn der Wäldner am Feldberge in laner Sommernacht den Tengligeiſt in hören glaubt, und den alten Landvogt Landenberg um die Banngränze reiten zu ſehen wähnt, ſo bevölkert der Baarer ſeine Fluren mit geheimnißvollen feenhaften Weibchen, welche über die Kornfelder ſchweben oder die Wälder bewohnen; und wenn früher um neun Uhr Nachts die geweihte Schnee- und Nebelglocke ertönte, ſo geſchah es zum leitenden Zeichen für Wanderer, welche im Ried vom neckiſchen Geiſte irre geführt worden: aber auch als Zeichen für die Beſucher und Beſucherinnen der winterlichen Kunkelſtuben, ſich nach verplaudertem Abend ſtill zur Ruhe zu begeben.

XVII.

Einquartierung.

Hohe Zeit wird es, wieder zu dem Freunde Hieronymus zurückzukehren, wollen wir anders Zeugen sein seines Erwachens aus dem tiefen Schlaf, worin wir ihn verlassen. Jedenfalls sind wir nicht mehr die Ersten im Hause, denn, mochte es Ahnung gewesen sein, oder sonst eine verwandte Stimmung, genug, als kaum das erste Frührot die Sterne des Himmels erbleichen gemacht, war die erst wieder genesene Mutter, die sorgsame Martha, vom Lager aufgestanden, und nach einigem Herumgehen im Hause in die obere Kammer getreten, wo sie Hieronymus ausgestreckt auf der Bank liegen sah.

Verwunderungsvoll blieb die Mutter stehen bei diesem unverhofften Anblick des Sohnes, still die Hände über der Brust gefaltet. — Eine frösteinde Morgenluft drang durch's offene Kammerfenster; sie fühlte es, wendete sich geräuschlos zu dem Kleiderkasten, dort den alten Mantel ihres Mannes vom Nagel zu nehmen, und ihn vorsichtig über den Schlummernden zu breiten. Als es geschehen, ohne den Jüngling zu wecken, war sie, auf den Zehen trippelnd, wieder davon geschlichen. — Die wohlthuende Wärme hatte den Schlaf länger auf den Augenliedern des Müden festgehalten, und er erwachte erst, als die Sonne ihre Strahlen bereits ziemlich schräg durch die Fensterscheiben warf. Es bedurfte einer Weile, bis die sinnenden Gedanken sich zurecht fanden, erst heftete er den Blick wie forschend an die Holzdecke des Gemaches, dann auf den schützenden Mantel; der Nachtmarsch, die Landfahrer! war das Alles ein Traum gewesen?

Gedanken folgen sich schneller, als die Zunge sie auszusprechen vermag, und es bedurfte keines zweiten Blickes auf die Umgebung, um dem Erwachenden klar zu machen, daß jene Vorgänge Wahrheit, und er wirklich im Vaterhause angekommen sei. Aber auch diesen Gedanken vermochte er noch nicht mit voller Freudigkeit zu erfassen, denn noch regte sich das gestrige Bedenken.

Wie war er angekommen? Schon nach drei Vierteljahren bei Nacht und Nebel, fast wie ein Dieb. — Wo blieb der gemachte Mann, den Alles anstaunen würde, und den der Zauberspiegel seiner Phantasie ihm so oft vorgemalt? Ein halb ausgelernter Lehrling und weiter nichts war er noch. — Ja, wenn er sich außer dem Hause nur sehen lassen wollte, mußte vorerst die Nähnadel der Mutter in Anspruch genommen werden, denn der blau tuchene Sonntagsrock, welchen er beim Abmarsch angethan, hatte durch die Hecken, Dornen und Felsen der Wildniß zu große Unbilden erfahren.

Doch so viel war unserem Freunde im Leben bereits klar geworden, daß Jeglicher von seinen Wünschen und Hoffnungen ansehnlichen Rabatt verwilligen müsse, weil die Wechsel, so wir selbst in jugendlicher Erwartung auf die Zukunft ausstellen, von der Wirklichkeit selten nach ihrem Nennwerth honorirt werden. Aus diesen Träumereien riß ihn der Klang einer Mädchenstimme, welche er unter tausenden erkannt haben würde, und welche fragte: ob denn Hieronymus noch nicht erwacht wäre. Rasch fuhr er auf, ordnete eilig das Nöthigste an seinem Anzug, und war dann mit ein Paar Sätzen unten.

Herzlich grüßten sich Mutter und Sohn; die erstere hatte längst errathen, daß der Besuch nur ihrenthalber eingetroffen, und dem Sohne zeigte das Aussehen der Mutter, daß ihre Gesundheit wiedergekehrt wäre.

„Ich wollt' nicht haben, daß dir der Vater was von meinem Umstand schreiben sollt'," sagte die Mutter.

„Aber welcher gute Geist hat denn heute Nacht den Mantel über mich gebreitet, und euch und der Florentina meine Ankunft gemeldet?" fragte der Sohn.

„Deine Ankunft?" erwiederte die Mutter scherzhaft, „mein kleiner Finger hat mir's gesagt und der Florentina hat's geträumt."

Als aber der Jüngling sich jetzt gegen diese wendete, denn dies war die Fragerin, sie zu begrüßen, schien er verlegen, fast schüchtern. Florentina, die, wenn auch ferne, im Bilde seiner stillglühenden Gedankenwelt die traute Gefährtin all seines Thuns und Lassens gewesen, stand vor Hieronymus in ihrer früheren unwandelbaren Freundlichkeit, nur dünkte ihn, sie sei stärker geworden, schöner, ihre Mienen ausdrucksvoller, demungeachtet vermochte der junge Mann den alten Ton der Zutraulichkeit nicht wieder zu finden. — Das Wiedersehen hatte ihn froh aber einsilbig, fast stumm gemacht! —

Vom Vater Mathias war inzwischen eine Art von Programm entworfen worden, zur Feststellung der Reihenfolge, wie die Besuche des Ankömmlings auf einander zu folgen hätten; denn ein Verstoß gegen die Etikette in diesem Punkt wäre auf dem Laubhauser so gut wie an jedem andern Hofe übel vermerkt worden.

„'s wird nothwendig fallen," belehrte der Vater, „daß wir zuerst nüber geh'n (zum Hofbauern nämlich), darnach zum geistlichen Herrn und zum Stadhalter.

Vom Lehensherrn, dem man somit die erste Aufwartung machte, wurden sie in seiner gewohnten trockenen, mitunter auch sarkastischen Weise empfangen. Gegen Hieronymus äußerte er, als dieser von den Schwierigkeiten seines Faches zu reden angefangen: „'s ist e Sach', wenn Einer en Herr werden will." — Der Bauer nämlich, wie der Vater des Herrn Kaplans, hielt, außer der Landwirthschaft und einigen nothwendigen Handwerken, alles Andere für Herrengeschäfte, das heißt, für gar keine.

Hieronymus war so klug, den Stich nicht fühlen zu wollen, er wußte auch, daß es eigentlich nicht böse gemeint sei; zudem blickte ihn bei jedem Trumpf, den der Alte ausspielte, ein schönes Augenpaar so freundlich und bittend an, als wollte es mit Hebel's Vrenele im Statthalter von Schopfheim sagen: „Si Grobheit nimm' für en Ehr' uf."

Der Landhauser, nachdem seine Grille wegen des „Oben'nauswollens" verstummt hatte, wurde schmiegsamer und fuhr einlenkend fort: „Was ich sage will, 's war den Morge schon Einer da, der hat für g'wiß behaupte wolle, daß auch die Reichsvölker marschire müßet."

Mehrere Bekannte waren unterdessen eingetreten, zuletzt auch Schulmeister Bachweber.

„Der Hieronymus muß das wissen," meinten Einige, „der kommt ja aus der Stadt."

Der Befragte kam in einige Verlegenheit, denn sein Sinn stand sonst auf ganz andere Dinge, als auf politische Angelegenheiten, doch meinte er: „'s ist was an der Sach', der Kaplan hat's am Samstag Abend vorg'lesen, 's marschirt kaiserlich Volk in die vorderösterreichische Lande."

„Nur kein Krieg!" jammerte Vater Mathias, „die besten Händel sind kein Batzen werth."

„Mein Student," ergänzte der Fohrlenbacher, „hat letzthin heim'bracht, daß der Kardinal Rochan zu Ettenheim eine ganze Armee von Edelleut aufg'stellt hat, daß die Patrioten aber ihr: Friede den Hütten und Krieg den Palläste auch bei uns probire' wolle'."

„An der ganze G'schicht," meinte der Bachweber noch immer, „ist nichts anders schuld, als die neu' freidenkisch' Lehr'."

Der Hofbauer aber blieb dabei: „ich glaub's noch nit, man sagt viel, wenn der Tag lang ist." Dabei winkte er dem Töchterlein, daß sie die Flasche wieder fülle, welche durch die Bäuerin gleich Anfangs zum Willkomm auf den Tisch gestellt worden, bereits aber geleert war.

Hieronymus mußte, wohl oder übel, noch Mehreres aus dem Postreiter berichten, und Alle schienen erfreut, die Tagesneuigkeiten aus so naher Quelle zu erhalten. Der Jüngling war nach und nach in Zug gekommen, und als die schöne Kellnerin ihr Amt vollzogen, die Flasche mit dem perlenden Rebensaft gebracht, und frisch eingeschenkt hatte, ergriff er sein Glas: „Klarintina, ich bring' dir's, du sollst leben!" mit diesen Worten brachte

er es dem erröthenden Mädchen zu, welche dann auch freundlich Bescheid that. Die Männer aber hatten die Gläser auch wieder zur Hand genommen, und Angesichts der drohenden Kriegsgefahr klingend angestoßen, unter dem Ruf: „es lebe der Friedle!“

Drei Tage hatte der Sohn im Aelternhause verweilt: es war ihm viel Ehre angethan worden; der Herr Pfarrer, der Stabhalter, sogar der Laubhauser hatten ihn zu Gaste geladen. Letzterer freilich nicht aus eigenem Antrieb, vielmehr auf Andringen der Bäuerin, welche gegen die Andern nicht zurückbleiben wollte.

Wieder zurückgekehrt nach der Stadt, war es nun des guten Sohnes eifriges Anliegen, sein Gelübde zu erfüllen. Zunächst war das beschädigte Muttergottesbild auf dem Blechtäfelein wieder herzustellen, oder vielmehr neu zu malen. Figuren in Oel zu malen, hatte der Lehrling bisher noch wenig versucht. Doch war ihm einige Mal die Gelegenheit zu Theil geworden, im Auftrag seines Meisters die Werkstätte des Hofmalers Weiß in Donaueschingen zu besuchen, und dort dem Meister bei der Arbeit zuzusehen. Ein natürliches Geschick und guter Wille waren ihm treffliche Beistände, und so kam immerhin etwas zu Stande, was sich sehen lassen durfte.

Nach Severins Rath hatte Hieronymus sich einen kleinen, alten Kupferstich, „Maria, vom guten Rath“ zum Muster genommen; und als das Bildchen fertig war, machten die beiden guten Freunde eines Morgens sich ungesäumt auf den Weg, es an seine Stelle zu bringen. Der Steinmetze hatte sich mit Schlägel, Zweispitz und dem übrigen Benöthigten versehen, und nach wenig Stunden tüchtiger Arbeit stand der umgeworfene Stein wieder auf festgemauertem Fundamente. Das Votivbildchen schimmerte in erneuter Schönheit aus seiner Vertiefung, und noch manches Jahr nachher verrichtete der Wandersmann, welchen sein Weg vorüber führte, in Andacht sein stilles Gebet davor.

So ruhig, friedlich wie bisher sollten aber die Lehrjahre unseres Freundes nicht mehr lange verlaufen, denn die Stürme, welche vorerst nur am Niederrhein und bis hinab nach Holland getobt, nahmen jetzt auch ihre Richtung nach den bisher so stillen Gauen des Oberrheines und Schwarzwaldes. Daß der Reichstag wirklich den Krieg erklärt habe, daß das alte Räderwerk einer Reichsarmee noch einmal in Gang gesetzt werden sollte, daß die Kreiscontingente, wie man jetzt sagen würde, mobil, das heißt, marschfertig gemacht werden müßten, das war nach und nach für Jedermann, ausgenommen den Laubhauser, eine Gewißheit. Sein Unglaube wich erst, als kundbar ward, daß auf der ganzen Heerstraße, in Engen, Hüfingen, Neustadt und im Höllenthal kaiserliche Einquartierung angesagt sei, und daß man auf den Abend in Hüfingen ein starkes Corps erwarte.

Seit einem Menschenalter hatte man in diesem Gebirgswinkel Deutschlands keine kaiserlichen Soldaten mehr gesehen. Die ganze Umwohnerschaft des

Laubhauſer Hofes war darum des andern Morgens frühe hinaus an die Heerſtraße geeilt; ein Weg von zwei Stunden war ihnen nicht zu viel, Kriegsvölker zu ſehen. Verwunderungsvoll, mit offenem Mund ſtanden die Leute, als der erſte Zug vorbeimarſchirte. Da wendete ſich ein alter Wachtmeiſter, welcher am Ende der Vorhut ritt, lächelnd und den gewichſten Schnurrbart ſtreichend, gegen die Gaffer: „O liebe Leut'l, werd't uns noch g'nug i' ſeh'n krieg'n, werd't uns bald nimmer entgegen laufen!"

Man weiß, wie richtig der Graubart prophezeiht hatte, denn Welle auf Welle fluthete der Kriegsſtrom heran.

Schon an einem der nächſten Morgen ſah der Laubhauſer ſeinen Hof beſetzt, von einem Haufen wildfremder Kameraden, mit langen Flinten, langen Meſſern im Gürtel und rothen Mänteln. Ohne viel Umſtändlichkeit hatten ſie ſich's bequem gemacht, und der Hofbauer ſeufzte „ich bin nimmer Meiſter."

Bald waren die Nachbarn einig, daß dies Rothmäntel ſeien, von welchen ihnen die Großältern ſo Schreckliches aus den vorigen Kriegen erzählt. Der Laubhauſer aber tröſtete ſich, daß er, in kluger Vorausſicht etwa kommender Gefahr, ſchon vor einiger Zeit ſein baares Geld und die ſonſtigen Hausſchätze im Garten hinter dem Bienenſtock vergraben habe. „Der Teufel iſt ein Schelm," hatte er zu ſeiner Hausfrau geſagt, „wer weiß, wo die Katz im Heu hockt."

Daß allerdings wenig Grund zum Trauen vorlag, konnte der Bauer ſchon nach einer Stunde merken, an gewiſſen Lücken in den Vorräthen der Rauchkammer und des Hühnerſtalles, ſo wie an mangelnden Wäſchſtücken, welche zum Trocknen aufgehängt waren, obwohl er ſeiner Einquartierung an Speiſe und Trank nichts hatte abgehen laſſen. Als die unheimlichen Gäſte des Guten ein Genüge gethan, und ſich unter den Obſtbäumen auf's Ohr gelegt, ſchlich der Laubhauſer hinüber zum Fohrlenbacher, den er in Welthändeln für einen erfahrenen Kopf hielt. Aber auch dieſem lag das Haus voll ſarazeniſchen Volkes, und er wußte in der That dem Nachbar wenig Troſt zu geben: „ich hab's ſchon lang geſagt, aber man hat mir nit glauben wolle," das war ſeine ganze Weisheit. Hätte er damals ſchon die Worte Hebels wiſſen können, er würde vielleicht mit dem Dichter hinzugefügt haben:

„Vetter Hans Jörg, es dunnert ehnen am Rhiſtrom,
und es git e Wetter! I wett, es zög ſi vorüber.
'e dunnt ſo ſchwarz — nei lueget, wie's blitzt, und loſet, wie's windet!"

Die Kinder aber waren unterdeſſen an den Zaun geſchlichen, wo die braunen, ſchwarzhaarigen Geſellen, wie die Katzen im Sonnenſchein, auf dem Raſen lagerten.

Aber im Lande ſelber fieng es jetzt an ſich zu regen, die Kreisſtände brachten ihre Mannſchaft auf den Kriegsfuß; Werbeplätze wurden aufgethan; es koſtete Anſtrengung, das durch lange Friedenszeiten faſt eingeroſtete deutſche Schwert aus der Scheide zu ziehen.

In allen Garnisonsorten war es lebendig, in allen Zeughäusern und Waffenkammern rührig.

Unserm Feldwaibel zu Hüfingen, welcher so manche Kapitulation ausgedient, wäre jetzt ein ehrenhafter Rücktritt in das Invalidencorps offen gestanden, allein das vermochte der alte Soldat bei bevorstehendem Feldzug nicht über sich zu bringen. Von vorn herein war er entschlossen, noch einmal für Kaiser und Reich sein Leben in die Schanze zu schlagen.

Was ihm am meisten nahe gieng, war, daß er diesmal den Zug ohne seine getreue Katharina machen mußte. Nicht an dem Willen der Hausfrau lag dies, denn mit Freuden wäre sie auch diesmal noch dem Manne ins Feldlager gefolgt, aber es war lange her seit dem siebenjährigen Krieg, das Alter forderte bei dem Weibe unerbittlich sein Recht.

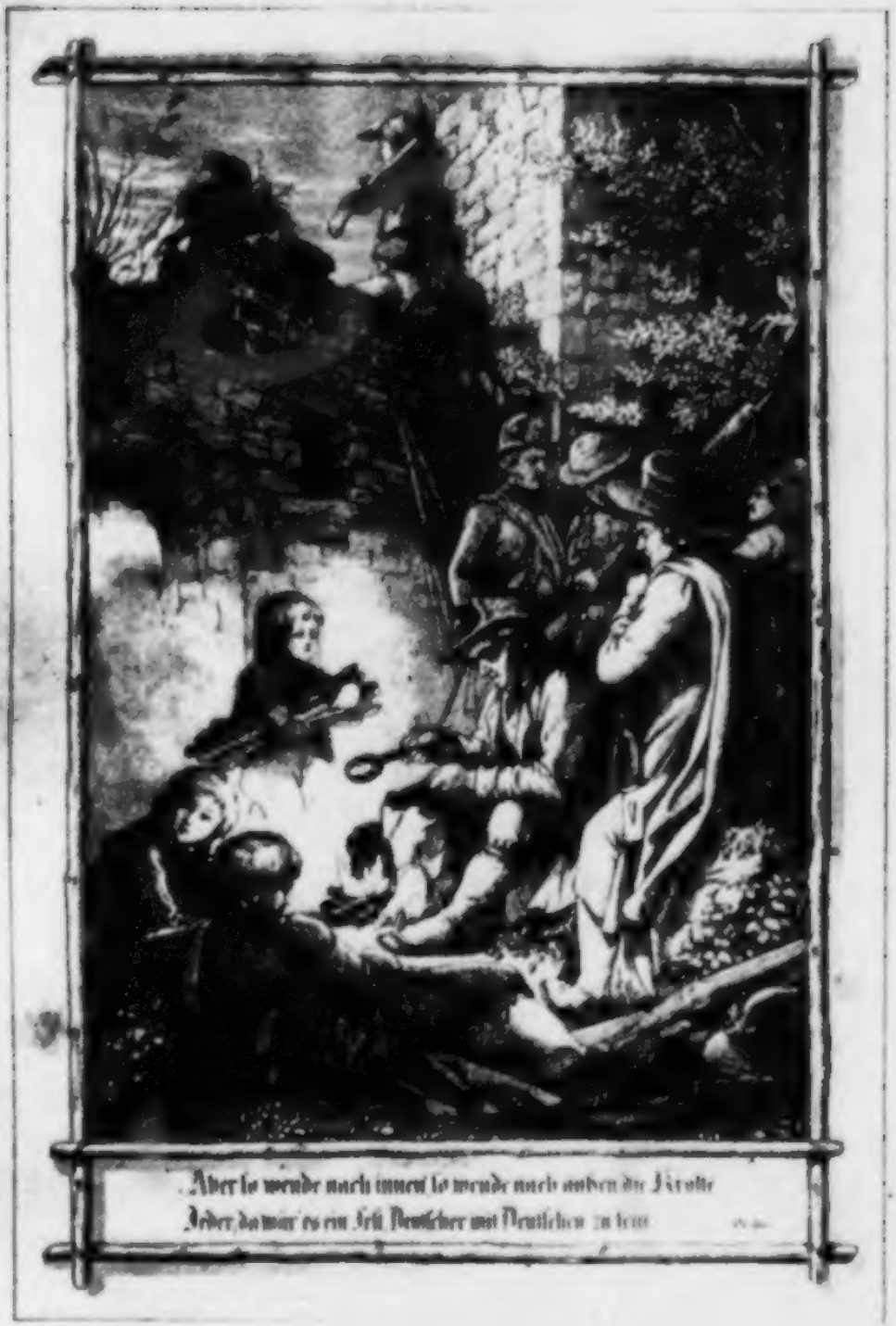
Die Mannschaft war ziemlich bald vollzählig. In der Rheinebene sollte das schwäbische Contingent sich sammeln. Aber die einzelnen Abtheilungen, welche dort anlangten, mußten zuerst gleichmäßig uniformirt, zum Theil zweckdienlicher bewaffnet werden.

Der Sommer gieng darüber hin, bis das Corps mit dem Nothigen versehen, bis einige Ordnung und Gliederung in die nunmehr zusammenhängende Masse gebracht war und man es unternehmen durfte, dieselbe gegen den Feind zu führen.

Dem Feldwaibel waren bei solchen Zuständen alle Hände voller Arbeit und er hatte nicht viel Muße, auch wenn es in seiner Art gelegen wäre, trübe Gedanken in die Heimath zu senden.

Dort aber saß jetzt einsam Frau Katharina an ihrem Spulrade, für die Zeugmacher in der Stadt Wolle zu spinnen. Beim Abschied von dem fortziehenden Gatten hatte sie mehr Festigkeit bewiesen, als man vielleicht erwartet. Jetzt aber war ihr tausend Mal des Tages, als müßte sie seinen Tritt auf der Stiege hören, oder seine Stimme im Hausgange, und manch stille Thräne wischte sie sich mit der grobleinenen Schürze von der vergrämten Wange.

Hieronymus war ihr Tröster in der ungewohnten Einsamkeit, und es erleichterte sie jedes Mal, wenn er herüber kam, Bericht zu bringen von dem kaiserlichen Heere oder vom fernen Kriegsschauplatz.


Aber so wurde noch immer so wurde noch anders die Parole
Jeder da war es ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein

XVIII.

Der Landſturm.

Gleich Anfangs der neunziger Jahre, als ein Krieg mit Frankreich wahrſcheinlich geworden, war man in den vorliegenden deutſchen Landen auf Vertheidigung derſelben durch die Errichtung eines „Landſturmes“ bedacht.

Der Plan gieng zunächſt aus von dem Landeschef der vorderöſterreichiſchen Provinzen, Freiherrn von Sommeraw. Von manchen Reichsſtänden, namentlich von Seiten des Markgrafen von Baden, gieng man alsogleich auf den Vorſchlag ein, welcher, allgemein und mit Beharrlichkeit durchgeführt, das Land vor einer franzöſiſchen Ueberſtuthung durchaus ſchützen mußte. Aber wie es im Reich zu gehen pflegte, einzelne Stände ließen ſich bereitwillig finden, andere thaten nichts oder waren geradezu entgegen.

Sommeraw's Vorſchläge hatten von Wien aus die landesherrliche Beſtätigung erhalten.

Alle waffenfähige Mannſchaft vom fünfzehnten bis fünfzigſten Jahr ſollte angeſäumt militäriſch eingeübt werden.

Die Gemeinden ſollten für Diejenigen, welche es benöthigt, Wehr, Munition und Proviant liefern.

Freiburg, welches ein eigenes Scharfſchützenkorps errichtet, Schliengen und Mahlberg, waren bei drohendem Einfall zu Sammelplätzen beſtimmt. In jedem dieſer Plätze war ein kaiſerlicher Hauptmann als Kommandant des Landſturms ſtationirt.

Von dieſen Sammelplätzen aus ſollte das Aufgebot die ganze Rheingränze von Baſel bis Kehl beſetzen. Es beſtand aus hundertſechsundfünfzig Kompagnieen, welche nöthigenfalls bis auf dreihundertzweiundvierzig vermehrt werden konnten.

Allein, wie ſchon geſagt, Zuſammenhang kam nie in das ganze Unternehmen. Es fehlte an nachdrücklicher Unterſtützung durch die Reichsſtände.

Im Jahre sechsundneunzig, als die Franzosen um Straßburg eine große Heeresmacht versammelt hatten, und ein Uebergangsversuch bei Kehl nimmer zu bezweifeln stand, rief man den Landsturm zusammen. Eine Proklamation erschien, worin das Volk aufgefordert ward, sich zu vertheidigen, als Männer zu kämpfen für die Religion und für den geliebten Monarchen, für das Vaterland und den eigenen Herd.

Rasch hatte das Wort gezündet. Die Männer von Freiburg und Kenzingen waren dem Fröhlich'schen Corps, die von der Herrschaft Kürnberg und Lichteneck aber den Kaiserlichen bei Ober- und Niederhausen zur Unterstützung beigegeben.

Die Unterthanen aus dem Glottthal und Simonswald, so wie die Bauern aus dem Breybergischen, und die Bürger aus den österreichischen Städten Villingen und Brännlingen sollten unter der Führung ihrer Bürgermeister die Gebirgspäße im Schwarzwald besetzen.

Die Rheinfelder und Hauensteiner zogen in das Breisgau, ebenso die Münsterthäler unter ihrem Commandanten Bühl, Staufen unter Redmann Zehle, Säckingen, Waldshut und Laufenburg unter Hofrath Hirth, auch die St. Blasianer ergriffen die Waffen *).

Welch geringen Erfolg auch solche verspätete Erhebung haben mußte, den Franzosen erschien sie bedenklich genug. Vielleicht erinnerten sie sich der Fährlichkeiten, welche ihre Heere zu Anfang des Jahrhunderts im Schwarzwalde zu bestehen gehabt. Durch Sendlinge aller Art suchten sie abzumahnen und zu hintertreiben, wo und wie sie nur konnten; Proklamationen vertheilte man, worin zur Neutralität gerathen, und Schutz der Nationalität so wie der Religion verheißen wurde; ihre Agenten plauderten den Bauern in die Ohren, daß der Landsturm nur organisirt werde, um ihn für schweres Geld an die Engländer zu verkaufen u. s. w. Es war eine bewegte Zeit; auch bis in die abgelegensten Thäler und Winkel schlugen die Wellen der großen Weltbegebenheiten.

Während dieses ungewöhnlichen Treibens und Wuthens in den Thälern des Schwarzwaldes pflegte Philipp, der älteste Sohn des Kaiserzollers, ein aufgeweckter junger Mann, oft nach Landhausen zu kommen, und er unterließ dabei niemalen, auch im Wirthshaus zum Felsen einzusprechen. Philipp sollte einst das Bauerngut seines Vaters erben, und, so Gott wollte und der österreichische Obervogt, des Vaters Amt als Kaiserzoller. Dieser selbst befehligte ein Fähnlein bei dem Landesaufgebot, und dem Philipp war eine Führerstelle bei demselben übertragen worden.

Auch einen weiten Gast, nämlich Romulus schienen die Zeitverhältnisse jetzt öfter in den Felsen zu führen. Der Student hatte vorderhand seine

*) Joseph Bader Geschichte des vorderösterreichischen Landsturmes.

Studien an den Nagel gehängt, sei es nun, daß diese Studien des Sohnes den Geldbeutel des Vaters zu sehr in Anspruch nahmen, oder daß die Zeitströmung überhaupt zu mächtig auf seinen Geist wirkte, um in Ruhe hinter dem Studirtische aushalten zu können.

Das letztere muß als wahrscheinlich angenommen werden, denn Romulus Kopf schien vollgepfropft mit den neufränkischen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit. Wenigstens ermangelte er selten, im Gespräche diese Ideen auszukramen, oder mit Andersgesinnten deßwegen anzubinden.

Die Aufgebote harrten des Befehles zum Abmarsch, und Philipp benützte die letzte Frist, noch einmal herüber zu kommen zu seinen Verwandten. Er war bereits als Wehrmann angethan, und hatte sein Pferd im Felsen eingestellt.

Diesmal empfieng ihn Juliana, das Töchterlein des Hauses, denn der Wirth und sein Sohn waren abwesend. Das Mädchen hatte dem eintretenden Wehrmann zuvorkommend Hut und Husarensäbel abgenommen, beides in die Ecke zu stellen, und fragte nun freundlich nach des Gastes weiterem Begehr.

Es waren noch mehr Leute in der Stube, und auch der Laubhauser bald herüber gekommen. Man hatte an dem vorderen Tisch Platz genommen. Romulus mit einigen Gesinnungsgenossen saßen an dem hintern Tisch in der Ecke. Philipp schien heute besonders redselig; in feurigen Ausdrücken sprach er über die allgemeine Landesdefension, den baldigen Ausmarsch, und was damit zusammenhieng. Juliana, welche sich auch an den vorderen Tisch gesetzt hatte, schien, den Kopf auf die Hand gestützt, aufmerksam jedes Wort des jungen Redners zu verfolgen.

„Ja, wenn Alle thäten, wie wir," rief Philipp lebhaft, „so kämen uns die Franzosen nicht über den Hals! aber so heißt's halt bei Vielen: — so der Bauer nit muß, rührt er weder Hand noch Fuß!"

„Ich für mein Theil," unterbrach der Laubhauser, auf die Thüre zuschreitend, denn er liebte dies Kapitel nicht, „ich für mein Theil bin der Meinung, der Bauer g'hört an den Pflug."

„Und wenn wir auch Alle das Leben lassen müssen," rief Philipp nach, „so haben wir uns doch als Männer gewehrt für Kaiser und Reich, für Weib und Kind, für Alles, was uns lieb und werth ist."

Jetzt hörte man am hintern Tisch an die leere Flasche klingeln, so daß Juliana aufstund, zu sehen, was man begehre. Romulus aber sagte halblaut, „es wird eben wieder heißen, vorn getrommelt und hinten keine Soldaten!" — Ein Gelächter begleitete diese Rede.

Philipp that war, als habe er nichts verstanden, doch fuhr er hitzig heraus, „'s gibt ein Sprichwort, das heißt: ein erschreckener Mann ist im Himmel nit sicher — und ich denk, es sitzt mancher hinter'm Tisch bei der Bouteil', auf den das Sprichwort paßt."

Der Student aber fieng an das Spottlied zu summen:

„Langsam voran, nur langsam voran,
Daß der österreichisch Landsturm nachkommen kann!“

Das war zu stark. — Die mühsam zurückgehaltene Flamme brach aus in lichter Lohe.

Zornerötheten Antlitzes sprang Philipp nach seinem Rolandsschwert — die hinterm Tisch aber griffen zu Schutz und Trutz nach Stühlen und Flaschen; — so rasch aber wie diese war auch das Wirthstöchterlein Juliana auf dem Platze.

„Unfriedenstifter!“ rief sie gegen Romulus, und zugleich fühlte dieser von einem schönen Arme so unsanft sich zurückgestoßen, daß er, der aus Verdruß wohl zu tief in's Glas geschaut haben mochte, taumelnd gegen die Wand stolperte. Dann wendete das Mädchen sich gegen Philipp und bat ihn sanft umfassend: „gieb Frieden, mir zu lieb!“ Dem Jüngling aber geschah dabei, wie einst Rudolph von Habsburg, als er vor Basel die Botschaft seiner Kaiserwahl empfieng, denn gleich diesem steckte jener die gezückte Klinge ruhig wieder in die Scheide und machte Friede.

In der That war dem guten Burschen durch das Benehmen des Wirthstöchterleins etwas kund geworden, was ihn höher beglückte, als selbst eine Kaiserbotschaft; denn als er da stand, von den Armen des schönen flehenden Mädchens umfaßt, als sein Auge in das ihrige schaute, fast bis auf den Grund ihrer Seele, da überkam ihn ein noch nie empfundenes Gefühl. Das wild aufgeregte Meer der Zornesleidenschaft ward zur sonnenhellen Fläche, wiederspiegelnd den Himmel und die schönen Sterne — denn

„er het e' schweri Lied im Herze treit,
un het's nit chönne sage' just!“

Bei diesem Anblick des umschlungenen Paares war Romulus mit verbissenem Ingrimm zur Stube hinaus gerannt, und jetzt konnten die übrigen Anwesenden erst merken, um was es sich hier gehandelt, daß die beiden nämlich weder um den Kaiser noch um das Reich gestritten, sondern einzig und allein um der Wirthin Töchterlein.

Wäre irgend ein Zweifel noch möglich gewesen, die nachfolgende Abschiedsscene hätte auch den letzten Rest davon tilgen müssen, denn die Zeit drängte, und als der Augenblick des Scheidens nimmer verschoben werden konnte, hatte Juliana bereits den Hut des wehrhaften Landesvertheidigers mit Strauß und Band geschmückt, und geleitete den Abziehenden hinaus zu seinem Pferde. Der Jüngling hatte mit der Linken Zügel und Kammhaar erfaßt, sich in den Sattel zu schwingen, und streckte die Rechte zum letzten Lebewohl nochmals gegen die Begleiterin. Da vermochte das bisher so spröde Mädchen sich nicht mehr zu halten; zur Verwunderung aller Zuschauer hinter den Fensterscheiben umhalste sie den Freund, drückte einen herzhaften Kuß auf seine Lippen, — und eilte schnell in das Haus zurück, auf ihre Kammer, dort

den mühsam verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen — denn Lieb' ist Leidesanfang!

Der Landsturmmann war rasch aufgesessen, hatte seinem Rosse beide Sporen in die Weichen gedrückt, und war im scharfen Trabe davon geritten, gleich, als gienge es jetzt schon vor den Feind, und als müßte er jugendlich muthig einsetzen sein Leben für Gott, für das Vaterland und Alles, was darin lebte und liebte. Oben auf der Höhe sah man ihn anhalten, um gegen das schon in der Abenddämmerung rauchende Wirthshaus im Thale noch einmal grüßend den Hut zu schwingen, denn am diesseitigen Giebelfensterlein winkte ja die Genossin seiner Schmerzen, seines Glücks, von welcher ihn das Schicksal zu scheiden zwang, in dem Augenblick, wo ihre Herzen für immer sich verkettet.

Schon der nächste Tag brachte den Befehl zum allgemeinen Aufbruche. Die Landsturm-Trompeter gaben aller Orten die Signale, und von allen Bergen und Thälern zogen die Bewaffneten auf ihre Sammelplätze.

Am vierundzwanzigsten Mai siebenzehnhundert sechsundneunzig, wenige Stunden nach Mitternacht begann Geschützfeuer zu erdröhnen in dem ganzen Rheinthal von Basel bis Philippsburg. Diese Nacht hatte der republikanische Oberfeldherr bestimmt, den Uebergang seines Heeres über den Strom zu erzwingen. Auf Stadt und Dorf Kehl, wo unser schwäbisches Kreiscontingent mit elf schwachen Bataillonen und zwei Reiter-Regimentern in langer Linie aufgestellt war, richtete der Feind seinen Hauptstoß. Kaum die Hälfte dieses Corps, wenig über dreitausend Männer, konnten hier auf dem bedrohten Punkte den Franzosen entgegen geworfen werden. Um fünf Uhr des Morgens war man handgemein geworden, und noch fünf Stunden lang hatte das Häuflein sich gewehrt gegen die stets und stets wachsende Zahl der Feinde, sechshundert der Übrigen auf der Wahlstadt gelassen und dann gegen das Gebirge hin sich zurückgezogen.

Der französische Oberfeldherr hatte die Kaiserlichen rheinabwärts gedrängt und schon am vierten Tag stand ihm der Eingang in das Renchthal, und somit nach Schwaben offen. Bei dem schwäbischen Corps hatte der Landgraf von Fürstenberg den Befehl übernommen (denn der alte Feldzeugmeister Stain war „erkrankt"), und diesem General gelang es noch, mit einigen Abtheilungen seines Corps die Gebirgspässe des Kniebis und Roßbühl zu besetzen, und so dem Feind den Weg zu verlegen. Der Rest stand im Kinzigthal.

In der ersten Hälfte des Juli war am Ausgang des Bleichthales bei Herbolzheim und Wagenstadt der Landsturm zum ersten Treffen gekommen, und hatte mit seinem Blute wenigstens Unerschrockenheit und guten Willen beurkundet.

Die Freiburger Scharfschützen, der Hanensteiner und Simonswälder Landsturm, im Gebirg postirt, hatten tapfer und mit männlicher Ausdauer gefochten.

Bis in die entferntesten Schwarzwaldthäler hallte der Donner der Geschütze, und selbst in der Gegend des Landhauser Hofes konnte man deutlich die einzelnen Schüsse der schweren Stücke unterscheiden. Während die Alten in banger Spannung lebten, und manch bekümmertes Gemüth im Gebet Hilfe suchte, lagen die Kinder draußen auf dem Rasen, das Ohr am Boden und vergnügten sich, die einzelnen Schläge des fernen Geschützdonners zu zählen.

Es war am vierzehnten Juli des Nachts, als ein kaiserlicher General (Fröhlich) in Villingen eintraf, welcher die Mannschaft dieser Stadt, so wie jene aus Bräunlingen und Freyberg schleunigst nach den Gebirgspässen beorderte. Die Landleute aus dem Fürstenbergischen und dem hintenliegenden Schwaben sollten eine dritte Vertheidigungslinie besetzen.

Mit Freuden war man diesem Befehle gefolgt, denn noch immer hielt man die kaiserliche Armee für unüberwindlich, trotz der vielen bedenklichen Nachrichten, welche man in neuester Zeit vernommen. Doch gab es auch Weiterblickende, denen ein trübes Vorgefühl nicht das Beste prophezeite. Indessen, man marschirte aus, ward in den Dörfern einquartiert, hielt einige Pässe und Höhenpunkte besetzt, und harrte des Verlaufes der Dinge.

In Hüfingen war kein Landsturm aufgeboten; man sprach wohl allgemein von einer Organisation, aber es war keine Zeit mehr zur Ausführung. Hieronymus hoffte vergeblich auf einen Ausmarsch, er hatte sogar Lust, in des Kaiserzollers Compagnie als Freiwilliger einzutreten, aber Severin rieth ab.

In diese Zeit allgemeinen Kriegslärms fiel auch der Tod unseres Tambours, — der Himmel wollte dem alten Veteranen den Schmerz ersparen, ein kaiserliches Heer retiriren zu sehen.

Des Kaiserzollers Compagnie stand bei St. Georgen, und hatte sich in altem Gemäuer gelagert. Von nordwärts her hörte man deutlich Kleingewehrfeuer und Geschützschüsse tönten aus allen Thälern herauf. Ein Paar junge Burschen standen als Schildwachen auf den Mauertrümmern. Im Innern aber lagerte ein Theil der Mannschaft an einem lustigen Feuer, wobei der alte Büchsenmacher aus dem Freybergischen mit Kugelgießen beschäftigt war. Bei jeder blauen Bohne, welche der alte Kauz aus dem Kugelmodel klopfte, murmelte er einige Verwünschungen über das Avanciren der Franzosen, und das Mißgeschick des Reichsheeres.

Philipp, den Kopf auf die Hand gestützt, lag nachdenklich abseits und ich glaube, daß er mehr an des Felsenwirths nettes Töchterlein gedacht, als an die Zustände des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der Hauptmann Kaiserzoller aber gieng unruhig auf und ab. Es dunkelte bereits, das Schießen hatte aufgehört, allein es war unverkennbar, daß der Feind wieder Boden gewonnen habe, daß nicht nur der Kniebispaß, sondern wahrscheinlich sogar der Höllenpaß bereits in seiner Hand sein werde.

„Wenn sie jetzt nit kommen, so ist ihnen was passirt," fieng endlich der Hauptmann an, indem er stehen blieb.

„Entweder sind sie weiter als Mönchweiler, oder sie sind am End gar schon den Bündelbuben (den Franzosen) in die Händ' g'fallen," war die Ansicht des Halbenbauers.

„Ah," beruhigte der Büchsenmacher, „so g'fährlich steht die Sach' noch nit — dem Schießen nach ist noch kein Kanönle über Schiltach hoben — und wenn auch — sorg' nur Keiner für den Husarenfeppel, der ist ein alter Soldat und kennt die Schlich!"

In dem Augenblick hörte man von außen Stimmen, und zugleich auch den Buben, welcher als Lauerposten auf der Mauer stand, herunterrufen.

Alle Blicke wendeten sich nach dem Eingang, wo man auch alsobald die beiden auf Kundschaft ausgesendeten Männer, von welchen bisher die Rede gewesen, hereinschreiten sah.

Der Eine trug zu seinem bäuerischen Anzug noch eine verbleichte Husarenjacke, auf der Schulter aber ein Gewehr, nebst großer Patrontasche. Es war der Husarenfeppel, der sich wirklich zu dem bevorstehenden Zelding mit dem Rest seiner ehemaligen Soldatengarderobe herausstaffirt hatte.

Sein Begleiter, der Barbierschneider trug einen sorgfältig gewickelten Zopf, auf der Schulter einen Nachtwächterspieß und in der Rocktasche ein mächtiges Reiterpistol.

„Das war beim Donner e Gommission," platzte der Schneider sogleich heraus, „ich hab' nimmer g'laubt, daß wir" — doch war es ihm nicht vergönnt, die Phrase zu vollenden, denn mit den Worten: „nur g'stät" schob ihn der Husarenfeppel alsobald zur Seite, trat mit militärischem Gruß steif vor den Hauptmann, und rapportirte ungefähr folgendes.

In Mönchweiler hätten sie die Villinger nicht mehr angetroffen, und man habe dort ihnen berichtet, daß sie nach Fischbach marschirt wären, und so hätten sie beide auch den Weg dahin eingeschlagen, und die Leute richtig getroffen. Von dem Hauptmann, Syndikus Handtmann, hätten sie nun vernommen, daß des Tags zuvor zweihundert Männer von Stockach zu ihnen gestoßen waren. Der Syndikus und der Stockacher Hauptmann hätten sich dann bei dem österreichischen Commandanten zu Fischbach gemeldet, und diesem ihre Leute zur Verfügung gestellt. Der Offizier aber habe ihnen bedeutet, sie möchten mit ihren Leuten in Gottes Namen wieder heimziehen, denn so, wie die Sachen jetzt stünden, wisse er sie nicht mehr zu gebrauchen. Dessen aber hätten sich die Landsturmmänner entschieden geweigert. Nun seien heute um Mittag die angesehensten und ältesten Männer von Villingen zu ihnen heraus gekommen, um sie zum Heimgehen zu vermögen, und dazu hätten sie sich endlich auch entschließen. „Und so bleibt uns denn auch nix anders übrig," schloß die Meldung, „als in Gott's Name den Villingern nachzumachen, und umzukehren. — Die Karpe ist, wie ich merk, verschnitten!" —

Dieſer Rath erwies ſich wirklich auch als der beſte, denn am andern Morgen ſah man, daß die Nachhut der kaiſerlichen Truppen vor Tag ſchon aus der Gegend abmarſchirt war.

An manchen Herd, in manche Hütte war mit den heimkehrenden Wehrmännern die Ruhe wieder eingezogen, die bange Sorge entflohen. Aber auch manche frühzeitig zur Wittwe gewordene Gattin ſaß da im dumpfen Schmerze; mancher Mutter Thränen floſſen um den gebliebenen Sohn, und viele Herzen waren noch die Beute nagender Ungewißheit.

Von dem Kreiscontingente wußte man nur wenig Sicheres. Daß daſſelbe bedeutend zuſammen geſchmolzen, namentlich durch den Abzug der Würtemberger, war gewiß.

Indeſſen gelangten durch ſichere Boten Briefe aus dem Hauptquartier des Landgrafen von Fürſtenberg nach Donaueſchingen. Durch ſie hatte man erfahren, daß das Corps am achtzehnten und neunzehnten Juli ſich noch bei Haigerloch und Rottenburg geſchlagen, daß man aber durch die Reichsſtände zu Augsburg Befehl erhalten habe, nach Biberach zu marſchiren. Bald jedoch waren die Vorgänge bei Biberach kund geworden; ſie machten großes Aufſehen, denn daß die braven Soldaten durch Kaiſerliche ſelbſt entwaffnet worden, ſchien unbegreiflich. Man wußte eben nicht, daß es ein Gebot der Noth und Vorſicht war; denn Erzherzog Karl wußte, daß viele Reichsſtände geneigt waren, ſeparat mit dem franzöſiſchen Oberfeldherrn zu unterhandeln, ſo wie andererſeits das Gemunkel von einer ſchwäbiſchen Republik auch zu ſeinen Ohren gekommen ſein mußte.

Einige Wochen ſpäter kamen einzelne fürſtenbergiſche Soldaten zurück, und man erfuhr in Hüfingen, daß eine größere Abtheilung von Geiſingen her in Anmarſch wäre. Große Aufregung entſtand darob im Städtlein, und Viele hatten ſich auf den Weg gemacht, ihnen bis zum „Herenberg“ entgegen zu eilen.

Hieronymus war ſogleich aus ſeiner Werkſtatt fort zur Baſe gelaufen, ihr die Neuigkeit zu bringen. Die Nachricht ſchlug der guten Frau ſo in die Glieder, daß ſie ſich ſetzen mußte und nicht vermochte, dem Gatten entgegen zu gehen.

Hieronymus eilte allein hinaus, und hatte die Colonne bald erreicht, wenn man einen Haufen abgeriſſener, ſchuhloſer, mit Stöcken bewaffneter Soldaten alſo nennen darf. Aber wie auch der Lehrling mit ſuchendem Auge den Zug muſterte, — den Feldwaibel ſah er nicht. —

Mit banger Ahnung fragte er einen der alten Grenadiere.

„Der Feldwaibel,“ hieß es, „iſt in Möhringen zurückgeblieben, er iſt malad! iſt aber auch kein Wunder, der Aerger und Verdruß iſt mehr als die Strapaz! Sechsundzwanzig Tag hinter einander in der Bataille — und zuletzt ſo. — Der gemeine Mann hat ſeine Schuldigkeit gethan; bei meiner Seel, ſo lang Fürſtenberg exiſtirt, iſt's nit erhört worden!“

„Ja, den Kaiſerlichen haben wir bei Gott ſelber die Gewehr laſſen müſſen.“

ergänzte ein Kreisdragoner, der sich statt des Gaules mit einem unterwegs geschnittenen Weidenstock fort half, „und die Gondeer, holé der Teufel, haben uns noch die Gäul g'nommen — was haben wir machen können — die mögen's verantworten, die Schuld d'ran sind." —

Die Umsitzenden waren wenig erbaut von diesen Reden. Hieronymus hielt sich nicht dabei auf, sondern eilte, so viel er vermochte, seine Botschaft zu verkünden.

Der Grenadier hatte recht berichtet; der Meister Amtsdiener, noch einige Freunde, Frau Katharina, welche jetzt nimmer aufzuhalten war, hatten alsobald ein leichtes Fuhrwerk genommen, waren damit nach Engen geeilt, hatten auch den Veteranen glücklich und in leidlichem Zustande dort aufgefunden.

Es war schon dunkel, als sie zurückkehrend hinter der Stadtmauer weg zum „Peterthörlein" hinein fuhren — denn der Feldwabel wollte nicht bei Tag vor aller Augen in das Standquartier einziehen — ohne Mannschaft und Waffen. —

Der alte Soldat hatte Thränen vergessen, als die Mannschaft das Gewehr strecken mußte, so erzählten später noch Leute seiner Compagnie.

Es war die schmerzlichste Wunde, welche dem getreuen Kämpen in seinem Leben geschlagen worden.

XIX.

Plünderung.

Für den Augenblick war das Unwetter vorüber gezogen, ohne in dieser Gegend sonderlichen Schaden anzurichten; doch bald sollte es von einem Gegenwind zurückgetrieben werden, um sich desto heftiger zu entladen.

Mit dem Anfang des Oktober hatte der französische General Moreau auf seinem, über die Gebühr gepriesenen Rückzuge die Höhen des Schwarzwaldes und den Paß des Höllenthales wieder zu gewinnen vermocht, und den Schauplatz unserer Erzählung mit seinen Scharen überschwemmt.

Bereits als es kundbar geworden, wie Erzherzog Karl die zweite feindliche Armee nach dem Main zurückgeworfen habe, und wie die fränkischen Bauern den fliehenden Franzosen mitgespielt, da machte das Vaterlandsgefühl sich geltend, überall, wo ein Feind auf deutschem Boden zu sehen gewesen. In dem diesseitigen Theile des Bisthums Speier hatte der Aufstand seinen Anfang genommen, sich rasch über den Odenwald und herauf über die Ortenau verbreitet. Aber selbst in jenem Theile des Schwarzwaldes, welcher noch in Feindes Hand war, suchte man die verborgenen Waffen wieder hervor. Wo man den Franzosen einen Schaden, einen Abbruch thun konnte, geschah es. Nachzügler, einzeln reisende Kriegsbeamte wurden überfallen und auf die Seite geschafft.

An den Heerstraßen hatten verwegene Rotten Hinterhalte angelegt, von wo sie kleinere feindliche Abtheilungen versprengten, oft gar überwältigten. Gefangene wurden bei solchen Gelegenheiten keine gemacht, das begreift man. Allerdings ließen die Franzosen solche Dinge nicht ungeahndet, wo sie es vermochten, allein man darf wohl annehmen, daß nur die Furcht, den Aufstand allgemein zu machen, sie von gräulicher Wiedervergeltung abhielt.

Im Kirchthal unter andern hatte der Rabbiri einige verwegene Gesellen um sich versammelt, und lag mit diesen an der Landstraße auf der Lauer. Da sahen sie einen feindlichen Gepäckzug herannahen, nur von wenigen Bewaffneten begleitet. Die Disposition zum Angriff war bald gemacht; als

der Zug nahe genug herangekommen, sprangen die Kameraden rasch aus ihrem Versteck, wirbelten mit den Füßen den Staub der Landstraße hoch in die Höhe, der Hirte feuert dabei zwei Pistolenschüsse ab, und die erschreckten Feinde, wahrscheinlich junge Leute, nahmen eiligst die Flucht, den Wegelagerern das Gepäck als Kriegsbeute überlassend. Doch nicht lange nach dem Streich erscheint eine französische Kolonne in dem Thale, dort die Auslieferung der Uebelthäter zu verlangen, oder den Ort nieder zu brennen. Jene aber hatten sich bereits in die Berge salvirt, und der französische General war menschlich genug, nur sechs Häuser in Asche legen zu lassen.

Solche Scenen hatten im Spätsommer schon stattgefunden, und als nun zwei Monden nachher die retirirende französische Armee sich der Gegend wieder nahte, glaubte man aus doppeltem Grund das Aeußerste befürchten zu müssen.

Der fürstliche Hof zu Donaueschingen, einige Beamtenfamilien, flüchteten nach der Schweiz. Solche Beispiele sind ansteckend, weil die Leute selten weder den Unterschied der Beweggründe bedenken, noch die Mittel zur Ausführung.

Auch in Hüfingen riß die Lust zum Auswandern ein. Beim Verwalter wurde die Sache berathen; man wollte Frau und Kinder in Sicherheit bringen. Allein noch keine Tagreise war gemacht, als das Gefühl der Rathlosigkeit schon über Alle gekommen. Jedes lernte einsehen, was es heiße, Haus und Hof so übereilt zu verlassen, und so zog man in Gottes Namen wieder heim.

Unsern Helden Hieronymus faßte der Strudel im Hause der Großeltern, welche des Jahres zwei kurz nach einander gestorben waren, und für welche eben der Gedächtnißgottesdienst gehalten werden sollte. Vater Mathias und sein Sohn glaubten dies Opfer der Kindesliebe trotz der bedrohlichen Zustände nicht unterlassen zu dürfen.

Daß es in dieser Gegend noch einmal zu einem Treffen kommen werde, war nicht mehr zu befürchten, dagegen folgte eine Jammerbotschaft auf die andere von Unbilden und Zügellosigkeiten, welche der zurückweichende feindliche Heerhaufe da und dort verübt habe. Mit Tagesanbruch hatte man darum das Vieh in die Wälder geflüchtet.

Der Gottesdienst war noch ungestört vorüber gegangen.

Gegen Mittag, als die Leute truppweise vor ihren Häusern standen, mehr stumm und erwartungsvoll, als berathend, erscholl es plötzlich, „sie kommen," und wirklich sah man bald darauf am „Kapf" (einer Waldecke) Bajonette blitzen. Eine Abtheilung Franzosen hatte dort Halt gemacht.

In demselben Augenblick kräht eine heisere Weiberstimme: „Sie kummet, sie kummet, d'Wetterli kummet! jetzt ist den arme Leute g'holfe!" — Es war das alte halbverrückte Dunningerannele, welche in wahnsinniger Lust also durch das Dorf rannte.

Da thut sich der krumme Davidle, der Viehdoktor und Teufelsbanner

hervor, die Leute zu beruhigen; er könne Franzöſiſch, behauptete er, und wolle hinausziehen, um zu parlamentiren.

Man ließ ihn gewähren. Da band der Patriot ein weißes Taſchentuch an einen Stock und zog mit dieſer Friedensfahne hinaus zu den Franzoſen.

Nach etwa einer Viertelſtunde ängſtlichen Harrens kehrte der Parlamentär wieder zurück, von weitem ſchon ſchreiend: „Viktoria — ſie ſage ſie thun uns nüt! — wenn wir ihne nur g'nug z'eſſen und z'trinke' 'naus bringe'."

So leichten Kaufes los zu kommen, hatte man nicht vermuthet, und Alles beeilte ſich, Schinken, ganze Speckſeiten, geräuchertes Fleiſch, Wein und Branntwein herbei zu ſchaffen, auf Karren zu laden, und dies Mittagsmahl den fremden Gäſten zuzuführen, welche daſſelbe auch ohne viel Komplimentirens entgegen nahmen. Die Leute, welche hinaus fuhren, waren nicht wenig erſtaunt, ſolch einen bunten, zerriſſenen und verlumpten Haufen zu ſehen, wie dieſe Neukranken, obwohl ſie bei ihrem erſten Auftreten ſchon abenteuerlich genug ausgeſehen hatten.

Alle Orte, von Ulm bis Schweningen, wo der Haufe durchgezogen war, mußten ihm Tribut geſtellt haben. Neben einem Soldaten im franzöſiſchen Gaskuet, ſah man einen andern im ſchwäbiſchen „Rebelipalter," der hatte einen Weiberrock umgethan, jener einen Rathsherrenmantel. Hier lief Einer baarfuß, dort ein Anderer in Pantoffeln. Hier Einer im weißen Oberhemd, dort ein Anderer im blauen Fuhrmannskittel. Dieſer trug geſtreifte Pantalons, Jener gelbe Lederhoſen. Man ſah, hier herrſchte Freiheit, aber wenig Gleichheit.

Die Lebensmittel waren kaum an ihre Herren gelangt, als wieder, wie des Morgens ſchon, ein einzger Regen einfiel, und die Geiſterne ihren Marſch nach dem Dorfe fortſetzte. — Welch ein vortrefflicher Unterhändler der krumme Davidle geweſen, zeigte ſich alſobald, denn als die Franzoſen kaum an den erſten Häuſern angekommen waren, gieng der Spektakel los.

Eine ergötzliche Jagd auf Gänſe und Enten war das Erſte. Wo aber ſolch fette Biſſen auf den Gaſſen zu finden, muß offenbar in den Häuſern noch weit Köſtlicheres vorhanden ſein. — In dieſer Vorausſetzung ſtatteten die Neukranken ihren deutſchen Brüdern ſchon in den Nachbarhäuſern überraſchende Beſuche ab.

Bald darauf ſah man Einen derſelben mit einem Ballen Leinwand wieder auf die Straße ſtürzen, die Andern gleich einer heulenden Meute hinter d'rein, jeder bemüht, ein Stück des Ballens herunter zu ſäbeln und als ſchützenden Mantel umzuhängen. — Das Alles war jedoch, wie geſagt, nur ein Vorſpiel, denn bald ſchien es, als brenne das ganze Dorf, und die lebenden Franzoſen ſeien nur gekommen, um auszutragen, was nicht niet- und nagelfeſt. Da wurden verborgene Schätze gehoben ohne Wünſchelruthe und Ehrenfeſtgebet: Uebergaben bewerkſtelligt ohne Notar; Truhen wurden geleert, volle Beutel eingeſteckt, ohne Empfangsbeſcheinigung. Manch Schweinchen wurde geſchlachtet und zerſtückt, ohne vorher getödtet worden zu ſein.

„Krieg den Palästen, Friede den Hütten," war das neue Losungswort, aber in Ermanglung von Palästen mußten eben die Hütten herhalten.

Mathias und Hieronymus hatten sich während dieses Sturmes in dem großälterlichen Häuslein gehalten, und wunderbarer Weise war es gerade diese kleine Wohnung, welche verschont geblieben.

Nachdem die wilden Wasser verlaufen, suchten Vater und Sohn wieder den Heimweg. Ueberall auf ihrem Wege erblickten sie Spuren des wüsten Zuges, und ihre bange Spannung, wie es zu Hause ergangen sein möchte, mußte mit jedem Schritte wachsen. Hie und da begegneten den Wanderern einzelne oder kleine Truppen von Nachzüglern, die jedoch nicht alle den heimischen Herd zu sehen das Glück hatten.

Gerade das aber war für den alten Mathias ein Grund vermehrter Besorgniß, denn bereits von dem Tage an, wo die ersten Franzosen sich in der Gegend des Laubhauser Hofes gezeigt hatten, war auch bald da, bald dort Einer erschossen gefunden, dafür aber auch da und dort ein Hof niedergebrannt worden. Doch erwiesen diese Besorgnisse sich in so weit ungegründet, als es denen zu Laubhausen in der That weder besser, noch viel schlimmer ergangen war, als allen Andern.

Im Krähenbacher Forste und der Umgegend waren täglich Leichname erschossener Franzosen zu finden. Wer der gräuliche Schütze sei, war ein öffentliches Geheimniß.

Den alten Waldgesellen Steffel hatte man seit der Rückkunft der Feinde nur einige Mal in entlegenen Hütten gesehen, der Wald und das Gebirge beherbergten ihn seitdem Tag und Nacht.

Der Feldzug war beendigt, und der jugendliche Held Karl zu Freiburg als Befreier des Vaterlandes im Triumph eingezogen. Nur von Kehl her, welches unter dem Oberbefehl des Fürsten Alois von Fürstenberg beschossen wurde, dröhnte noch das Brummen der schweren Stücke.

In einem gesegneten Lande aber sind die Wunden des Krieges bald vernarbt; der altgewohnte Zustand kehrt wieder. Das Erlebte giebt Stoff zum traulichen Gespräch, und der wieder unbefangene Blick findet aus den Scenen des Schreckens und der Bedrängniß Züge von Humor und Originalität heraus.

So erzählte man sich in Hüfingen lange unter Lächeln, wie es dem Vetter Balli ergangen. In dem allgemeinen Durcheinander hatte es ihn zum Verwalter getrieben, ohne daß er recht wußte, was er eigentlich wolle. Unterwegs trifft er auf einen Neufranken, dem sogleich des Vetters neue Bundschuhe in die Augen stechen; der Soldat erlaubt sich, dem Vetter das Schuhwerk auszuziehen, und wirft ihm dafür seine durchgetretenen Stiefel hin. Kaum im Anziehen begriffen, kommt ein anderer Kriegsmann in Pantoffeln daher, und sogleich setzt es einen neuen Tausch ab. Also leicht beschuht zieht der Balli weiter, da begegnet ihm ein Dritter, welcher gar keine Fußbe-

kleidung umwandelnden hatte, und welcher den Galli mit der jenem Volke eigenen Höflichkeit ersucht, seine Füße in Socken abzuwarten.

Interessanter für unsern Leser dürfte die Geschichte sein vom Sturm auf das Stockle, dem Gefängnißthurm im süßen Winkel. In diesen wohlverwahrten Ort hatte man zu Anfang der Kriegsunruhen einige Sträflinge aus dem Zuchthause verbracht, darunter den langen Hanne, und seine Tochter, schön Röse l. Das Vagantenmädchen, ihrer Schuldlosigkeit zu viel vertrauend, hatte sich aus dem Ueberrhein wieder herüber gewagt, und war endlich den Gardisten in die Hände gerathen.

Als im Städtlein das Lärmen der plündernden Franzosen bis zu dem Thurme gedrungen, machte sich die schöne Heimathlose an das Gitterfenster, und sang eines ihrer Lieder, daß es weit durch die Gassen schallte:

„Ei schöner guter Tag!
Ei tausend gute Nacht!
Ein Fischfänger möcht' ich sein,
Bei der Nacht.
Die Fische fängt man in dem Teich,
Im Sommer wie im Winter gleich,
Bei der Nacht!
Bei der Nacht da fische ich!"

Ein Trupp angetrunkener Franzmänner, welche die Gasse entlang gezogen, hörte das Lied, und erschaute auch alsbald die schöne Sängerin. Als diese aber (sie hatte im Eifer einige französische Brocken aufgefaßt), den Franzosen ihr „bon jour citoyens" zugerufen, gieng der Tanz los. „Vive la liberte" schrie der Eine, „vive la bohemienne" ein Anderer, und die Freiheitsmänner machten sich unter rasendem Beifallsgeschrei sämmtlicher Gefangenen kühn daran, einen zweiten Sturm auf die Bastille in dem Städtchen der Baar aufzuführen.

Die gesammte Obrigkeit des Ortes, der Amtsrath, der Schultheiß, die Bettelvögte, und was sonst noch zur vollziehenden Gewalt des Städtleins gehörte, waren unterdessen herbei gekommen, und suchten, wie wohl vergeblich, den Auflauf zu beschwören; die Franzosen wollten nichts davon verstehen, daß es sich hier um malfaiteurs handle. Man mußte endlich unterhandeln, und zuletzt sich dann verstehen, wenigstens schön Röse l frei zu geben. Im Triumph ward die schöne Beute durch die Gasse getragen und sie war auch wirklich ihren Befreiern als belle cantiniere auf ihren weiteren Zügen über den Rhein gefolgt.

XX.

Die Brautleute.

Mögen Welthändel die Völker entzweien; widerstreitende Interessen die Volksstämme gegen einander aufstacheln; mag das „Mein und Dein," das „Gewinnen und Verlieren" selbst Nachbarn zu Feinden machen, stets wird die Liebe eine heilige Zufluchtsstätte in den Herzen der Einzelnen finden, und dort das Band wieder knüpfen, an welchem allein die Menschheit ihrem Ziele entgegen geleitet werden kann.

Ein Jahr war umflossen, seit der Friede wieder in's Land gekehrt, und doch gehörte für Philipp die so heiß ersehnte Verbindung mit der guten Juliana noch immer in das Reich der Hoffnungen und Wünsche. Endlich aber sollte auch bei diesem Paare sich das Sprichwort bewähren, „wo Treue Wurzel schlägt, macht Gott einen Baum daraus." Die Bedenklichkeiten und Häkeleien, aus Familienverhältnissen und Rücksichten entsprungen, wurden beseitigt, geglättet und sie glücklich als Brautpaar anerkannt.

Solche Vorgänge sind oft wie herausfordernd, denn kurze Zeit darauf sehen wir ein zweites Paar aus dem Kreise unserer Bekannten dem Segen der Kirche zu ihrer Eheverbindung entgegen harren. Des Landhausers Peter hatte sich auch entschlossen, zu heurathen, oder besser gesagt, sein Vater hatte sich entschlossen, den Sohn zu verheurathen. Des Hofbauern Beweggrund hiezu lag keineswegs etwa darin, daß er das Regiment gerne an den Sohn abgetreten, um den Rest seiner Tage in ruhiger Zurückgezogenheit zu verleben, nein, der alte Landhauser hatte jetzt gerade eine passende Braut für den Sohn gefunden, oder vielmehr, eine Bauerntochter, auf welche er seit geraumer Zeit her sein Augenmerk in dieser Beziehung gerichtet, war jetzt in's heurathsfähige Alter getreten, und der Bauer hatte es an der Zeit erachtet, mit seinen Planen hervorzutreten.

Die Angelegenheit war schon früher durch den langen Hanns eingefädelt worden, denn dieser pflegte ein förmliches Register über alle berücksichtigenswerthen Töchter der Umgegend zu führen, welches er als wandernder Heurathskommissär zu nützen verstand. Durch ihn waren denn auch unserm

Hofbauern gewiſſe Winke gegeben, und von dieſen wohl vermerkt worden. Das Mädchen, um welches es ſich handelt, war in der Baar zu Hauſe, und die Tochter des reichen Storchenbauern.

Wie aber die beabſichtigte Verbindung zu Stand gebracht werden, das gieng auf folgende Weiſe zu.

Nachdem der Laubhauſer einmal das beſtimmte Ziel in's Auge gefaßt, und ſeine Maßregeln getroffen hatte, erſchienen eines Tages zwei Männer vor des Storchenbauern Hauſe. Der Eine war der Stabhalter von Laubhauſen, der Andere der Bregenbacher Bauer, Peters Götte.

Als die Botſchafter ſich langſam genähert, klopfte der Stabhalter mit dem Stock am Fenſter der Wohnſtube, zu ſehen, ob Jemand im Hauſe. Der Storchenbauer erſcheint am Fenſter, und als er gemerkt, wer Landes, ladet er die Männer ein, herein zu kommen.

Die Beiden aber machen diplomatiſch ernſthafte Geſichter, und ſind eigentlich nur gekommen, im Vorbeigehen die zwei jungen Fohlen, welche der Bauer, ſo viel ſie wiſſen, feil habe, in Augenſchein zu nehmen.

Der Storchenbauer führt ſie darum in den Stall — wo man lobt, ſchätzt, bewundert, aber doch nicht handelseins wird. — Der Storchenbauer, nach einigem Schweigen, ladet die Männer ein, hinauf in die Stube zu kommen; — der Stabhalter und ſein Freund ſehen ſich fragend an, und ſchreiten dann bedächtlich hinter dem Bauern her.

In der Stube wird nun von Frucht- und Marktpreiſen, von Landwirthſchaft überhaupt geſprochen. Die älteſte Tochter, ein ſtattliches Mädchen, bringt Wein und Brod, und ſtellt die Erfriſchung mit den Worten: „Sind au Gott willchomm!“ auf den Tiſch, entfernt ſich aber wieder, ohne ſich in weiteres Geſpräch einzulaſſen.

Die Männer reden noch immer von Aeckern und Wieſen — der Stabhalter führt vergleichungsweiſe das Hofgut des Laubhauſers an, der Storchenbauer macht Bemerkungen über das ſeinige, während er ſeinen ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf mit Rollkanaſter verſieht, Feuer ſchlägt, und ſtarke Dampfwolken vor ſich hin treibt.

„Weil wir doch g'rad' davon reden,“ ſagt er, „ſo will ich euch das Inventari holen, da werdet ihr ſehen, Stabhalter, daß wir Baaremer Bure gegen euch Wälder um ein Gut's verſchieden ſind. — Agathle,“ ruft er durch den Küchenladen, „gib mir den Kaſtenſchlüſſel.“ —

Während der Bauer in die Kammer ſchreitet, winkt der Stabhalter dem Bregenbacher, und ſie ſtoßen mit den Gläſern an. —

Der Storchenbauer kommt zurück, breitet das Inventar auf dem Tiſche aus, und zeigt mit der Mundſpitze ſeiner Pfeife, wo die beſten Aecker und Wieſen liegen, wobei er beiläufig anführt, was er einer Tochter geben könne. —

Jetzt war der rechte Augenblick gekommen. —

„Wie wär's,“ wirft der Stabhalter ein, indem er mit der flachen Hand

auf den Tisch schlägt, „wie wär's, wenn man die Sach' zusammenspielen thät?" — und siehe! der Zauber ist gelöst — man nennt das Kind bei seinem rechten Namen.

„'s ließ sich hören!" meint der Storchenbauer, und ruft dem Agathle wieder, die Putelle sei leer und als das flinke Mädel erschienen, sagt ihm der Stabhalter: „er habe bald vergessen, daß des Laubhausers Peter sie viel Mal grüßen lasse." Während sie erröthend, ihm nickend, aus dem dargebrachten Glase trinkt, sagt er: „der Peter isch e Männle — trinket ne und stoßet a!" —

So weit war nun Alles im Reinen, und man macht noch aus, daß die beiden jungen Leute in Begleitung mit ihren Vätern am Johannimarkt zu Donaueschingen im Gasthaus zum Schützen sich treffen sollten. —

Das war die „Abrede."

Die Zusammenkunft mußte ihre Früchte getragen haben, denn nicht lange nachher sieht man eines Tages das Agathle mit ihrem Vater auf den „Bschauet" vor dem Laubhauser Hofe anfahren: — und daß es ihnen alida recht wohl gefallen, können wir daraus abnehmen, daß von dieser Zeit an in des Storchenbauern Hause über Kopf und Hals an der Brautfahrt (Aussteuer) geschafft wurde. Die Uebergabe, so wie die Hochzeitsfeier begleiteten alle alt hergebrachten Formen und Bräuche.

Einige Tage vor der Hochzeit fuhr vierspännig ein Leiterwagen, von Laubhausen kommend, vor des Storchenbauern Haus; Geschirr und Wagen waren nagelneu und wurden daselbst in die Scheuer eingestellt. Des andern Tages früh, als auch der glückliche Hochzeiter Peter nachgefolgt war, begann die Verladung der Aussteuer. Zuerst kam die große, mit reich verziertem Bretterhimmel verdachte Doppeldeckstatt, dann ein großer Kleiderkasten, ein Trog, möglichst bunt bemalt, eine Kunkel mit angelegtem Flachs und flatternden Bändern. Wenn letzteres als Symbol häuslichen Fleißes bezeichnet werden mochte, so deutete der nie fehlende Brautbesen von weißen Reisern, mit seinem verzierten Stiel (eine Arbeit der Stilllieger), auf die schöne Eigenschaft der Reinlichkeit.

Das Brautbett wurde vorn auf dem Wagen vollständig aufgemacht, und als dieses geschehen, begann das Einpacken der Kästen und Tröge. Verwandte der Braut, schmucke junge Mädchen, trugen Stück für Stück in die Scheuer, daß auch den Nachbarn genaue Einsicht und richtiges Werthschätzen ermöglicht war. Doch weil hier der Platz mangelt, all diese Kostbarkeiten im Einzelnen vor dem Leser auszubreiten, führen wir nur an: die schönen eingebändelten Züppen und Kotter, die farbigen Fürtücher, feintuchenen Aermel, die seidenen Halstücher, Hemden und Strümpfe, ebenso das Tischzeug, Handzwelen, Getüch, Zwillich, Reisten, Flachs; Alles dutzendweise gezählt, ellenweise gemessen, zentnerweis gewogen. Erlassen sei es uns jedoch, die blanken Thaler zu zählen, welche der Storchenbauer seinem Töchterlein „auf den ersten Wurf" schon mitgegeben.

Kaum hatten die Vormittagsstunden hingereicht, das Geschäft zu beenden. Schlag zwölf Uhr wurde die Aussegnung vorgenommen.

Der Herr Pfarrer war erschienen, die Aeltern, die Braut und sämmtliches Hausgesinde wohnten der frommen Handlung kniend bei. Nachdem der Geistliche seine Gebete verrichtet und den Segen gesprochen, tritt der Hochzeiter herein, nähert sich seinen zukünftigen Schwiegeraltern, und dankt mit einem Handschlag für die reiche Hochzeitgabe. Hierauf bespannt des Landhauters Karrenknecht mit seinem stolzen Viergespann den Wagen, schwingt sich in den Sattel und die Fahrt geht von statten. Der auf dem Handpferd sitzende Reitbub, der Vorreiter, schwingt sein Lederkapplein mit einem triumphirenden „Jube!"

Aus allen Gassen und Häusern krachen Schüsse als Gruß und Abschied. Hinter dem Wagen mit der theuren Last aber steigt in stattlichem blauen Rock und rothem Wollebend der beglückte Bräutigam Peter, in der Linken hält er einen großen, mit Scheidemünze wohlgefüllten, roth bemalten Beutel, aus welchem die Rechte den glückwünschenden Kindern, welche von Zeit zu Zeit „verspannen", Gaben spendet, und um ja der Würde eines Sohnes vom Landhauser Hof heute nichts zu vergeben — wirft der Glückliche noch Geld unter die Zuschauer.

Bei so naher Bekanntschaft und Verwandtschaft war der Gedanke natürlich, daß die Hochzeiten Peters und des Kaisertellers Philipp an einem Tage gefeiert werden sollten, so ward es unter den Aeltern verabredet, und zwar sollten Mahl und Tanz im Felsen sein. Welche Zurüstungen zu diesem Festtage! Noch mancherlei Förmlichkeiten sind bis zum Augenblick der Trauung zu beobachten; versetzen wir uns jedoch mit einem Blick auf unsere Zeichnung in den Hochzeitsmorgen selbst.

Die gute Juliana glänzt in bräutlichem Schmucke der jungfräulichen Scharpeltracht. Die glitzernde, perlenbehängte Krone voll farbigen Steinchen und Flittergold schmückt das Haupt, die reichen Haare sind schon eingeflochten in hochrothe Stränge von Türkengarn. Brust und Hals züchtig verhüllt in zartem feinfaltigem Flor, und unter den knapp geschnittenen Aermeln prangt goldgestickt auf dunkelm Sammetband der „Scharpelgürtel," umschließend die schwarzseidene Schürze und die gefältete „Züppe", welche in reichlichen Falten die Schuhe mit den hohen Absätzen (Stöckleschuhe) bedecken.

Von ferne klingen Geigen- und Klarinettöne in den hellen Morgen. — Es sind die Spielleute, welche vor den Häusern herumgehen, die „Morgenzuppe anzublasen."

Sinnend, in still ernster Freundlichkeit, sitzt die Braut unter den Händen der schmückenden Schwester, und die jungen Ehrenmägdlein umstehen sie, wie junge Schößlinge den blühenden Stamm.

So ist die Braut vergleichbar dem Morgenroth, welches einen schönen Tag verspricht, einem Frühlingsgarten, worin Alles grünt und blüht. Ihr treuliebend Gemüth ist voll Bitt- und Dankgebet, ihre Seele voll Freudig-

keit, und kennt nur eine Sorge, der Himmel möchte ihr's vielleicht später entgelten lassen — daß sie jetzt allzuglücklich sei. —

Man spricht im Leben von schönen Tagen; — ein solcher mag es sein, wenn der Verbannte nach Jahren wiederkehren darf und die Gränze überschreitet des lang vermißten Vaterlandes; ein schöner Tag für den weit im Meer verschlagenen Schiffer, wenn es vom Verdecke endlich „Land" ertönt; ein schöner Tag für den Kaufmann, wenn er mit reichbeladenem Schiffe in den Hafen einfährt, wo am Ufer die Seinigen ihn erwarten; ein schöner Tag auch für die Mutter, an dem sie das verlorene lang vermißte Kind wieder findend in die Arme schließt; — aber der schönste Tag, wenn nach bangen Sorgen, sehnlichem Hoffen, der Bräutigam endlich das treue Mädchen, die geliebte Braut umschließt, und sein nennen darf, vor Gott und den Menschen; — ein Moment, in dem nichts Raum mehr findet in der Seele, als die Liebe und ein jugendlich schönes Glück.

Die fernhertönende Musik ist verklungen, die Morgensonne bestrahlt helle das bräutliche Gemach. — Bald erschallt das Glockengeläute — und sie wird überschritten, die Schwelle des älterlichen Hauses. — Die Jugendzeit, der Maientag des kurzen Lebens, neigt zum Ende sich. —

Man sagt, eine Braut, welche in der Hochzeitskirche nicht weine, bekomme eine thränenreiche Ehe. — Thränen jedoch sind bald vergessen und eben so bald wieder abgewischt: doch gewiß ist, daß auch im höchsten Ton der Freude die leise Trauer, ein herber Schmerz mitklingt, wie mit dem hohen Glockenklang die tiefe Octave.

Das Leben ist ein freudig Grüßen, ein schmerzlich Abschiednehmen! —

Doch verweilen wir nicht länger bei diesen Betrachtungen und wenden uns nach geschehener Trauung zur fröhlichen, reichbesetzten Hochzeitstafel, woran im Torpeltene zwei Ehebündnisse gefeiert werden.

Welch eine Menge von Gästen, kaum daß sie das Haus mit seinen weiten Stuben und Gängen zu fassen vermag: die ganze Nachbarschaft rund umher ward eingeladen — welch ein lieblicher Flor festlich geputzter Mädchen und Frauen. — Wie geschäftig sind die Sträuße bietenden „Ehrenmägde", wie sorglich, daß Keines der Ankommenden vernachlässigt werde. Welch ein behagliches Schmausen und lustiges Tanzen, wahrlich, wer Alles im Einzelnen schildern wollte, müßte ein besonderes Buch abfassen.

Mit dem Rosmarinzweig und dem zierlich zusammengelegten „Fazenetlein" (**Fazoletto**) in den Händen, sitzen die Bräute, und wer wollte sich vermessen, als zweiter Paris zu entscheiden, welcher von Beiden der Preis der Schönheit gebühre? Wenn wir das Agathle, die schöne Tochter der Baar, in ihrer strahlenden Schappelkrone, eine kräftige Brunhilde nennen möchten, so wäre die liebliche Juliana dagegen zu vergleichen der liebenden Chriemhilde neben dem blond gelockten Siegfried.

Und Florentina, die geschmückte Ehrenmagd blickt heute so still und

nachdenklich vor sich hin, während ihr zur Seite der junge Handelsherr Dionys, sorgfältig angethan, sich augenscheinlich zu bestreben scheint, mit Schönthun sie zu gewinnen.

Als das Mädchen heute frühe glückwünschend zu Juliana in die Kammer getreten, war sie der Freundin bewegt um den Hals gefallen (eine Liebesbezeugung, mit welcher hier zu Lande die Leute nicht allzu freigiebig sind), und Thränen standen ihr in den Augen.

Aber Hieronymus, warum erblicken wir diesen nicht an der Tafelrunde? eingeladen war er, aber am Hochzeitstisch selbst, unter den Verwandten und Ehrenwürdenträgern des Festgebers, gebührt ihm, dem Sohn des Dienstmannes, heute kein Ehrenplatz; da mußte eben Alles „g'hörig" und „formularisch" sein, wie der Landbauer sich auszudrücken beliebte, und Ausnahmen von der Regel konnten hier durchaus nicht statt finden.

War demnach die Etikette streng vorgeschrieben, ward sie doch keineswegs so ängstlich beobachtet, daß zuletzt nicht die alte Zutraulichkeit wieder sich hätte geltend machen dürfen. Aber Hieronymus hatte heute seinen eigenen, launenhaften Tag, und wenn er sich im Herzen auch unrecht geben mußte, so vermied er doch störrisch alles Begegnen, alles Annähern an Florentina. Der Grillenfänger saß am hintern Tischlein, bei seinem Vater, der heute im besten Gewande, seinem einstigen Hochzeitsrocke, prangte. Die Mutter war in der Küche beschäftigt. Romulus hatte sich auch zu ihnen gesellt. „Du siehst," sagte er in gedämpftem Ton, daß es nur Hieronymus hören konnte, „wie er sich an den Laden legt, ich hab' richtig prophezeit." Damit meinte aber der Student den zutunlichen Dionys.

Der Angeredete biß sich auf die Lippen und erwiederte nichts. Romulus schenkte die Gläser voll, und nöthigte den Freund zum Trinken. Ganz absehend von ihrer Umgebung thaten sich die beiden jetzt Zwang an, und sprachen mit scheinbar größter Unbefangenheit von ihren Studien und vom Stadtleben.

Florentina hatte öfter ihre Blicke nach dem hintern Tischlein gerichtet, und jetzt neigt sich die Braut Juliana zur Geigerin, ihr etwas in das Ohr zu zischeln. Darauf sah man Beide sich erheben, und Hand in Hand auf den Tisch von Hieronymus und Romulus zuschreiten.

Die Braut reichte wie abbittend und versöhnend, zuerst dem Romulus die Hand, und Florentina, das gute Mädchen, wendete sich freundlich zu Hieronymus, fragend, was ihm fehle und ob er denn heute gar nie tanzen wolle. Auch Philipp, der Bräutigam kam mit dem vollen Glase herzu und brachte es den Freunden zu — ehe jedoch ein zutrauliches Gespräch in Gang kommen konnte, ertönten lockend vom obern Stockwerke her die Geigen und Klarinetten, und in lärmender Bewegung, die jeden Diskurs unmöglich machte, zog sich die allgemeine Strömung nach dem Tanzboden.

Als die Gruppen sich gehörig gebildet, tritt der alte Spielbannes auf,

und ruft, mit der Hand Schweigen gebietend, einige „Vortänze" aus: „drei ehrliche Täntz" verkündet er „für die beiden Herrn Hochzeiter und für den Laubhauser Bur, und es soll Niemand d'rein fahren, außer er hab' e Loch im Strumpf so groß wie en Speckteller!" — Allgemeines Gelächter. —

Der Tanz beginnt, und machten die Brautleute ihre Sache gut, so tanzte aber der Bauer mit der Kaiserzellerin noch beßer; — gravitätisch führt er die Tänzerin auf den Platz, und bald auf dem einen, bald auf dem andern Absatz klappernd, oder in die Hände klatschend, umschwärmt er die züchtige Tänzerin, die, zierlich mit der Hand ihr Gewand haltend, bald sich nähert, bald sich entfernt, während der Tänzer die Verslein singt:

„Tanz mir nur all' siebe siebe,
Tanz mir nur all' siebe;
Mach' mir's daß ich's tanzen kann,
Tanzen wie ein Edelmann;
Frei g'schwind!"

Diesen Nationaltanz, welchen der Sprecher im Sinne hatte, nannte man die „sieben Sprüng'".

Nachdem die einzelnen Tänze beendigt, begann erst der allgemeine Ländler für das Gesammtpublikum. Die Heiterkeit und Lust ward bald allgemein. Der Laubhauser, der Stabhalter, der Kaiserzeller und manch Anderer wurden heute wieder jung wie vor dreißig Jahren.

Die beiden Freunde aber fanden für gut, sich dem Feste zu entziehen, und hatten sich unbemerkt davon gemacht.

Gegen Abend, als das Mahl zu Ende war, zog die Musikbande spielend um die Hochzeitstische, und als der „Bretis-Marsch" geendet, bestieg der alte Spielhannes eine Bank, von welcher herab er mit lauter Stimme den üblichen „Zech- und Glückwunschruf recitirte:

„Ich bitte still, ein wenig still,
Daß Jeder höre, was ich will;
Hochgeehrte liebe Gäste,
Allen hier beim Hochzeitsfeste,
Bin ich vom Brautpaar her gesandt;
So viel Dank wie Sand am Meere,
Für die ihm erwies'ne Ehre,
Und was ein Mensch je Gut's erdacht,
Sei Freunde auch zum Dank gebracht.
Auch der Wirth bringt heute keine Kreide,
Denn sie beraubt der Gäste Freude,
Man zechet heut' wie's früher war,
Auf das geliebte Hochzeitspaar."

Nachdem die Gäste noch ermahnt wurden, in ihnen „was schon die Alten erdacht," nämlich mit „Gaben" das Herz des Brautpaars zu erfreuen, wendete der Sprecher sich an dieses selbst, und wünschte ihnen im Namen der Hochzeitsgäste:

„Alles, Alles nur das Beste,
Zuletzt noch viele Kinder,
Gesund und munter auch sogar,
Mit blauen Augen gelbem Haar,
Dann," schloß er, „stirbt die Welt gewiß nicht aus,
Und Gottes Segen ist im Haus."

Bis in die späte Nacht dauerte das festliche Gelage. — Viele vermochten sich nicht zu trennen, bis am grauenden Morgen.

Unsere schmelzenden Freunde waren aber in der Dämmerung hinausgewandert in's Freie, in die Einsamkeit des Waldes. Sie sprachen über Vielerlei — und machten ihrem jugendlichen Unmuthe in philosophischem Gespräche — über die Menschen und Verhältnisse Luft.

Als sie spät am Abend umkehrten, strahlte das Wirthshaus festlich erleuchtet, und Getöse und wirre Gesänge tönten weit durch die dunkle Nacht. Die Jünglinge waren unschlüssig, ob sie noch einmal eintreten sollten. Hieronymus hatte Lust, es zog ihn mit heimlicher Gewalt, doch Romulus ließ sich vernehmen, ihn am Arme packend: „Thu' es nicht! laß dem stolzen Bauernadel für heut' sein Gaudium!" —

Unruhvoll war Hieronymus nach Hause gekommen, wo er sich unverweilt in Bette legte, doch ohne daß ihm der Schlaf die Augenlieder schloß. Als er nach lang durchwachter Nacht gegen Morgen endlich eingeschlummert, weckte ihn Wagengerassel und der Lärm heimkehrender Hochzeitsgäste: dann wieder erklang Musik unter seinen Fenstern.

Es waren die Spielleute, welche nach geendetem Tanze von hinnen zogen. Sie spielten die Melodie des alten Volksliedes, und einige Stimmen sangen mit weinschwerer Zunge die Strophe:

„Wie fröhlich wollt' ich sein,
Wenn's dir und mir wohl geht,
Wenn unser jung frisch Leben
In Freud' aufgeht!"

Das Lied war schon längst verhallt, aber Hieronymus lag noch lange sinnend, bis ihn endlich der Traum in sein vielgestaltet Reich eingewiegt.

„Dem frohe Sinn, dem freie Muth
und kommt zu schwerem alles gut"

XXI.

Heimritt, Freisprechung.

Es herrschte damals der Brauch, daß Neuvermählte vier Wochen nach der Hochzeit ihren auswärts wohnenden Aeltern einen Besuch und zwar zu Pferd abstatteten, und nicht Peter, noch sein junges Weib waren die Leute, solch alten Brauch unbeachtet zu lassen.

Früh Morgens waren sie vom Laubhauser Hofe weggeritten, hinaus gegen die benachbarte, bergumgrenzte Hochebene, wo zwischen Wiesen und Getreidefeldern bald das heimathliche Dorf des Agathle dem Blick sich zeigte.

Bei den ersten einzelnstehenden Häusern angekommen, gab die junge, stattliche Bäuerin ihrem reich aufgezäumten Pferde einen leichten Schlag, Peter legte die Sporen an, und in raschem Trabe, daß weithin Band und Halstuch flatterten, ritten sie durch das Dorf, um vor des Storchenbauern Hause Halt zu machen. Die Mutter war freudig überrascht aus der Küche gerannt, wo sie in Erwartung ihrer Kinder mit Küchle backen beschäftigt war, und der Vater, der vom Kammerfenster aus gegen die Hochstraße hin die Kommenden bereits von ferne erblickt hatte, stand zum freudigen Empfang vor dem Hause bereit.

Doch wir wollen diesmal nicht in das Haus und die Stube eintreten, in welcher die junge Frau vor den Augen der Mutter und Geschwister ihren buntbemalten Liegkorb mit den Geschenken auskramt, während der Vater noch unten beim Schwiegersohn steht, die Gäule und das neue Reitzeug bewundert und schätzt.

Der Heimritt schließt für unser junges Paar die Flitterwochen, das Leben des Ehestandes beginnt. Seine Freuden, seine kleinen und großen Leiden folgen im Wechsel auf einander und die Jahre vergehen.

Auch für Hieronymus haben die Freuden und Leiden des Lehrlingstandes gewechselt und sind vorüber gegangen; er stand jetzt daran, „freigesprochen" zu werden.

Alle Gewerbe, außer jenen, welche man zu den freien Künſten zählte, umſchlang damals noch ein feſter und wohlgegliederter Zunftverband. Die Satzungen und Vorſchriften einer Zunft waren verbindlich für Meiſter und Geſellen. Mochte an einem Orte auch nur ein einziger Meiſter wohnen, wie der Faßmaler in Hüfingen, ſo hatte dieſer dennoch in Allem, was das Gewerbe betraf und deſſen Betriebsförmlichkeiten, den Obermeiſter des Gaues oder Bezirkes als nächſten Vorgeſetzten zu betrachten.

Den Zünften ſtand auch eine gewiſſe polizeiliche Strafgewalt zu, und Streitigkeiten innerhalb einer Zunft wurden zur Entſcheidung oft bis vor den Kaiſer gebracht.

Ein Geſelle von ſchlechter Aufführung ward „geſcholten“ von der ganzen Zunft in die Acht erklärt, das heißt: er konnte und durfte von keinem Meiſter mehr in Arbeit genommen werden. Von Herberg zu Herberg verbreitete ſich ſein übler Leumund, und es blieb dem Beſcholtenen nichts übrig, als vor verſammelter Zunft ſich förmlich zu „waſchen,“ zu rechtfertigen oder Abbitte zu thun.

Aber auch ein Meiſter konnte „geſcholten“ werden, was namentlich dann geſchah, wenn er ſeinen Untergebenen Lohn und Koſt ſchmälerte. Ein beſcholtener Meiſter wurde auf ein halbes, unweilen auf ein ganzes Jahr „gemieden,“ das heißt, es durfte während dieſer Zeit kein Geſelle Arbeit bei ihm nehmen.

An ſeinem Lehrorte war es Hieronymus begreiflich nicht vergönnt, Förmlichkeiten und Feierlichkeiten ſeiner Zunft aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Er war in dieſem Stück auf mündliche Belehrung durch ſeinen Meiſter angewieſen, und ſeine Freiſprechung konnte von keinen beſondern Umſtändlichkeiten begleitet ſein. Einen Begriff aber von der Würde und Bemeſſenheit, welche bei feierlichen Auftritten einer Zunft herrſchten, konnte der junge Mann gleich nach jenem Akte erhalten, denn gerade um jene Zeit hielt das ehrſame Metzgerhandwerk zu Hüfingen ſeinen Einzug in die neu gewählte Herberge.

An einem Montag, Vormittags elf Uhr ſetzte ſich der vom Hauſe des Zunftmeiſters ausgehende Zug in Bewegung; er war folgendermaßen geordnet: Die Spitze bildete ein ſpielendes Muſikchor unter der Leitung des ſtädtiſchen Muſikpräzeptors. Unmittelbar dahinter folgte des Zunftmeiſters älteſter Sohn in ſtattlicher Kleidung, den ſchon gezierten, vom Geſellen Hieronymus eigens zum Feſte renovirten Zunftſchild tragend. Nach dieſem ſah man zwei junge, weißgeſchürzte Metzgergeſellen, welche die blumenbekränzte Lade trugen, worin, nebſt den Dokumenten und Schriften, die Inſignie der Zunft, ein kleines vergoldetes Haumeſſer liegt. Hierauf war zu ſehen, des Ladenmeiſters jüngſter Sohn, und auf ſeinem Kopfe die Zierde des Feſtes, eine Bratwurſt, vierzig Schuh in der Länge und entſprechend dick, vergleichbar faſt der ehernen Schlange, Jeden mit neuer Lebenskraft erfüllend, der einen Blick auf ſie warf.

Den Schluß machte die ehrsame Meisterschaft, paarweise daher schreitend, unter Vortritt des Zunft- und des Ladenmeisters.

Nachdem, bei großem Zulauf von Neugierigen der Zug am Wirthshause zum goldnen Kreuze angelangt, wurde Halt gemacht. Der Wirth stand wartend unter der Hausthüre, und hub dann an:

„Willkommen ihr Herrn Metzgermeister! was ist euer Begehren?"

Der Zunftmeister, hervortretend das Zwiegespräch fortzusetzen, ließ sich also vernehmen:

„Herr Kreuzwirth! im Namen des ehrsamen Handwerkes stell' ich an euch die Frage: ob ihr unsere Zunft nicht wollet in euer Haus aufnehmen?"

Wirth: „Ja, ich mache mir eine Ehre daraus, dem ehrsamen Handwerk Herberg und Aufwartung zu verschaffen. Ich bitte, tretet ein!"

Auf diese Einladung verfügen sich sämmtliche Festtheilnehmer in das Haus und nehmen Besitz von der Wirthsstube, mit ihrem geräumigen hellen Erker. Der Wirth und seine Frau Liebste aber stehen schon bereit, die Gäste geziemend zu bewillkommen.

Zunftmeister: „Grüß euch Gott, im Namen des ehrsamen Handwerkes Herr Kreuzwirth und Frau Kreuzwirthin!"

Wirth und Wirthin: „Gott danke euch, ihr Herrn Metzgermeister, mit was können wir euch aufwarten, und was ist sonst noch euer Begehr?"

Zunftmeister: „Wir möchten euch heute nicht nur als unseren Gastgeber ansprechen, sondern wir ersuchen euch, ob ihr nicht wollet jetzt und in Zukunft unser Herbergsvater und die Frau Kreuzwirthin unsere Mutter sein?"

Wirth: „Ja, wir machen uns eine besondere Ehr daraus, einem ehrsamen Metzgerhandwerk Herberg und Aufwartung zu verschaffen, auch besitzen wir noch fünf Töchter, die wetteifern werden, euch in Ehren und als Brüder zu bedienen."

Zunftmeister: „Es gibt aber nicht immer der guten Zeiten, es gibt auch der bösen viele; wollet ihr alsdann auch, in Leid wie in Freud, im Krieg wie im Frieden unser Vater und die Frau Wirthin unsere Mutter sein?"

Wirth: „Ja! ich werde mich zu allen Zeiten bestreben, was in meiner Kraft steht, euch als Vater zu unterstützen."

Zunftmeister: „Wir haben auch wandernde Gesellen bei unserm Handwerk, und unter ihnen solche, die nicht viel Geld im Beutel haben, folglich wenig Gewinn von ihnen zu hoffen ist, wollet ihr auch diese freundlich beherbergen, und so auch wenn sie kränklich wären?"

Wirth: „Ja, ich werde reisende Gesellen und Kranke als Herbergsvater behandeln, und die allgemeine Menschenpflicht voraus zu meiner steten Richtschnur nehmen."

Zunftmeister: „Nun, wohlan denn, auf diese bereitwillige Anerbietung werden wir gesammte Metzgermeister euch als Herbergsvater anerkennen.

und euch unſern Schild und die Zunftlade mit Zunftbuch, Zunftzeichen in Verwahr übergeben, dafür aber verlange ich als Zunftmeiſter im Namen der ganzen Meiſterſchaft von euch das herkömmlich feierliche Handgelübde."

Als dieſes abgelegt, wurde der Schild ſofort in der Stube aufgeſteckt, und die Lade dem Herbergsvater überreicht. Dieſer aber und ſeine Frau traktirten das ganze ehrenwerthe Handwerk mit einem köſtlichen und geſchmackvollen Mahle, und weil die Wurſt lang und der Wein gut war, ſo wurde es auch die allgemeine Fröhlichkeit.

Die Muſikanten machten ihre Sache ſo vortreflich, daß Einer um den Andern der Gäſte nach Hauſe eilte, um Frau und Tochter herbei zu holen, zum nachfolgenden fröhlichen Tanze.

Hieronymus, als der Renovator des Zunftſchildes, war auch zum Feſte geladen worden, und dieſe Ehre durfte er nicht ablehnen, ſo wenig ſein Sinn heute für Feier und Luſtbarkeit geſtimmt ſein mochte. Ein Brief, welchen er Tags zuvor von Romulus empfangen, war die Urſache dieſer Stimmung.

Er habe ſich entſchloſſen, hatte der Freund gemeldet, in Villingen Normalſchullehrer zu werden. „Als Hauptneuigkeit aber iſt zu melden," ſo ſchloß der Brief, „daß Dionys ſeit jenem Hochzeitsmahl der Florentina bei jeder Gelegenheit die Kour macht, und wie ich ſchon damals vorausgeſagt, entſchieden als Brautwerber auftritt". Das Mädel aber hat bis jetzt augenſcheinlich ihrem verſchamerirten Liebhaber, wie man zu ſagen pflegt, wenig Käs zum Brod gegeben — doch viele Tropfen höhlen am Ende auch den härteſten Stein aus, und was nicht iſt, kann noch werden. — Und das Ende vom Lied wird ſein, daß wir Zwei allein zuletzt noch übrig bleiben werden, und doch, — beim Henker, was wären wir für Kerle, wenn wir Geld hätten!"

Sinnend und verſtimmt ſaß Hieronymus im Kreuz. Es wollte bei ihm nicht verfangen, daß der Zunftmeiſter eigenhändig ihm vom Beſten einſchenkte; die munterſten Ländler machten ihn ſchwermüthig. Auch der Wein, welcher doch ſonſt des Menſchen Herz erfreut, wollte heut ihn nicht zum Frohſinn ſtimmen. — Sein Geiſt war ſichtlich der Gegenwart entrückt, und wenn ihn Jemand gefragt hätte, ob er Sechſer oder Zwölfer, Schweizer oder Markgräfler trinke, — wahrlich, er hätte es nicht gewußt. Es wollte ihn bedünken, als wäre der ſchönſte Theil ſeines Lebens ſchon vorüber, und als müßte er, Abſchied nehmend, noch einmal wandeln in dem roſigen Lichte früherer Tage. In jene Thäler und auf die Höhen verſetzte er ſich zum glimmenden Feuer auf duftendem Waldgang, oder in die Hütte des Köhlers, wo er mit der Geſpielin ſeiner Jugend den Erzählungen des Alten gelauſcht. Er glaubte alle Blumen ſchon verwelken und nur blaſſe Herbſtzeitloſe der Erinnerung an ihrer Stelle aufſtehen zu ſehen. — Dann fuhr auch wieder ein trotzender Blitz aus der ſchwül bewölkten Atmoſphäre ſeines Innern — und ein gährender Unmuth ſtieg in ihm auf — als ſollte er ſich Luft machen in jugendlicher Thatkraft.

Und wahrlich, noch lange hätte er simulirend da gesessen, versunken in dem stillen See der Vergangenheit, hätte ihn nicht die Entschlossenheit des Zunftmeisters zur rechten Zeit seinen Träumereien entrissen.

Eben spielte die Musik den Ländler:

„Isch's Anneli nit do?
's wird regne', wird schneie,
's wird's Anneli g'wiß reue',
Isch 's Anneli nit do?"

Der Zunftmeister, längst schon die üble Laune des Gesellen bemerkend, führte diesem scherzend eine Tänzerin zu, seine eigene Schwägerin, mit Vorwürfen über das Regenwettergesicht, welches er schneide, und Hieronymus, überrascht, konnte jetzt unmöglich anders, als galant sein und die Schöne zum Tanz führen.

Das Mittel schlug an, der junge Mensch, hineingezogen in den Strudel der allgemeinen Lustbarkeit, gab allem Trübsinn den Abschied und war fröhlich mit den Fröhlichen. Ja, es wollte sogar Manchem scheinen, daß er, einer der Letzten beim Fortgehen, fast ein Bischen illuminirt gewesen, von des Kreuzwirths Zwölfer.

Ob er des andern Tages mit Kopfweh erwacht sei, ist nicht zu sagen, gewiß bleibt nur, daß, als der übernächtige Dunst verflogen sein mußte, dennoch eine peinigende Unruhe, ein veränderungssüchtiges Mißbehagen den Jüngling fortwährend beherrschten.

Der Brief von Romulus war es, welcher solchen dauernden Rumor in der Seele des jungen Mannes hervorgerufen. Sollte es für Hieronymus denn etwas so Neues, Unerhörtes gewesen sein, daß ein Mädchen zwei jungen Burschen gefalle? Oder hatte der arme Junge, der, ohne sich seines Verhältnisses zu dem Mädchen eigentlich klar bewußt zu sein, bisher sorglos und hoffend in das farbige Nebelbild der Zukunft geschaut, jetzt erst die trockene Vernunft zu Rathe gezogen? — Er, ein armer Malergeselle — sie die Tochter des reichen Hofbauern; — eine Kluft, über die nur das Glück und der beharrlich entschiedenste Wille des Mädchens die Brücke zu gegenseitiger Vereinigung bauen konnte. Ja, dann würde auch in der Seele des Jünglings jene jugendliche Spannkraft erwacht sein, die sich über Berge von Hindernissen siegreich wagend hinwegsetzt. — Wer vermag jedoch den geheimen Prozeß zu verfolgen, welchen oft leise Anregungen in dem Herzen eines Menschen hervorrufen.

Genug, eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich der Seele unseres Helden unumschränkt bemeistert, und das Spiegelbild dieser Stimmung zeichnete sich in dem Briefe an seine Mutter, wozu ein alsobald eingetretenes Ereigniß die Veranlassung gab.

Florentina war eben „zu Licht" bei Frau Anastasia, als dieser Brief an seinem Bestimmungsorte anlangte; sie mußte ihn vorlesen.

Hieronymus berichtete den Tod des Amtsrathe und zwar mit allen Nebenumständen, weil sein Herz noch voll war von den ersten Eindrücken dieses Trauerfalles.

Abwechselnd mit dem Feldwaibel und den Familiengliedern des Verstorbenen hatte er am Krankenbette gewacht, und dies war auch in der letzten Nacht der Fall gewesen.

Der sorgsame Wächter hatte bemerkt, daß der Kranke in große Schwäche verfiel, und schnell die Familie davon benachrichtigt. „Es war ein trauriger Anblick," schrieb Hieronymus in dem Briefe, „die jammernden Kinder um das Sterbebett zu sehen. Aber keine Klage und kein Weinen vermochten das theuere Leben auch nur um eine Minute zu verlängern. Der Herr Rath war schon in's Ende gefallen. Und nach wenigen Athemzügen verschied unser im Leben gewesener bester Herr. — Die Frau und die Kinder knieten alle betend um die Bettstatt, und auch ich, zu seinen Füßen neben dem ältesten Fräulein Helena. Diese dauert mich am meisten, sie ist jetzt eine elternlose Waise, denn ich weiß von der Base, daß der Herr Rath selig nicht ihr rechter Vater gewesen, und die Frau Rathin nicht ihre Mutter ist. Sie ist die Beste unter den Kindern und war immer so gut gegen mich. Der Verstorbene hat wenig Vermögen hinterlassen und viele Kinder."

Am Schlusse des Briefes that er den Aeltern sein Vorhaben kund, auf die Wanderschaft zu gehen. Es treibe ihn, schrieb er, in die Welt hinaus, er sehe ein, daß sein Glück nicht daheim hinterm Ofen blühe. Er müsse fort — auf lange, vielleicht auf immer. Die Kunst, welche er gewählt, sei eine solche, in der man gar nie auslernen könne, und wenn Einer so alt werde, wie Methusalem.

Der Mutter hatte dieser Brief, das desperate Vorhaben des Sohnes, der Heimath Valet zu sagen und hinaus zu ziehen unter fremde Menschen, einen unwillkürlichen Seufzer abgepreßt. Florentina aber, als sie geendet hatte, blieb schweigsam, und blickte eine Zeit lang sinnend durch die Fensterscheiben, dann aber steckte sie eilig die Spindel in den glänzenden Flachswulst, an der zierlich gedrechselten, bemalten und vergoldeten Kunkel, einer Arbeit des Briefstellers, und verließ früher als gewöhnlich das Haus.

An dich richtet er kein einziges Wort! dies mochten etwa ihre Gedanken sein, so wenig Mühe kostet es ihn, fortzuziehen auf lange, vielleicht auf immer? Und dann dieses Fräulein, die immer so gut gegen ihn sein sollte, Dionys hat dir auch schon von diesem Herrenkind erzählt, und von seinen Lobsprüchen über sie.

Die Liebe ist eine starke, aber auch eine zarte Pflanze, sie überdauert die gewaltigsten Stürme, die heftigsten Ungewitter, aber ein einziger erkältender Reif kann ihre Blüthe zerstören.

Zurücksetzung ist für ein empfindendes Gemüth vielleicht am schwersten zu

tragen, und so sehen wir hier zwei Herzen sich entfernen, erkälten, welche bisher von dem stillen heiligen Feuer innigster Zuneigung erwärmt waren. Ein äußerer Anstoß, ein Sturm hätte dies Feuer vielleicht zur lichten Flamme angefacht, und jetzt droht es in sich selbst zu verglühen, weil ihm der frische Luftzug thatsächlicher Anregung fehlt.

Was Hieronymus über Helenens Lage geschrieben hatte, verhielt sich wirklich so, und in ihrer Jugend schon sollte das gute Mädchen den vollen Ernst des Lebens kennen lernen. Daß der Amtsrath nicht in den besten Umständen gestorben, wußte sie, und ihr persönliches Verhältniß zur Rathsfamilie hatte sie längst geahnet, obwohl die Aeltern stets bemüht waren, sie es in Nichts fühlen zu lassen. Aber bei dem jüngsten Trauerfall war es die Stimme der Natur, die, wenn auch unbewußt, aus der Seele der Mutter gesprochen, die sich eben doch gegen die leiblichen Kinder anders gebahrte, anders ausdrückte, als gegen das Pflegekind, und daß sie dieses sei, war dem guten Mädchen jetzt zur Gewißheit geworden.

Mit Worten zwar ward dies Verhältniß von der Mutter nicht berührt, und begreiflich konnte es Helenen nicht in den Sinn kommen, zuerst davon zu sprechen.

In der Seele des angenommenen Kindes aber reifte der Entschluß, die geliebte Pflegemutter so bald als immer thunlich von der Last ihres Unterhaltes zu befreien.

Die Frau Amtsräthin war seit dem Hinscheiden ihres Mannes auch etwas leidend; eines Abends saß Frau Katharina bei ihr, und nachdem das Andenken des Abgeschiedenen eine Zeit lang Stoff des Gespräches gewesen, erzählte Katharina unter anderm, wie kürzlich ihre Tochter, die Verwalterin auf Wildenstein das Verlangen geäußert habe, eine Person zu finden, welche ihr nicht nur in der Haushaltung an die Hand gehen, sondern namentlich auch die Kinder pflegen und unterrichten könne.

Die Frauen hatten sich über diesen Gegenstand ausgelassen, diesen und jenen Namen genannt, ohne jedoch zu einer Einigung zu gelangen.

Helena hatte schweigend zugehört. — Als aber Katharina geschieden, trat, nach einer Pause gegenseitigen Stillschweigens, das Mädchen vor die im Lehnstuhle sitzende Wittwe, warf sich in großer Bewegung vor den Stuhl und sprach, die Hände der Frau an ihre Lippen pressend, „Mutter, ich will nach Wildenstein gehen."

„Ich kann es nicht mehr länger über mich bringen, — jetzt, wo sich so Vieles geändert hat, — euch noch zur Last zu sein — ich kann nichts als danken Mutter für Alles."

Die überraschte Frau drückte das gute Kind an ihre Brust. „Helena," sprach sie in tröstendem Tone, „beruhige dich — es wird noch Alles gut werden — sprich mir von keiner Trennung." —

Aber das Mädchen konnte ſich nicht entfernen. Beide Hände vor dem Geſicht lag ſie auf den Knieen der guten Frau, ein Thränenſtrom erleichterte ihre Bruſt.

„Helena faſſe dich, du haſt ja deinen Aeltern nie Urſache zur Beſchwerde gegeben.“

„Ich habe ein heiliges Gelübde gethan,“ ſprach Helena feierlich, „der himmliſche Vater iſt mein Zeuge. — Laßt mich gewähren, Mutter — verſucht es nicht, mich abwendig zu machen — es iſt mein Gedanke bei Tag und Nacht. — Joſepha (ſo hieß die zweite Tochter der Amtsräthin) iſt erwachſen, ſie kann allein Alles verſehen. — O, ich weiß, daß ich ohne Euch allein geſtanden hätte in dieſer Welt.“ —

„Helena,“ erwiderte die Räthin weich, und in einem Tone, der ihr Nachgeben beurkundete, „ich weiß, was du ſagen willſt — es ſind heilig übernommene Pflichten, dazu die Liebe einer Mutter, die dich an mich feſſeln, — glaube mir, es wird noch Alles gut werden — vertraue deiner Mutter.“

So ſchien denn ein ernſtes Geſchick unſere bisherigen Freunde aus einander bringen, und lange Trennung, vielleicht auf immer, gewöhnten, liebgewordenen Verhältniſſen ein Ende machen zu wollen.

Schlaf wohl, Schlaf wohl im dunkle Bett
Du bleibst ja nur kurz auf Stunde o[der] Jahre,
Doch Spirits dem wunder Kunder mit
Schlaf wohl, wohl wohl!

XXII.

Die Wanderjahre.

Es war in den ersten Tagen nach Pfingsten, als Hieronymus mit den besten Zeugnissen über Geschick, Fleiß und Treue von seinem Meister schied, um noch zwei Tage bei den Aeltern zuzubringen, und dann seine Wanderschaft anzutreten.

„Geld und Geld's werth," sagte der Vater beim Abschied, „können wir dir nicht mitgeben. — Sei fleißig und rechtschaffen und hab' Gott vor Augen — schick dich nach den Leuten — und schreib' uns auch fleißig!" —

Frau Anastasia aber, nachdem sie sein Felleisen sorglich versehen, legte eben auf noch ein grün eingebundenes Gebetbüchlein. Für das Wohlergehen des Sohnes hatte die Mutter eine Wallfahrt nach Tryberg unternommen und von dort das Büchlein mitgebracht. „Halt's in Ehren," war ihre einzige Bitte an den Sohn.

Auf dem Laubhauser Hof hatte Hieronymus Florentina nicht mehr getroffen. — Sie war über die Pfingstfeiertage auf Besuch gegangen zu Verwandten.

Der Laubhauser hatte dem Jüngling zur bevorstehenden Fahrt Glück gewünscht. Die stille Hausfrau jedoch den Reisefertigen bis vor das Haus geleitet, um ihm da noch drei harte Thaler in die Hand zu drücken.

Bei Bachweber, dem greisen Lehrer, war des Gesellen letzte Beurlaubung.

„Nimm," sagte der Alte, „auf deinem Wanderleben den Eulenspiegel zum Muster; wenn dieser bergauf stieg, lachte er, und war guter Dinge — und wenn es wieder abwärts gieng, war er betrübt; denn, meinte er: wenn's mühsam bergauf geht, lache ich, weil ich denk', es wird auch wieder auf der andern Seite hinunter gehen, und wenn es abwärts geht, bin ich trübselig, denn es wird auch wieder Berge zu steigen geben. Schau," fuhr der Schulmeister fort, „wie es auf deiner Wanderschaft nicht immer eben und glatt

geben wird, — ſo auch im Leben: — du wirſt gute und böſe Zeiten durchzumachen haben. Geht's dir gut, ſo ſei nicht übermüthig und denk', es kann wieder ſchlimm kommen, und geht's dir aber recht herzlich ſchlecht, ſo verliere den Muth nicht, und verzweifle nicht gleich — denn es wird auch wieder anders werden — und unſer Herrgott weiſt den Weg!" Mit dieſen Worten hatte der Alte aus dem Wandkäſtlein ein blechernes Büchslein genommen, nicht viel größer als eine welſche Nuß, worin er das Schulgeld aufzubewahren pflegte. Er fiſchte zwei blanke Silberlinge heraus, reichte ſie Hieronymus, und ſagte, „da — trink auf's Wohl deines alten Lehrers und vergiß ihn nit, er hat's gut gemeint, wenn er ſchon nit viel hat geben können!"

Wohl mußte der Geſelle ſehen, daß dies des Lehrers halbes Baarvermögen war, doch fruchtlos blieb all ſein Weigern, er mußte annehmen, der Alte that es nicht anders.

Unſer Wandersgeſelle hatte ſeinen Weg in's Schwäbiſche genommen.

Im Kloſter Marchthal fand er die erſte Beſchäftigung. Von da gieng's weiter nach Augsburg und ſpäter nach München.

Hieronymus fand, wie ihm Bachweber vorausgeſagt, auf ſeinem Wanderleben Berge und Thäler, gute und ſchlimme Zeiten, Erfreuliches und Unerfreuliches, aber ſein Muth und Eifer blieb allen Hinderniſſen gewachſen.

„Duck dich, laß vorüber gahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han;"

hieß es in dem „goldenen ABC", welches ihm ſein Vater als moraliſchen Wegweiſer mitgegeben. Fand er mißlich Widerwärtiges in ſeinem Berufe, ſo erinnerte er ſich des Spruches:

„Halt' deinen Stand für den beſten,
Hat er auch gleich Gebreſten,
Denn man ſonſt gar Wenig' find't,
Die mit ihrem Stand zufrieden ſind."

Mit Eifer und Beharrlichkeit ſtrebte er in ſeinem Fache vorwärts, keine Mühe war ihm zu viel, wenn es ſich darum handelte, Neues zu erlernen.

Geſelligkeit und heitern Lebensgenuß floh er nicht, aber wenn ihn der Strudel einmal zu weit reißen wollte, gedachte er der Seinigen, welche in Mühſal und Noth ſich durch's Leben zu ſchlagen hatten.

„Das größt', tiefſt', ungeſtümmeſt' Meer,
Wüthet mit Stürmen nicht ſo ſehr,
Bringt auch nicht um ſo viele Leut,
Als täglich tödt' die Trunkenheit."

hieß es in jenem fliegenden Blatte.

Erfahrung lehrte ihn Vorsicht. Doch, wenn er sich auch oft getäuscht fühlen mußte in der guten Meinung, die er von allen Menschen hegte, so fand er hinwieder im fremdesten Lande Freunde und Freundes-Hilfe, wo sie am wenigsten zu vermuthen gewesen. Es bewährte sich der Spruch:

„Ein Freund in der Noth,
Ein Freund in dem Tod;
Ein Freund hinter dem Rücken,
Sind drei starke Brücken."

In einsamen Stunden oder in der Kirche während der hehren Töne der Orgel und des Gesanges, wenn er da im grün gebundenen Gebetbüchlein las, war es ihm, als spreche aus den Bitten die Stimme der Mutter.

Von Zeit zu Zeit schrieb er nach Hause, und zuweilen waren diese Sendschreiben auch mit Silber beschwert. Neben diesem Briefwechsel mit dem Vater unterhielt Hieronymus noch einen weiten mit Freund Romulus, dem stets pflichtgetreuen Berichterstatter des Neuesten aus der Heimath.

War das Ankommen solcher Briefe für den Sohn und Freund immer ein Gegenstand freudiger Aufregung, so geschah das Oeffnen derselben doch nicht ohne ein gewisses banges Nebengefühl, welches nicht weichen wollte, bis er die Zeilen überflogen, und zuerst die Beruhigung geschöpft hatte, daß zu Hause Alles gut stehe. — Vielleicht glaubte er auch auf eine Nachricht stoßen zu müssen, auf welche er zwar gefaßt war, wovon er übrigens nicht recht wußte, ob er sie herbeiwünschen solle oder nicht.

Zwei Jahre war jetzt der wandernde Geselle von Hause fort, seit Jahr und Tag war dem geheimen Correspondenten der Name Florentina nicht mehr aus der Feder geflossen.

Hieronymus stand zu Augsburg in Arbeit, da meldete der neuigkeitsbeflissene Freund die Verheurathung der Hofbauerntochter Florentina mit dem Wäldner Handelsmann und „Packer" Dionys. „Er hat schon," hieß es, „im vorletzten Herbst förmlich um sie angehalten, der Vater und die Verwandten hatten zugesprochen, das Mädchen aber sich ein Jahr Bedenkzeit ausgebeten, — endlich hat sie nachgegeben. — Hat sie vielleicht auf einen Ritter gehofft, der aus fremden Landen, etwa aus dem Schwäbischen kommend, sie vom Schreiterhaufen befreien würde? Der Laubhauser hat Verwandte und Bekannte von nah und fern zur Hochzeit eingeladen, und in jede Hütte der Thalgemeinde Wein und Brod geschickt; die Leute müssen wissen, sagte er, daß der Laubhauser heut' ein Fest feiert." Der Stabhalter, hieß es weiter, sei an selbigem Tag kreuzfidel gewesen, und habe schon bei der Morgensuppe, wo er seinen Kaffee aus einem Milchhecken getrunken, seine gewohnten Späße zum Besten gegeben u. s. w.

Lange schon hatte der Geselle ausgeleiert, aber noch hielt er unbeweglich

den Brief mit beiden Händen. Da hob ſich die Bruſt, und ein tiefer Athemzug erleichterte die Laſt des gepreßten Herzens.

Ein halb entwurzelter, ausgeriſſener Baum grünt und blüht wohl noch eine Zeit lang fort, genährt von Thau und Luft, bis ein Windſtoß ihn gänzlich zu Boden wirft. — Alſo ein anhänglich liebendes Gemüth.

„Leide, meide, ſchweig', ertrage,
Jedem deine Noth nicht klage,
An dem Höchſten nicht verzage,
Dein Glück kommt alle Tage."

Der Schluß von Romulus Brief hatte noch eine Nachricht enthalten, von welcher unter allen andern Umſtänden Hieronymus ſchmerzlich berührt worden wäre, die aber jetzt eine faſt entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht, eine Art von Trutz gegen das Schickſal. Es war nämlich die Nachricht von dem Tode des alten Stoffel, welchen man eines Morgens todt in ſeiner Hütte gefunden. Der treue Dachshund lag zu den Füßen des Leichnams, und wollte keinen Menſchen ſich dieſem nähern laſſen. Die Hütte ſtand ſeitdem leer, Niemand mochte ſie betreten.

Des andern Tages nach dem Empfang dieſer Nachrichten hatte unſer Geſelle zum erſten Male in ſeinem Leben einen „Blauen" gemacht, jedoch keineswegs bei Spiel und Wein, ſondern in blauer, friſcher Luft. Frühe ſchon war er aufgeſtanden, hatte ſich am Brunnen die Augen gewaſchen, und dann die Werkſtatt betreten. Zu arbeiten aber war ihm unmöglich, er kleidete ſich an, wanderte hinaus vor das Thor, durch Felder und Gründe, durch Dörfer und Wälder, und kehrte des Abends ziemlich verſöhnt, in beruhigter Stimmung nach Hauſe.

Der Aufenthalt in Augsburg aber blieb von jenem Augenblick an dem Geſellen verleidet, er kündete ſeinem Meiſter auf, und wanderte München zu. Die, wenn auch kurze Reiſe genügte vollſtändig, ihn von allen böſen Wettern, die allenfalls noch im tiefen Schachte ſeiner Seele gelagert ſein mochten, gründlich zu befreien, und der fahrende Geſelle betrat die Stadt in einer Stimmung, wie es etwa einem Schwimmer zu Muthe iſt, welcher nach vielem Ringen endlich wieder feſten Grund unter ſeinen Füßen ſpürt.

Auf dem Walde verliefen unterdeſſen die Dinge ſo ziemlich, wie es vorherzuſehen geweſen.

Dionys, welcher jetzt über ein anſehnliches Vermögen verfügte, war neben ſeinem Handelsgeſchäfte auch noch „Packer" geworden, das heißt, er verſendete Uhren, zu deren Anfertigung er verſchiedene Meiſter in Sold genommen, und ſein Geſchäft wuchs und gewann mit jedem Jahr an Ausdehnung.

Die Uhrenmacherei hatte zur ſelben Zeit bereits einen mächtigen Aufſchwung genommen.

Gleich wie ein Samenkorn, vom Winde auf rauhe Felsen getragen, keimt und Wurzel schlägt, bis zuletzt ein stattlicher Baum daraus wird, eben so klein war der Anfang und so gesegnet der Fortgang dieser vaterländischen Industrie des Uhrenmachens.

In einem abgelegenen Waldthale auf dem Glashof, in der Vogtei Waldau, welche zu St. Peter gehört, lebten in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Gebrüder Kreuz. Sie waren die ersten Verfertiger hölzerner Uhren. Nach ihrem Absterben jedoch kam das neue Gewerbe fast in Verfall, bis ein Drechsler, Simon Dilger aus Urach im Fürstenbergischen, ums Jahr siebenzehnhundert fünfundzwanzig die Sache wiederum aufgriff, und mit so nachhaltigem Erfolg betrieb, daß er wohl als der eigentliche Stammvater der Schwarzwälder Uhrenmacherei zu betrachten ist.

Von Urach verpflanzte sich diese Industrie, durch andere Meister, nach Glotterthal, von da nach Neukirch und so allmählig über den größten Theil des mittleren Schwarzwaldes.

Unternehmende Männer aus Gütenbach, Furtwangen und Neukirch machten im Jahr siebenzehnhundert zweiundvierzig schon die ersten Versuche mit dem Vertrieb der Schwarzwälder Uhren im Ausland. Andere thaten bald eines Gleichen: so geschah es, daß die sonst wenig mit der Welt bekannten Söhne des Waldes zur Zeit fast alle Länder Europas durchzogen, daß sie durch Ausdauer, Fleiß und Redlichkeit überall sich Kredit und Geltung zu verschaffen wußten.

In manchen Ländern erhielten diese Wäldner Handelsleute frühe schon bedeutende Vergünstigungen, wie z. B. in Sachsen freies Handelsrecht, Bürgerrecht und ein eigenes Gebäude, worin jetzt noch der Centralpunkt ihres Handels sich befindet.

In Preußen, Schweden ꝛc. legte man ihnen Hindernisse in den Weg. In Rußland dagegen erhielten sie wieder bedeutsame Vorrechte, seit ein Uhrenträger, Mathäus Hummel, mit dem Beinamen Jägerstiger, der Kaiserin Katharina ein kunstreiches Uhrenwerk überreicht, worauf die zwölf Apostel in Holz geschnitzt als Stundenschläger angebracht waren.

Mathias Faller dagegen, aus einem fürstenbergischen Hofgut in Friedenweiler, durfte dem türkischen Kaiser in Konstantinopel ein nicht minder kunstvolles Werk zu Füßen legen: eine Musikspieluhr. Der erfreute Padischah verlieh dem Manne durch einen kaiserlichen Ferman volle Handelsfreiheit durch die ganze Türkei. Als nach mehreren Jahren der gute Schwarzwälder in prachtvoller muselmännischer Tracht in die Heimath zurück kam, erregte er solches Aufsehen, daß bald noch andere Spekulanten nach der Türkei zogen, dort ihr Glück zu gründen.

Johann Schwarzwälder und Johann Epping waren die ersten, welche den Uhrenhandel in Nordamerika versuchten.

Unser Geschäftsmann Lienys hatte schon mehrere Reisen nach Frankreich gemacht, und von daher nebst fremder Sprache, fremdländischen Manieren und Mode, auch fremdes Geld mitgebracht. Kam im Besitze einer reichen Frau, konnte es ihm bei seinen Mitbürgern nicht wohl an Ansehen fehlen, denn auch das Bischen Großthun fand man bei Gelegenheit ganz am Platze, „er kann's machen," hieß es, „er hat's".

Doch, wie viel auch der Mensch mit äußerlichen Gütern gesegnet sein mag, — vor Schmerz und Leid schützen sie nicht. Auch Klarentina, der emsig und geräuschlos waltenden Hausfrau, war es also beschieden.

Ihre ganze Liebe, ihr Lebensinteresse war den Kindern zugewendet, welche der Himmel ihrem Mutterherzen anvertraut hatte. Aber der Tod entriß ihr die Mutter, nicht lange darnach auch ihr ältestes Söhnlein.

Längst verhallt war das Grabgeläute, und dargebracht waren die üblichen Opfer für die Dahingeschiedene; aber von der Zeit an blieb ihr liebster Ausgang auf die Gräber der geliebten Todten.

Wenn am schönen Sonntag Nachmittag ringsum Alles sich Erholung gönnte, und die Menschen singend, plaudernd auf Wegen und Stegen dahin zogen, konnte man in der Todtenkapelle auf dem stillen Gottesacker einsam eine Frau in Trauertracht knieen sehen. Sie klagte Gott ihr bitteres Leid, und suchte Tröstung vor dem Bilde der Mutter, die auch einst mit zerrissenem Herzen an dem Kreuz des Sohnes stand.

XXIII.

Der eigene Herd.

Fünf Mal ſchon hatte der Frühling Wald und Flur mit neuem Grün geſchmückt, ſeitdem Helena das Haus der Pflegältern verlaſſen. Immer noch war ſie auf Wildenſtein, die treue Dienerin, die liebreiche Pflegerin der Kinder, die unermüdliche Gehülfin im Haushalt des Schloßverwalters.

Wohl trat bisweilen das Bild früherer Tage ihr vor die Seele, und das bittre wehmüthige Gefühl des Alleinſtehens in der Welt wollte ſie anwandeln. Doch Thätigkeit und Pflichtübung leiteten ab vom trüben Sinnen, und füllten, grünenden Ranken gleich, die Lücken ihres Innern; leiſe keimende Hoffnungen erleuchteten es wohl auch mit dem goldenen Schein frühen Morgenſchimmers.

Schon wehte der Herbſtwind wieder über die fahlen Stoppelfelder, weder die Wachtel in den Ähren, noch die Lerche in den Lüften, ließen ihr Lied mehr erſchallen; da ſchritt ein Wanderesmann auf der Straße von Sigmaringen ſtromaufwärts durch das Donauthal. Er war vorbeigezogen an der mächtigen Hochveſte Werrenwag, welche, ein Wächter über das Thal, von rieſigem Fels herniederſchaut.

Bereits war die Sonne dem Untergehen nahe, als der Wanderer ſich auf die rechte Thalſeite gewendet, wo ein nur wenig gangbarer Pfad hinzog. Lange Schatten ruhten auf dem tiefen, felsumgürteten Grund und dem grünfluthenden Strom. Nur die hohe, feinumpanzerte fürſtenbergiſche Burg Wildenſtein ſchaute kühn noch dem Tagesgeſtirn in's leuchtende Antlitz, und die Fenſter nach Weſten erflammten in glühendem Abendroth. Eine Geſtalt aus längſt verfloſſener Zeit, ſchien der ernſte Bau den Pilgrim im Thale zu begrüßen.

Auf ſchroffem Pfade ſtieg der Fremde den zackigen Felsgipfel hinan. Vor der Zugbrücke, welche, mit ihren Rieſenarmen einer mächtigen Spinne vergleichbar, den breiten Felsſpalt überdeckte, ſtand er eine Weile ſtill, das feſte Haus mit ſeinem gewaltigen viereckigen Thurme zu beſchauen. Das Dach hieng nur loſe in eiſernen Schlaudern darüber, denn die feſtgewölbte

Sturm des Baues trotzt auch dem zerschmetternden Wurfgeschoß. War die Brücke aufgezogen, so fanden nur noch Raben und Geier den luftigen Eingang in das Felsennest.

Dumpf dröhnte die alte Brücke, als der Wanderer in schwindelnder Höhe über den Abgrund schritt, um durch das finstere Thor in den engen Burghof zu gelangen.

In abendlichem Dunkel erblickte er hier an dem mittelalterlich überdachten Ziehbrunnen, welcher durch den Felsen bis auf die Sohle des Stromes niedergeht ein Mädchen, eben im Begriff, ein kupfernes Wassergefäß auf den Kopf zu heben.

Einem scheuen forschenden Blick des Mädchens in das sonngebräunte Angesicht des jungen Mannes folgte freudig überraschendes Erkennen — es waren Hieronymus und Helena.

Wie eine weitverschleppte Taube, frei gelassen, den Flug wieder nach dem wohlbekannten Dach richtet, und die Schwalbe nach vorübergegangenem Winter wiederum die alte Heimath sucht, also kehrte der lang Gewanderte nach fast fünfjähriger Abwesenheit in die Heimath zurück.

Das Verlangen, Verwandte zu sehen und die bewahrte Jugendfreundin, hatte den Heimkehrenden bewogen, die Heerstraße zu verlassen, und den rauhen, wenig begangenen Weg im Steinthal einzuschlagen.

Als zartes, feingeputztes Herrenkind war sie einst dem schlichten Knaben im Zwilchkittel gegenübergestanden, und jetzt — sah er das häuslich gekleidete Mädchen vor sich, ihm die schöne, doch etwas schwielige Hand zum Gruße darreichend.

Freundlich aufgenommen und eben so bewirthet weilte der Fremdling einen Tag auf dem Schlosse. Als er des Morgens wieder fürbaß zog, den steilen Felsabhang hinunter, sah man den sonst eilfertigen Wanderer wiederholt nachdenklich stehen bleiben, als habe er etwas vergessen, etwas liegen lassen eben auf der Veste. — Er blickte öfter zurück nach dem Orte, den er eben verlassen — wiewohl ein dichter Herbstnebel verhüllend um die Felsen zog, und die kahlen Giebel des Hauses nur undeutlich aus dem Duft hervorschauten. Offenbar fesselte den Blick des Dahinziehenden ein mehr als gewöhnliches Interesse. Demnach vermögen wir nicht viel mehr zu berichten, als daß unser Meister hatte versprechen müssen, übers Jahr wiederum auf Besuch nach Wildenstein zu kommen. — Unverkennbar aber ist gewesen, daß die Züge des Wanderers von innerer Freudigkeit erglänzten, wie die grünende Flur vom hellen Streiflicht der Morgensonne.

Dem heimgekehrten Sohn war die Freude des Wiedersehens von Vater und Mutter leise getrübt durch die Wahrnehmung, wie die innig Geliebten merkbar gealtert hatten.

Die Heimath übte auf den gereiften jungen Mann ihre wohlthätigen Zauberkräfte. Manches erschien ihm jetzt in verändertem Lichte, der morgen-

rothe Schimmer der Jugend hatte der wenig phantastischen Tagesbeleuchtung weichen müssen. Aber er hatte hier seine Jugend verlebt, und wenn er um sich schaute, so sprossten auf jedem Platze, aus jedem Busche in Feld und Wald alte Erinnerungen freundlich auf, die ihm, wie duftige Blumen, ihre erquicklichen Wohlgerüche zuwehten.

Doch nicht als Träumer und Phantast war er zurückgekehrt, denn alsobald richtete sich sein ganzes Sinnen auf Thätigkeit und Lebensberuf, und hierin ward dem jungen Meister in den ersten Tagen nach seiner Wiederankunft durch Romulus eine wohl zu erwägende Idee geboten.

Gleichzeitig mit dem mechanischen Theile der Schwarzwälder-Uhrenmacherei hatte sich auch in Anfertigung der Zifferblätter ein kunstverwandter Nebenzweig ausgebildet, die „Schildmalerei."

Die großen Spieluhrwerke waren gerade zur selben Zeit im Aufkommen, das Aeußere derselben, die Gestelle mit geschnitzten und vergoldeten Säulchen und Verzierungen, die gemalten Zifferblätter in Verbindung mit ganzen Tableaux, die beweglichen hölzernen Figürchen in bunter Fassung, all dieses verlangte einen Techniker und Künstler wie Hieronymus.

Hieronymus zog den Vorschlag in reifliche Ueberlegung. Hier war ihm ein passendes Feld seiner Thätigkeit gefunden, und die Sache, wenn auch in kleinem Anfang, bald in's Werk gesetzt. Der Segen fehlte nicht, denn nach Kurzem waren Hieronymus Arbeiten weit in der Umgegend bekannt und gesucht.

Eine Uhrenhändler-Compagnie bot ihm Kapitalien an zur Vergrößerung seines Geschäftes, aber er schlug es aus, seine Selbstständigkeit nicht zu gefährden. Wo aber ein guter Grund gelegt, das Gedeihen sichtbar ist, da wenden die Augen der Nachbarn sich hin; denn sie wissen mit Salome, daß im Hause des Weisen ein lieblicher Schatz sei.

Der Stabhalter gab dem Meister Schildmaier nicht undeutlich zu verstehen, daß er noch eine zweite hübsche Tochter habe, und auch im Stande sei, einem braven Schwiegersohn sonst noch unter die Arme zu greifen. — Aber auch in diesem Punkte schien Hieronymus ziemlich hartherig.

Wo der Sitz des Uebels lag, konnte entnommen werden aus einem Zwiegespräch in Hüningen, wohin Hieronymus zum Besuch beim Feldwaibel gekommen war, allwo er zufällig auch mit der Verwalterin von Wildenstein zusammen traf. Es war am Herrsteinfest; die kirchlichen Feierlichkeiten vorüber, und die Familie in dem Gartlein versammelt, dort den lauen Sommerabend im Freien zu genießen. Hieronymus mit der Verwalterefrau im Gespräche auf- und abgehend, hatte sich von den Uebrigen etwas abgesondert.

Die Frau äußerte sich scherzend über sein Glück, und gratulirte zu den vortheilhaften Heirathsanträgen, die ihm, wie sie gehört, gemacht worden.

Hieronymus gieng auf den Scherz ein. „Ich bin ein Glückskind," sagte er, „ihr habt recht. Was aber das Heirathen anbetrifft, so muß ich

gestehen, daß ich seit neuerer Zeit dieses wichtige Kapitel im Buche des menschlichen Lebens öfters in Betrachtung ziehe. — Zum freiwillig ledigen Stande gehört, wie zu allem Außerordentlichen, Genie, wovon ich wenigstens nichts in mir verspüre. — Meiner Natur nach bin ich zum zufriedenen, hausbackenen Familien- und Ehemann geschaffen."

„Das sind schöne Eigenschaften," erwiederte die Freundin, „die eine Frau vollkommen glücklich machen können."

„Weil wir nun doch einmal vom Hausstand reden, so will ich offen und ehrlich ein Wort mit euch sprechen, verehrteste Base. — Jetzt! als ich vorigen Herbst auf meiner Heimreise bei euch auf Wildenstein eingekehrt, da wurde es dem lang unter fremden Leuten gewanderten Menschen zum ersten Mal wieder recht behaglich ums Herz, — ich hörte die heimische Mundart, sah wieder liebe, bekannte Gesichter, war Zeuge eines zufriedenen glücklichen Familienlebens, — und ich gestehe, als ich das stille getreue Walten eurer Helena sah, ihren unendlich guten Willen und ihre unermüdliche Ausdauer, — ich sage euch, ich beneidete den Mann, dem der Himmel ein solches Weien in Lieb' und Treue an die Seite setzt."

„Euer Gusto ist nicht der schlechteste," versetzte lächelnd die Frau, „am Ende werde ich gar noch meine Haushälterin und Lehrerin meiner Kinder einbüßen sollen — aber bedenkt."

„Ich weiß, was ihr sagen wollet, — ich soll bedenken, daß ein so gutes, liebes Mädchen nicht mehr frei sein werde — nicht wahr?"

„Richtig, etwas Aehnliches wollte ich sagen."

„Wenn dies der Fall ist," versetzte einigermaßen befangen der junge Mann, „so würde ich mich auch ohne angeborenes Talent freiwillig zum lebenslänglichen Junggesellenstande entschließen."

„Nur nicht so eilig. — Ich will euch etwas anvertrauen. Ihr wißt, Jedermann hat Geheimnisse, ein Heiligthum, in das zuweilen nur Vertraute einen Blick thun dürfen. — Als mir einst Helena ihre Habseligkeiten, die sie aus frühern Zeiten mitgebracht hat, zeigte — da hab' ich so etwas merken können, wie: alte Liebe rostet nicht, brennt sie nicht, so fleißet (glimmt) sie. Im untersten Fache des Schreins befand sich eine Lade, und darin lag ihr Liebstes, heilig aufgehoben, ein Andenken ihrer verstorbenen Mutter, welches ihr die Frau Amtsräthin, ihre Pflegemutter, eingehändigt, als sie aus ihrem Hause Abschied genommen, es war ein goldner Ring und ein florentseidenes Halstuch. — Ich sah aber auch noch etwas anderes — und sie machte mir kein Hehl daraus, daß es von Jemanden herrühre, den sie nicht vergessen könne. — Was meint ihr wohl?"

„Briefe von irgend einem guten Freund," rief Hieronymus kleinlaut.

„Nicht weit neben die Scheibe geschossen," erwiederte die Frau lächelnd, „es war etwas der Art: — Blumensträuße, sorgsam eingelegt, — schön ge-

ſchriebene Namenstagsgratulationen, fein gemalte glückſelige Neujahrswünſche: „Spann auf den goldnen Bogen, Aurora ſchönſte Frau“, oder „der Glücksſtern ſoll euer Zünder ſein“ und ſo weiter. Darunter ſtand auch der Name des Verfertigers.“ —

„Alle ſo ſorgſam aufgehoben?“ fragte Hieronymus in einem Tone, welcher die Bewegung ſeines Innern verkundete, „o, es waren ſchöne Zeiten.“

Und wie der Vollmond eben licht und groß über die Landſchaft ſich hob, ſo ſtieg jetzt eine frohe Hoffnung, ein freudiges Vorgefühl künftig glücklicher Tage in ſeinem Herzen auf.

Die Reden der Frau hatten in der Bruſt des jungen Meiſters einen unruhigen Entſchluß zur Reife gebracht — noch an demſelben Abend verfaßte er ein Schreiben an Helena, welches die Frau Verwalterin ſelber und beſtens beſorgen zu wollen verſprach.

Hier das Aktenſtück:

„An die hochgeſchätzte wohlgeborene Fräulein Helena!

„Ich bitt Euch, Ihr möget nicht in Ungütigkeit aufnehmen, daß der Endesunterſchriebene ſich die Freiheit genommen, einen Brief an Euch zu ſtellen. Ich kann nicht anders, es muß einmal friſch gewagt ſein, meine Seel' iſt wie ein ſchnell laufendes Waldwaſſer, das raſch ſeinem Ziele zu will. Ich, Euer bis zum Tod ergebener Diener, muß mein Anliegen nur ſchriftlich vorbringen, weil ich es mündlich nicht über's Herz brächte. Denn es handelt ſich um mein Glück, um mein wahrhaftiges Leben, das einzig nur allein in der Hand meiner über Alles hochgeſchätzten, ſo ſehr geliebten Freundin Helena liegt. Hiemit habe ich Alles geſagt — und bitte nur um ein einziges Wort — hab' ich verloren, ſo weiß ich, daß die Freudigkeit meines Lebens verſchwunden iſt, ich bin dann nur noch ein Schatten, — gewinn ich, ſo muß ich frohlocken und jubilieren, und alle meine Kräfte, mein Leib, meine Seele, meine Ehr, mein letzter Zug und Athem ſei nur Ihr geweiht. — Sie allein iſt die Krone meiner Fröhlichkeit.“

„O Fräulein Helena! wenn ich manchmal um mich blicke und glückliche Menſchen ſehe, ſo beſchleicht mich eine frohe Hoffnung, daß auch ich noch dereinſt glücklich werden könnte — und meine Gedanken führen mich in's einſame geliebte Tenanthal!“

„Ich kann nicht weiter ſchreiben — ich komme mir vor wie Noah, der die Taube fliegen ließ — o Gott, wie glücklich wollte ich ſein, wenn ſie auch mir den grünen Oelzweig brächte!“

„Doch — wenn ich auch vergeblich gehofft, vergeblich gebittet habe, meine Geſinnung bleibet feſt.“

„Wo Glaube und Hoffnung
Und Liebe florirt,
Da wird unſ're Seele
In Treue berührt.“

„Verschmäht auch! ich lasse
Von Liebe nicht ab,
Bis daß man mich leget
In's finstere Grab!"

„Entschuldiget das zudringliche Wesen, die Unruhe und Ungeduld
Eueres
hoffenden in Lieb' und Anhänglichkeit bis in den Tod verharrenden
Hieronymus."

Des andern Morgens zogen beide Paare von dannen: die Frau Verwalterin nämlich mit dem Brief der Donau zu, Meister Hieronymus mit seinen Liebeshoffnungen nach Laubhausen. Wir können übrigens nur wünschen, daß die Liebesbotin ihr Anbefohlenes besser verwahrt gehalten habe, als der Hoffnungsträger. Denn kaum unterwegs, kam es ihm vor, als fühle er sein Gut unter den Händen zerrinnen.

Wie die einbrechende Nacht die Gluth am Abendhimmel schwinden machte, gegen den er wanderte, also leichten anälende Zweifel Strahl um Strahl das Licht seines Hoffens. —

War es Selbsttäuschung, als er auf Wildenstein in der Seele des Mädchens ein liebendes Wohlwollen gegen ihn zu schauen vermeinte? —

Doch wenn er dann wieder an die Mittheilungen der Schleyerwalterin dachte, war es ihm, als wehe ihn frische himmlische Morgenluft an, in welcher die beschwerte Brust wieder frei aufathmen konnte.

Zu Hause zählte der unruhvolle Mensch Tage und Stunden — es war unmöglich, daß jetzt schon Antwort da sein konnte — und doch blickte er jeden Morgen ungeduldig die Straße entlang, auf welcher der Bote kommen sollte.

Mitten in diese mürbende Unentschiedenheit hinein, fiel aber ein Ereigniß, einem Meteorstein aus heiterem Himmel gleich, welches die ganze Umgegend des Laubhauser Hofes in Aufregung brachte.

Wie eine alte, breit gewurzelte Tanne Generationen absterben und jüngere um sich heranwachsen sieht, und in scheinbar unverwüstlicher Zähigkeit Wind und Wetter trotzend, immer dieselbe bleibt — also lebte stets noch der greise Köhler Klaus, versah sein Handwerk mit der gewohnten Sorglichkeit. An seinen Schürbaum gelehnt, sah der Alte in jenen Tagen einen fremden Mann dem Kohlplatz zuschreiten. Er hielt den Wanderer seiner Kleidung nach für einen Jakobsbruder, der auf dem Wege nach Hüfingen, im Begriff stehe, zum Feste des heiligen Jakobus zu pilgern.

Der Fremde war angethan mit einem braunen Pilgergewand, während ein breitrandiger Hut sein ernst schauendes Gesicht beschattete, welches in stark ausgeprägten Zügen tiefe Spuren ungewöhnlicher Gemüthe trug.

Der Ankömmling hatte den Alten begrüßt, und, wie es schien ermüdet, dem rauchenden Meiler gegenüber, auf dem Rasen Platz genommen. Fragen an den Alten hatte dieser in gewohnter Redseligkeit beantwortet.

Nachdem der Pilger die große altersgraue Gestalt des Köhlers einige Augenblicke unverwandt angeblickt, sagte er forschend: „Wie geht es euerer Familie?“

„Des Stabhalters, meint ihr? — gut Gott lob!“

„Und euerem andern Schwiegersohn?“

Der Alte schwieg betroffen und mißtrauisch.

„Ich habe gehört er lebe noch,“ fing der Fremde wieder an, „würdet ihr ihn wieder erkennen alter Vater, wenn er jetzt auf einmal vor euch stünde?“

Klaus schaute blitzenden Auges dem Manne in's Gesicht. — „Tolberg!“ schrie er in heftiger Bewegung. „Weich' Versucher!“ und zum gewaltigen Schlag ausholend, schwang der Köhler den Schürbaum.

Der Pilgersmann aber nahm den Hut vom Kopfe und sagte gelassen: „Schlagt zu, wenn es dann besser ist — seht her, Vater, meine Haare sind so grau wie die eurigen.“ —

Da ließ der Alte die Arme sinken und stöhnte: „Und euer Kind?“

„Werdet ihr wieder sehen, wenn es Gottes Wille ist,“ versicherte Tolberg.

„Und mein ungerathener Sohn — euer Kamerad?“

„Dieter,“ entgegnete zögernd der Schwiegersohn, „dem wird Gott gnädig sein!“

„Alte todt! — Gott verzeih' ihm, wie ihm sein Vater verzieht.“ Der Alte mußte sich setzen, seine Knie wankten.

„Ihr sollt Alles hören — über Alles Auskunft erhalten — aber jetzt faßt euch, kommt zur Hütte, und von da in euer Haus — laßt den Jungen hier beim Geschäft zurück — kommt!“

Tolberg faßte den alten Mann am Arme, ihn nach der Hütte zuführend, und nach kurzem Verweilen sah man sie weiter schreiten, in der Richtung der Wohnung des Köhlers.

Klaus hatte Niemanden nach den Namen des Fremden genannt, doch verbreitete sich bald das Gerücht, Tolberg sei wieder da, und suche seine verlorene Tochter, welche mit den Landstreichern herumziehe. Von dem Angekommenen wußte man nur so viel, daß er, nachdem er in früher Morgenstunde lange auf dem Grabe Johanna's gebetet, des andern Tages schon wieder das Thal verlassen habe.

Nach etwa einer Woche war der Fremde bei Nacht wieder in der Hütte des Köhlers angekommen, und gleich des andern Morgens in der Frühe empfieng Meister Hieronymus in seiner Werkstätte ein Handbillet, von Tolberg unterzeichnet, worin dieser ihn, einer nothwendigen Unterredung halber, in das Haus des Rohrbachklaus einlud.

Der Meister säumte auch nicht lange, denn es war ihm alsobald klar, daß man von ihm Auskunft erwarte, über Herrn Tolbergs Tochter, mit welcher er ja in früher Jugend so oft zusammen war, und welche er vor wenig Jahren noch bei den Vaganten getroffen hatte.

In der Wohnstube des Köhlers eingetreten, fand Hieronymus daselbst einen ältlichen mild-ernst aussehenden Herrn, welcher, nachdem er sich überzeugt, daß er in dem Angekommenen den rechten Mann vor sich habe, also anfieng:

„Entschuldiget, junger Freund, daß ich euch hierher bemüht, — ich heiße Tolberg, — ohne Zweifel habt ihr diesen Namen schon nennen gehört, und wißt auch, daß ich der Schwiegersohn des Forbachklaus bin. Daß ich ein Töchterlein hier zurück gelaßen, wird euch ebenfalls nicht fremd sein, — ja, man sagte mir, daß ihr sie näher kennen sollet."

„Wenn ich nicht irre," versetzte zögernd Hieronymus, „so kenne ich sie allerdings, wir waren früher oft zusammen. — Doch jetzt im Augenblick wäre ich nicht im Stande" — Der Sprecher stockte, es war ihm ein zu heikler Punkt, die fatale Vagantengeschichte zu berühren.

„Ich versuche schon," fiel der alte Herr ein, „ich will jedoch gleich von der Hauptsache mit euch reden. — Nachdem der Himmel die Tochter glücklich in die Arme ihres Vaters zurückgeführt hat, gestand mir das Mädchen, als ich sie nach allen ihren Lebensumständen genau befragte, daß sie ihr Vertrauen und ihre ganze Lebenshoffnung schon von früher her auf einen wackern jungen Mann gesetzt habe; sie glaubt auch, daß ihr besagter junger Mann wohl zugethan sei. — Ich habe," fuhr er mit bewegter Stimme weiter, „ich habe in diesem Punkte eine zu herbe Schule durchgemacht, als daß ich der Neigung meines Kindes hemmend in den Weg treten möchte. — Weil mir nun," schloß der Sprecher mit lächelnder Miene, „das Mädchen einen gewißen Hieronymus als ihren Freund bezeichnet — so hab ich euch heute hieher rufen laßen."

Dem Angeredeten war es bei dieser Wendung der Rede siedend heiß geworden, er erinnerte sich wieder der Zuthunlichkeit schön Röiels gegen ihn, als er sie damals im Walde getroffen. Verwirrt und verlegen, wußte er nicht alsogleich etwas Passendes zu erwiedern.

Herr Tolberg, der sein Schweigen für Schüchternheit auslegen mochte, fuhr ermunternd fort: „ich wünsche, junger Freund, daß ihr in allen Stücken euer Zutrauen auf mich setzen möchtet; — ich höre, daß ihr thätig und strebsam seid — ist euch mit einem Kapital zur Erweiterung eures Geschäftes gedient — so sprecht offen."

„Verehrtester, bester Herr," fiel jetzt Hieronymus mit Entschiedenheit ein, „für eueren gütigen Antrag muß ich höflich danken. Ich glaube vorerst mit Fleiß und Beharrlichkeit mein vorgesteckes bescheidenes Ziel ohne fremde Hilfe zu erreichen. Was aber das Andere, nämlich euere Tochter anbetrifft, so will ich offen und aufrichtig gegen euch sein, wie ihr es gegen mich seid. — Euere Tochter, ja, ich habe sie gekannt schon in frühester Jugend, sie war meine Gespielin, ich erinnere mich auch, daß sie immer besonders freundlich

gegen mich gewesen — doch die Jahre und Verhältnisse haben uns getrennt — es sind vielleicht schon sechs bis sieben Jahre, oder noch länger, seit ich sie zum letzten Mal im Walde — in der Nähe des Grumbentobels gesehen und gesprochen habe." Die Geschichte am Stöckle-Thurm kam ihm zwar auf die Zunge, doch hielt er stockend inne.

Tolberg schaute den Sprecher groß an, aber Hieronymus fuhr fort: — „Wenn sie aber ihr Vertrauen in mich gesetzt hat, so thut's mir herzlich leid. — Meine Hoffnung und mein Entschluß stehen fest. — Ich kenne ein Mädchen, und wenn es gibt, wie ich hoffe, und sie mir ihre Neigung zugewendet, und Gott meinem Thun und Schaffen Gedeihen schenkt, so soll Niemand als sie die Gefährtin meines Lebens sein. Und wenn ich heute zum Millionär, ja zum Könige würde, so sollte keine Andere als sie meine Königin sein."

In Tolbergs Mienen drückten Erstaunen und Betroffenheit sich immer deutlicher aus.

„Euere Gesinnungen muß man ehren, aber was redet ihr da," fügte er kopfschüttelnd bei, „vom Wald, von sieben Jahren?"

Der junge Meister fühlte seine Lage immer peinlicher werden. Tolberg aber schritt unwirsch, fast verdrießlich nach der Kammerthüre: „da sprecht selbst mit einander, ich kann nicht klug werden, aus der Geschichte."

Halb starr blickte Hieronymus auf die geöffnete Thür, als befürchtete er einen Auftritt, wie weiland in der unterirdischen Bettelküche. Da trat Tolberg wieder ein, an seiner Hand — nicht schön Röse l sondern — Helena, in all' ihrer Lieblichkeit, gleich einer in lauer Frühlingsnacht aufgebrochenen Rose.

Wie von bösem Zauber gebannt, stand der Freund da, — also Helena des reichen Tolbergs Tochter! blitzschnell fuhr es ihm durch die Seele, und er vermeinte, sein Glück, sein Alles vor seinen Füßen in die grundlose Tiefe versinken zu sehen.

Mit Thränen der süßesten Empfindung in den Augen trat aber das Mädchen auf ihn zu: „Ich bin euch Antwort schuldig — Hieronymus — hier!" sprach sie mit bewegter Stimme. Sie legte ihre Rechte in die Seinige, und ein Himmel voll Seligkeit senkte sich herab auf das liebathmende Paar.

Ueberlassen wir jedoch die Beiden ihrem Glücke und wenden uns, wie der Leser wohl nicht anders erwarten wird, zunächst der Geschichte Tolbergs zu.

Nach der Zurückkunft in's Vaterhaus lebte der junge Mann in der ersten Zeit noch ganz dem Andenken seiner Johanna. Wenn die Verhältnisse ihn wie ein lastendes Gewicht niederdrückten, schwangen sich die Gedanken in jene friedlichen Tannenwälder — wo ein liebendes Weib seiner harrte.

Nicht allzulange jedoch konnte sein leicht veränderlich Wesen festhalten an

leich sehnsüchtig unbefriedigenden Schattenbildern. Der Tod Johannas traf bereits den, für die Welt erzogenen Sohn reicher Aeltern, in einer Stimmung merklich verkühlten Herzens, und es kam bald so weit, daß der junge Herr seiner Verbindung mit jener Tochter des Waldes kaum noch als eines unüberlegten Streiches, einer jugendlichen Verirrung gedachte.

Wohl lag die Versorgung des hinterbliebenen Kindes dem, von Natur aus nicht zum gewissenlosen Menschen geschaffenen Vater am Herzen. Dieses Kind jedoch mußte anderwärts erzogen werden; — der Jugendstreich des Sohnes sollte und mußte vertuscht bleiben — so wollte es die Ehre des Hauses. — Der Sohn erinnerte sich jener freundlichen Familie des Obervogts, die er während seines Aufenthaltes im Schwarzwalde kennen gelernt. — Hier konnte man das Kind unterbringen. Fern von der verfeinerten und verbildeten Welt sollte das Töchterlein eine anständige aber einfache Erziehung erhalten. Später, wenn sich die Verhältnisse geändert, kalkulirte der Vater um Gewissensmahnungen zu beschwichtigen, konnte die herangewachsene Tochter ja immer noch in die Arme ihres zärtlichen Vaters zurückgeführt werden.

Durch den geistlichen Herrn in Laufhausen wurde die Sache auch befriedigend in's Reine gebracht. Der Obervogt mit seiner Familie war unterdessen von seinem früheren Posten abgerufen und in ein entferntes Städtchen des Kinzigthales, später als Amtsrath nach Hüfingen versetzt worden. — Ein regelmäßiger Jahresgehalt sollte für die Mühen und übernommenen Pflichten entschädigen.

Nachdem sich dieser Knoten im Leben des jungen Herrn Telberg so glücklich gelöst, hatte er der Stimme der Vernunft und der seines Vaters so weit Gehör gegeben, daß er für gut fand, sich wieder zu verheirathen. Es war begreiflich eine vortheilhafte Parthie, eine Heirath nach der Mode. Ein Sohn, dieser Verbindung entsprossen, wurde in Paris erzogen. Nach dem Tode des alten Fabrikherrn aber waren die Bande der ehelichen Liebe bereits schon so lose geworden, daß eine beiderseits gewünschte Trennung des Paares erfolgte.

Die Vorläufer der Revolution hatten sich eingestellt. Man weiß, welch ein Schauplatz von Unsinn und Gräueln gleich zu Anfang dieses Welterei-gnisses das Elsaß gewesen. Telberg war es gelungen, zu rechter Zeit noch einen, wenn auch kleinen Theil seines Vermögens nach Basel in Sicherheit zu bringen. Zur Flucht aber wollte er sich nicht entschließen, wie viele Freunde ihm auch das Beispiel dazu gegeben.

Da geschah es eines Tages, als er kurz vorher einen anonymen Warnungsbrief erhalten, daß ein ungebetener, lange nicht mehr gesehener Gast vor den einst nachdenklichen Fabrikherrn trat. Es war ein verwahrloster, wildaussehender Mensch, nicht mehr jung. Auf dem schwarzen Filzhütlein, welches er beim Eintritt in das Wohnzimmer kaum ein wenig bei Seite gerückt, prangte eine große dreifarbige Kokarde; eine schlotterig umgeschlagene

Halsbinde verbarg Hals und Kinn, halbzerrissene gestreifte weiße Pantalons, ein blauluchenes Militaircolett mit rothwollenen Epauletten bezeichneten einen Neufranken, der Stiefel aber, in welchem sich der branntweinduftende Bruder an den Hausherrn wendete, einen verkommenen Deutschen.

„Bon jour, liebster Schwager!" lautete die Begrüßung.

In merklicher Unruhe nur mit einem Blick des Unwillens auf den Sprecher, erhob sich Tolberg ohne etwas zu erwiedern.

„Ich weiß," fuhr der Eingetretene fort, „daß ich hier, bei meinen lieben Verwandten, immer gerne gesehen und mit Ungeduld erwartet werde."

„Du kommst," fuhr Tolberg heraus, „jetzt gerade ungelegen."

„Ungelegen?" wiederholte der Andere höhnisch, „ich, der Dieter, das Genie, wie man mich früher zu nennen beliebte."

„Du bist schon fast du meine Güte mißbraucht mit deiner Zudringlichkeit."

„Oho," brauste Dieter auf, denn er war es wirklich, „aus dem Ton beliebt man anzuspielen — ich bin jetzt der zudringliche Lump? — ah richtig, ich hab' ja keine hübsche Schwester mehr, mit welcher sich der Herr en passant verlustiren konnte, — doch jene Zeiten sind vorüber, und jetzt wirft man den Dieter, das Genie, in den Winkel, wie einen durchgetretenen Stiefel. — Ah fouder!" schrie der halbbetrunkene Altgeselle in anscheinender Erbesserung, „verdammter Revalin; Kerl! ich wieß dich wie ein zappelnd Frosch:" er hatte aus einem Knotenstock, den er in der Linken hielt, einen Stockdegen gezogen, und die spitze Klinge dem zitternden erblassenden Tolberg auf die Brust gesetzt.

„Doch halt! du dauerst mich — Schwager, du steckst in böser Haut — und der gutmüthige Dieter, dem man schon so oft in diesem Haus die Thüre gewiesen, das gutmüthige Bruderherz kommt, um dich zu verwarnen. — Schau, die Axt ist am Baum — der Clubb in Schlettstadt hat deinen Untergang beschlossen; — bin ich nicht ihr Mitglied — und ist nicht ihr Vorstand mein Landsmann aus dem Badischen? — Wenn Monsieur Tolberg, der Aristokrat nicht heut' Abend noch vor Sonnenuntergang das Kellerisen schnürt, so" — hier fuhr Dieter mit dem Finger quer über den Hals. — Tolberg erblaßte.

„Schau," fuhr der Clubbist fort, „Dieter, das Genie hat so spekulirt: du warnst den sorglosen Schwager und hilfst ihm in der Eile einige Trümmer seines Reichthums retten. — fraternite, egalite, brüderliche Theilung — auch dem Republikaner liegt das Hemd näher, als der Rock!"

Ehe jedoch Tolberg etwas auf diesen Vorschlag entgegnen konnte, wurde die Thüre des Gemaches aufgerissen, ein Diener stürzte herein, „rettet euch, Herr, wir sind verloren," keuchte der Mann; — als wäre eine Bombe in das Haus gefallen, also wirkte diese Hiobspost. — Sei es, daß man sich zu einer Flucht schon länger versehen — Tolberg eilte in das anstoßende

Kabinet, reißt einen Koffer auf, nimmt daraus eine Schatulle und verschwindet durch ein weites Zimmer — sein Diener hinter ihm her.

Dieter, wie ein Rüde, dem die nahe Beute entrinnt, stürzt den Flüchtigen nach. Tolberg und der treue Diener durcheilen den anstoßenden Garten, übersteigen die Mauer, und gelangen glücklich in's Freie. Der Ort war aber schon umstellt von den Sendlingen des Schleußstadter Clubbs. —

In dem Augenblick, als der um Tod erschrockene Fabrikherr mit seinem Diener quer seldein gegen ein nahes Gehölz sich wenden will, vertritt ihnen Dieter den Weg; — wie eine Katze war er hinter den Beiden her über die Mauer geklettert.

„Halt!" schrie er mit vorgehaltener Klinge, „die Schatulle, das Geld — so entkommst du mir nicht!" —

Eine Minute verloren und Alles verloren. — Tolberg wirft die unglückselige Last von sich, — aber vom Garten her nahen Stimmen — sie waren entdeckt. — Einige Schüsse krachen. —

„Ich hab' mein' Theil," röchelt Dieter vorwärts auf's Angesicht fallend, über die Geldkiste, die er eben im Begriff war, aufzuheben. Die Andern rennen gegen den Wald, aber auch von dieser Seite kommen Bewaffnete, schneiden ihnen den Weg ab, und bringen die Flüchtlinge zur Haft.

Tolbergs Güter wurden confiscirt, er selbst in den Kerker geworfen. Das über dem Haupte des Unglücklichen schwebende Fallbeil sollte übrigens sein Opfer nicht erreichen. Tolberg hatte Mittel und Wege gefunden, aus dem Gefängniß zu entkommen.

Ein ehemaliger Handelsfreund verbarg ihn in seinem Hause; Nachts führte ein vertrauter Knecht den Verkleideten aus der Stadt. — Als Tolberg beim Scheine einer Straßenlaterne dem stummen Führer in's Gesicht schaute, erschrack er innerlich — er glaubte Kolumban, den ehemaligen Köhlerknecht des Kerbachklaus vor sich zu sehen. — Beim Abschied wollte er ein Geldstück in die Hände des Führers drücken — der Mann wies es von sich. — „Ich kenn euch" — sagte er trocken zu dem Flüchtling, „behaltet, was ihr habt." —

Nach wochenlangem Umherirren war es Tolberg gelungen, Nizza zu erreichen. Ein toskanisches Handelsschiff, welches nach Livorno segelte, nahm ihn auf. Am zweiten Tage der Fahrt aber wurde das Schiff von algierischen Korsaren angegriffen, genommen und nach Oran gebracht. Das Loos Tolbergs, wie all seiner Gefährten war die Sklaverei.

Zu harter Feldarbeit angehalten, hatte der Unglückliche jetzt Muße genug, während manchen schlaflosen Nächten sein bisheriges Leben zu überblicken. — Ein Strahl besternder Selbsterkenntniß mußte in sein Inneres gefallen sein. — Seine Hände falteten sich oft zum Gebet — und wenn ihn sein Geschäft an den Meeresstrand führte, blickte er thränengefüllten Auges über die endlose Fluth, die ihn trennte von Allem, was ihm einst angehört.

Auf ihn paßte jetzt das Sprüchlein:

„Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum that nach Hoffahrt streben,
Hoffahrt stürzt in's Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder."

Es waren viele Jahre verflossen, der Sklave hatte seinen Herrn gewechselt, und sein neuer Dienst führte ihn bisweilen in das sardinische Consulatsgebäude. Dort gelang es ihm, Verbindungen zu knüpfen, und endlich, durch die bereitwillige Vermittlung des humanen Consuls aus Deutschland sich die nöthigen Gelder zu seinem Loskauf zu beschaffen.

Der Freigelassene hatte seinen Weg zunächst nach Italien genommen, und nach glücklicher Fahrt in Civita Vecchia gelandet, gerade in dem Augenblick, als zur Feier eines christlichen Festtages hehres Geläute von den Thürmen der Hafenstadt erschallte.

Bewältiget von dem Eindrucke dieses lange nicht mehr gehörten Klanges fiel der Pilgrim auf sein Antlitz, und Thränen benetzten den Boden.

Sein nächstes Reiseziel war Rom. Von da pilgerte er weiter der Schweiz zu, wo jedoch sein Aufenthalt nicht länger dauerte, als es zum flüchtigen Ordnen seiner Vermögensverhältnisse von Nöthen gewesen. Hier erfuhr Tolberg denn auch das Schicksal seines in Paris zurückgebliebenen Sohnes; er war bald nach der Flucht des Vaters als ein Opfer der Revolution gefallen. Jetzt wanderte der Pilger rastlos dem Schwarzwalde zu, denn in die Heimath und die früheren Lebensverhältnisse zurückkehren, mochte er nun nicht mehr.

Nachdem Tolberg, wie wir gesehen, den alten Schwiegervater noch am Leben gefunden, galt sein nächster Besuch der Amtsräthin.

Die gute Frau konnte ihren Augen kaum trauen, als sie den längst Verschollenen vor sich sah, von dem sie nur wußte, daß er dem Blutgerüste entkommen und geflüchtet wäre. Stets noch auf die mögliche Rückkehr des Geächteten hoffend, hatte sie, dem gegebenen Worte treu, immer noch gezögert, die Pflegetochter mit ihren Verwandten auf dem Walde bekannt zu machen. Das Fortziehen des Mädchens aber zur befreundeten Familie durfte der guten Frau um so unbedenklicher scheinen, als es überhaupt nicht in ihrer Macht gestanden, solches zu verhindern. Zudem waren die Jahresgelder, welche man sonst regelmäßig bezogen, seit dem Verschwinden Tolbergs ausgeblieben.

Dokumente über Heimath und Abkunft der Pflegetochter, welche der Amtsräthin früher schon durch den alten geistlichen Herrn eingehändigt worden, hatte die Frau, für den Fall unerwarteten Todes, bei Gericht niedergelegt.

Eben war Helena den Ihrigen auf dem Felde beim Garbenbinden behilflich, als sie mit dem Bedeuten nach Hause gerufen wurde, daß der

Bruder ihres unbekannten Vaters, dem ſie Manches zu danken habe, auf Wildenſtein angekommen ſei, und ſie alſogleich zu ſprechen wünſche.

In ihrer ländlichen Kleidung, die Aermel aufgeſchürzt, den Strohhut am Arme, betrat das Mädchen die mittelalterliche Verwalterswohnung, wo Tolberg ihrer harrte — bei dieſem Anblicke Helenens ward der Vater faſt ſprachlos, er glaubte Johanna vor ſich zu ſehen. — Helena aber eilte mit liebenswürdiger Haſt auf ihn zu, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie niedergebeugt zu ſeinen Füßen mit Küſſen. „Gott, der Vergelter alles Guten," ſprach ſie mit bebender Stimme, „lohne Ihnen alle Wohlthaten, die ihre Güte einer Waiſe in ſo reichlichem Maaße geſpendet!"

Kaum fühlte der alte Herr noch genug Kräfte, das dankbare Kind aufzurichten und mächtig bewegt an ſein Herz zu drücken. — „Keine Waiſe" — rief er, „meine Tochter, mein geliebtes, zu lange allein gelaſſenes gutes Kind!"

Vater und Tochter umfaßten ſich, und hielten ſich in langer ſprachloſer Umarmung. Helena benetzte ſeine Bruſt und ſein Antlitz mit heißen Thränen. Es war ihr zu Muth wie dem ſturmverſchlagenen Schiffbrüchigen, der, an's Land geworfen, auf heimathlichem Boden wieder erwacht.

Als nach dieſem ſchönen Wiederfinden die Frau Amtsräthin in die Stube trat, flüchtete ſich Helena aus der Umarmung des Vaters an die Bruſt der Pflegemutter, und in Liebe, Dank und älterlicher Wonne ſchlugen drei bewegte Herzen.

Ein neuer ſchöner Tag für Helena war derjenige, welcher ſie in das Thal zurückführte, wo ihre Wiege ſtand, zu ihren Verwandten, und vor Allen in die Arme der leiblichen Schweſter ihrer ſeligen Mutter. Dem alten Klaus war jetzt noch die Freude beſchieden, ſeiner Enkelin, der Tochter der unvergeßlichen Johanna noch einmal in's Angeſicht zu ſchauen.

Mit beſonderer Innigkeit aber und ſchweſterlicher Zuneigung ſchloß ſich Florentina, die zu ſtillem Ernſt geneigte Frau, ſofort an Helena.

Was ſoll ich aber erzählen, von Vater Mathias, von Mutter Anaſtaſia? Im Sohne ſah der Vater alle ſeine Hoffnungen erfüllt, und in Helena hatte die Mutter eine liebende Tochter, eine treue Pflegerin ihres Alters gefunden. Zum Sitze häuslicher Glückſeligkeit war jetzt die niedere Hütte des greiſen Paares geworden, welches unter allen Lebensverhältniſſen bisher ſo muthig ausgeharrt.

„Im Unglück hab' ein Löwenmuth,
Trau' Gott es wird noch werden gut."

Von der Hochzeitsfeier unſeres glücklichen Paares mag nur ſo viel berichtet werden, daß das Mahl in der Mühle ſtattgefunden.

Severin, unſeres Meiſters erprobter und bewährter Freund, war ſeit

einiger Zeit schon zu ihm auf den Wald gezogen, als sein Gehilfe und Mitarbeiter in dem Geschäfte der Schildmalerei; vorzüglich waren es die Gestelle oder Kasten der Spieluhren, welche des Steinmetzen kunstgeübte Hand erbaute, schnitzte, und in allerhand Art und Weise mit Verzierungen zu schmücken verstand.

Durch Severin nun und Romulus war die geräumige Müllerstube für das Hochzeitmal bekränzt und mit passenden Inschriften geziert worden.

Ein freundliches Geschick führte noch einmal alle unsere Bekannten hier zusammen. Wir sehen bei der fröhlichen Feier den Großvater, die Aeltern und Pflegeältern der Brautleute, die Kinder von Helenens Pflegemutter, den Onkel Stabhalter mit Frau und Töchtern, Dionys und Florentina, so wie den Landhauserzunten am Tisch, Philipp und Juliana, Peter und sein Agathle, den Kaiserzoller und sein Weib. — Der Feldwaibel als Veteran, mit dem wohlverdienten Ehrenzeichen auf der Brust, Frau Katharina, die es sich jedoch nicht nehmen ließ, heute das Mahl zubereiten zu helfen, der Meister Amtsdiener, der greise Schulmeister Bachweber mit seinem Ehegespons, Severin und Romulus, waren die andern Festgenossen.

Aus Letzterem, Romulus nämlich, war doch noch, wie man zu sagen pflegt, ein ordentlicher Mensch geworden. Es war ihm gelungen, gleich nach überstandenem Examen in dem unfern gelegenen Landstädtchen als wohlbestallter Normalschulmeister eine Anstellung zu erhalten.

An der Tafel sah man den jungen Mann eifrig beflissen, Platz zu finden neben Martina, der Herzenserkorenen, der zweiten Tochter des Stabhalters. Dieser war anfangs der Werbung des Schulmeisters um sein Töchterlein nicht sonderlich hold, aber Juliana, die junge Frau, gleichsam austilgend den Auftritt beim Ausmarsch ihres Landsturmmannes, war des Bewerbers eifrige Fürsprecherin beim Stabhalter geworden, und hatte diesen auch glücklich umzustimmen gewußt.

Etwas später erschien auch der junge Herr Pfarrer im Brauthause. Der alte geistliche Herr war bereits vor einigen Jahren heimgegangen, und der Neffe ihm im Amte gefolgt.

Der Verwalter von Wildenstein und seine Frau hatten der persönlichen Einladung der Brautleute leider keine Folge geben können, diese dagegen ihnen versprechen müssen, ihre Hochzeitreise ins Lenauthal zu machen.

Wenn es wahr ist, daß verklärte Geister noch Theil nehmen an den Leiden und Freuden der Lieben, welche sie hier zurück gelassen, wahrlich so mußte es heute geschehen, wo Tolbergs Blicke oft und ausdrucksvoll auf der lieblichen Gestalt der Braut hafteten, und das Bild der seligen Johanna vor seine Seele trat. Wenn in zweier Freundinen Herzen je ein wehmüthiger Gedanke sich einmischte, so war es die kindliche Treue, mit

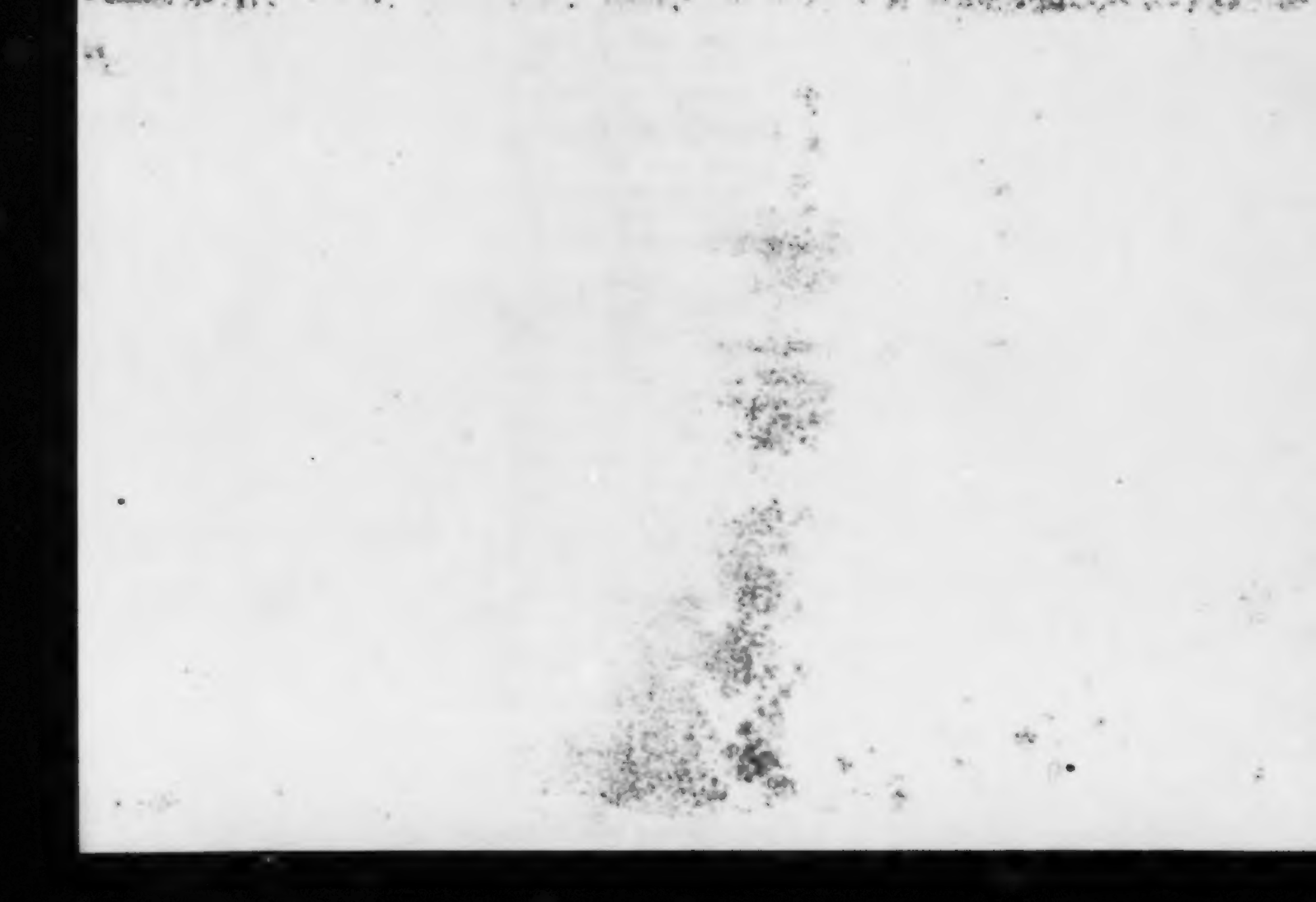
welcher Helena und Florentina dem Angedenken geliebter Todten ein ſtilles Opfer brachten.

Es muß angenehm geweſen ſein, dies Opfer, denn der Geiſt ungetrübter Seelenheiterkeit ſchien fortwährend ſich niedergelaſſen zu haben über Alle, die da anweſend waren beim Feſtmahle. Allen war es, als gehörten ſie nur einer Familie an, deren Glieder nach langer Trennung ſich glücklich wieder gefunden.

Severins goldgeſchriebene Verſe an der Stubenthüre wurden zum eigentlichen Wahrſpruch des Feſtes:

„Einigkeit ein feſtes Band,
Halt zuſammen Leut und Land;
Wenn all' Uhren zugleich ſchlagen ein,
Wird Fried' in allen Landen ſein!"

E'rhalt mer Gott en Fründ!



XXV.

Das Ende.

Gleich wie ein Wanderer, wenn er nahe dem Reiſeziel, eine letzte Höhe erſtiegen, hier Halt macht, hinzuſchauen auf die lange Strecke zurückgelegten Weges, und dann vorwärts, wohl über ſein Ziel hinaus, alſo ſei uns auch jetzt noch einmal eine Umſchau vergönnt.

In grünem Thale, hell von der Sonne beſchienen, erblicken wir freundliche und befreundete Wohnungen, in der Ferne die Thürme blühender Städte. Lichte Wölklein ziehen darüber hin, und umdüſtern nur auf Augenblicke den lieblichen Anblick. — Weiter ſeitwärts aber hat das Gewölke ſich gehäuft, der dunkle Vorhang reicht herunter bis zum Geſichtskreis, wo Luft und Land ſich zu vermiſchen ſcheinen.

Wer ſind die Wanderer, welche dort des Wegs ziehen, immer tiefer hinein gegen die unheildrohende Nacht? — Wir werden den Blick anſtrengen müſſen, irrende Landfahrer zu erkennen.

Das Haupt der Sippe, den langen Hanns haben wir im Zuchthauſe zu Hüfingen verlaſſen. Er genoß dort eine recht hübſche Ausſicht auf die grüne Stadtwieſe und über die Ufer der Breg, trotzdem aber begann der Aufenthalt ihm herzlich langweilig zu werden, weil auch die ſchönſte Gegend ihren Reiz verliert, wenn wir ſie täglich vor Augen haben.

Hanns war grißgrämig ſchwermüthig geworden, und dachte ernſtlich daran, eine Ortsveränderung vorzunehmen. Waldluft, hoffte er, ſollte ihm beſſer zuſchlagen. — Die Anſtalten zur Abreiſe wurden aber wiederholt durch den wachſamen Zuchtknecht entdeckt und damit letztere ſelbſt vereitelt.

In einſamer Zelle legte man den Alten an Ketten. Aber auch hier fand er die Ruhe nicht. Wenn er ſchlief — ſo träumte er vom freien Leben, von Zuſammenkünften und Schmäußen, von Wald und Feld.

Es war in einer unheimlich finſteren Novembernacht: der Sturm ſauſete mächtig durch die Gaſſen, durch die unbelaubten Bäume in dem Zuchthausgarten und rüttelte polternd an Läden und Fenſtern. — Da regte es ſich

um Mitternacht auf dem Dache des Hauptbaues, eine Gestalt stieg hervor, kletterte mit Katzengewandtheit über die Ziegel bis zur Dachrinne, rutschte dann an schnell befestigter Leine geräuschlos herab auf den Boden. — Eben schritt der Wachposten tief in den Mantel gewickelt aus dem Schilderhaus. Der Flüchtige barg sich hinter einem Eckstein. —

Als der Zuchtknecht am Morgen in die Zelle des langen Hanns getreten — fand er das Nest leer — die Ketten durchgefeilt, und den Ofen abgebrochen. Es mußte dem Sträfling Hülfe von Außen gebracht worden sein. — Und wahrlich es wäre ein heroischer Zug von der Vagantin Trautel, wenn sie, wie angenommen wurde, durch eigene Hingebung den Gatten gerettet hätte. — Gewiß ist, daß das Weib zur Haft gebracht, wenige Tage zuvor ihrem Hanns gegenüber gestellt worden. In heftiger Freude des Wiedersehens war sie dem Manne um den Hals gefallen, und, so wurde vom scharfsinnigen Inquisitor angenommen, sei im Kusse ein Wachskügelchen worin eine feingezähnte Uhrfeder verborgen, aus dem Munde der Gattin in den des Gatten übergegangen.

Der Flüchtling war unbeschrien aus der Stadt gekommen, und hatte sich gegen Hausen und Mundelfingen gewendet. Dort im Walde, eine bekannte Bettelküche aufsuchend, war er an einer Stelle angelangt, wo am halberloschenen Feuer ein Mann schnarchte; „bist du's?" fragte der Lange. „Ja!" antwortete die Stimme des schwarzen Sepple — „ihr habt lang auf euch warten lassen."

In Osterdingen stahlen sie einem Bauer die Kleider aus der Schlafkammer. „Man kann nit Alles kaufen!" lautete der Wahlspruch des Langen, „und so kann ich mich als ehrlicher Mann am Tag vor Niemand zeigen." Seine Garderobe, großen Theils zum rettenden Seile zerschnitten, war auch in der That bis auf das Nothdürftigste zusammen geschmolzen. Die beiden wateten sodann durch die Wutach, und noch vor Tag waren sie über der Schweizergrenze. Der Sepple hatte den Plan, in der Schweiz den Doktor zu spielen, Hanns wollte als Spielmann sein ehrlich Auskommen suchen; es scheint jedoch als hätten die Stücklein, welche er spielte, den freien Eidgenossen nicht sonderlich gefallen, denn nach kurzer Zeit schon saß Hanns wieder als Malefikant im Wasserthurm zu Zürich.

In mondloser Nacht hören die Wächter ein Geräusch, wie von einem Sprung in den See, ein Mensch taucht aus den Wellen — ein Schuß von der Wache — ein Schrei — der Flüchtling rudert und ringt noch eine Weile — dann verschlingt der See sein Opfer. Es war der lange Hanns. — Ob zur mitternächtlichen Stunde bisweilen noch der Geist des alten Communisten irrend über den Wassern schwebt — weiß ich nicht zu sagen. —

Als wäre der Fall des Familienhauptlings ein böses Vorzeichen vom Untergange, nicht nur der eigenen Sippe, sondern des gesammten Vagantenvolkes, brach jetzt für diese Heimathlosen eine verhängnißvolle letzte Zeit herein.

Geschärft ward allenthalben das Schwert der Kriminaljustiz. Die Waage in der Hand des Richters muß empfindlich im höchsten Grade gewesen sein, denn das geringste Gewichtstheilchen von Schuld reichte hin, die Schale des Missethäters hoch hinauf zu schnellen.

Lange war der Name des Schultheißen Schäfer zu Sulz am Neckar der Schrecken aller Landfahrer. Man erzählt sich heute noch, daß Hunderte jener armen Teufel durch den gestrengen Richter von Rechtswegen dem Henker überliefert worden seien.

Auch die Gebeine des schwarzen Sepple ruhen zu Sulz unter dem Galgen. — Den Stumpfarm wollte man Anfangs der neunziger Jahre unter einem Haufen Sansculotten im Elsaß gesehen haben, später soll er gezwungen worden sein, Bekanntschaft mit der Guillotine zu machen.

Trautel, nach langer Haft endlich aus dem Gefängnißthurm entlassen, verlor sich spurlos unter der Menge. — Von schön Rösel hat man nichts mehr gehört.

Die Jahre eintausend achthundert drei und vier waren herbei gekommen, und die reichsstädtischen Souveränitäten, nebst noch manchem Anderen, unter den Trümmern der alten deutschen Reichsverfassung begraben worden.

Unser alter Freund, der Feldwaibel erlebte diese Katastrophe noch, so wie die politischen Neugestaltungen in Deutschland; sie machten dem Alten wenig Bedenken. Aber die Auflösung des fürstenbergischen Corps, eine Folge jener Weltereignisse, das Verschwinden jenes Banners, unter welchem der bereits ergraute Soldat sich noch Lorbeeren gesammelt, das war für ihn die letzte schmerzliche Begebenheit seines Lebens, ja vielleicht die nächstliegende Ursache seines Todes. Wenigstens war ein auffallender Wechsel in dem Gesundheitszustand des Veteranen zu bemerken, seit der Zeit, als es bekannt geworden, welchen Ausgang die Verhandlungen der Reichsdeputation zu Regensburg nehmen werden.

Er fühlte die Abnahme seiner Lebenskräfte, und der Soldat bereitete sich, so wie er gelebt, als Mann auch zu scheiden aus dieser Zeitlichkeit. Gefaßt und ergeben hatte er von Priestershand die letzte Oehlung empfangen zur Reise in das unbekannte Jenseits.

Es war am Morgen desselben Tages, an welchem die Fürstenberger den Befehl erhalten hatten zum Abmarsch nach Karlsruhe, dort einem neuen Kriegsherrn zu huldigen.

Der Kranke war eingeschlummert, als gegen Mittag Trommelschlag ihn erweckte. Da bat er die hingebend sorgliche Hausfrau, ihn aufzurichten, damit er, durch das Fensterlein in der Stadtmauer, hinaus schauen könne auf die Heerstraße, denn hier mußten die abmarschirenden Kriegsgefährten vorüber ziehen. Unverwandt haftete der Blick des Soldaten auf der scheidenden Compagnie, bis diese ihm so theueren Weißröcke für immer hinter der Anhöhe bei Allmendshofen verschwunden waren. — Dann sank er zurück in die Kissen.

Einige Augenblicke darauf ſuchte er die Hand der Hausfrau, und ſprach wenige kaum mehr verſtändliche Worte, es war der letzte Abſchied, das Ende nah.

Katharina hatte ſich über den Sterbenden gebeugt, ihre Thränen träufelten auf ſein blaſſes Angeſicht, dann kniete das Weib an der Bettſtatt nieder, im Gebet den Schutz- und Namenspatron des Gatten anzurufen.

„Heiliger Erzengel St. Michael, du unüberwindlicher Fechter und Beſchirmer, ich bitt' dich gar demüthiglich, wolleſt auf den heutigen Tag gegenwärtig ſein, bei dieſem kranken und heimziehenden Menſchen, bewahren ihn mächtiglich vor aller Nachſtellung böſer Feind', auf daß er unerſchrocken und ohn' Zweifel in rechtem Glauben, in ſtarker Hoffnung, und in ganzer vollkommener Lieb' aus dieſem Elend und Jammerthal chriſtlich und ſelig verſcheide. Amen!“ —

Ehe der Abend noch herangekommen, war er entſchlummert.

Freunde und Verwandte beeilten ſich, Katharina die wohlwollendſten Anerbietungen zu machen, ſie bei ſich aufzunehmen, ihr ſorgenfreie Tage für ihren Lebensreſt zu verſchaffen, doch die Matrone war nicht zu bewegen, das gewohnte Stüblein zu verlaſſen — bis zu dem Tage, der auch ſie abrief zur Vereinigung mit dem vorangegangenen treugeliebten Gatten.

Tolberg blieb für immer bei ſeinen Kindern. — Lebhaftes Intereſſe nahm der alte Geſchäftsmann am Fortgange des Uhrenhandels, dem er durch ſelbſtthätiges Eingreifen manchen Vortheil zuzuweiſen vermochte. Wie auf einen wechſelvoll ſtürmiſchen Herbſt zuweilen noch ſpäte ſtillſommerliche Tage folgen — ſo verlebte der vielgeprüfte, an Lebenserfahrungen reiche Mann noch heitere glückliche Tage.

Ehe wir jedoch dem freundlichen Leſer die Hand zum letzten Lebewohl reichen, ſei uns vergönnt, noch einen Blick zu thun auf das Schlußbildchen.

Wir verſetzen uns in die erſte Zeit glücklichen Ehelebens unſeres Paares. An der Schwelle des eigenen Heimweſens ſitzt das liebende Ehepaar, Hieronymus und Helena, dieſe Kinder einer abgeſchloſſenen Zeit, deren Enkel kaum mehr wiſſen, wie es zu den Tagen der Großältern im Lande ausgeſehen.

Es iſt Abend. — Die Mühen des Tages ſind verüber. — Der Mond ergießt ſein verſöhnend Zauberlicht über die ſchweſterliche Erde, und bei dem Anblick der ewigen Sterne zieht in die Bruſt des Menſchen Friede und Vertrauen und die Seele beſeligt die Liebe, die, wie die heilige Schrift ſagt, ſtärker iſt, als der Tod.

Wanderblühten.

von

Lucian Reich.

Wanderblühten

aus dem

Gedenkbuche eines Malers.

Von

Lucian Reich.

Mit einem Titelblatt von Rudolf Gleichauf und Bildern
von L. Reich,

mit der Feder am Stein gezeichnet
von

Johann Nepomuk Heinemann.

Karlsruhe.
Herder'sche Buchhandlung (A. Oehmer).
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hüffingen, Steindruckerei von J. M. Heinemann.
Karlsruhe, Hof-Buchdruckerei von M. Hasper.

Seiner Königlichen Hoheit

Friderich Wilhelm Ludwig,

Regenten von Baden,

dem

erhabenen Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften

ehrfurchtsvollſt gewidmet.

Durchlauchtigster Prinz-Regent,

Gnädigster Fürst und Herr!

Die Geschichte aller Monarchien lehret uns, daß unter dem Szepter eines weisen und hochherzigen Regenten jegliche Thätigkeit für's Gute in verdoppeltem Maße ihre Kräfte aufzubieten sich angespornt fühlet. Freudiger und zuversichtlicher aber wird ein derartiges Bestreben mit seinen — wenn auch bescheidenen Resultaten hervertreten, wenn solches noch ganz besonderer huldreicher Beachtung von Oben sich zu erfreuen das Glück hat. Als der unterthänigst Unterzeichnete mit seinem, durch die Munifizenz Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des kunstliebenden **Fürsten von Fürstenberg** wesentlich geförderten vaterländischen Bildwerke „Hieronymus" vor die Oeffent-

lichkeit trat, geruhten **Eure Königliche Hoheit** allergnädigst, die Mittel zur Anschaffung einer größeren Anzahl Exemplare zu bewilligen, um durch Vermittlung der Direktion der Großherzoglichen Uhrenmacher-Schule zu Furtwangen den weniger wohlhabenden Familien des Schwarzwaldes die Anschaffung des Buches zu ermöglichen. Eine also huldvolle Würdigung seiner geringen Leistungen konnte wohl nicht anders, als den Verfasser ermuthigen, die einmal beschrittene Bahn weiter zu verfolgen.

Und indem ich nun im Begriffe stehe, das vorliegende neue Werklein im Sinne des ersten herauszugeben, wird mir im Voraus schon der schönste Lohn durch die gnädigste

Vergünstigung, **Eurer Königlichen Hoheit** die kleine Gabe zueignen zu dürfen. Wenn demnach durch den allverehrten Namen meines durchlauchtigsten Herrn und angestammten Landesfürsten dem Werklein die bedeutsamste aller Zierden geworden, so müßen nothwendig auch die Anforderungen an den Werth und Gehalt deſſelben in gesteigertem Maße stattfinden, wobei allerdings, wie ich fürchte, das Urtheil leicht zu meinen Ungunsten ausfallen dürfte.

Doch gebe ich mich der tröstlichen Hoffnung hin, es möge in dem Streben und Fleiße, womit die Arbeit nach besten Kräften geschaffen worden, Einiges liegen, was als

Erſatz höherer Eigenſchaften zu meinen Gunſten ſpreche. Iſt es ja nicht ausſchließlich die Bedeutſamkeit des Stoffs und die großartige Ausführung, wonach ein Bild geſchätzt und beurtheilt zu werden pflegt; auch in kleinerem Rahmen vermag treufleißige Liebe zum minder bedeutenden Gegenſtande etwas zu bieten, was Intereſſe und Theilnahme gewinnt, um ſo mehr, wenn in dem Gegebenen manches, was der Erinnerung werth iſt, feſtgehalten und Verwandtes, Heimathliches zur Anſchauung gebracht wird.

Möchte nun in ähnlicher Weiſe die vorliegende Arbeit nicht ganz unwürdig erſcheinen, dem **durchlauchtigſten, ritterlichen Fürſten und Herrn,** welchem die Vorſehung

die Leitung der Geſchicke des Landes Baden anvertraut hat, als einen unverwelklichen Kranz unwandelbarer Treue, unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit dargebracht zu werden. In dieſen Geſinnungen und im Gefühle tiefſter Ehrfurcht verharret

Eurer Königlichen Hoheit

Hüfingen, im Oktober 1854.

unterthänigſt treugehorſamſter

Lucian Reich.

Inhalt.

	Seite
Das Burgele	1
Pilgerfahrten durch das Breisgau und den Schwarzwald	19
Die Familie des Ginungsmeisters	61
Die beiden Schwestern	97
Hauschronik einer Schwarzwälder Schildmalers-Familie	147
Der arme Konrad und des Vogts Mariann'	179
Johann Baptist Seele	239
Johann Nepomuk Schelble	265
Schlußwort	307

Das Burgele.

— „Trotzdem er 's Haus mit zu Ausgaben ge-
macht 's Testament ja. „Er will den männlich ersogbte,“
sie er, und fügt hinter, „doch minderer erzeit will sie,
es i nit vertrauen, ebb er ist.“ —

Hebel.

Eingang.

Mehrere durch Lebensberuf und Neigung gleichgesinnten Freunde, welche in einer kleineren Stadt des badischen Oberlandes ihren Sitz hatten, waren gewohnt, ihre abendlichen Mußestunden vereint im häuslichen Kreise einer befreundeten Familie zuzubringen.

Es war in Zeiten gesellschaftlicher Verwirrung und Zwiespältigkeit, die Manchen, dem es unerquicklich scheinen mochte, dem Tagestreiben sich hinzugeben, auf sich selbst oder den Umgang Weniger zurückwiesen. Das Haus, wo die Verbundeten ihre Zusammenkünfte hielten, war eine freundliche Gartenwohnung am Ende der Stadt, und hatte, um mich eines bescheidenen Vergleichs zu bedienen, einige Aehnlichkeit mit der Villa des Cicero bei Tusculum, wo bekanntlich dieser Philosoph öfter mit seinen Freunden zusammenkam, um diejenigen Materien zu besprechen, die er später niederschrieb, und nach dem Namen seines Landhauses betitelt, der Nachwelt hinterließ.

Wenn unser schwarzwäldisches Tusculanum, welches, beiläufig gesagt, dem italienischen gleichen mochte wie etwa eine Tanne dem Lorbeer, wenn es auch nicht das Glück hatte, Philosophen und große Gelehrte unter seine Besucher zu zählen, so fehlte es doch keineswegs an Stoff zu gegenseitiger Unterhaltung und probaten Mitteln, dem einförmigen Tagesleben eine farbige Zelle unterzulegen.

Die Zeit, wo die Sonne im Zeichen der Wage zum zweiten Mal dem Tage und der Nacht gleiche Dauer gibt, war vorüber, und der Winter begann bereits, sein ganzes Aufgebot von Dienst-

baren Geistern: Frost, Nebel und Stürme, mobil zu machen und über das Land zu schicken, so daß Jedermann wieder gerne zu Stuben und Ofen seine Zuflucht nahm.

Auch in unserem Tusculanum hatte die Behaglichkeit einer stilleren Häuslichkeit sich wieder geltend gemacht, und statt wie noch vor Kurzem die Abende im Freien zu verbringen, saßen jezt die Freunde in dem Stüblein am runden Tische in der Nähe des Ofens, in welchem ein tüchtiges Feuer brummte, wie um die Wette mit dem eisigen Nordwinde, der draußen über die herbstlichen Stoppelfelder sauste und im Kamin seine Klaglieder sang.

Eines Abends als ein junger Mann, der gewöhnlich das Amt eines Vorlesers bekleidete, der Gesellschaft eine Novelle vorgetragen, bemerkte einer der Zuhörer, als jener geendet: „das ist wieder einmal eine jener romanhaften Liebesgeschichten, wie sie gewöhnlich in Büchern, aber selten oder nie im Leben vorkommen".

„Ja wohl", versezte hierauf ein Anderer, „man sieht auf den ersten Blick, daß das Ding keinen wahren Boden hat, also rein aus der Luft gegriffen und lediglich nur Machwerk ist. — Es gibt aber, sollte man meinen, im Leben genug Motive, die zu solchen Schilderungen recht guten Steff abgeben und jedenfalls mehr Interesse erregen würden, als solche oberflächliche Erzeugnisse. — Mir fällt gerade ein Geschichtchen ein, welches ich einst von einem gesprächigen Alten vernommen, und wenn Ihr mir Gehör schenken wollet, so will ich es gerne zum Besten geben."

„Es soll uns willkommen seyn!" hieß es von allen Seiten, und nachdem der Freund sein Pfeifchen gestopft und angezündet hatte, begann er seinen Vortrag.

Als ich einſt, fieng er an, nach längerer Abweſenheit meinen Aufenthalt wieder auf einige Monate im älterlichen Hauſe genommen, ward mir manche freie Zeit zu Ausflügen in die Umgegend und den angrenzenden Schwarzwald.

Auf einer dieſer Wanderungen in die nächſten Schwarzwaldthäler wollte ich bei einem alten Bekannten nicht vorübergehen. Es war dies ein ſchon bejahrter Mann mit gutem Gedächtniß, welcher Mancherlei von der alten Zeit und ihren Sitten zu erzählen wußte.

Seine Wohnung lag etwas abſeiten des Städtleins, dicht neben dem Kirchhofe, auf welchem er das Geſchäft eines Todtengräbers zu verſehen hatte.

Eine in Mitte des Platzes ſtehende, halb zerfallene Kirche war ihres hohen Alters wegen ſchon oft der Gegenſtand meiner Betrachtung geweſen. Einſt die Pfarrkirche des Ortes, war ſie, ſeit der Erbauung einer neuen Kirche innerhalb des Städtleins ſelbſt, verlaſſen, und ſeit Menſchengedenken kein Gottesdienſt mehr in ihr gehalten worden. Von den verödeten entweihten Altären blickten noch alte holzgeſchnizte Heiligenbilder, als Denkmäler jener kräftigen, begeiſterten Zeit, welche dem Leben und der Kunſt einen goldenen Boden bereitete, und an den Wänden zeigten ſich noch hie und da Ueberreſte von alten Malereien; aber die Fenſter waren zerbrochen und das Blei hieng ſchlotternd herab, dem Wind und Wetter freien Durchzug gewährend. Nur noch einzelnen Betern dient jezt die Kirche zur einſamen Gottesverehrung, und in den hinteren Räumen, neben zertrümmerten Kirchſtühlen, bewahrt der Todtengräber die Bahre und ſein übriges Geſchirr. Denn der

Kirchhof iſt immer noch wie vor Zeiten die Begräbnißſtätte der Ortseinwohner, und die Glocken im alten Thurme läuten noch jedem Abgeſchiedenen auf dem Heimweg.

Diesmal fand ich das Haus des Todtengräbers verſchloſſen und ſuchte deßhalb meinen Mann auf dem Kirchhof. Es war zur ſchönen Sommerszeit; der alte Lindenbaum an der Mauer ſtand in vollen Blühten, und einige Kinder waren beſchäftigt, dieſe in Körbchen zu ſammeln, zum heilſamen Tranke. Ein Paar fromme Mütterlein wandelten betend zwiſchen den Gräbern, und weiter hin ſah ich endlich den Alten, wie er eben einem Verſtorbenen ſeine lezte Ruheſtätte bettete.

Ich trat näher und grüßte ihn; er reichte mir die Hand aus dem halbfertigen Grabe und ſagte, wie es ihn freue, mich wieder einmal hier zu ſehen. Zugleich erkundigte er ſich nach meinem bisherigen Aufenthalte, und als ich ihm geſagt, ich komme aus dem Unterland, ſo fragte er mit Theilnahme nach Neuigkeiten von dort.

„Das Neueſte", antwortete ich, „iſt jezt die Eiſenbahn, an welcher über Kopf und Hals gearbeitet wird, ſo daß ſchon eine Strecke unterhalb Karlsruhe befahren werden kann." Es war nämlich zu Anfang der vierziger Jahre.

„Hm!" ſagte er, „was der Menſch doch für Erfindunge macht, um ſchneller durch's Lebe z'kommen — es gehd ja ohnehin ſchnell g'nug, d'Zeit ſelber iſt en Eiſenbahn."

„Und Ihr ſeyd der Bahnwärter an der lezten Station, nicht wahr?" erwiderte ich, auf das offene Grab deutend, „da müßen eben alle Paſſagiere ausſteigen, weil jenſeits eine andere Spurweite beginnt, zu welcher die irdiſchen Räder nicht mehr paſſen", ſezte ich bei, ſein Gleichniß weiter ausmalend.

Er nickte, obwohl er mich nicht ganz verſtanden haben mochte.

„Ja, ja“, ſagte er nach einer Weile, „'s geht raſch mit dem Lebe, das iſt jezt das dritte Mal, daß ich den Kirchhof umgrab'. Ihr könnt Euch denke, wie Mängem ich ſchon ſein Bettle g'macht hab'. Da ſchaufle ich eben den Kranzwirth aus, en Mann, der ſeiner Zeit in Ehr und Reichthum g'ſtanden, es weißt kein Menſch wie groß, er und ſeine vier ſchöne Töchter, — und jezt iſt keins mehr da von Alle, nir als Knoche — lauter Vergänglichkeit.“

Der Mann fragte mich hierauf, wo ich hin wollte, denn er hatte bemerkt, daß ich Mappe und Regenſchirm bei mir trug, und auf meine Erwiderung, daß ich eine kleine Reiſe vorhabe und beim Rückweg wieder bei ihm einzuſprechen gedächte, um mit ihm mehr noch von den alten Zeiten zu plaudern, deutete er auf ein altes, graues Männlein, welches mühſam den Hügel herauf gegen die Kirche zu kam. „Der kann noch von Allerlei erzähle“, ſagte er, „das iſt einer der Aelt'ſten im Ort, der alt' Baſchi.“

Dieſer Weiſung zufolge verabſchiedete ich mich von meinem nimmer raſtenden Gärtnersmann und ſchritt auch auf die Kirche zu, in der Abſicht, mit dem Alten anzuknüpfen. Er war ſchon innerhalb des Gotteshauſes angekommen, und hatte, ermüdet, in einem der Kirchſtühle Platz genommen.

„Geht's immer noch ein wenig, Großvater?“ fieng ich an.

„Kann's nit lobe“, gab er zur Antwort, „'s iſt bald Mathä am Lezte mit dem Baſchi — wär' aber auch kein Wunder“, ſezte er lächelnd bei.

„Wie alt, Mann, ſeyd ihr wohl?“ fragte ich weiter.

„Ihr könnt denke, es ſind jezt ſchon fünfundſechszig Jahr, ſeit ich g'heurathet hab', und fünfzehn Jahr ſind's, ſeit's Burgele ſelig todt iſt — und ich leb' alleweil noch.“

„'s Burgele war euer Weib?“ fragte ich, und als er es bejahte, erkundigte ich mich, ob es auch aus dem Städtlein geweſen.

„Ah b'hüthisgott!“ ſagte er kopfſchüttelnd, „es iſt in der Schollach daheim g'weſe, wenn Ihr wiſſet, wo die ligt.“

„Recht wohl“, verſetzte ich, „aber wie habt ihr ſie denn kennen gelernt?“

„Auf ſonderbarliche Art, Herr, unſre Liebe hat mit Prügel angfange — habt Ihr auch ſchon Mal ſo was g'hört — mit Prügel!“ ſagte er lachend.

„Das iſt allerdings ein wunderlicher Anfang“, bemerkte ich; „denn daß ſchon manche Liebe auf dieſe Art geendet hat, iſt bekannt, aber damit angefangen, das iſt unerhört. — Bin doch begierig, zu hören, wie ſich's zugetragen.“

„Von Profeſſion“, fuhr der Baſchi fort, „bin ich ein Zimmermann, weil es aber daheim nit allefort Arbeit gebe hat, ſo bin ich 'rum zogen im ganze Fürſtenbergiſchen und weiters; denn, Herr, dazumal ſind nit ſo viel Häuſer im Rauch aufgange, wie jezt, und d'rum auch weniger baut werde. Vor ſechsundſechzig Jahren aber hat es ſich ereignet, daß der Wolfsbalder-Hof verbrenne; 's hat ſelbige Tag en entſetzlich' Wetter am Himmel g'habt, und man hat ſage wollen, es ſey unter erſchröckliche Schlägen en feurige Drach' aus finſtre Wolken auf's Haus 'rab g'fahre. (S'ſieh' hab ich's nit, aber ſo viel iſt richtig, daß ſelbigmal der Wolfsbalder-Hof verbrennen iſt bis auf den Grund. Der Schaden iſt groß g'weſen, aber 's Vermögen vom Wolfsbalderbaur noch größer; 's Holz zum Bau hat er im eigne Wald g'ſchlagen, und d'Bretter auf der eigne Sägmühle ſchneide laſſen, und an baarem Geld hat's ihm nit g'fehlt. — Da hab' ich denn auch Arbeit g'funden als junger Zimmerg'ſell. Mein Meiſter iſt der Seppetoni ſelig g'weſen, en Ausbund von G'ſchicklichkeit, wie man in ſiebe Herre Länder kein' mehr antrifft, Herr! — Gege den Herbſt hin iſt der Hof wieder g'ſtande, größer und properer als z'erſt, und am Donnerstag nach

Michäli iſt der Dachſtuhl aufg'ſchlage worde. Dazumal aber hab' ich noch kein' Bekanntſchaft g'habt; doch bekenne muß ich, 's Zinkebaure Jüngſte hat mir g'falle, ne dunderönett Weibsbild, g'ſund und friſch wie ne Roſe. Das Mädle aber hat nix von mir wiſſe wollen, und das hat mich halt bitterlich verdroſſe. Wie nu der Dachſtuhl glücklich aufg'ſchlage g'weſen, hab ich den übliche Spruch g'halte, denn in derartige Dinge hab' ich meines Gleiche g'ſucht. Mein Vater ſelig iſt der Spielhans g'weſen, en Tanzgeiger und Reimereißer obenaus; aber 's Geigen iſt jezt abkomme beim Tanz, es muß jezt Alles pfiffen und trompetet ſeyn. — Des Zinkebaure Jüngſter und ihre Kamerädine zum Schabernack, hab' ich aber in den Spruch noch das Verſle eing'flickt:

„Von ſchöne Mädle, das iſt bekannt,
Hat es die feinſte hier zu Land;
Doch will ich nit lang ſuchen und laufen,
Will ein Dutzend um ein alt's Strohſeil kaufen",

und da ſind ſie halt waidlich ausg'lacht worde.

Darnach aber iſt der Schmauß angangen und alle Nachbarn und Bekannte ſind dazu invitiert worde. Herr! das iſt en Eſſe g'weſe — potz Dunder! Zuerſt ſind komme: Knöpfle in Speckſuppe, Leberwürſt und zwei Dudelſäck, d'rauf grüner Speck, Schulterblättle und Rippeſtückle, nach dem g'räuchter Speck und Bratwürſt, und auf das erſt noch vier Hammeſtotze*), und Stücker habe wir davon 'runter g'ſäbelt, wie Brieftaſche — und e Saurkräutle dazu, ſo ſchön wie en Goldfaden; aber z'allerlezt ſind noch auftrage worde zwei „Guckinofen"**) und Torten und Muskete."

*) Schinken.
**) Gugelhopf.

„Paſteten, wollt ihr ſagen", unterbrach ich ihn.

„Nu ja, ich ſag ja Muskete, mit Mandlen und Zibeebe, denn ihr müßt wiſſe, daß die jüngſt' Tochter vom Wolfsbalder Kloſterfrau g'weſen iſt in Friedeweiler, und die hat das Backwerk ſpendiert; und was an Wein d'raufgangen, iſt nit zum ſage.

Am Samſtag d'rauf bin ich heim, um meiner Mutter, tröſt' ſie Gott, die ſchwarz Wäſch z'bringen, und wie ich da mit mein'm Bündele unter'm Arm gutes Muths fortmarſchier' und zum Bildſtöckle komm' — was g'ſchieht? Die Mädle paſſe mir auf, von wege dem Spruch. „Da kommt er mit ſein'm wüſte Maul", hör ich ſagen, „und da haſt's Trinkgeld." Jezt aber iſt's losgange mit Ruthen und Beſen über mich her! Da iſt dabei g'weſe 's Zinkebaure Jüngſte, 's Falkebüblers Roſele, 's Brunnebachers Kätherle, 's Bierwirths Sepperle, 's Waldauers Burgele und noch drei Andre. Da hab ich denn für jedwedes unüz' Wort, was ich g'ſprochen g'habt, e' Paar Klauſen überkommen und 's iſt mir ganz recht g'ſchehe.

Die aber, die mir's am Allerärgſte g'macht hat, die iſt 's Burgele g'weſe. „Du wirſt an mich denke", ſagt es und verſezt mir noch e' Paar Herzhafte mit den bloße Händen und ſeine weißen Arme — gibt mir en Blick und macht ſich aus 'm Staub mit den Andere.

Die G'ſchicht aber hat mir z'denke g'macht, abſonderlich 's Burgele's Benehmen und ſeine Wort'; und ihr dürft mir's glaube, Herr, 's iſt mir z'Nacht vorkommen im Traum — und ſein' liebliche G'ſtalt iſt wieder vor mir g'ſtanden, und es ſagt mit freundliche Worte zu mir: „Du wirſt an mich denke", gibt mir, ſtatt de Streichen, e' Schmüzli und rennt fort. — 's iſt e' Sach, Herr, um d' Jugend!

Am Montag drauf komm ich wieder z'rück; da hab ich denn für den Spott auch nit ſorge dürfe, von wege dem Trinkgeld.

Am nämliche Nachmittag aber ſeh ich, nit weit von unſerm Zimmerplatz, 's Burgele, wie es auf dem Grasplatz vor ihrem Haus Garn ſpreitet; es iſt en ſchöne Tag g'weſe. — Ich lueg 'nüber, und wie ich ſo während dem Holzb'ſchlage 'nuber ſchiel', glitſcht mir's Breitbeil aus am Holz und fahrt mir tief in den Waden am linke Fuß, und 's Blut iſt 'raus g'ſprunge wie ne Brunneröhre; — 's Burgele ſieht's und ſpringt 'rüber.

„Um Gottswille", ruft es, „was haſt g'macht und was iſt paſſiert, o Baſchi!" und es reißt in der Eil ſein Fürtuch vom Leib und will mir's Blut ſtille, nimmt mich am Arm und führt mich in ihr Haus; und die Andere ſind her g'ſprungen und habe mich noch gar verbunde. Zum Glück iſt grad 's Kräuter Toneli bei der Hand mit ſeiner Kunſt und Sympathie; es nimmt e' Gläsle mit Kupferwaſſer und laßt etliche Blutstropfe d'rein fallen und ſagt: „das Glas muß jezt e' reine Jungfrau in ihrem Kleiderkaſten aufhebe, doch ſo, daß weder Sonn noch Mond dazu kommt", und 's Burgele ſpringt auf und ſagt: „gebet's mir her, Tonele!" und es nimmt's und verſchließt's in ſein'm Kaſten, und im nämlichen Augenblick iſt 's Blut g'ſtillt und d'Schmerze ſind weg, wie weg g'wiſcht.

„O Burgele, Burgele, ſag ich, was thuſt du an mir, ich kann dir's mein Lebtag nit vergelte."

„'s iſt ja gern g'ſchehe", ſagt es, „und wenn du nur bald wieder g'ſund wirſt, Baſchi!"

Ich aber bin bald wieder heil worde, denn es hat ſich ſchnell beſſert, und 's Burgele iſt bei mir bliebe früh und ſpät und hat mir abg'wartet. Schon nach acht Tag hab' ich wieder marſchiere könne und bin heim gange. Wie ich aber daheim ankomm, ſo fangt die Bleſſur unverhofft wieder an z'bluten, und d'Mutter meint, es komm von der Müh' im Laufe; ſie rennt fort und holt den

Scharfrichter-Hans, der hat auch verſtande z' „ſtille". — Ich ſag ihm, ſo und ſo iſt's gangen, und das und das hat mir g'holfen; er aber macht ſeine Sparglementer und ſagt, daß ich mind'ſtens acht Tag Hausarreſt habe ſoll. — „Aber das kann ich Euch ſage", macht er, „wenn ich nit dazu komme wär', hätt' es Euch könne 's Lebe koſte, Baſchi; ich vermuth nämlich nix anders, als daß das Fläſchle, von dem ihr mir ſagt, an d'Sonnen oder an's Feuer kommen iſt."

So wird mir doch, denk ich, 's Burgele den Streich nit g'ſpielt haben, es thät mir wahrhaftig weher als der böſ' Fuß, und mach mir ſo Gedanke. Zwölf Tag hab ich d'Stube hüte müſſen und wie ich wieder hab marſchiere könne, iſt der erſt' Gang — in d'Schellach.

Wie ich zu 's Waldauers Haus hin komm', treff ich grad 's Kräuterweible vor der Thür, und es winkt mir und nimmt mich auf d'Seite.

„Baſchi", ſagt es, „Ihr habet nit gut g'handelt am Burgele", und Dies und Jenes.

„Warum?" ſag ich, hab ich g'ſagt, „und was meint Ihr damit?" und ſie erzählt mir Alles.

„Drum hat es en „Anhalter" g'habt, 's Zinkebaure Franz, und Vater und Mutter haben ihm zug'ſprochen, es ſoll ihn nehme. Geld hat er und Haus und Hof dazu; aber 's Burgele will nit. Lieber ledig ſterben als den Franz! ſagt es, und wie ſie ihm weiters zuſpreche, wird es krank und iſt nit und trinkt nit, denn d'Liebe iſt e' Krankheit, ſagt's Sprichwort. Kein'm Menſchen aber hat es anvertraut, was ihm fehlt und wo ſein Kummer ſitzt, als mir."

„Ich hab 's Vertrauen in den Baſchi g'ſetzt", ſagt es, „und kein' Andre will ich und mit kein'm Andre kann ich lebe; wenn er nur käm' und wenn ich nur mit ihm rede könnt". — Aber wer nit

kommt iſt der Baſchi, und es wartet und wartet, und es kommt kein Baſchi. „Er hat mich vergeſſe", ſeufzt es und brieget. „Und ſo, Freund, ſtehe jezt die Sache", ſagt's Toneli, „ſprecht, wie ſeyd ihr g'ſinnt, und was iſt z'machen. Euer Zuſpruch wird beſſer helfen als alle meine Kräuter und alle Sympathie."

Ihr könnt Euch vorſtelle, Herr, wie groß auf einmal mein' Freud' und Hoffnung worden, und ich ſag' ihm, wie es mir gangen, wie mein Fuß wieder rebelliſch worden ſey und was mir der Scharfrichter-Hans bedeutet hab', von wege dem Gläsle. Aber 's Toneli erklärt mir d'Sach'.

„'s Burgele iſt unſchuldig, und ihr dürft ihm kein' Schuld beimeſſe; 's Bärbele, ſein' jüngſte Schweſter, hat den Streich g'ſpielt und 's Gläsle heimlich aus 'm Kaſte g'nommen und an d'Sonne g'ſtellt aus Wunderwitz. 's Burgele iſt dazu kommen und zum Tod erſchrocken, und rennt ſchnell zu mir und ſagt mir's."

„Burgele, hab ich g'ſagt, ſag ich", ſagt ſie, „Burgele es gibt Gegemittel und ich will's anwende, Dir und dem Baſchi z'lieb, aber es hätt' g'fährlich ablaufe könne, mit ſolche Sache laßt ſich nit ſpaſſe."

„Tonele", ſag ich, „Ihr ſeyd mein guter Engel, der mich leitet und führt, und grüßet mir's Burgele, es ſoll mir verzeihe, wenn ich's erzürnt hab', und ich woll' ſelber noch mit ihm rede", und ſo und ſo.

Den nämliche Tag noch iſt es aufg'ſtanden, und am andern Morge hat es e' Wallfahrt g'macht, mit dem Bärbele und dem alte Tonele, nach Tryberg zur Kreuztanne; und wie ſie wieder retour komme, ſo ſteh ich ihnen auf den Weg beim Bildſtöckle, wo ich vor vierzehn Tage die Flanie bekomme hab'.

's iſt ſchon ziemlich dunkel g'weſen, und wie ſie daherkomme, ſo geh ich auf's Burgele zu und ſag: „Verzeihet mir Burgele (denn

ich hab's Herz nimmer g'habt, „Du" zu ihm z' ſagen) und zürnet mir nit!" Es aber gibt mir d' Hand und ſagt: „ich wüßt nit wege was, Baſchi", zieht e' Betbüchle raus und reicht mir e' Helgle: „da haſt dein'n heilige Namenspatron, und wir haben auch e' wenig für dich betet bei der Kreuztanne, und du darfſt mich aber wohl noch duze!" ſagt es. Und 's Tencle winkt mir mit den Auge.

Und daß ich's kurz mach, Herr, wir haben einander g'heurathet trez meiner Armuth und alle Hinderniſſen. Aber Harz hat es koſtet, das kann ich ſage, bis d'Aeltere 's Jawert gebe haben und bis alles in Richtigkeit g'weſen iſt. Denn, ſelbiger Zeit iſt 's Hochzeitmache nit ſo leicht gange, wie heut zu Tag; aber ich hab gute Patrone g'habt und unſer Burgemeiſter hat mir g'holfe mit guten Atteſtate, ſonſt wär's auch nit gange.

Mit Arbeit und Sparſamkeit habe wir uns durchg'ſchlagen, und wenn auch im Anfang Schulde vorhande g'weſe ſind, ſo habe wir uns doch in kurze Jahre frei g'macht. — Freud und Leid, gute und böſe Tag habe wir mit'nander tragen und unſer Herr Gott hat uns g'holfe. — e' Burgele iſt jezt ſchon fünfzehn Jahr tod, aber kein' Stund vergeht im Tag, wo ich nit an ihn's denk', und kein Tag im Jahr, wo ich nit für ihn's bet'. — Ich denk, Der, der d'Menſcheherze trennt, wird's auch wieder vereinige. — Das, ſagte er, an ſeinen abgetragenen blauen Rock deutend, iſt mein Hochzeitsrock und mit dem ſoll man mich auch in's Grab lege. — Wenn's nur bald Gottswill' wär'.

Der Alte ſchwieg und ſeine Lippen bewegten ſich wie in ſtillem Gebete. Ich legte ein Geldſtücklein in ſeinen nebenan ſtehenden Hut und er nickte mir ſtumm zum Abſchied.

Als ich nach einigen Wochen wieder von meinem Ausflug zurückkam und meinem Verſprechen gemäß beim alten Todtengräber einſprach, rief mir dieſer ſchon von weitem entgegen: „der Baſchi

ist fort, — er ist erlöst, unser Herr Gott hat ihn endlich zu sich g'nomme. — Dort hinte bei der Linde hab ich ihm's Bett g'macht, nit weit von sein'm Burgele. Er hat sich g'freut auf sein' Sterbstund, tröst ihn Gott — er hat's überstande!"

So erzählte der Freund und Alle baten ihn, diese Geschichte doch aufzuschreiben, dem guten Burgele und dem Baschi zum Gedächtniß und ihnen, den Zuhörern, zur freundlichen Erinnerung an eine angenehm verbrachte Stunde.

Der Erzähler hatte der Gesellschaft zu willfahren versprochen und brachte wirklich nach einiger Zeit die kleine Novelle schwarz auf weiß. — „Da bekanntlich", sagte er mit sehr ernsthafter Miene, indem er das Werk den Freunden reichte, „Bescheidenheit schriftstellerischer Verdienste beldeste Tochter ist, so glaube auch ich mit unserem gefeierten Landsmann und Dichter von dieser Arbeit sagen zu dürfen, daß ihr Inhalt und ihre Manier sie besonders für die Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet; und wenn Herren und Damen höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht. Ich habe", schloß er, „der kleinen Gabe noch eine bildliche Darstellung beigegeben, gleichsam als heimatlichen Boden und Rundort des Blümleins, welches also ausgestattet ich Euch überreiche."

Wie zu erwarten, ärntete der Autor großes Lob — ein Ding, womit Freunde in der Regel nicht allzu sparsam umzugehen pflegen. Auch wurde dabei der Wunsch ausgesprochen, es möchte dem Einzelnen Mehreres der Art angereiht werden, so daß es, wie im Kranze die Blume (welche oft für sich allein wenig ist) im Verein mit anderen gehoben und bedeutsamer erscheine.

„Gut!“ ließ ſich der Erzähler der freundlichen Idylle vernehmen, „um alſo den Aufforderungen wohlmeinender Freunde zu entſprechen, wie es gewöhnlich in Vorreden heißt, will ich Euerm Begehren nachkommen und den Verſuch machen. — Was ich jedoch geben möchte, ſind, um bei dem gewählten Bild ſtehen zu bleiben, weniger künſtlich gezogene Zier- und Prachtblumen, als vielmehr ſolche, wie ſie etwa ein Wanderer am Wege durch Felder und Wälder zu pflücken Gelegenheit findet, oder mit anderen Worten, Schilderungen aus dem Gedenkbeite eines Reiſenden. — Was aber die Art und Weiſe der Darſtellung betrifft, ſo wolle der geneigte Leſer, wie ein alter Scribent in ſeiner Vorrede ſich ausdrückt, dieſelbe ſich wohl gefallen laſſen, und wenn einige Fehler und Mängel (dergleichen Momus aller Orten findet) ſich eingeſchlichen, dieſelben mit ſeiner Nachſicht und gewohnten Leutſeligkeit wohlgeneigteſt zudecken; was mich nicht allein unendlich obligieren, ſondern auch ermuthigen würde, in Zukunft mehr Anderes mitzutheilen, ſintemal ich einige Jahre über durch ſelbſteigene Notierung, als auch nach gepflogener Correſpondenz, verſchiedene Hiſtorien zuſammen bekommen, welche der wißbegierigen Welt keineswegs verdeckt werden, noch in ewige Vergeſſenheit gerathen ſollen. — Indeſſen bleibe das liebe Publikum mir gewogen und lebe verſichert, daß ich ihm zu dienen allzeit bereitwillig verbleibe u. ſ. w.“

Nach dieſen und ähnlichen Präliminarien wurde noch weiter ausgemacht, daß einige Abende in der Woche den Mittheilungen gewidmet werden ſollten, vorausgeſetzt, daß nicht etwa wichtige Stadt- und Landneuigkeiten einliefen, die eine gründliche patriotiſche Beſprechung vor Allem nothwendig machten. Zum Schluß verſprach noch ein Mitglied, den ganzen ehrenwerthen Klubb in Tusculanum, wie er leibte und lebte, zu Papier zu bringen, und ſollten je die Abhandlungen, etwa unter dem anſprechenden Titel: „Wander-

blühten", oder „fliegende Blätter aus der Reiſetaſche eines modernen Pilgers", gedruckt und herausgegeben werden, ſo, meinte er, könne das Ding eben ſo gut, wie manche beſcheidene Neuere ihr eigenes Bildniß als empfehlenden Tavernſchild vor ihren Werken aushängen, dem Ganzen als Titelblatt beigegeben werden.

So viel über die Veranlaſſung, welcher die nachfolgenden Mittheilungen zunächſt ihr Entſtehen verdanken.

Pilgerfahrten

durch

das Breisgau und den Schwarzwald.

„Wie so hast du Strom gewonnen,
Wasserfarre, gieb's zu leben!"

Goethe.

Es war, so viel ich mich erinnere, am neunten Mai, als ich, aus dem Unterlande kommend, am Freiburger Bahnhofe ausstieg, um von dort meine Reise zu Fuß weiter fortzusetzen.

Das Wetter, auf welches ein Fußgänger immer zuerst achten muß, zeigte mitunter schon jene Tücke zu Regen und Wind, die bis tief in den Sommer hinein anhielt und gerechte Besorgnisse einer Mißernte erregte. — Den Tag vorher hatte ein heftiger, aus Südwesten tosender Sturm mit Regenschauer die umliegenden Berge, den nahen Brunnberg, den Kesselkopf, Schauinsland und Westenhalm bis tief herunter in das Thal mit Schnee bedeckt, und den ohnehin grauen Scheiteln des Kandel, Feldberg und Belchen frischen Puder aufgestreut. Die folgenden Tage jedoch waren leidlich und mitunter so schön, wie sie ein fahrender Ritter nur immer sich wünschen mag.

Der junge Mai hatte allenthalben schon sein Panier entfaltet; in warmen Lagen sproßten bereits Roggenähren, und die Kirschbäume in ihrer Blüthentracht standen wie weißgekleidete Ehrenmägdlein des Frühlings in der lichten grünen Landschaft.

Nach kurzem Aufenthalte in der alten Zähringerstadt wendete ich mich längs der westlichen Vorhügel des Schwarzwaldes hin, wo an der Grenze des heiteren Markgräflerlandes, am Ausgange des Münsterthales, das Städtlein Staufen liegt. Bei einer verwandten Familie, die in dem ehemaligen Kapuzinerkloster ihre Wohnung hat, nahm ich mein Absteigequartier. Von diesem Punkte aus hatte ich nun die beste Gelegenheit, in Kreuz- und Querzügen die Gegend zu durchstreifen. Und weil bekanntlich jeder Mensch

ſeine beſonderen Intereſſen und Liebhabereien auf der Welt hat, ſo war es mein Geſchäft, mancherlei Geſchichtliches und Sagenhaftes*) nebenbei zu ſammeln und meinem Gedenkbuche einzuverleiben.

Hieraus entſtand nun zunächſt eine kleine Moſaik von örtlichen Jägen und Begebenheiten, welche zur Kurzweil des geneigten Leſers hier eine Stelle finden mag.

Wenn der Wanderer auf der Straße von Kreßingen gegen Staufen kömmt, erſchaut er links auf einer weinbegrenzten Höhe die Trümmer des ritterlichen Hauſes der ehemaligen Herren von Staufen. Unten an der Burghalde, wo jezt Rebenfeld iſt, ſtand früher eine zum Schloſſe gehörende Kapelle. Als die Ritter einſt in Fehde lagen mit den Schweizer Herren Schaler von Benken, geſchah es bei einem Ueberfalle, daß die Burgherren durch einen unterirdiſchen Gang nach der nahen Rödelsburg ſich flüchteten, ihre weiblichen Dienſtboten aber, die Mägde und Köchinen, allein auf der bedrohten Burg zurückblieben.

Wie nun die verlaſſenen Weiber die Gefahr, in der ſie ſchwebten, wahrgenommen, lief ein Kammerfräulein in die Burgkapelle, fiel vor dem gemalten Bilde der heiligſten Jungfrau auf die Knie und flehte um Rettung aus der großen Noth. Als wäre ihr während des Gebetes ein kühner Rettungsgedanke geoffenbart, wendete ſich das beherzte Mädchen hierauf zu den Uebrigen: „Zünden wir die Burg an“, rief ſie, „das gnadenreiche Muttergottesbild mit dem heiligen Kinde will ich flüchten. Wenn die Feinde das Haus in Flammen ſehen, werden ſie ablaſſen, und wir ſind ge-

---

*) Größtentheils Mittheilungen des Oberlehrers Seyferle in Staufen.

rettet!“ Sie ſelbſt legte den Feuerbrand ein, und als die Lohe empor ſchlug, nahm ſie das Muttergottesbild und warf es über die Mauer in das Gebürſt, welches die Halde bedeckte.

Nachdem die Kriegsknechte abgezogen, wurde das Bildniß wieder gefunden und in der neu erbauten Kapelle an der Burghalde aufgehängt. Welcher Dank jedoch der muthigen Jungfrau von ihren Herren, den furchtſamen Rittern, geworden, wüßte ich nicht zu berichten.

Von der Rödelsburg, (deren wenige Mauerreſte von einem einſamen, mit Tannen bedeckten Hügel herabſchauen), wohin ſich jene ſalvieret, meldet eine Sage Folgendes: Es war vor etwa zwölf Jahren, als ein Hirtenbube ſeine Schafe in der Nähe einer Brunnquelle am Rothenhofe waidete. Als er, um zu trinken, gegen das Brünnlein ſchritt, vertrat ihm ein ſchönes Edelfräulein den Weg mit dem Anſuchen, es zu erlöſen. Um Mitternacht, bat ſie ihn, ſolle er auf die alte Rödelsburg kommen, an deren Thor er eine Kröte und eine Schlange als Wächter finden werde. Was dieſes Paar auch gegen ihn unternehmen würde, er ſolle unverzagt vorüber in den Hofraum ſchreiten, wo ſie ihn dann in das Burggewölbe führen werde zu dem Schatze, durch den ſie allein erlöſet werden könne. Vollbringe er aber das Werk der Erlöſung nicht, ſo müße ſie wiederum warten, bis die Zeit gekommen, wo ein Rabe eine Eichel fallen laſſe und dieſe zum Baume herangewachſen ſey, aus deſſen geſchnittenen Brettern der Schreiner eine Wiege gefertigt, in welcher ein Knäblein groß gezogen werde, welches ihre Erlöſung zu bewirken vermöge. Dieſes aber könne hundert Jahre geben. — Der Bube gieng nach Hauſe und erzählte die wunderſame Geſchichte ſeinen Aeltern, die ihr Söhnlein alſogleich zum Pfarrer führten, der ihm zuſprach und die heiligen Sakramente ſpendete, auf daß er das Abenteuer ohne Schaden beſtehen

möge. In mitternächtlicher Stunde nähert ſich der Burſche der verödeten Burg. Ein furchtbarer Sturm wühlt in den Bäumen und Hürſten; es blizt, donnert und kracht als käme der jüngſte Tag. Die wackeren Thorwärter ſpeien Feuer und Flammen gegen den Eindringling, welcher entſezt ſich flüchtet und den Berg hinunter eilt, ohne das verdienſtliche Werk vollbracht zu haben.

Ob nun ſeitdem der Rabe erſchienen, weiß ich nicht zu ſagen, eben ſo wenig den Grund der Ruheloſigkeit des wandelnden Fräuleins. — War es vielleicht eine Spekulationsheirath, die ſie um den Frieden ihrer armen Seele gebracht? — Oder hieng ihr Herz im Leben allzufeſt an dem betrüglichen Namen, der noch nach dem Tode ſie beunruhigte? — Genug, das Erlöſungswerk ſoll bis heute noch nicht vollbracht ſeyn.

Im Jahr 1106 herrſchte großer Schrecken in den Breisgauiſchen Landen. Die Sonne hatte nämlich die dreifarbige Cocarde aufgeſteckt und Alles war, wie eine Privatchronik ſagt, beſtürzt und glaubte, der jüngſte Tag wäre nahe.

Vom Jahr 1400 wird berichtet, daß der Winter übermäßig ſtreng geweſen, und viele gefräßige Wölfe über den Rhein herüber gekommen ſeyen, welche das Land unſicher gemacht hätten. Aehnliches ſoll auch ſpäter geſchehen ſeyn, z. B. im Melakiſchen Kriege und anno ſechsundneunzig.

Weiter erzählt der Chroniſt, wie im Jahr 1401 die Juden aus Staufen vertrieben worden ſeyen. Die Weiber der guten Iſraeliten

wurden beſchuldigt, Chriſtenkinder in ihre Wohnungen gelockt, ihnen die Kleider abgezogen und die Beraubten mit ſchlechten Fetzen bekleidet wieder entlaſſen zu haben. (Wahrſcheinlich nur im figürlichen Sinne gemeint.) Als zu dieſer Beſchuldigung noch weitere unheilvolle Gerüchte kamen, geſchah es, daß die Häuſer der Juden angezündet wurden, worauf ihre Bewohner unter Wehklagen abzogen und die Stadt verließen.

Später, im Jahr 1551, kam ein großes Brandunglück über die Stadt und hätte, wie man ſpäter oft ſagen hörte, noch ſchlimmer geben können, wenn der Jude Aron Levi von Salzburg, der zufällig hier geweſen, das Feuer durch ſeine Kunſt nicht geſtillt hätte.

Als in den zwanziger Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts der Bauernkrieg ausbrach, ſtellte auch Staufen ſeine Leute. Es war am 19. Mai 1525, als die Schlöſſer Hebingen, Dachswangen und Kranznau von den Aufrührern eingenommen und verwüſtet wurden. Bei der Plünderung des letzteren Schloſſes zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer Faßlin, Beutemeiſter von Staufen aus. Dieſer Mann hatte ſich mit ſeinem Haufen etwas verſpätet, und kam, weil nicht mehr viel zu finden war, mit dem „langen Fiſcher“ in heftigen Streit. Endlich fand er noch in einer entlegenen Kammer einen eiſernen Ofen, den er an Etliche von Schaffhauſen um vier Gulden verkaufte, und hernach dem Hans Karrer den Auftrag gab, das Schloß anzuzünden, welches bald in hellen Flammen auflederte und in Trümmer ſank.

Im Jahre 1586, meldet eine alte Schrift, habe in Staufen ein gottesfürchtiges Weib gelebt, Anna Tütterlin, das, hundert und vier Jahre alt, noch viel von den Schlesherren und dem Bauernkrieg zu erzählen wußte.

Die bösen Wetter des dreißigjährigen Krieges, dessen Schläge so tiefe Narben im Leben des deutschen Volkes hinterließen, berührten vorzugsweise auch die breisgauischen Lande und mit ihnen das Städtlein Staufen.

Die Jahre 1621 und 1622 waren der Anfang einer bösen Zeit; nichts als Kriegspräsentationen zur Anwerbung von Leuten zu Roß und zu Fuß; und je länger desto hier wurde es, so daß die Münzen so hoch im Werth stiegen, daß im Jahr 1623 der Reichsthaler 6 fl. galt, eine Dublone aber 20 fl.

„Bei diesem verderbten Kriegswesen wollte Alles in den Krieg laufen, inmaßen Viele von hier weggezogen, aber mit wenig Ruhm heim kamen. — Das Land ist in Zerfall gerathen, und waren überall schlechte Sitten, so daß viele Leute, wenn alltäglich die große Glocke um zwölf Uhr geläutet wurde*), leider nicht darauf achteten, ja Manche den Hut nit einmal mehr abzogen."

Ein Menschenleben galt dazumal wenig. Es wurden oft Bürger in den Städten, Bauern im Felde, Hirten, reisende Kaufleute erschlagen, mir nichts, dir nichts, ohne daß ein Hahn nach ihnen gekräht hätte. Zuweilen wurden die Leute, und zwar von

*) In katholischen Landen zum Gedächtnis der „sechsten Stunde", da Christus am Kreuze hieng und Finsternis über die Erde kam.

beiden kriegführenden Parteien gleich, „so unmenschlich behandelt, daß Alles in die Wälder fliehen mußte“. Viele Kinder wurden auf der Flucht geboren und getauft im Walde, in Kohlhütten und auf freiem Felde; und nicht selten setzte es in den Häusern der Quartierträger blutige Händel ab. Im Jahr 1642 hatte, wie man sich noch in Staufen erzählt, der alte Schneider Balli einen rabiaten Schweden im Quartier, der weder mit Kost noch Logis zufrieden seyn wollte. Der Schneider sagte, daß er halt nichts Besseres zu geben im Stande sey, indem er durch die früheren Einquartierungen Alles eingebüßt habe. Der Soldat aber, nicht faul, stößt ihm den Spieß durch den Leib, so daß der Balli in drei Stunden darauf den Geist aufgeben mußte. Die Schneidersfrau aber und ihre drei Buben fielen über den Schweden her und erschlugen ihn, worauf die Schwedischen fünf Häuser in Brand steckten und wohl noch mehr gethan hätten, wenn sie nicht eiligst hätten abziehen müßen, weil die Kaiserlichen im Anzug waren.

In Folge einer Mißärnte und der vielen Einquartierungen war im Jahre 1630 große Theurung entstanden. Der Wein jedoch war gerathen und sehr wohlfeil. „Da war ein solch übermüthiges Zechen bei Reich und Arm, Mann und Weib (denn der Wein war sehr gut, das Brod aber schlecht und theuer), daß immer Alles voll war, Jung und Alt, alldieweil das Weinlein gewährte“.

Um die nämliche Zeit starb hier in des Willis Stall der hinterlassene neunjährige Knabe des Michael Wüst, dieses gottlosen, flüchtigen und treulosen anjetzo Soldaten unter Frankreich. Niemand war bei dem Kleinen. Er gieng lange Zeit „als armes vater- und mutter-

loſes Waislein gänzlich ausgehungert, krank und elend herumben und wurde auf dem Kirchhof an der Mauer begraben".

In dieſer Zeit wurde auch das Pfarrdorf Kirchhofen durch die Schweden zerſtört. In der Kirche dieſes Ortes befindet ſich am Hochaltar ein Stein mit folgender Inſchrift:

„Anno 16.13 den 19. Brachmenat, iſt Kilbe, Schleß und Kilchſpiel verbrönt und kam das Land in ſchwediſche Händ; umgefähr 300 Bauersleut erbärmlicher Weis todtgeſchlagen, darunter 30 von Pfaffen- und Oelinsweiler waren. Gott welle ihnen und allen geben ein fröhlich Auferſtehen. Amen. — Gott und Maria ſeiner lieben Mutter zu Lob, hab ich Hans Scherlin und Anna Göpfridin mein ehelich Frau, weil uns Gott, durch Fürbitt Maria wunderbarlich durch das leidig Kriegweſen erhalten, den Stein anher verehrt."

Eine alte Schrift im Pfarrarchive zu Kirchhofen erzählt die Begebenheit, welcher das Denkmal ſeine Entſtehung verdanken ſoll, auf folgende Weiſe. — Zur Zeit, als die Schweden unter General Horn das Breisgau überzogen und Breisach belagerten, verſammelte der greiſe Kaſtellan des Schloſſes (ein Dienſtmann derer v. Weyher) zu Kirchhofen die ſtreitbaren Männer des Kirchſpiels, und ſtellte ihnen die gefahrdrohende Lage des Landes vor mit der Aufforderung, die Waffen zu ergreifen und den Feind vom vaterländiſchen Boden verjagen zu helfen. Unter der Führung des jugendlichen Waldmeiſters Hans Scherlin rüſteten ſich die willfährigen Kirchſpielsgenoſſen, um, vereinigt mit den Truppen des Herzogs Bernhard, vor Breisach zu ziehen, welches von den Schweden belagert wurde. Vor dem Ausmarſch überreichte Anna, des Kaſtellans Töchterlein, dem muthigen Scherlin, ihrem Verlobten, eine Roſe,

welche ſie einſt von einem Pilgrim aus dem Morgenlande erhalten hatte, und die Demjenigen, welcher ſie trug, geheime Kräfte verleihen ſollte.

Die Schaar zog aus und ſchlug ſich rühmlichſt, wurde aber zuletzt genöthigt, vor dem überlegenen Feinde zurückzuweichen und ſich wieder in's Kirchhofer Schloß zurückzuziehen. In dieſem veſten Baue hatten ſich auf die Kunde von dem Anzug des Feindes bereits neunzig Bauern von Oelinsweiler und Pfaffenweiler verſammelt, um den Platz auf Tod und Leben zu vertheidigen. Scherlin mit ſeiner Schaar poſtirte ſich am Fuße des Hügels vor der Kirche, wo ein Verhau von Reiswellen und Baumſtämmen den Weg verſperrte. Als die Feinde nahten, ertönten die Sturmglocken, und mancher „ketzeriſche Schwed" ward von den Vertheidigern zu Boden geſtreckt, bis Letztere endlich im Rücken angegriffen ſich auf's Schloß zurückziehen mußten. Ein Waſſergraben, über den eine Zugbrücke führte, umgab die Veſte, hinter deren Mauern die Kirchſpielsgenoſſen mit Karthaunen und Doppelhaken dem Feind weidlich aufſpielten.

Unterdeſſen hatten die Schweden das Dorf eingeäschert und auch die Kirche wurde ein Raub der Flammen. In dieſem heiligen Orte war kurz vorher Anna, des Kaſtellans Tochter, mit mehreren Jungfrauen im Gebete verſammelt, als die wilden Soldaten heranſtürmten. Nirgends mehr einen Ausweg vor ſich ſehend, betete Anna zur Mutter Gottes; da ſchien es dem Mädchen, als winke das Gnadenbild mit der Hand zur Seite nach der Thüre des Thurmes, die offen ſtand und in's Freie führte. Die Jungfrau folgte dieſer Eingebung und führte ihre Gefpielinnen glücklich hinaus über die Trümmer dem Walde zu, wohin ſchon vorher die Einwohner ſich geflüchtet hatten.

Die Nacht war unterdeſſen hereingebrochen und aus den

rauchenden Feuerſtätten ragte allein noch unverſehrt das Schloß. Es war dem Feinde gelungen, die Schleußen des Waſſergrabens zu zerſtören und ſo dieſen ſelbſt trocken zu legen. Früh am Tage ſtürmten ſie die Mauern. Der heftigſte Kampf fand am Thore bei der Zugbrücke ſtatt, wo Schaffalutzki, der ſchwediſche Obriſt, ſelbſt den Angriff leitete. Durch Feuerbrände, welche über die Mauern in's Schloß geſchleudert wurden, kamen die Belagerten in Gefahr, unter den einſtürzenden Giebeln begraben zu werden. Hans Scherlin, der tapfere Führer, war gefallen, und die Ueberlebenden ſuchten durch Capitulation freien Abzug zu gewinnen. Es wird ihnen ſolcher zugeſagt; aber beim Herauskommen werden die Wehrloſen Einer nach dem Anderen mit Keulen erſchlagen.

Nach dem Abzug des Feindes wagten die verſprengten Weiber und Kinder ſich wieder aus den Wäldern hervor, um die gefallenen Angehörigen auf dem Kampfplatze aufzuſuchen und zu beſtatten. Alſo that auch die Tochter des Kaſtellans, die den Verluſt des Vaters und Geliebten zu beklagen hatte. — Doch ſiehe, als ſie unter Thränen um die Leiche des erſchlagenen Waldmeiſters ſich beſchäftigt, erwachte der Schwerverwundete aus ſeiner Betäubung, um unter der liebenden Pflege der Jungfrau und Braut dem Leben wieder geſchenkt zu werden.

Auf Veranlaſſung des geretteten Paars wurden ſpäter die Gebeine der erſchlagenen Kirchſpielsgenoſſen geſammelt und begraben, die Schädel aber mit der ſichtbaren Todeswunde in einer eigens erbauten Kapelle zur ewigen Erinnerung aufbewahrt.

Mit welcher Pietät das Volk noch lange dieſe Ueberreſte betrachtete, mag aus dem Umſtande erhellen, daß die Kapelle, welche die Gebeine in ſich ſchloß, erſt nach langem Wiederſtreit der Gemeinde (im Jahre 1812) konnte abgebrochen und ihr Inhalt zur Erde beſtattet werden. Der Pfarrer, welcher den Abbruch betrieben,

weil die Kapelle die Aussicht aus dem Pfarrhofe hemmte, soll noch auf dem Todtbette reuevoll ausgerufen haben: „Wieder aufbauen das Todtenhäuslein!“ Auch sagen die Pfarrangehörigen, daß der Maurer, welcher die Demolierung vollzogen, noch in selbigem Jahr, wo der Geistliche verstarb, beim „Holzriesen“ erschlagen worden sey.

Neue Kriegsunruhen brachten die siebenziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts. In jener Zeit beklagte sich der Ortsvorstand von Staufen, daß während mehrerer Jahre keine Rechnung gestellt werden konnte, weil der leidige Krieg Alles in Unordnung gebracht habe, so daß weder Gefälle noch Zinsen bezahlt und auch keine Steuern mehr bezogen werden konnten. Die Bürger seyen zu öftern Malen versprengt und verjagt worden, sogar der Stadtvogt und der Richter hätten in dieser Drangsal keine bleibende Stätte mehr gehabt, und seyen während der Zeit vielmal ausgeplündert und verjagt worden; ihre Schriften hätten sie nach Schönau geflüchtet, die aber leider in dem alldortigen großen Brand verblieben und verloren gegangen seyen.

Aus jenen Zeiten finden wir verzeichnet, daß dem „Waldhans“ 3 Batzen verehrt worden sind, „weilen er einen Bären geschossen“; ebenso dem „Hasengrunder“ von zwei Wölfen 6 Batzen, den Schützen von Kirchhofen für sechs erlegte Wölfe 18, und denen aus dem Münsterthal für drei solcher Raubthiere 9 Batzen.

Nach der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges soll die Stadt Staufen in Folge der Pest ganz ausgestorben gewesen seyn bis auf eine Magd (in's Barbier alt Maiers Haus). Diese

gieng eines Morgens an den obern Brunnen, um Trinkwaſſer zu holen. Als ſie dort ankam, ſah ſie einen Handwerksgeſellen bei des obern Martins Haus auf einem Eckſteine ſizen. Sie ſagte zu ihm: ob er nicht wiſſe, daß der Ort ganz ausgeſtorben ſey? — Der Handwerksburſche erwiederte: er komme eben hierher gereist und wolle auf dieſem Stein ein wenig ausruhen; er bitte von ihr einen Trunk Waſſer, ſonſt, ſagte er, wäre er geſund! — Die Magd gab ihm zu trinken und ſezte naiv hinzu: „Wir wollen einander heiraten und die Stadt, ſo Gott will, wieder bevölkern.“ — Der Handwerksburſche war nicht abgeneigt; ſie wurden einig, ſchloßen das Ehebündniß und erfüllten ſpäter die Worte der Schrift: Wachſet und vermehret euch! — Noch heut zu Tage aber iſt jener Eckſtein zu ſehen vor des Fr. Xaver Martins Haus.

Später, bemerkt die Sage weiter, ſey dieſes Ehepar nach dem Dorfe Grunern gezogen, weil es ihm in Staufen nicht mehr gefallen habe.

Anno 1702 begann ein neues Kriegsgetümmel im badiſchen Oberlande, unter dem bald in Pforzheim bald in Durlach regierenden Markgrafen Friderich Magnus. Es war der ſpaniſche Succeſſions-Krieg, der damals ſeinen Anfang nahm. Der franzöſiſche General Villars war bei Hünningen über den Rhein gegangen, um ſich mit den Bayern zu vereinigen; Markgraf Ludwig von Baden, der gefürchtete Held, aber ſuchte dieſes zu verhindern, weßhalb es am 7. Oktober 1702 zu dem blutigen Treffen bei Friedlingen, eine Stunde von Lörrach, kam. Die Franzoſen hatten bei 15,000 Mann 3000 Todte, darunter 200 Offiziere, der Markgraf aber zählte bei ſeinem nur 8000 Mann ſtarken Corps 1500 Todte, worunter auch der Graf von Fürſtenberg. Der Erbprinz

von Baden-Durlach, Markgraf Wilhelm, der auf dem Berge „Käferhölzlein" bei Schliengen focht, von einer früher erhaltenen Wunde noch nicht ganz hergestellt, wurde hier abermals verwundet; der Obrist Gagern aber an seiner Seite von einer Kartätschenkugel tödtlich getroffen. Die deutschen Truppen unter Markgraf Wilhelm zogen hernach hier in Staufen ein, während die Franzosen, welche Neuenburg noch in Händen hatten, die Umgegend brandschatzten.

Als im Jahr 1713 Marschall Villars mit siebentausend Mann vor der Stadt Staufen erschienen war, und die Bürger, weil sie „gut kaiserlich" waren, die Thore nicht gleich öffnen wollten, wurden fünfzehn Häuser angezündet und der Bürgerschaft eine Brandschatzung von zweihundert Gulden auferlegt. Diese Summe wurde, da Geld sehr rar war, bei der Familie Litschgi in Krotzingen entlehnt. Der Gläubiger mußte in der Folge dadurch befriedigt werden, daß man ihm freistellte, hundert und zwanzig Stück der schönsten Eichen aus dem hiesigen Stadtwalde sich auszulesen.

Es wird erzählt, daß bei dem ersten Rheinübergang unter Moreau im Jahr 1796 allerlei überrheinisches Gesindel bei der französischen Division Ferino sich befunden, welches die Gegend weit umher unsicher gemacht habe. Besonders meisterlos erzeigten sich herumschwärmende Husaren, die gerne Frauen und Mädchen in den Feldern überfielen und ängstigten. Als einst ein Weib von Staufen im „oberen Steiner", nahe an dem Zollhäuslein bei Grunern, in den Reben arbeitete, sprengte ein französischer Reiter, der diese Frau erblickt hatte, in tollem Ritte über Stock und Stein in das Rebfeld. Das Weib flüchtete von einem Stück Reben zum andern und erreichte glücklich das Zollhäuslein, sprang hinein und

hinten wieder hinaus, aber auch hier folgt ihr der wilde Reiter. Mit bloßem Säbel sprengt er hinter ihr her und erreicht fast gleichzeitig mit der Verfolgten das untere Thor der Stadt Staufen. Da stürzen plötzlich vor den Augen der verwunderten Zuschauer Roß und Mann — wie von unsichtbarer Hand getroffen — zu Boden und beide, der Mensch und das Thier, waren todt.

Ein französischer Reiter jenes Corps, so erzählt ein glaubwürdiger Zeuge, der einen mit Geld ziemlich gefüllten Beutel bei sich hatte, ritt, wahrscheinlich mit einer gefahrbringenden Ordre beauftragt, bei dem Kruzifixe am Wege von Staufen nach Kirchhofen vorbei, und sagte, dem Bilde sich nähernd: „Da — heb mir diesen Beutel auf", legte den Schatz hinter das Haupt des Gekreuzigten und ritt seiner Wegs. Als nach Jahresfrist die Kriegsläufe den Soldaten wieder in hiesige Gegend brachten, hielt er bei dem Kreuze an — und siehe — der Beutel lag noch unversehrt am nämlichen Orte. — Der Reiter, ein Elsäßer und etwas „religionsspöttisch", erzählte die Geschichte nachher seinen Quartierleuten.

Seltsameres soll dem alten Boten Pfefferle von Staufen passirt seyn, als er im Jahr 1812 auf seinem Gange nach Freiburg an dem Kreuze am Kirchhofenweg vorbei kam. Eine hagere Gestalt trat ihm plötzlich in den Weg, so daß er stehen bleiben mußte; in den Lüften hörte er Getöse wie Schwertergeklirr von Gepanzerten. Als zufällig Bekannte von Staufen des Weges kamen und den alten Geisterseher anredeten, verschwand das Phantom. — Kurze Zeit darauf kamen Soldaten aller Waffengattungen der Alliirten auf ihrem Wege nach Frankreich durch diese Gauen und nahmen Paris ein.

Als die Franzoſen unter Moreau auf ihrem Rückzug im Oktober 1796 von Schwaben her gegen das Breisgau kamen, herrſchte daſelbſt große Angſt und Verwirrung. „Die Franzoſen ſind geſchlagen und retiriren," hieß es, „ſie rauben und plündern, ſengen und brennen, wo ſie hinkommen." — In Heitersheim flüchteten die Einwohner mit Allem, was ſie in der Eile fortbringen konnten, in die Wälder. Eine arme Wittwe, die krank lag, mußte mit ihrer Tochter, die ihre Pflegerin war, zurückbleiben. Am nächſten Morgen kamen mehrere Banden Reiter und Fußvolk in das Städtlein, brachen in die verſchloſſenen Häuſer, raubten was ſie fanden und trieben mit den zurückgebliebenen Einwohnern ſchnöden Muthwillen. Ein Soldat mit bärtigem, ſonnverbranntem Geſichte voller Schrammen kommt aus einem Hauſe, mit einem Geldbeutel in der Hand, den er dort geraubt. Gierig nach weiterer Beute ſchaut er umher und ſieht im Nachbarshauſe ein ſchönes Mädchen furchtſam hinter dem Fenſtervorhange ſtehen. In wilder Begierlichkeit rennt er gegen das Haus und tobt und rüttelt an der verſchloſſenen Thüre, bis dieſe endlich einbricht. Haſtig eilt er durch den Hausgang, die Treppe hinauf, wie er aber die Thüre aufreißt, begierig ſein Opfer zu erfaſſen — tritt die Jungfrau, ihr blaues Auge nach Oben, dann nach der kranken Mutter gerichtet, vor ihn hin und ſpricht: „Thu mir kein Leid, meiner armen, kranken Mutter bin ich die einzige Stütze!" und ſchaute dem rauhen Kriegsmanne treuherzig und mild in's verderbenblizende Auge. Ueberwältigt und gerührt durch die Unſchuld und Schönheit des Mädchens, ſteht der Soldat da, ohne ein Wort hervorzubringen, und Thränen rollen über die gebrannte Wange. Er wirft den vollen Beutel mit den Worten zu ihren Füßen: „da nimm für deine Mutter — eine brave Tochter du!" und ſtürzt zur Thüre hinaus auf die Straße, ohne das Mädchen berührt zu haben.

Zwei Tage nachher war die Schlacht bei Schliengen und Kandern.

Mutter und Tochter sind längst gestorben, und auch der Soldat wird aus dieser Zeitlichkeit geschieden seyn, aber die That lebt bis heute noch im Andenken des dortigen Volkes.

Auf dem Schlosse der Herren zu Bamlach, einem Pfarrdorfe am Rhein unweit Müllheim, hauste vor Zeiten der gewaltige Marschall, gefürchtet und gehaßt von seinen Unterthanen. Alle Ortseinwohner mußten ihm Frondienste thun, wie und wann es seinem Uebermuthe gutdünkte. — Einmal hatten die Frauen im Schlosse eine Wäsche, wobei die meisten Weiber des Dorfes fronweise mitthun mußten. Nach vollbrachter Arbeit wurde die Leinwand auf einer Wiese, nächst dem Dörflein, zum Trocknen ausgebreitet. Da begab es sich später, daß ein Stück Wäsche vermißt wurde, worüber der Burgherr so aufgebracht ward, daß er einem armen Manne, der viele Kinder hatte, einen Acker wegnehmen ließ, blos weil das Grundstück an jene Wiese angrenzte. Durch solche und ähnliche Gewaltthaten vergrößerte er sein Gut immer mehr, und wenn auch das Flehen und der Jammer der Armen zum Himmel stieg, so wollte die Strafe immer noch nicht kommen, denn der Böse sollte den Ritter noch mehr in seine Gewalt bekommen. Nachdem endlich das Maß seiner Sünden voll war, bekam der Kaiser Kunde von diesen Ungerechtigkeiten und ließ den Marschall zur Verantwortung und Strafe nach Wien fordern. Der Geladene erschien, ohne im Mindesten Reue über das Geschehene an den Tag zu legen. Der Kaiser und sein Gericht sprachen das Urtheil: daß er zur Strafe seiner Vergehungen die „Jungfrau küssen" und noch drei Tage zur Reue und Buße haben

ſolle. Nachdem der Ritter hingerichtet war, ſandte der Kaiſer, zum Zeichen der vollzogenen Strafe, den Bamladern des Marſchalls Hut mit dem Befehl, daß den Beraubten ihr früheres Eigenthum wieder zurückerſtattet werden ſolle. Ehe aber das Wahrzeichen noch an Ort und Stelle ankam, war der ruheloſe Geiſt des Verurtheilten ſchon da, und rumorte auf dem Schloſſe und den Gütern, wo oft in finſtern Nächten Vorübergehende beunruhigt und in die Irre geführt werden. Und noch bis auf den heutigen Tag geht man den Bamlader Weg nach dem Schloſſe nicht gerne um Mitternacht, ohne vorher ſein Memento gemacht zu haben.

Eine halbe Stunde von Staufen, an den wein- und obſtreichen Anbergen des Schwarzwaldes, liegt das freundliche Dorf Brunern. In früherer Zeit wurde in ſeiner Gemarkung Bergbau getrieben auf Bleierze, wovon noch eine Menge Schachten Zeugniß geben.

Im Auguſt des Jahres 1825 ſollte ein Bote von Badenweiler einen Brief in's Münſterthal tragen. Der Mann ſchlug den Weg über das Gebirg ein, verlor aber den rechten Fußpfad, und nachdem er eine zeitlang in der Gemeindewaldung Brunern mühſam durch Gras und Geſtrüpp ſich fortgearbeitet, hatte er das Unglück, in den Schacht einer verlaſſenen Grube zu fallen. Als er von der Betäubung wieder zu ſich gekommen, ſah er bald die Unmöglichkeit, aus der Tiefe herauszukommen. Der Tag verging, die Nacht brach an, es wurde Morgen und wieder Abend, ohne daß dem Unglücklichen Rettung geworden wäre. Und ſchon bereits zum zweiten Male ſangen die Vögel über ſeinem Grabe ihr fröhliches Morgenlied, zum zweiten Mal ſchon hallten die Morgen- und Mittagglocken der benachbarten Dörfer in die fürchterliche Stille

ſeines Aufenthaltes — und alle Hoffnung ſchwand; denn ach! keines Menſchen Tritt noch Stimme nah und fern wollte ſich hören laſſen; nur der Wind raſchelte in den hohen Haſelnußbüſchen. Von Hunger und Durſt entſezlich geplagt und entkräftet, legte ſich der Lebendigbegrabene nieder und bereitete ſich zum Sterben vor. Unterdeſſen war das Ausbleiben des Briefträgers aufgefallen. Man forſchte nach, ſuchte — aber alles vergebens. Gegen das Ende des dritten Tages führte das Geſchick den Bannwart von Ballrechten, der in Staufen bei den Vätern Kapuzinern die Veſper beſucht hatte, im Nachhauſegehen durch den Wald. Als er zufällig in die Nähe des Schachtes gekommen, ließ er, wie er ſchon öfters gethan, im Vorbeigehen ein Steinchen in den Abgrund rollen — und horch — aus der Tiefe tönt ein Schrei — die Stimme eines Menſchen. Sogleich fällt dem Bannwart der Vermißte ein, und er ruft dem Unterbefindlichen zu, guten Muthes zu ſeyn, er werde Hilfe bringen. Eiligſt läuft er in das nächſte Dorf und bringt Leute und Stricke, mit welchen der arme Mann glücklich heraufgebracht wird.

Oft erzählte der Gerettete nachher, wie er, von Hunger und Durſt entſezlich geplagt, ſich niedergelegt und mit den Gedanken des nahenden Todes beſchäftigt habe, da ſey von Oben das Steinlein herabgekommen und habe ihm die Nähe eines menſchlichen Weſens verkündigt. Mit einem Male ſey die Liebe zum Leben wieder in ihm erwacht, und er habe die lezten Kräfte zuſammengenommen und einen lauten Schrei ausgeſtoßen, der ſeine Rettung herbeigeführt habe. — Er konnte ſagen, wie es einem Lebendigbegrabenen zu Muthe iſt. — Der Schacht aber, in dem einige Jahre früher auch eine Ziege verunglückt war, wurde zugeworfen.

An den Ufern des Neumagens, zwiſchen Staufen und dem Rhein, liegt Kroßingen mit drei Höfen, welche den Namen Kems tragen. In alter Zeit, ſo berichtet eine Sage, kam einſt ein großes chriſtliches Heer bis an den Schliengener Berg, wo es ſich in zwei Theile ſonderte; die eine Hälfte wendete ſich gegen Frankreich auf das „Ochſenfeld", die andere aber nach der Stadt Kems, (auch Toniel und Ehrenſtätten genannt), welche vier Stunden im Umfange gehabt haben ſoll. Auf dem Platze, wo jezt die Pfarrkirche ſteht, heißt es, ſoll ein Schloß und die St. Ulrichskapelle geſtanden haben, und die ſogenannten Weingärten hätten zu einem, in der Nähe befindlichen Frauenkloſter gehört. An der Stelle aber, wo heut zu Tage der Laufbrunnen iſt, wäre der Marktbrunnen und nicht weit davon im Sumpfe ein prächtiges Münſter geſtanden. Die Stadt und das Heer, welches ſich vor ihr gelagert, ſollen, ohne daß man weißt warum, in die Erde verſunken ſeyn. Steht aber dem Reiche ein Krieg bevor, ſo ertönt aus der Tiefe Trommelſchlag und das dumpfe Geläute der Münſterglocken. Sind, ſo lautet die Sage weiter, die Chriſtenheere im Kampfe gegen die Ungläubigen zu einem kleinen Häuflein zuſammengeſchmolzen, ſo kommen ihnen die geiſterhaften Heere zur Hilfe, worauf dieſe zur ewigen Ruhe gelangen und die geretteten Chriſten in Heiligkeit leben werden, wie zu den Zeiten der Apoſtel.

Aehnliches berichtet eine Sage von Schlatt, einem Dorfe unweit Kroßingen in der Rheinebene. Als die Hunnen einſt nach Deutſchland gekommen, zerſtörten ſie in hieſiger Gegend Schlatt und ein Frauenkloſter in der Nähe der Quelle, welche am Hügel entſpringt und als Bächlein bei Feldkirch in den Rhein ſich ergießt. Auf dieſer Fläche kam es zwiſchen den Deutſchen und Hunnen zur

Schlacht, wobei erſtere ſiegten und der Hunnenfürſt ſelbſt erſchlagen wurde. Die Seinigen legten den Leichnam eiligſt in einen ſilbernen Sarg, der wiederum in Holz und Eiſen eingelaſſen ward, und an der Stelle verſcharrt wurde, welche jezt noch der „Heidenbuck" heißt. Auch ſollen dem Todten große Schätze, unter Anderem ein gegoſſenes Kalb von maſſivem Golde, mitgegeben worden ſeyn, nach welchen bis auf den heutigen Tag vergebens geſucht und gegraben wird.

In manchen Nächten, um die Zeit des Advents und der Faſten, will man auf dem alten Schlachtfelde Waffengeklirr und Kampfgeſchrei unſichtbar Streitender gehört haben.

Am Sigriſtenhauſe zu Kirchhofen iſt noch ein alter Stein zu ſehen, worauf ein Kopf ausgehauen iſt, in dem ein Nagel ſteckt. Es ſoll dieſes Monument, wie eine wunderliche Sage berichtet, von folgendem Ereigniß herrühren.

Es war in der Fronfaſtennacht, als ein Mann von Kirchhofen ſich unter die Kirchenlinde ſtellte, um die „Fronfaſtenweiber," von welchen er ſchon ſo viel erzählen gehört, vorbeireiten zu ſehen. Er ſtand nicht lange da, als um Mitternacht der ganze Zug auf Beſen vorbei galoppirte. Eines der geſpenſtigen Weiber, das den Lauſcher bemerkt hatte und ihn für ſeinen Vorwitz beſtrafen wollte, ſagte: „Ich will einen Nagel in den Pfoſten dort einſchlagen", und im Nu ſtack dem Manne ein ſchuhlanger Nagel im Kopfe. Der arme Gefoppte trug dieſes Zeichen bis über's Jahr herum, wo er ſich abermals in der Fronfaſtennacht unter die Linde ſtellte, und das vorbeiziehende Weiblein flehentlich bat, ihn doch wieder von der fatalen Kopfzierde zu befreien, worauf ihm die Alte den Nagel wiederum herauszog. Später ſoll dieſe Ge-

ſchichte, zur Warnung vorwitziger Lauſcher, in Stein ausgehauen und an obengenanntem Orte eingemauert worden ſeyn.

In dem Dorfe Bollsweil beim ſog. Kukuk lebte in früheren Zeiten eine Frau, bekannt durch übergroße Häuslichkeit und Knauſerei. Sie ſpann oft ganze Nächte hindurch. Als ſie einſt Samſtags um Mitternacht noch am Spinnrade ſaß, klopfte es von Außen an ihrem Fenſter, und als ſie geöffnet, reichte eine weiße hagere Weibsgeſtalt drei leere Spulen herein mit den Worten: „In fünf Minuten müßen die Spulen voll ſeyn, ſonſt ſehe zu, wie es dir geht!“ Die Frau weckte ihren Mann, der ſchon längſt ſchlafen gegangen war, und erzählte ihm mit Zittern und Beben die Forderung der Geſtalt. Der Mann aber beſann ſich nicht lange und rieth ihr, eiligſt drei Fäden auf jede Spule zu ſpinnen. Nachdem dieſes geſchehen, legte die Frau die gefüllten Spulen vor das Fenſter, und ſogleich erſchien die weiße Geſtalt wieder und ſprach: „Du haſt einen guten Gedanken gehabt, ohne welchen es dir ſchlecht gegangen wäre.“ — Von dieſer Zeit an ſoll das Weib nie mehr ſo gerackert und bis Mitternacht geſponnen haben. Auch ſey, ſetzt die Sage bei, unter den Mädchen und Frauen Bollsweil's das Arbeiten am Spinnrocken ſeitdem außer Mode gekommen (was auch anderwärts im lieben Vaterlande der Fall geworden).

Es war im Jahr 1813, erzählt der alte Lehrer von Bellingen, als ich zu meiner Erholung gegen Abend einen Spaziergang nach Schliengen machen wollte. Wie ich nun zu dem alten Bannkreuzlein komm', fährt eben ein beladener Waidling den Rhein

aufwärts gegen Basel. Als ich so in Gedanken dasiehe und dem Schifflein zuschaue — bekomm' ich plötzlich von hinten ein Paar so tüchtige Ohrfeigen, daß ich niederstürze — hör' und seh' aber Niemand. Dieses Schlagen soll schon Mehreren (Schulmeistern?) begegnet seyn, ohne daß man weißt, wie und woher. Einige aber behaupten, es komme von einem Gelen des Dorfes her, der geisterweise gehen müße, weil er teuflisch gelebt habe und immer noch nicht erlöst sey, und deßhalb seinen Spuk treibe in heiligen Zeiten. — Genug, ich hatte den Schaden und durfte für den Spott nicht sorgen.

An den Verläufern des Gebirges gegen den Rhein liegt das Städtlein Heitersheim in einer der lieblichsten Lagen des heiteren Markgräflerlandes, umgeben von Rebgeländen, Obstbäumen und Wiesen. Etwas entfernt von dem Städtlein erhebt sich aus der Ebene die johannitermeisterliche Burg, einst der Sitz der Großpriore deutscher Zunge; heut zu Tage aber Privateigenthum und größtentheils unbewohnt. Das weitläufige Gebäude mit seinen massiven Eckthürmen und Gräben macht zwar von außen noch immer den Eindruck geziemender Festigkeit, wenn wir aber durch das verwitterte Thor in das Innere schreiten, so mahnt uns Alles an die Vergänglichkeit irdischer Macht und Einrichtung. In dem Querbau, welcher den grasbewachsenen Hofraum in zwei Hälften scheidet, werden die Zimmer gezeigt, wo ehedem der Prior gewohnt; aber die weiland fürstlichen Gemächer sind leer, und ihre eingebrochenen Decken und zerrissenen Tapeten dienen nur noch den Spinnen und Mäusen zum Aufenthalt, während die übel verwahrten Fenster dem Wind und Wetter Einlaß geben.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts soll die Veste von einem

Markgrafen von Hachberg dem Johanniter-Orden geſchenkt worden ſeyn, welch' Letzterer in der Gegend verſchiedene Beſitzungen hatte, und zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in Heitersheim ſeinen Hauptſitz aufſchlug. Der letzte Statthalter daſelbſt war Ignaz Rink von Baldenſtein, welcher im Jahr 1817 verſtarb, nachdem der Orden ſchon zwei Jahre früher aufgelöst worden war.

Das alte Schloß hatte im Lauf der Zeiten manche Unbilden erfahren. Im Bauernkrieg wurde es beinahe gänzlich zerſtört und verwüſtet. Die Aufrührer hatten ein Lager bezogen hart an der Grenze der comturiſchen Herrſchaft gegen Wettelbrunn auf dem „Buck". Nachdem ſie unter Anführung des Stadtſchreibers Müller von Staufen den johanniteiſchen Zehntkeller zu Britzingen geplündert und in den umliegenden Dörfern übel gehauſet hatten, rückten ſie vor das Schloß und nahmen es nach harter Belagerung, auf welche eine theilweiſe Zerſtörung folgte. Aehnliches geſchah im Jahr 1675 durch den franzöſiſchen Mordbrenner Melack.

In den Zeiten, wo noch die geiſtlichen Ritter hier hauſten, war das Schloß der Schauplatz manch' fröhlicher Feſte und Zuſammenkünfte, ſowohl der Herren, wie ihrer Untergebenen.

Alljährlich im Mai hielten die Ritter zu Heitersheim das Kapitelfeſt ihres Ordens, dem oft mehr als ſechzig Mitglieder anwohnten. Bei dieſer Gelegenheit gab es ſtets großartige Bankette und Feſtlichkeiten, wobei nicht wenig Luxus herrſchte. Namentlich war dies in der ſpäteren Zeit des Ordens der Fall.

Der letzte Großprior war ein ſehr prachtliebender Herr; wenn er ausfuhr, ſo geſchah es immer mit einem Viergeſpann kleiner polniſcher Pferdlein, mit Kammerdiener und Leibkutſcher auf dem Bocke, während hinten eben ein Haiduck und der Schalkonarr ſich präſentirten. Vor dem Wagen ſah man in einiger Entfernung den Läufer ſpringen, in rother Jacke, kurzen weißen Beinkleidern

und einem ſchwarzen Sammtbarette, worauf eine mächtige Straußfeder prangte, in der Hand eine Pritſche, womit er entgegenkommende Fuhrwerke auf die Seite wies, um der nachkommenden Herrſchaft Platz zu machen. Der Herr ſelbſt ſaß in der Regel allein im Wagen, angethan mit einem ſchwarzen Talar, auf dem Haupte ein Sammtbarett und auf der Bruſt das große goldene Ordenskreuz.

Bei der Tafel war es gebührenderweiſe das Amt des Schalksnarren, durch allerlei Poſſen für die Heiterkeit der Gäſte zu ſorgen, und ſelbſt der Großprior blieb nicht immer von ſeinen Bolzen verſchont. Manche dieſer Schwänke leben noch im Andenken des Volkes. Vor Allen war es der Hausbofmeiſter mit ſeiner langen, rothen Naſe, welchen ſich der Narr zum Stichblatte ſeines Witzes gemacht hatte. Einmal begegnete Jenem das Unglück, an reich beſetzter Tafel dem Großprior einen Teller voll Sauce über den Rücken zu ſchütten, was der Schalksnarr dahin deutete: der Hausbofmeiſter habe ſeinen Herrn geſchmiert, um eine fette Penſion von ihm zu erhalten.

Es herrſchte an dem fürſtlichen Hofe die alte Sitte, daß die Abgaben, welche die Unterthanen dahin zu geben hatten, ſtets mit einer Gegenerkenntlichkeit in Empfang genommen und vergolten wurden. So mußten ihm z. B. die Einwohner der Orte Pfitzingen, Ruggert, Dattingen und Göttingen den Frucht- und Weinzehend ſtellen und in das Schloß verbringen, wogegen ihnen ſodann für jede traubengefüllte Bütte ein Laib Brod verabreicht wurde. Ein alter Brauch war's auch, daß die Ritter zweimal des Jahres ſämmtliche Weiber des ganzen Kirchſpiels auf ihrer Veſte bewirthen mußten, einmal auf den Tag Bartholomäi zur Zeit der Heitersheimer Kirchweih, das anderemal nach beendigter Weinleſe. Es läßt ſich denken, welch' ergiebiges Feld dieſe Anläſſe für die Launen des Schalksnarren geweſen, „der die Weiber manchmal nicht übel

traktieret, was aber weder diese noch ihre Männer zu Hause bes aufgenommen haben". Auf einen anderen Tag im Spätjahr wurden nicht minder auch die Kinder der genannten Orte in den Zehnthof geladen, wo ein jedes, groß und klein, ein „Mütschelein" Brod von festgesetztem Gewichte gereicht bekam. Es waren alle diese Tage eigentliche Volksfeste, worauf sich Jung und Alt das ganze Jahr hindurch gefreut. Mit der Aufhebung des Ordens aber hörte Alles auf, und die betreffenden Gemeinden erhielten nach langwierigen Prozessen endlich vom Staate eine Abfindungssumme von neuntausend Gulden.

Ehe ich von dem schönen Rheinthal Abschied nahm, machte ich noch eine kleine Wallfahrt zu dem Gotthardshof, an einem waldbegrenzten Vorhügel des Gebirges, in der Nähe Staufens. Die Gnaden, die an diesem freundlichen Orte zu gewinnen sind, bestehen in nichts weniger als in einem herz- und gemüthverhebenden Blick über die wohlbebaute Ebene bis hinaus an die „krystallene Ringmauer Deutschlands", und weiter über das herrliche Elsaß; ferner in einem Glase vortrefflichen Markgräflers aus dem Keller des Hofbauern und Schenkwirthe, eine Labe, die mit Maß und Ziel getrunken, alle Schwermuth bannt und alle Sorgen verscheucht.

In dieser traulichen Waldstille ward vor etwa dreihundert Jahren dem heiligen Gotthardus eine Kapelle erbaut, weil durch seine Fürbitte die Pest abgewendet worden. Ein Waldbruder besorgte den Dienst des Kirchleins, bis zu Anfang unseres Jahrhunderts unter einem seiner Nachfolger die Zelle so baufällig geworden, daß der Bruder ausziehen mußte und eine neue Niederlassung auf dem benachbarten Johannisberglein gründete. Der Vogt und das städtische Gericht hatten ihm hiezu das benöthigte

Baubolz unentgeldlich verabfolgen laſſen, „damit er dem Gebet obliege, und Gott und die Mutter Maria anflehe, daß endlich das leidige Kriegsungemach aufhöre".

Eine Erzählung, die ich von einem zufälligen Reisegefährten hatte und hier wiedergeben wollte, gab Veranlaſſung zu dem im Anfange dieſes Abſchnittes beigegebenen Bildlein, welches eine ſolche Klausenerwirthſchaft von ehemals darſtellen ſoll. Ich fand jedoch ſpäter, daß das Blättchen auch ohne weitere Beziehung beſtehen könne, und es daher dem Beſchauer überlaſſen bleiben mag, nach Belieben Einiges hinein zu denken.

Unmittelbar hinter Staufen betritt der Wanderer das Münſterthal, aus dem ſtattlich ein Zirk des Gebirges, der Belchen, hervorſchaut. In ſeinen Verbergen wird ſeit Jahrhunderten Bergbau betrieben, und zwar auf Kobalt und Silber. Die Gruben „Teufelsgrund" und „Schindler" ſollen, der Sage nach, früher ſehr mächtig an edlen Erzen geweſen, die Grubenarbeiter aber in der Folge ſo übermüthig geworden ſeyn, daß ſie einſt einem lebendigen Ochſen die Haut abgezogen, ob welchem Frevel der Segen Gottes und die Stollen verſchwunden ſeyen und Noth und Armuth eingeriſſen habe. — Auch wird erzählt, wie zu den Zeiten, als die wundergläubige Phantaſie die wenig erforſchten Reiche der Natur gern mit geheimnißvollen Geiſterweſen bevölkerte, in jenen Gruben ſich Bergmännlein aufgehalten haben, die wohlwollend die Geſchäfte der Menſchenkinder förderten und ihnen in den dunkeln Schachten entgegenarbeiteten: eine Freude für die dankbaren Bergleute, wenn ſie die dumpfen Hammerſchläge der Geheimnißvollen in der Tiefe des Berges vernahmen.

Gerne erinnern ältere Bergleute ſich der Zeit, wo der Gru-

benbau noch von der Abtei St. Trudpert betrieben wurde. Manch' heiteres Feſt gewährte dazumal dem mühſelig arbeitenden Bergmann Erholung und Freude. Ein Hauptfeſt aber war am Tage St. Barbara, als der Schutzpatronin der Bergleute, welch' Letztere ſich aus den Gruben „Teufelsgrund" und „Gotteseintracht" bei Badenweiler alljährlich zur gemeinſamen Feier vereinigten. Früh Morgens verſammelte ſich die ganze Gewerkſchaft bei der Münſterthaler Poche und Schmelze. Von da gieng es im Zuge, voran die Bergwerksfahne, die Ober und Unterſteiger und eine Muſikbande, zur Kloſterkirche, allwo ein feierliches Hochamt abgehalten wurde. War dieſes zu Ende, ſo begab man ſich wieder auf den Sammelplatz, um die Regeln und Satzungen zu verleſen und ein förmliches Sittengericht über Zuwiderhandelnde abzuhalten. Nebſt dieſem wurden ſtrenge Ermahnungen gegeben zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche. — Die zweite Hälfte des Tages ſodann war der Fröhlichkeit gewidmet. Ein reichbeſetztes Mal im Kloſterhofe erwartete die Feſtbeiwohner, deren Zahl zuweilen über dreihundert ſtieg. Jedesmal während dem Eſſen erſchien auch der Prälat, der mit ſeinem Mohren und Heiducken im prächtigen, mit Mauleſeln beſpannten Gallawagen daher fuhr und ſeine Leute begrüßte. Später begann der Tanz, zu dem die Dirnen des Thales gerne ſich einladen ließen, und wobei es gebräuchlich war, daß jede Schöne ihrem Liebhaber ein farbiges Sacktüchlein zum Geſchenk machte. Zuweilen kam es auch vor (wenn der eine oder andere Knappe ein Glas böſen Wein getrunken oder die Fratze Eiferſucht ihn quälte), daß, wie bei Verbrüderungsfeſten ſich ziemt, ergötzliche Händel und Prügeleien ausbrachen, die nicht ſelten mit blutigen Köpfen endigten.

Die Kriegsjahre und endlich die Aufhebung des Kloſters machten dieſen Zuſtänden ein Ende. Seitdem, heißt es, wolle aber auch der

Bergbau nicht mehr recht gedeihen; der Grubenbau ward immer läſſiger betrieben, und wurde zuletzt, in den zwanziger Jahren, vom Staate an eine Privatgeſellſchaft verpachtet, die wenig mehr auf die Bräuche und Feſte der Gewerkſchaft hielt, und auch das ſtets ſo feierlich begangene St. Barbarafeſt eingehen ließ, nachdem die Schutzheilige bei der Knappenſchaft doch ſo viele Jahrhunderte lang in dankbarem Angedenken geſtanden hatte. — Wenn mit dem Rufe „Glück auf" der Bergmann beim Schein ſeines Grubenlichtes in die Schachten einfuhr, und mit böſen Wettern kämpfend die reichhaltigen Adern der Erde aufſchloß und zu Tage förderte — war ſein Gedanke: heilige Barbara bitt für uns!

Weiterhin im Thale führt der allmälig anſteigende Weg an den Gebäuden der ehemaligen Abtei St. Trudpert vorüber. Die Geſchichte nennt dieſen Ort eine der erſten Stätten unſeres Vaterlandes, wo das junge Chriſtenthum Wurzel geſchlagen. Der Irländer Trudpert, der hier das Evangelium predigte, ſoll die einſame Thalgegend von einem Ritter Otbert zum Geſchenke erhalten haben. Der Bau ſelbſt, wie er heut zu Tage mit ſeinem innern kirchlichen Prunk vor unſeren Blicken ſteht, gehört einer ſpäteren, geſchmackloſen Zeit an. Ein älterer Ueberreſt ſcheint allein der ſteinerne Brunnen zu ſeyn in einer halb unterirdiſchen Seitenkapelle, welches Monument die Form eines Sarges hat, auf deſſen Deckel die liegende Geſtalt des Ortsheiligen ausgehauen iſt.

Die Volksſage gedenkt eines Abtes, der mit zwei ſeiner Untergebenen ruhelos umhergeiſten müße, weil er mit deren Hilfe manche Bedrückung verübt habe. Später ſeyen die Spuckenden von einem Kapuziner aus Staufen in das hohe Schneerevier des Feldberges, der bekannte Aufenthalt der Geiſter, gebannt worden, wo ſie noch zuweilen als wunderliche Fiſcher oder Jäger in waidmänniſchen Aufzügen den Vorübergehenden erſcheinen ſollen.

Einem Bürſtenhändler von Menzenſchwand, und ſpäter einem Todtnauer Zundelhändler (ich weiß nicht, hatten die Beiden im Adler oder Sternen einige Schoppen über den Durſt getrunken), begegneten die Drei in ihrer Ordenstracht an der Bärenhalde, Einer hinter dem Andern hergehend. Der Vorderſte, mit einem goldenen Kreuze auf der Bruſt, ſprach: „o weh!“ der Zweite, „die Armuth!“ und der Dritte endlich „das ungerechte Gut!“

Der Prälatenhof war eine Schaffnei des Kloſters St. Trudpert, welches Rebgüter und Gülten dort beſaß. Ein Aufſeher beſorgte die Geſchäfte. Zur Zeit der Weinleſe, die mehrere Wochen dauerte und vom Geſinde des Kloſters beſorgt wurde, gieng es hier beſonders luſtig zu; man ſang und ſprang bis in die ſpäte Nacht hinein:

„Viel Ochſen, viel Kühe,
Viel Mareie ſind hie,
Sind Alle wol dran!
Hat keine ein Mann!“

Von Kirchhofen durften wohl junge Burſche nicht aber Mädchen an der Luſtbarkeit Theil nehmen.

Nach alten Berichten ſtand ehemals in dem Thale eine Stadt, Münſter genannt, die in einer Fehde um's Jahr 1320 von den Bürgern Freiburgs eingenommen und zerſtört wurde. Die Münſteriſchen Krieger, heißt es, zogen gen Krotzingen in der Abſicht, die Feinde dort zu überfallen; unterdeſſen waren aber dieſe von Freiburg her über das Herrenthal und den Kohler (einen Theil des Bölchen) gegangen, eroberten die Stadt und zerſtörten ſie von

Grund aus. Die Einwohner ſollen ſich ſpäter in Staufen angeſiedelt haben.

In unſeren Tagen dagegen gewährt das ſtille Thal mit ſeinen waſſerreichen Wieſen und hohen Bergwaiden nur das Bild friedlichen Beſitzthumes. Das Klima iſt ſo mild, daß noch allenthalben der Nußbaum gedeiht. Die breiten Vorberge des Bölchen, wohin den Sommer über die Kühe getrieben werden, liefern vortreffliche Futterkräuter, weßhalb unter den Künſten des Friedens, die hier florieren, Käſerei die nambafteſte iſt.

Noch hatte ich das Wirthshaus im „Spielweg" nicht erreicht, als ein heranziehendes Gewitter meine landſchaftlichen Betrachtungen ſtörte. Das Sprichwort: Morgens um zehn Uhr am Bölchen ein Nebel — Mittags zwei Uhr im Thal ein Wetter, war vor meinen Augen zur Wahrheit geworden. Denn bei meiner Abreiſe von Staufen hatten leichte Nebel das Haupt des Alten verhüllt, die jetzt in heftigen Güſſen zu Thal giengen. Der hochanſchwellende Neumagen wälzte trübes Gewäſſer in ſeinem Bette, und von allen Bergen und Berglein liefen die Waſſerrinnen und überſchwemmten den Weg.

Ich hatte meine Zuflucht zu einem Haus an der Straße genommen, in deſſen Hausgang bald noch mehrere waſſerſcheue Flüchtlinge ſich einfanden. Zuerſt ein hinkendes Männlein, dann zwei meiſterloſe Handwerksburſche, wovon der Eine, kaum angelangt, ſeine Waſſerſtiefel auszog und im Hausgang ausſchüttete; ein Metzger mit ſeinem Hunde; ferner ein bemooster Waldhüter und zum Schluß ein ländliches Ehepaar mit ſeinem einzigen Kinde und Regenſchirm. Die Hauseigenthümerinen, wie ich hörte, ein Paar fromme Betſchweſtern, hatten vor den unberufenen Gäſten ſcheu die Stube abgeſchloſſen, wahrſcheinlich weil es ſie in ihrer Nächſtenliebe wenig gekümmert hätte, die ſündigen Menſchenkinder draußen in der Sündflubt umkommen zu ſehen.

Als das Aergſte vorüber war, verließ Einer nach dem Andern die Arche. Ich hatte den, weit hinter den Fortſchritten der Jüngern zurückbleibenden hinkenden Alten, der eine kranke Schweſter im entfernten Seitenthale beſuchen wollte, unter mein ſchützendes Dach genommen; und zum Danke dafür erzählte er mir die Geſchichte (eine Art ländlichen Romeo und Julia mit einem Pater Lorenzo auf dem Johannisberglein), die mir zum Entwurf des vorgenannten Bildleins Veranlaſſung gegeben.

Bald hatten wir das Wirthshaus zum Hirſch erreicht, wo mein Begleiter, nachdem wir ein Gläslein zuſammen getrunken, ſchied, um vor Nacht noch bei der Schweſter einzutreffen. — Mir aber blieb während drei langer Regentage Muße genug, Betrachtungen anzuſtellen, nicht ſowohl über die Gegend, denn dieſe war meiſt von Nebel und Wolken verhüllt, als vielmehr über die Abhängigkeit des Menſchen von der Laune der Elemente und ihren Einflüſſen auf das Ding, welches man Gemüth nennt. Hier hieß es nun ſich üben in jener Tugend, die nach dem Sprichwort Roſen bringt, und die, wie ich einmal irgendwo geleſen, als heilſamer Trank gegen die Unruhſamkeit des Herzens dienen und den Unmuth brechen ſoll. — Endlich am vierten Tage ſchien der bleifarbene Himmel wiederum ſich aufheitern zu wollen; der Regen ließ nach und der Fremdling ſchnürte ungeſäumt ſein Ränzlein, um weiter zu wandern. Tiefhängende Wolken zogen noch um die Berge, und der kühnanſtrebende Scharfenſtein ſchaute verdüſtert in das enge Thal, durch welches der alte Weg gen Wieden, Utzenfeld und Schönau führt.

Etwa anderthalb Stunden hinter dem Wirthshauſe geht es durch Waldung ſteil bergan, längs eines brauſenden Sturzbaches, der in ſiedender Haſt durch Wurzeln und Geſtein ſich Bahn bricht, um unten im Thale dem Neumagen ſich zu vermählen. Nach

mühſamem kaum halbſtündigem Bergſteigen ſieht ſich der Wanderer aus blühenreicher Landſchaft plötzlich in das hohe ſchweigſame Revier des Schwarzwaldes verſetzt, wo der alte Winter noch ungeſtört ſein Schläflein macht, wenn unten ſchon lange der Frühling eingezogen. — Diesmal hatte jedoch der Ueberläſtige bereits das Feld geräumt und kaum an den höchſten Kuppen und Bergklüften eine weiße Spur ſeines Daſeins hinterlaſſen.

Wahrlich, es iſt ein innerlich wohlthuendes Gefühl, wenn man aus den geräuſchvollen Straßen und Märkten der Rheinebene heraufſteigt zu dieſer friedvollen, großartigen Ruhe des Hochlandes, zu dieſem einſamen Stillleben der Natur. — Der Himmel hatte ſich etwas aufgehellt, und die Sonne überſchaute groß und warm die Thäler und Wälder. Nicht lange aber, ſo zogen wiederum Gewölk und Nebel, gleich den Colonnen eines geiſterhaft flüchtigen Heeres über die menſchenleeren Haiden, und der Gedanke an ein ſchützendes Dach und etwas zur Herzſtärkung verdrängte jedwede andere Betrachtung. — Ich weiß nicht mehr, war es ein Adler oder Bär, wo ich endlich fand was ich ſuchte, nur ſo viel iſt mir noch erinnerlich, daß der Imbiß und das Glas Wein, kredenzt von der Hand eines ſchlanken, ſtillen ſchwarzwälder Kindes, welches verſtändig und ſinnend aus ſeinen ſchwarzen Augen lugte, dem Gaſte trefflich ſchmeckten.

Um mir einen Begriff von der Höhe meines gegenwärtigen Standpunktes zu geben, erzählte der Wirth, daß oft gegen Ende Oktober die Herren von Staufen und der Umgegend zu ihm kämen, um reife Kirſchen zu eſſen. Dann kam er auf das Jahr achtundvierzig zu ſprechen, und ſchilderte die Retirade der Freiſchärler nach dem fehlgeſchlagenen Putſch in Staufen; und wie ſich dann hier in ſeinem Hauſe der Anführer demokratiſch zum Bauern verpuppt habe, während die Angeführten, ähnlich einem Schwarm wandernder

Heuſchrecken, alle Vorräthe des Hauſes aufgezehrt hätten; und wie ihm ſpäter die gezwungene Maskenverleihung und Anderes ſo übel genommen worden ſey ꝛc.

Draußen hatte es ſich unterdeſſen wieder etwas freundlicher geſtaltet, und ich ſäumte nicht länger, meinen Gebirgsübergang fortzuſetzen. Nachdem man die Waſſerſcheide des weſtlichen und ſüdlichen Schwarzwaldes überſchritten, geht es allmälig abwärts, dem hinteren Wieſenthal entgegen, wo uns bei Utzenfeld des Feldbergs bewegliche Tochter mit rauſchenden Wellen ihre Grüße bringt. Wer am ſchönen Tage dieſes Thal durchwandert, wird unwillkürlich an Hebels liebliche Muſe erinnert. Natur und ihr dichteriſches Bild ſcheinen vor dem Aug und Ohr des Beſchauers in Eins zu verſchmelzen; wir leſen das ſchöne Gedicht ſo zu ſagen im Original, und Eines wird gehoben und gewinnt durch die Anmuth des Andern:

„Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiſe;
alles grünt und blüeht in tuſigfältige Farbe;
alles iſch im Staat, und will mi Meideli grüße!“

Meine Fahrt gieng jedoch nur bis Schönau, wo ich Halt machte, um den Sonntag in der freundlichen Waldſtadt zuzubringen. Die Lage dieſes Ortes, an einem Ausläufer des Völchen, unmittelbar an der Wieſe, hat in der That etwas ſo Einladendes, daß, wenn je in der Bruſt eines fahrenden Ritters der Gedanke aufkommen dürfte, ſich irgendwo bürgerlich niederzulaſſen, Schönau vor Allem zu berückſichtigen wäre. Ich benützte den Raſttag zu einem Spaziergang in die maleriſchen Gründe des Böllenthales am Fuße des Hochblauen. Weil aber mein nächſtes Ziel das Albthal war, ſo verließ ich des andern Tages Schönau, um ſtromaufwärts über Utzenfeld und Bernau nach St. Blaſien zu pilgern.

Begleitet von einem Schuhflicker-Altgeſellen, den ich als Träger meiner fahrenden Habe aus der Amtsſtadt mitgenommen,

hatte ich mich auf den Marſch begeben. Trotzdem, daß mich die Straße durch den wildeſten Schwarzwald führte, kann von erlebten Abentuern ſo gut wie nichts berichtet werden, mit Ausnahme etwa eines luſtigen Handels, den mein Sancho Panſa unterwegs in einem Wirthshauſe mit einem quiescierten Amtsreviſoratsgehülfen zum Beſten gab. Der etwas branntweinbegeiſterte Schreiber nämlich hatte die Behauptung hingeworfen, daß er bei ſeiner Durchreiſe hier zu Land mißfällig bemerkt habe, wie ſo viele Steine in den Feldern lägen, was jedenfalls von einer ſchlechten Bewirthſchaftung zeuge u. ſ. w. Mein Knappe dagegen nahm den hingeworfenen Fehdehandſchuh im Namen der geſchmähten Landsleute auf, und ſuchte darzuthun, daß eine gewiſſe Bodenart zu ihrer Fruchtbarkeit dieſe Vermengung mit Steinen verlange, ſo wie auch durch ſie Schutz erhalte bei ſtarken Stürmen, die ohne dieſelbe den Boden aufwühlen und entführen würden. Dies ungefähr das einfache Thema, über welches die Beiden mit der Verrücktheit moderner Virtuoſen Variationen machten, welche zum betäubendſten, ſinnloſeſten Spektakel ſich ſteigerten, und mit einem Finale von erbaulichen Schimpfwörtern endigten. — Im Weiterziehen fragte ſodann mein ſieghafter Schuhflicker, wie ich mit ihm zufrieden ſey, und ob er nicht als kluger, muthiger Schildknappe mir, ſeinem Herrn, alle Ehre gemacht habe?

Bei herrlichſtem Wetter durchzogen wir das Prägthal, vorüber am Singlerkopf und der einſamen Wachthöh'. An der Steige des hohen Blößlings kletterten mühſelig Wallfahrer, die wir bald eingeholt hatten, und in ihrer Geſellſchaft den mächtigen Gebirgsſtock, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen der Wieſe und Alb bildet, erſtiegen.

Die Sonne brannte heiß und ſog durſtig an den Schneefeldern, welche da und dort noch um die Berghänge lagerten, als

wir das Albthal betraten. Dieſe Gegend iſt eine der ſchwermüthigſten des Schwarzwaldes; in einer Höhe, faſt dreitauſend Fuß über der Meeresfläche, liegen die Häuſer und Hütten Bernau's, und nur die Alb, die kaum erſt dem großen Mutterhaus der ſchwarzwälder Ströme, dem Feldberg, entquollene Schweſter der Wieſe, verleiht der Landſchaft einiges Leben. Die Straße führt von hier zunächſt nach dem ehemaligen Stifte St. Blaſien. Der Anblick dieſes Kloſters macht einen eigenthümlichen Eindruck, indem der Fremde kaum erwarten dürfte, inmitten ſchwarzwäldiſch einſamer Tannenberge einen nach italieniſchem Muſter der Kirche Maria della Rotonda erbauten Tempel mit ſeiner mächtigen Kuppel emporragen zu ſehen. Es iſt dieſer Bau eine Schöpfung des berühmten Abtes Gerbert, unter deſſen Verwaltung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Gotteshaus großen wiſſenſchaftlichen Ruhm erlangt hatte.

Das Thal wird von hier ab etwas mannigfaltiger, doch mag es den Wanderer noch überall daran erinnern, daß er inmitten des hohen Schwarzwaldes ſich befindet. Weiter hinaus begegnen wir ſchon hin und wieder den maleriſchen Trachten des hauenſteiniſchen Unterwaldes; das Thal wird enger und düſterer und bietet in ſeinem Verlaufe bis zum Rheine manches Bild ſchauerlich erhebender Naturgröße.

Ich hatte jedoch die Albufer verlaſſen und mich links gewendet, um durch den Hagwald über Birndorf und Alpfen zu wandern. Die ſüdlich abfallende Gegend verliert hier allmälig ihren unmilden Charakter, und Obſtbäume, Kornfelder und zuletzt die Weinrebe treten an die Stelle der einförmigen Tannenforſte und ſpärlichen Bergfelder.

In den Dörfern, die ich durchzog, wurde ſchon überall auf das nahe Feſt des Frohnleichnamstages gerüſtet. Die Kirchen prangten bereits im ſinnigen Schmucke grüner Laubbäume, und

die Kinder liefen überall mit Körben und Blumen, um morgen den farbigen Teppich breiten zu können, auf welchem die Prozeſſion wandeln ſollte.

Es war bereits Abend, als ich in Hauenſtein ankam und im ſchwarzen Adler, dem einzigen und deßhalb beſten Gaſthofe der Stadt, mein Abſteigquartier nahm. Ich mußte der Tochter meines Wirths Recht geben, als ſie mich verſicherte, man nenne Hauenſtein eigentlich nur aus Spaß eine Stadt. Der Ort nämlich beſteht lediglich aus einer kurzen Reihe Häuſer, welche mit der Rückſeite die unmittelbare Nachbarſchaft des Rheins haben, während vorne der ſchroffanſteigende Burgfels kaum nothdürftig Raum zur Führung einer Landſtraße übrig gelaſſen.

Entſtanden aus den Nachkömmlingen der Dienſtleute der alten Burggrafen, beſitzt die Bürgerſchaft nur einige ſpärliche Gartenplätze an der Schloßhalde und im Innern des alten Gemäuers, wo einſt die ſtolzen Herren des Landes ſaalten. Hauenſtein iſt gewiß die einzige Stadt im Badiſchen, welche kein Muſeum, keine Leſegeſellſchaft, keinen Geſangverein, ja nicht einmal ein abonnirtes Bierſtüblein beſitzt; ob aber die dortigen Beamtenfrauen (nebſt den Ortsvorgeſetzten finden ſich einige Grenzzollwärter daſelbſt ſtationirt) auch bei Kartenſpiel und Thee in der ehrbaren Wochenviſite ſich verſammeln, iſt mir nicht bekannt.

Während ich mein Nachteſſen einnahm, erzählte mir die Wirthstochter mancherlei von ihrem Vaterort. Unter Anderem gab ſie auch ein artiges Räthſel zum Beſten, welches alſo lautete: Es iſt eine Stadt im Badiſchen, worin dreißig Sigriſten ſind, und jeder hat zwei Glocken zu läuten! Als ich hierauf zweifelnd Hauenſtein nannte, ſagte die Schöne „ja, denn es ſind im Ganzen hier dreißig Bürger, und jeder hat die Verpflichtung, zweimal des Jahres das Glöcklein in der Kapelle am Schloßberg zu läuten.“ Das Städtlein

hat nämlich außer einer kleinen Kapelle keine Kirche, und iſt nach Luttingen, einem größern Dorfe am Rhein, eingepfarrt.

Der heiße Tagesmarſch hatte mich ziemlich müde gemacht und ich begab mich bald in mein Schlafgemach, deſſen Fenſter auf den Rhein hinaus giengen, der, unruhig, als ſpüre er ſchon den Fall des nahen Laufen's, in breitwallenden Strudeln vorüberfluhtet und in ſeinem Schlagen und Toſen den Bewohnern Hauenſteins ſein Schlummerlied ſingt.

Am folgenden Morgen beſtieg ich frühe den Schloßberg, um dem altgräflichen Hauſe, an deſſen Thore ſeit Jahrhunderten weder Schloß noch Riegel dem Ankömmling den Eingang wehren, einen Beſuch abzuſtatten. Die Burg muß einſt von beträchtlichem Umfange geweſen ſeyn; ihre gebrechenen Mauern ſind aber bis auf Weniges abgetragen, weil bei Sturm und Wetter oft losgebröckelte Steine hinunter fielen auf die Dächer und Straße des Städtleins. Von dem Geſchlechte, welches hier gehaust, berichtet die Geſchichte wenig. Nur ſo viel iſt gewiß, daß der Gau, über den die Grafen einſt geherrſcht, nach deren Ausſterben, im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, an das Haus von Habsburg kam. Der Hauenſteiner aber ſpricht noch heutigen Tages von ihnen, als habe er ſie bei Lebzeiten gekannt, und die Privilegien, welche der lezte hauenſteiniſche Herr, Graf Hans, dem Volke verliehen haben ſoll, ſind noch friſch im Angedenken.

Halbverhüllt von Nebel lag das Land zu meinen Füßen; der Tag ſchien, blaß und trübſinnig, noch nicht völlig erwacht zu ſeyn. Aber die Morgenglocken rings umher und die Vögel in den rückwärts liegenden Laubhölzern, ſowie die Menſchen, welche ſchon gepuzt vor den Häuſern ſtanden, hatten offenbar Feſttag. Und als ſpäter die Sonne aus den Dunſtgebilden hervorgetreten und die Glocken von Luttingen her zur Kirche riefen, zogen die Einwohner truppweiſe

aus dem Städtlein; die alten in ihrer ehrenfesten Landestracht, die Jungfrauen und die Kinder bekränzt; und auch der Träumer auf dem alten Gemäuer verließ seinen Platz, um sich dem Zuge zum schönen Feste anzuschließen.

Von meinem Wirthe in Hauenstein hatte ich erfahren, daß sein Genosse, der Hirschwirth in Degern, eine geschriebene Chronik besize, von einem seiner Vorfahren verfaßt, der lange Zeit das Amt eines Einungsmeisters bekleidet habe. Da ich ohnehin die Stadt Waldshut besuchen wollte, so beschloß ich, in jenem Dorfe einzusprechen und der alten Schrift nachzufragen.

Degern ligt in der Nähe des Rheines sehr angenehm zwischen Wiesen und Baum- und Weingärten, die einigermaßen an die gesegneten Fluren des Breisgaues erinnern. Das Wirthshaus zum Hirsch zeigt in seinem Aeußern etwas bürgerlich Wohlhabendes, so wie überhaupt der ganze Ort. Die Straßen waren bei meiner Ankunft vom vormittägigen Feste her noch mit Blumen bestreut; aus dem Wirthsgarten zogen weißgekleidete Stadtjungfern als Priesterinnen der Flora mit Sträußen in den Händen. Im Wirthshause aber gieng es ziemlich lebhaft und munter her, weßhalb ich meine Alterthumsforschungen auf den stillern Morgen versparen wollte.

Was mir aber gleich beim Eintritt in die Trinkstube aufgefallen, waren einige Familienportraite, die an den Wänden hiengen. Das Eine, halbe Figur, hatte besonders meine Aufmerksamkeit erregt. Es stellte einen Mann vor in reiferem Alter mit langem Barte, verständigem Blicke und scharf ausgeprägten Zügen. Die dunkelgrüne Jacke ohne Kragen, sowie das rothe, bis auf die Kniee gehende Unterwamms bezeichneten den Hauensteiner, während das Schwert an seiner Seite und eine große goldene Medaille,

welche am rothen Bande auf ſeiner Bruſt hieng, beſondere Würde und Auszeichnung vermuthen ließen. Als ich näher ſchaute, las ich auf einem entrollten Blatte, welches der Maler dem Manne in die Hand gegeben, die nähere Bezeichnung; „Gnadenbrief“, hieß es, „von Carlo dem VI. Römiſche kaiſ. Majeſtät dem Joſeph Tröndlin von Alpfen, Einungsmeiſter der Grafſchaft Hauenſtein“. — Da ich zufällig kurz vorher Einiges über die Geſchichte der Grafſchaft geleſen hatte, ſo reichte meine hiſtoriſche Kenntniß gerade hin, zu wiſſen, welch' bedeutende Stellung dieſer Mann in den Wirren des ſogenannten Salpetererkrieges, im Laufe des vorigen Jahrhunderts, eingenommen. Joſeph Tröndlin war nämlich in jener Zeit das Haupt der rechtlich geſinnten Partei im Lande, welche, gegenüber dem fanatiſch verblendeten Salpetererbunde, die Tröndlin'ſche, oder, weil jener zugleich Müller war, die Müllerische genannt wurde. Der wackere Einungsmeiſter war von den Gegnern ſo ſehr gehaßt und gefürchtet, daß einſt ein Weib aus dem Volke öffentlich ausſprach: es wünſche mit dieſem Manne in ein und derſelben Stunde zu ſterben, weil dann alle Teufel nur auf ihn Acht haben müßten, daß ihnen die Seele dieſes Böſewichts nicht entgehe. — Zwei andere Bildniſſe, die ich jedoch wegen der einbrechenden Dunkelheit nur unvollkommen betrachten konnte, hatten, wie mir ſpäter der Wirth bedeutete, das eine den Redmann Konrad Ebner, weiland Hirſchwirth in Degern, das andere ſeine Ehefrau Katharine zum Gegenſtande. In der Hoffnung, mehr von dem Leben dieſer ehrſamen Einungsvorſtände zu erfahren, hatte ich mich entſchloſſen, im Wirtshauſe zu übernachten. Am folgenden Morgen beim Frühſtück lenkte ich ſodann den Diskurs wieder auf die Bildniſſe, und verſäumte nicht, auch nach der Chronik zu fragen. Das Dokument war jedoch nicht mehr vorhanden; mein Herbergsvater hatte es, wie er mir ſagte, vor

längerer Zeit einem Schweizer sogenannten Alterthumsfreund geliehen, aber trotz aller angewandten Mühe nicht mehr zurück erhalten.

Der gefällige Mann, als er mein Interesse an Allem, was die Verhältnisse seiner Vorfahren betraf, wahrgenommen, erzählte mir noch Manches aus der frühern Zeit, und legte mir unter Anderm auch einige abgerissene Blätter aus einem Tagbuch vor, welche kurze Notizen der Familie enthielten. Und weil Bauwerke, Möbel und andere Hinterlassenschaften uns in der Regel ein sprechenderes Bild vergangener Tage vergegenwärtigen, als selbst Worte und Schriften, so folgte ich dem Wirthe gern durch alle Räume seines Hauses, welches von dem Rekmann Konrad Ebner erbaut, noch in Allem so ziemlich die alte gute Zeit repräsentirte. Auf den breiten, mit hölzernen Decken und Geländern eingefaßten Gängen, hiengen verschiedene Bildnisse aus dem österreichischen Kaiserhause, die wohl die Gesinnung des frühern Besitzers andeuten mochten, und in einem geräumigen Zimmer des obern Geschoßes erinnerte noch Vieles an die Solidität alt bürgerlicher Einrichtung. Auch ein größeres Portrait, welches den Rekmann Ebner in seiner Amtstracht vorstellte, war an der Wand zu schauen, sowie dessen Kanzlei noch in einem rückwärts gelegenen Anbau des Hauses gezeigt wurde.

Alle diese Erinnerungen ließen in mir den Wunsch erstehen, die gewonnenen Materialien zur kleinen Geschichte zu ordnen und mit einer bildlichen, den Familienportraits entnommenen Darstellung zu ergänzen, welche Arbeit in nächstfolgendem Kapitel eingefügt werden soll.

Die Familie des Einungsmeisters.

„Flehet Brüder, legt an Zahne
Gut und Ehrung,
Die von Drangsal über Nacht,
Blutzeit nicht [illegible],
Wird zum Hohne
Die von Ost bereits sind."

Paul Flemming.

I

In den siebziger Jahren des letztverflossenen Jahrhunderts hauste auf dem Wirthshause zum goldenen Hirsch in Bergen die Wittwe des verstorbenen Wirthes Ebner. Einsichtsvoll und verständig hatte die Frau, während der bösen Zeiten des Salpeterhandels, ihr Hauswesen nicht nur gut durchzuführen, sondern auch das Vorhandene nicht unbedeutend zu mehren gewußt. Mit Behaglichkeit und Selbstgefühl konnte sie daher auf einen wohlgeordneten Hausstand blicken, der bei kurgerlicher Einnahme kaum mehr zu wünschen übrig ließ. Ihre Tochter war glücklich, das heißt an einen vermöglichen Mann verheirathet, und dem einzigen Sohne, einem kräftigen, jungen Burschen, Konrad, durfte man wohl mit Recht zutrauen, daß er in dieser Beziehung auch keinen Fehlgriff thun werde. Die tüchtige Mutter, längst gewohnt, die Zügel ihres häuslichen Regimentes theilweise einer wackern Gehülfin zu übergeben, hatte bereits in Gedanken sich umgesehen, wo für den Sohn wohl eine passende Partie zu finden wäre. Und nicht nur der Mutter, auch ihren Mitbürgerinnen war die Brautwahl des jungen Mannes Gegenstand angelegentlichster Sorge, und die Frage: Sehn oder nicht sehn? unter ihnen fortwährend an der Tagesordnung.

Glücklicherweise schien der Wunsch des Sohnes diesmal mit den Wünschen der Mutter in vollster Uebereinstimmung. Denn es war so viel wie entschieden, daß der junge Hirschenwirth sein Augenmerk auf das goldlockige Kränzle, die Tochter eines sehr vermög

lichen Hofgutbeſitzers in der Nachbarſchaft geworfen, und ſchon einmal mit der beneideten Schönen den Joſephs-Markt in Hauenſtein beſucht habe; ein Umſtand, in welchem die ländliche Politik ſo viel wie eine offizielle Erklärung erblicken wollte. Und als man kurz darauf die Beiden als Gevattersleute bei der Taufe des Erſtgebornen der verheiratheten Schweſter des Konrad zur Kirche ſchreiten ſah, mußte auch der letzte Zweifel ſchwinden. Weil jedoch, wie man zu ſagen pflegt, bei dergleichen Angelegenheiten allemal der Himmel hauptſächlich mit im Spiele iſt, ſo erwies ſich auch hier menſchliche Berechnung als zu kurzſichtig. Ein in dieſe Zeit fallendes Ereigniß brachte mit einem Mal eine Veränderung in den ganzen klug ausgeſponnenen Familienplan. Es war der Tod des Ginungsmeiſters Trönklin, der dem Ebner'ſchen Hauſe verwandt und befreundet, nach langem, vielbewegten Leben eingegangen war zur ewigen Ruhe.

Konrad kam von einer Fahrt, die er mit ſeinem vierſpännigen Zuge für einen Kaufmann nach Zurzach gethan, noch zur rechten Zeit nach Hauſe, um der Beerdigung des Vetters beiwohnen zu können. Die Leiche war mit allen, einem Ginungsvorſtande gebührenden Ehren zur Erde beſtattet worden. Der kaiſerliche Waldvogt ſelbſt, die Achtmannen, die Ginungswaibel mit ihren Hellebarden und hochrothen Röcken, nebſt einer großen Menge Volkes hatten den Verblichenen zum Grabe begleitet. Früh morgens war der junge Ebner nach Alpfen geritten, und gegen Mittag, nach beendigter Trauerceremonie, kehrte er wieder zurück, auffallend zerſtreut und nachdenklich. Die Mutter, welche auf ihre Fragen nur wortkargen Bericht über die Begräbnißfeier erhalten, ſchrieb ſein verſtimmtes Weſen dem Eindrucke zu, den das friſche Grab, das Leid und die Klage der Anverwandten auf ſein mitleidiges Herz gemacht habe, und ſchmeichelte ſich, daß der Sohn

in dieſem Punkte ganz der Mutter nachſchlage, welche bei fremdem Unglück bekanntlich niemals ungerührt bleiben könne.

Wider ſeine Gewohnheit hatte der ſonſt ſo geſprächige lebensfrohe Menſch Abends, ſtatt ſich zur Geſellſchaft an den vordern Tiſch zu ſezen, im Finſtern auf der Ofenbank Platz genommen, und nachdem er eine Zeit lang mit geſchloſſenen Augen, und zuweilen ſeufzend wie in ſchwerem Traume, dagelegen, begab er ſich früh auf ſeine Kammer, wo er aber, wie es ſich herausſtellte, nicht allſogleich einſchlafen konnte; denn als die Gäſte ſpät nach Hauſe giengen, ſah man den Träumer noch unter ſeinem Fenſter in die laue Sommernacht hinauslugen.

Am andern Morgen war aber der junge Mann früh im benachbarten Hauſe ſeines Vetters und „Göttes" erſchienen. Dieſer, ein Vertrauter und Freund des Ebner'ſchen Hauſes, ſaß eben mit den Seinigen bei der Morgenſuppe und ſprach ſeine Verwunderung aus, ſein Pathenkind ſo früh ſchon bei ſich zu ſehen. Die Baſe aber hatte ſogleich einen Stuhl zurechtgerückt, mit der Einladung, der Vetter möge mithalten beim Frühſtück. Dieſer jedoch dankte für Alles und beſchäftigte ſich, bis das Eſſen vorüber war, mit dem kleinſten Kinde, welches mit ſeinen großen blauen Augen ſo verſtändig aus dem bauſchigen, rothgeblümten Kiſſen ſchaute, als verſtünde es den Zuſpruch des freundlichen Vetters.

Als das Mahl vorüber und das Tiſchgebet geſprochen war (die Baſe trug eben die leere Schüſſel hinaus), wendet ſich Konrad zu dem Götti: er habe etwas unter vier Augen mit ihm zu reden. Und ſie gehen in die Kammer, und der Götti zieht die Thür geheimnißvoll hinter ſich zu; denn aus der Miene des jungen Vetters zu ſchließen, mußte es wohl etwas Wichtiges ſeyn, was er ihm mitzutheilen hatte.

„Ich möchte", fieng hierauf Konrad mit etwas gedämpfter

Stimme an, „ich möchte in einer Sach', die mir sehr am Herzen liegt, euren Rath erbitten."

„Und das wäre"? fragte der Götti erwartungsvoll.

„Ihr wißt", versetzte der Andere, „daß ich auf Jakobi den Kauf übernehmen soll, und, wie es sich von selbst versteht, bald eine Frau —"

„Aha", fiel ihm der Götti in die Rede, „versteh' dich schon, du möchtest die Sach' beschleunigen, vielleicht noch vorher den Ehbund —"

„Hört mich nur weiter", unterbrach ihn der junge Mann; der Götti aber ließ ihn nicht zu Wort kommen: „die Sach' ist schon eingefädelt", fuhr er fort, „Schatz, überlaß nur mir die Leitung; erst gestern hab' ich mit des Fränzeles Vater über die Angelegenheit verhandelt; der Alte ist content, und was das Mädle anbetrifft —"

„Daraus wird nichts, kann nichts werden", fuhr der Jüngere hastig dazwischen, „mich bindet kein Versprech, wir beide sind ganz und gar nicht für einander, und war Alles mehr nur das Werk meiner Mutter und Schwester. Schaut Götti, ich muß offen bekennen: — keine Andere als des Müllers Kätherle will und kann ich heirathen!"

Der Familienrath machte große Augen, drehte sich halb auf dem Absatz herum und sah mit einem Ausruf des Erstaunens an die hölzerne Decke des Gemaches, als sollte er ein Wunder schauen; dann wendete er sich fast merklich beleidigt an den Sprecher: „wenn der Handel", warf er empfindlich hin, „denn schon so sicher und abgemacht ist, was soll denn noch mein Rath?"

„Götti", fieng hierauf der Andere etwas geschmeidiger an, „ich weiß, daß Ihr's gut mit mir meint; auf Ehr' und Seligkeit versichere ich Euch, daß ich bis jetzt mit keinem Menschen noch ein

Wort über die Sach' geſprochen hab', als mit Euch; ſchaut, ich werd' noch manchen Berg zu überſteigen haben bis ich am Ziel bin, weiß ich ja doch ſelbſt noch nicht einmal, ob's Kätherle will und wie es geſinnt iſt; auch wird es ſonſt noch manchen Strudel abſetzen. Doch, ich denk', wenn ich nur Euch zu meinem Beiſtand hab', ſo wird ſich das Andere finden."

Sichtlich geſchmeichelt durch dieſes Zutrauen ſchwieg der Rath eine Weile, dann hob er an: „Alſo das Kätherle! — ei was man doch nicht Alles erleben muß — hm, das Ding wird ſeine Häckle haben und will überlegt ſeyn. Vor Allem nur nichts übereilt; es iſt bälder etwas verrennt als verſchlichen, ſagt das Sprichwort. Ja freilich wird es noch Berg' zu überſteigen geben. Potztauſig! deine Mutter — die Weiber ſind eigenſinnig, und eine Hauenſteinerin vorweg, wie ich aus meiner zwanzigjährigen Ehepraxis ſelbſt am beſten weiß. So viel mir bekannt iſt, Vetter, ſtehen die Trendlin'ſchen nicht am Beſten — zwar, des Hirſchwirths-ſehn von Degern braucht nicht auf Geld und Geldswerth zu ſchauen, ob aber deine Mutter auch ſo rechnet, nu das wird ſich geben; was ſeyn ſoll ſchickt ſich wohl. Was ich aber ſagen will: thu' vor der Hand keinen Zug, ich will's überlegen und einleiten. — Der Dunder! 's Fränzele das dauert mich; doch es hat Geld, und Geld iſt die Welt!"

Nach längerem Hin- und Herreden mußte der Freier wiederholt geloben, keine übereilten Schritte zu thun. Dafür ſagte ihm der Vetter feierlichſt ſeine Dienſte und Hilfe zu; auch den Vater des Fränzele wollte er über ſich nehmen und die Sache, wenn es denn einmal nicht anders ſeyn ſollte, ſchlichten, ohne daß eine Todfeindſchaft daraus entſtünde. So weit die Verabredung.

Doch, hören wir den Leſer oder vielmehr die geneigte Leſerin neugierig fragen: wer iſt denn dieſes Kätherle, und durch welche

Mittel gelang es ihm, die Seele des jungen Burſchen alſo zu verderben und einzunehmen? Ehe wir aber hierauf antworten, ſey uns erlaubt, einen Blick in die Vergangenheit zu thun, und Einiges über die Geſchichte des älterlichen Hauſes der Schönen und damit zuſammenhängender Zuſtände des Landes zu ſagen.

II.

Begeben wir uns deßhalb landeinwärts näher an das Gebirge, wo zwiſchen Kornfeldern und Tannenhügeln das Dorf Unteralpfen liegt. Dort, wo ſich das kleine, aus den „Hirſchmatten" rinnende Bächlein mit dem „Steinbache" vereinigt, unterhalb des Dorfes, ſteht am kleinen Weiher eine Mühle und Wohnhaus, ehemals das Eigenthum des Einungsmeiſters Joſeph Tröndlin, deſſelben Mannes, von dem bereits geſagt iſt, daß er während der Zeit der Salpetererkriege ſtets an der Spitze der beſonnenen Parthei geſtanden, die ſich nach ihm die Müller'ſche oder Tröndlin'ſche genannt habe.

Das Ländchen hatte zu jener Zeit noch ſeine altbergebrachte Gauverfaſſung; ein Bund zu gegenſeitigem Schutz und Trutz von dem Waldvolke beſchworen, der zum Zwecke hatte, die überkommenen Freiheiten und Rechte allzeit gebührend zu wahren, ſowie bei Kriegsgefahr die Grenzen des Landes zu vertheidigen: Alles jedoch unbeſchadet der kaiſerlichen Obergewalt.

Die oberſte Leitung des bürgerlichen Weſens lag in der Hand eines vom Volke gewählten Redmann's, dem als Vertreter kaiſerlicher Hoheitsrechte ein Waldvogt gegenüber ſtand, nebſt einem

Waldprobſt, welcher die Anſprüche des benachbarten Stiftes St. Blaſien, welches im Lande viele Zinspflichtige hatte, überwachen ſollte. Das ganze Land zerfiel wiederum in acht Diſtrikte, deren jeder eine, der Geſammtheit angeſchloſſene Einung bildete, in der ein alljährlich neu gewählter Einungsmeiſter die oberſte Stelle einnahm.

Eine große Anhänglichkeit an das Altererbte machte, daß dieſe Einrichtungen Jahrhunderte lang erhalten blieben; doch war dieſer löbliche Zug im Charakter des Volkes bei Vielen auch mit einem ſtörriſchen Mißtrauen und unbelehrbaren Eigenſinne gepaart, der jede, auch die wohlthätigſte Neuerung, als gefährlich erſcheinen ließ; und gewiß trug dieſe Sinnesart nicht wenig zu der Langwierigkeit der häßlichen Salpetererhändel bei, welche während eines halben Jahrhunderts den Frieden des Landes ſtörten. — Die Veranlaſſung zu dieſen Wirren lag in dem Verhältniſſe Hauenſteins zu dem Stifte St. Blaſien.

Viele Einwohner nämlich waren als ehemals Leibeigene dem Stifte noch zinsbar. Während langer Kriegszeit aber waren dieſe Verbindlichkeiten nicht mehr geltend gemacht worden und daher faſt in Vergeſſenheit gerathen. Da geſchah es im Jahr 1719, daß die Abtei ihre Rechte auf's Neue wieder beſtätigen und in Kraft treten laſſen wollte. Auf dem längſt nicht mehr gehaltenen Dinggericht zu Remetsweil ſollte durch einen Bevollmächtigten des Kloſters und zwölf vom Volke gewählte Richter die Angelegenheit in's Reine gebracht werden.

Während der Verhandlung erhob ſich ein früherer Einungsmeiſter, Fridolin Albiz von Bub, ſeines Geſchäftes ein Salpeterſieder, und machte Einſprache: der Dingredel ſey verjährt, behauptete er, die Leibeigenſchaft durch die Gnade Kaiſer Leopolds abgeſchafft, daher die Anſprüche St. Blaſiens ungerecht.

Es fruchtete nichts, daß der Waldvogt die Erklärung gab: es handle sich nicht um die allerdings abgeschaffte Leibeigenschaft, sondern um daher stammende Rechte und Abgaben, die kaiserlicher Seits anerkannt, dem Stifte rechtlicherweise zukämen. Ohne ein Verständniß erzielt zu haben, gieng die Versammlung lärmend auseinander. Der Funke der Widersetzlichkeit hatte gezündet, die Zahl Derer, welche den Forderungen des Stiftes ihre Anerkennung versagten, wurde mit jedem Tage größer; dieses aber hatte seine Sache vor den Kaiser als den Schutzherrn des Klosters gebracht, während anderseits Albiz, der Salpeterer, sich an die Spitze der Protestierenden stellte. — Dieser Mann war wie gemacht zum Parteihaupte. Bei einem männlich ausdrucksvollen Aeußern besaß er die Gabe der Rede wie Wenige, und an Schlauheit und Energie fehlte es ihm ebenfalls nicht. Starrsinnig und zugleich rauhen Gemüthes war er aber jeglicher Belehrung unzugänglich, und weil er kräftig den Rosenkranz betete und fleißig zur Kirche gieng und wallfahrtete, so stand er im Rufe besonderer Frömmigkeit, und Alles, was er sagte und behauptete, ward von seinen Anhängern den Aussprüchen eines Orakels gleich geschäzt.

„Das Land", so lautete seine halb auf wiedertäuferischen Vorstellungen beruhende religiös-politische Lehre, „sey nach dem lezten Willen des Grafen Hans von Hauenstein eine freie Reichsgrafschaft unter dem Schutze des Kaisers; St. Blasiens angebliche Rechte seyen treulos erworben und erkauft. — Bald werde jedoch unter Gottes Leitung die goldene Zeit des Patriarchal-Lebens zurückkehren. Jedermann werde frei seyn, und Gottes Wort allein, ohne andere Zuthat, richten. Nachdem die Bundesbrüder die Güter der Gegner unter sich getheilt, werde jeder Hausvater unter dem Baume vor seiner Hütte die Angelegenheiten der um ihn versammelten Angehörigen schlichten. — Doch werde bis dahin mancher

Jünger im Gefängniß ſchmachten, ja ſogar Marter und Tod erleiden müßen" u. ſ. w.

Es iſt begreiflich, daß ſolcherlei Grundſätze und Ideen ganz geeignet waren, die Menge zu gewinnen. Je mehr deßhalb auf der einen Seite Hinderniſſe ſich geſtalteten, deſto größer ward auf der andern Trotz und Leidenſchaftlichkeit. — Mag auch über die unchriſtliche Leibeigenſchaft und ihre Ausflüſſe, zumal von einem geiſtlichen Stifte ausgeübt, verſchieden gedacht werden, ſo muß doch die Art und Weiſe, wie die Salpetereranhänger den Streit führten, und zugleich fanatiſch-feindſelig gegen ihre übrigen Mitbürger auftraten, entſchieden mißbilligt werden.

Um den Schritten St. Blaſiens in Wien entgegen zu arbeiten, hatte der Häuptling, unterſtützt von ſeinen Freunden, eine Reiſe in die Kaiſerſtadt unternommen. Verwieſen an die Landesregierung zu Freiburg, wo er ſeine Beſchwerden vorzubringen habe, kehrte er in die Heimath zurück, Wunderdinge erzählend von dem guten Empfange, der ihm bei Hofe geworden. — Er gab vor, ſogar einen kaiſerlichen Gnadenbrief zu beſitzen, den ihm der Monarch ſelbſt eingehändigt habe, und als bald darauf bei einer Einungs-Vorſtandswahl, die alljährlich im Frühlinge vorgenommen wurde, ſeine verblendeten Anhänger auf die Veröffentlichung des Dokuments drangen, fragte er ſchlau und berechnet: Ob ihnen denn der Brief noch nicht zugeſtellt worden ſey? Der Einungsmeiſter Fröndlin, ſein Hauptgegner, müße ihn entweder unterſchlagen, oder treuloſerweiſe an das Stift St. Blaſien verkauft haben!

Dergleichen ſchlauberechnete Ausfälle verfehlten natürlich ihre Wirkung auf die erhitzten Gemüther nicht. Die Aufregung wuchs mehr und mehr, und als der unruhige Mann bald darauf verſtarb, führten ſeine Anhänger den Streit weiter, der in kurzer Zeit über den ganzen Unterwald ſich verbreitete.

Im Jahr ſiebzehnhundert und ſiebenundzwanzig wollte St. Blaſiens Abt im Lande die Huldigung vernehmen laſſen, ſie ward aber verweigert; und als die Regierung ſchärfere Maßnahmen gebrauchte, kam die lang verhaltene Flamme zum Ausbruch. Der Waldvogt hatte die, um ſelbige Zeit von den Salpeterern eigenmächtig erwählten Achtmannen greifen und in's Gefängniß nach Freiburg verbringen laſſen. — Dies war die Loſung zu rachſüchtiger Erhebung. Wie vorauszuſehen, entladete ſich die drohende Wolke zuerſt über dem Hauſe des beſonnenen Sinnungsmeiſters zu Alpfen, der ſtets zur Beſonnenheit und billigen Verſtändigung der Partheien gerathen. Mit Knitteln bewaffnet ſtreifen nächtlicher Weile wildtobende Rotten vom Gebirge her über den Wald. Raub und Gewaltthätigkeit droht allen ſogenannten Ruhiggeſinnten, die erſchreckt ſich flüchten. Die Mühle zu Alpfen wird überfallen; man raubt Pferde und Hausrath; läßt den Mühlteich ab, fiſcht ihn aus und verſtopft die Deichel; kaum daß der Sinnungsmeiſter dem Tode von der Hand heimlich Auflauernder entgeht. — Endlich zieht von Freiburg her kaiſerliches Militär mit etlichen Geſchützen; in ihrem Rücken aber erhebt ſich der Landſturm, über tauſend Salpeterer mit einigen hundert gewaltſam fortgeriſſenen „Ruhigen". Auf den Feldern bei Degern ſchaart ſich der Haufe um die altehrwürdige Landesfahne, den heranziehenden Grenadieren die Spitze zu bieten. — Doch ſchon nach den erſten Schuſſen ſtiebt der Haufe auseinander, und die Flüchtigen berichten den Übrigen daheim: St. Blaſien habe ſich zum Nachgeben bereit erklärt, daher weiteres Blutvergießen unnöthig.

Nachdem mehrere Haupträdelsführer ergriffen und zur Strafe an die ungariſche Militärgrenze abgeführt worden waren, kam einige äußere Ruhe über das Land. — Doch im Innern der erbitterten aufgeleiteten Gemüther gährte noch der alte Groll und die Hoffnung, dereinſt dennoch zu obſiegen.

Trotz der Stürme von Außen war die Mühle zu Alpfen die Stätte glücklicher Häuslichkeit. Der Sohn des Einungsmeisters, mit einem thätigen braven Weibe verheirathet, besorgte das Mühlgeschäft, während der Großvater den einungsmeisterlichen Geschäften oblag. Ein Töchterlein war von mehreren Kindern allein noch am Leben und daher mit doppelter Sorglichkeit von den Aeltern gepflegt und behütet. Und wenn auch die Störungen und Beschädigungen, welche dem Hause von Seite irregeleiteter Mitbürger widerfuhren, keineswegs geeignet waren, Wohlstand und Besitzthum zu mehren, so fand dafür die Familie ein solideres Glück in treuem Zusammenhalten in guten und schlimmen Zeiten und in dem Selbstbewußtsein besserer Naturen, gegenüber äußerlicher Anfeindung und Verkennung.

Noch war aber der Streit im Allgemeinen nicht zu Ende. Nach längerem Verhandeln war man zwar mit St. Blasien einig geworden, dem Lande alle Lasten, welche der ehemaligen Leibeigenschaft entstammten, gegen eine gewisse Loskaufssumme zu erlassen, und alle Billigdenkenden, welche es mit dem Lande gut meinten, wünschten sich Glück zur endlichen Beilegung der unseligen Händel; nicht so die Salpeterer. Diese schrien über Verrath, hielten wieder bei Tag und Nacht Versammlungen, warben Anhänger und bereiteten sich zu abermaligem Widerstande vor. Zwanzig Männer, der Häuptling Fridolin Gerspach an der Spitze, machen sich unverzüglich auf den Weg nach Wien, um bei dem Kaiser Beschwerde einzulegen wegen der Abschließung des Vertrages. Zugleich unternimmt ein Schwärmer, Leontius Brutschi von Degern, eine Wallfahrt nach Einsiedeln mit hundert und elf Jungfrauen, um für glückliche Verrichtung der Geschäfte zu beten. Zwei Männer aus jeder Einung ordnen die Reihen, während eigens bestellte Weiber für den täglichen Anzug und die Zöpfe der Pilgerinnen Sorge tragen

müßen. — Aber weder die Gunſt des Himmels noch die Zuſtimmung des Kaiſers ward den Unzufriedenen. Es erſchien vielmehr eine landesherrliche Botſchaft, welche das Getriebe offen mißbilligte, ſo wie ein kaiſerliches Sendgericht, beſchüzt von militäriſcher Macht, um die Zuſtände des Landes einer Prüfung zu unterwerfen.

Joſeph Tröndlin, der einſichtsvolle Sinnungsmeiſter, mit den übrigen Obmännern und einem freigewählten Landesausſchuß traten mit den Abgeſandten in's Einvernehmen. — Die Salpeterer, um alle Verſtändigung zu hindern, nahmen ihre Zuflucht abermals zur Gewaltthätigkeit. — Bewaffnete Rotten erheben ſich im Gebirge, bei Gartweil und dem wilden Tiefenſtein; ein verabſchiedeter Soldat ordnet die Reihen und führt ſie gegen die heranrückenden Milizen. — Wie bei Dogern folgt auch hier auf die erſten Schüſſe übereilte Flucht, und mehrere der Anführer werden mit den Waffen in der Hand ergriffen. — Doch konnte weder das Hochgericht zu Albbruck, noch die Strafen der Verbannung den tiefgewurzelten böſen Schaden heilen, welcher vier Jahre ſpäter wiederholt zum Ausbruche kommen ſollte.

Mildgeſinnt hatte die Kaiſerin Maria Thereſia den Verbannten Rückkehr in die Heimath geſtattet. Manche, welche die Unverbeſſerlichkeit dieſer Schwärmer kannten, ſchüttelten bedenklich die Köpfe, als ſie von dieſer Maßregel hörten. „Setze eine Katz in's Taubenhaus wie du willſt, ſie bleibt eine Katz und wird miauen!“ ſagte der alte Tröndlin, als er die Rückkehr der erzunruhigen Partheigänger vernahm. Und ſiehe, er hatte ſich nicht getäuſcht. Denn alsbald erſcholl erwartungsvoll die Kunde von der Freilaſſung der Verbannten, und wieder begann das alte Spiel. Die Männer, hieß es, ſeyen in's Land geſchickt, um die Beſchwerden der Salpeterer zu ſammeln und ihren Handel auf's Neue zur Entſcheidung vor den kaiſerlichen Thron zu bringen.

Ein Anſchlag der Aufrührer, ſich des Landesarchivs in Degern zu bemächtigen, wird durch die beſonnene Dazwiſchenkunft des Einungsmeiſters Tröndlin vereitelt, der ſchleunigſt die Schriften nach Waldshut zu bringen ſucht. Aber nur mit Mühe gelingt es durch Schließen der Stadtthore, den nachſtürmenden Troß von der Verfolgung abzuhalten.

Dieſes war jedoch Alles nur der erſte Akt des beginnenden Drama's, in welchem die berüchtigten Anführer: das begnadigte „Tochtermännle", der „Preuß", „Gaudibaus" und Andere die Heldenrollen übernehmen.

Vor allen Dingen ſollte ein vernichtender Schlag gegen die Hauptgegner Joſeph Tröndlin in Alpfen und den gleichnamigen Einungsmeiſter in Rotſel ausgeführt werden. Beide Männer waren bisher zum großen Verdruße der Unruheſtifter immer wieder durch des Volkes Stimme zu den oberſten Einungsſtellen berufen worden. Ein Advokat aus Baſel, welcher die Sache der Salpeterer zu führen unternommen, hatte in langer Schrift die Beſchwerden ſeiner Partei bei der Landesregierung zu Freiburg übergeben, und beſonders heftig gegen die obgenannten Männer losgezogen und auf ihre Beſeitigung gedrungen. Dieſe verfaßten eine Gegenſchrift, die mit biderbem Spotte, ſcharfſinnig und ſchlagend die Gegner entwaffnete, zugleich aber ihren Haß auf's Höchſte ſteigerte.

Der unterdeſſen hereingebrochene ſiebenjährige Krieg hatte dem Lande drückende Laſten und Einquartierung gebracht. Natürlich, daß an allem Dieſem niemand Schuld iſt, als die beiden Tröndlin. Eine Deputation der Unzufriedenen geht deßhalb abermals an den Wiener Hof, die Unbill dem Kaiſer vorzuſtellen. — Verderbendrohende Dünſte ſammeln ſich, die bald wieder als Gewitter über dem Müllerhauſe zu Alpfen ſich entladen ſollten.

Dem anhebenden Sturme zu begegnen, hatte der Obriſt des

über den Wald verlegten öſterreichiſchen Regimentes mehrere der Aufwiegler gefänglich einbringen laſſen. Vergeblich. — Schon zeigen ſich wieder die bekannten Sturmvögel: Bettler, Keſſelflicker, Wahrſager und Gaukler, und durchziehen in Schaaren das Land, die unſinnigſten Gerüchte verbreitend. Der wackere Einungsmeiſter Tröndlin, hieß es, ſollte bald verrückt geworden, bald erſchlagen oder landesflüchtig ſeyn.

Es war zu Anfang des Auguſt. Eine trübe regneriſche Luft lag über der Landſchaft. — Wohl mochten böſe Ahnungen den Bewohnern der Mühle am Steinbach Unheil künden. — Im Hauſe des Mayer, eines Bruders des berüchtigten Tochtermännle, giengs geſchäftig aus und ein. Bis tief in die Nacht dauerten die heimlichen Zuſammenkünfte. Eine Lumpenſammlerin, die dort übernachtet, hatte die Müllersfamilie gewarnt, auf der Hut zu ſeyn, herumſtreifendes Geſindel habe verlauten laſſen: daß der alte „Halunke", der Einungsmeiſter, von einem hingerichteten Salpeterer in Joſaphat's Thal geladen, im nächſten Frühjahr ſeine Felder nicht mehr ſelbſt anſäen werde u. ſ. w. Und ſchon gab es Manche, die, auf allgemeine Verbrüderung hoffend, dieſen oder jenen Acker des Müllers als ihr dereinſtiges Eigenthum anſehen mochten.

Tiefhängende Wolken verfinſterten die Nacht. Ein ſchnaubender Wind ſchweifte um die Halden, über die weiten Getreidefelder, und flüſterte unheimlich in den Erlen am Mühlbache.

Da weckte Gepolter die Hausbewohner; der Müller ſprang aus dem Bette, donnert's? fragte ihn erſchreckt und ängſtlich ſein Weib — ehe ihr Mann aber noch antworten konnte, begann der Lärm von Neuem. Die Hausthür wurde eingeſchlagen; — vergeblich war das mannhafte Entgegentreten des Müllerknechts. Die Verſchworenen dringen ein, die Stiege herauf, Mayer, des Tochtermännles Bruder, voran. „Landesverräther", ſchreit der Troß dem

Müller entgegen, der mit einer Hellebarde muthig sich zur Wehr setzt. Er wird übermannt, der obere Stock erstürmt, die Thüren erbrochen und der Einungsmeister ergriffen und gebunden herausgeschleppt. Jammernd und halbtodt vor Schrecken waren Mutter und Tochter eine Zeit lang in der Kammer geblieben; als das wilde Getöse verhallt und Stille eingetreten, wagten sie sich heraus. Betäubt und blutend von einem schweren Schlage über den Kopf liegt der Müller auf dem Boden. — Mit Hilfe eines Müllerknechts gelingt es der jammernden Frau, den Mann wieder in's Leben zurückzurufen.

Katharina, das Töchterlein, war dazumal neun Jahre alt.

In ein und derselben Nacht waren auch das Haus des Einungsmeisters in Reigel und anderer Männer von der Gegenpartei überfallen und die Inwohnenden abgeführt worden. Unter den rohesten Mißhandlungen wurden die Unglücklichen fortgeschleppt in die rauhe entlegene Gegend Gerweil, wo man sie im dortigen Wirthshaus in enge feuchte Kellerlöcher einsperrte. Sie schienen verloren, denn der rasende Haufe verlangte ihren Tod. Vergeblich waren die Befehle des Waldvogts, sie frei zu lassen; erst nachdem der Waldkommandant Pommer mit Grenadieren und Husaren heranzieht und die Verschworenen überwältigt, gelingt die Befreiung. Aber noch waren die Tage des Schreckens und der Verwirrung nicht vorbei. Das Gift gehässiger Spaltung war bis tief in's Innere einer jeden Gemeinde und Familie gedrungen; ja sogar die Spielplätze der Kinder waren in zwei feindliche Lager getheilt. Die ganze Einung bot ein Bild der traurigsten Zerrissenheit. Männlich und besonnen hatten die Freiburg auf einer Landgemeinde zu Gerweil zur Besonnenheit gemahnt. Der zudringliche Basler Advokat spielt im Lande den Geiergeber und ordnet den Landsturm. Fanatisierte Haufen durchziehen das Land; von Dorf zu Dorf, von

Hütte zu Hütte werden die Tröndlin'ſchen verfolgt, mißhandelt und im wilden Taumel theilt man ſich in ihre Güter. Gaudihans als Dictator der freien Grafſchaft ladet die beiden verhaßten Einungsmeiſter von Alpfen und Rotſel vor ſeinen Richterſtuhl. Sie müßen flüchten, zuerſt nach Waldshut, dann über den Rhein, geächtet und mit dem Tode bedroht.

Und über die Mühle zu Alpfen bricht abermals ein böſes Verhängniß herein. — Was geſchah, melden die Familienpapiere mit kurzen Worten:

„† 1745 wurde Konrad Tröndlin (der Sohn des Einungsmeiſters) von den Salpeterern ſo erbärmlich mißhandelt, daß er das Leben dadurch einbüßen müßen."

Noch vor Ablauf deſſelben Jahres ward die Macht der Empörer in zwei kurzen Treffen gebrochen. Die rings aufgebotene Landwehr, Bruder gegen Bruder, ein Trupp Huſaren und wenige Infanterie trieben die Empörer, welche Waldshut vergeblich berennt hatten, in die Enge. In den wilden Bergen und Feldſchluchten um Herriſchried, wohin ſelbſt im Schwedenkriege nie der Fuß eines Kriegers gekommen, wurde der lezte Kampf gekämpft, und geendet zum Nachtheile der Meuterer. — Aber das tiefe Leid mancher Familie, der Schmerz um verlorene Angehörige, geſunkener Wohlſtand und was ſonſt noch für bittere Früchte der Aufruhr und Krieg gebracht — das Alles konnte nur allmälig die Zeit heilen und die Hand deſſen, welcher die Schickſale der Völker lenkt.

III.

Acht Jahre nach dem Tode des Vaters beſchloß auch der Großvater, der vielgeprüfte Einungsmeiſter, ſein bewegtes Leben. „Fliehe, weltliche Eitelkeit, vertraue dem Höchſten und behalte dein Gewiſſen lauter zu aller Zeit", waren die lezten Worte des Sterbenden an ſeine Enkelin, die jezo mit ihrer Mutter allein ſtand in liebeleerer Zeit, die, wie die kalte Luft nach einem Gewitter, den unglückſeligen Empörungsjahren gefolgt war.

Am Tage des Begräbniſſes war der junge Ebner frühe im Trauerhauſe angelangt. Oft, noch in beſſeren Tagen, hatte er die Familie beſucht; ſein verſtorbener Vater, ein Blutsverwandter des Einungsmeiſters, gehörte entſchieden zur ſogenannten Tröndlin'ſchen Partei, deren Geſchick er in guten wie in böſen Zeiten redlich getheilt hatte. Ohne Worte, im Gefühle des bitterſten Leides, hatten die Frauen den Jüngling empfangen. Stumm reichte ihm Katherina, das einzige Töchterlein, die Hand, ihr Geſicht an ſeinen Arm gelehnt. Es lag in der Geberde etwas Flehendes, als ſuche das ſchwache, hilfsbedürftige Kind Schutz an der Bruſt des Verwandten und Jugendfreundes. — Ernſte Augenblicke, in welchen der Seele alles Kleinliche und Erkünſtelte unzugänglich iſt, haben meiſt etwas Großes, und verketten gleichgeſinnte Menſchen oft unauflöslicher als die Momente der Luſt und Freude.

Der junge Mann fühlte ſich ſonderbar ergriffen. Nur wenige Worte des Troſtes kamen über ſeine Lippen. — Mehrere Verwandte waren unterdeſſen erſchienen, die Stube füllte ſich mit Leidtragenden. In der Kammer ſtand der Sarg, an welchem betend die Hinterlaſſenen knieten, umgeben von Frauen in Trauertracht, mit brennenden Wachskerzen in den Händen. — Wie ein

Traumbild gieng Alles an dem Vetter und Freund vorüber. — Die Glocken erſchallten und der lange Zug ſezte ſich in Bewegung. Faſt mechaniſch folgte er der Bahre, welche von acht Einungsobmännern getragen wurde. — Wenig blieb ihm von der Leichenrede, und noch weniger betheiligte er ſich an dem üblichen Leichenmahle. Es trieb ihn hinaus, um mit ſich und ſeinen Gedanken allein zu ſeyn; darum verabſchiedete er ſich bald, auf ruhigere Zeiten ſeine Beſuche verſprechend.

Auf dem Nachhauſeritt hatte der Burſche erwünſchte Muße, das Erlebte noch einmal an ſeinen Sinnen vorübergleiten zu laſſen. — Wie ein Glasgemälde, von dem Strahl der Sonne getroffen, plözlich in harmoniſchen Farben erglüht und in beſtimmten Umriſſen ſein Gegenſtand ſich erzeigt, alſo hatte der Blick der Liebe all' ſein Denken und Wünſchen entflammt und zu einem einzigen lichten Bilde geſtaltet. Er gedachte der Tage und Stunden, die er früher, in den bewegten Zeiten des Bürgerkrieges, mit der ſchönen Baſe zuſammen gelebt. Aus dem zarten morgendlichen Dufte der Jugend trat ihr Bild lieblich in den Vorgrund der Gegenwart. Seine frühere verwandtſchaftliche Gleichgültigkeit gegen das Kind war mit einem Mal, wie durch Zauber, umgewandelt in Liebe gegen die hehre Jungfrau, die in verſchönender Glorie des Leides unabläßig vor ſeinen Blicken ſtand. — Mehrmals war die Kleine während der früheren Unruhen im Ebner'ſchen Hauſe untergebracht worden. Einmal mehrere Wochen zur Zeit, als die Salpeterer ſich geweigert, den Franzoſen, welche von Konſtanz her das Land überſchwemmten, Contribution zu leiſten, und der Großvater als Einungsobmann dafür Execution und Einquartierung erhalten hatte. Ein andermal befanden ſich Beide auf der Flucht im Hauſe des Landvogtes zu Waldshut, wo die Landkinder in der vornehmeren Umgebung nur um ſo kameradſchaftlicher ſich aneinander

anſchloſſen. Auch jenes Tages erinnerte ſich der Jüngling, wo er mit ſeinem Vater, auf die Nachricht von der Mißhandlung des Müllers, nach Alpfen gefahren, und mit dem Mädchen und andern Nachbarskindern in der Kirche des Dorfes beten mußte für den tödtlich verwundeten Mann.

Unter ſolchen Grübeleien hatte er unbewußt den größten Theil des Weges zurückgelegt, vorüber an Wieſen und ſegenverheißenden Kornfeldern, ja ſogar an den eigenen, ohne ſie zu beachten; und wenn der Blick des ſonſt aufmerkſamen Landwirths je einmal darüber hinſchweifte, ſo ſah er nur rothe Roſen und blaue Kornblumen, und Schmetterlinge, die ſich in den ſommerlich heißen Lüften wiegten. — Und in dieſer Stimmung haben wir den jungen Mann damals nach Hauſe kommen und ſeinem Vetter und Götti den bewußten Beſuch abſtatten ſehen.

Mehr noch als die fragliche Einwilligung der Mutter, die allerdings gewohnt war, in häuslichen Angelegenheiten ein entſcheidendes Wort zu ſprechen, war dem Hoffenden der Wille, die unerforſchte Neigung des Mädchens ein Gegenſtand peinlicher Unruhe. Jezt erſt fiel ihm wieder ein, was kürzlich die Baſe im Geſpräch mit der Mutter geäußert: daß nämlich Katharina durch Verwendung der Frau Waldvögtin, einer Freundin der Fürſt-Abtiſſin zu Säckingen, wahrſcheinlich im dortigen Kloſter Aufnahme finden und den Schleier nehmen werde. — Was er früher nur mit halbem Ohr gehört, fiel ihm jezt wie ein ſchwerer Stein auf's Herz. Schon ſah er das Mädchen eingekleidet, der Welt für immer Lebewohl ſagen; ſich ſelbſt aber als armen Adam hinausgeſtoßen aus dem ſehnſüchtig erträumten Paradieſe. Tauſendfach verwünſchte er die Zutbunlichkeit der Frau Waldvögtin; je mehr er die Sache überlegte, deſto mehr drängte es ihn, ſo bald wie möglich etwas Entſcheidendes zu wagen. Vor allen Dingen mußte er über des Mädchens Ge-

ſinnung in's Klare kommen; dann erſt ſollte ſein Alliirter, der Götti, geeignete Schritte thun. Ehe jedoch noch irgend etwas geſchehen konnte, ſpielte eine zufällige Begegnung, die Gunſt des Augenblickes, freundlich die Vermittlerin.

IV.

Am nächſten Sonntagnachmittag, es war herrliches Wetter und die Luft träumeriſch und heiß, ſehen wir den jungen Ehner gedankenvoll, wie ſich's für einen Grillenfanger geziemt, am Fenſter ſtehen. — Gilt ſein Blick etwa dem Wetter, weil die Aernte bereits in Angriff genommen? oder ſchweben ſeine Gedanken mit den Raben dort, die in Zügen über die Wälder ſüdlichen gegen die Berge Unteralpfens? — Wäre das Letztere der Fall, ſo dürfte das Lied, welches die fröhlichen Burſche hinter ſeinem Rücken in der Wirthsſtube ſingen, wohl als Text zu ſeiner augenblicklichen Stimmung gelten.

„Nur dein gedenk ich, bin ich erwacht,
Du biſt mein Stern in dunkler Nacht;
Am blauen Himmel ſeh ich dein Bild,
Beim Sternenſchimmer ſtrahlſt du mir mild."

Ehe noch das Lied zu Ende, raſſelte eine zweiſpännige Kutſche heran und hielt vor dem Hauſe. Der dienſtbefliſſene Wirth eilte hinaus, die Gäſte zu bewillkommen. Und ſiehe — es war die geſtrenge Frau Waldvögtin mit ihrem Töchterlein — und noch Jemand, deſſen Anblick dem Aufwartenden am Kutſchenſchlag überraſchend das Blut in's Geſicht trieb — Katharina, die Enkelin des Ehnungsmeiſters. Der höfliche Wirth zieht die grüne, mit Gold

und Pelzwerk verbrämte Sammtkappe vom Haupte, bückt sich tief und schlägt den Wagentritt auseinander. — Ob die Mutter zu Hause? fragt die adelige Dame grüßend mit herablassender Bewegung des Fächers, und steigt, als jener bejaht, gestützt auf den Arm des jungen Mannes, aus dem Wagen, ebenso das hochgethürmte Puderköpfchen mit der Wespentaille, und zuletzt — das schöne Kind vom Lande, welches in seiner gefältelten Jüppe, dem dunkeln Goller und schwarzseidenen Plunderkäpplein einen auffallenden Kontrast bildet gegen die modischen Damen der Stadt.

So freudig Konrad anfänglich auch überrascht schien, so schnell verdüsterte sich sein Blick, denn eine bängliche Ahnung raubte ihm jedes Wort, was er zum Empfange entbieten gewollt. War es nicht offenbar, daß allein die leidige Klostergeschichte die Damen mit dem Müllerstöchterlein zusammengeführt? Er mußte äußerlich freundlich scheinen, während ihm innerlich doch wind und wehe war. Konnte am Ende die Angelegenheit nicht schon weiter gediehen seyn als er nur dachte? So kam ihm vor, während er die Frauen in's Haus geleitete, als ginge er hinter seiner eigenen Bahre her, als müße er sein freudig hoffendes Gemüth bereits verwelkt zu Grabe tragen helfen. In steigendem Unmuthe machte er sich Luft in geheimen Verwünschungen über die vornehme unberufene Unterhandlerin und die Fürst Äbtissin zu Säckingen. Und wahrhaftig ein Glück konnte es genannt werden, daß die Mutter gleich bei der Hand war, die Gäste gebührend zu empfangen, denn der Sohn hätte in diesem Augenblicke, statt unterwürfiger Worte, lieber gleich polternd seinem Ingrimm die Zügel schießen lassen, das fein angezettelte Planwerk zu zerreißen.

Die Herrschaften, wie er hörte, kamen in der That von Alpfen, wo die gnädige Frau im Leondlin'schen Hause, gegen welches man österreichischer Seits so viele Verbindlichkeiten zu haben

glaubte, Beileidsbesuch gemacht, und mit Einwilligung der Wittwe-Mutter das Töchterlein auf einige Zeit zur Erholung mit nach der Stadt genommen hatte.

Von früher her war man aber gewohnt, bei Spazierfahrten sein Absteigquartier im befreundeten Hirschenwirthshause in Degern zu nehmen. Die gnädige Frau, eine berechnende Haushälterin, glaubte gefunden zu haben, daß auf dem Lande alles besser und wohlfeiler zu bekommen sey als in der Stadt, daher sie in der Regel ihren Hausbedarf an Obst, Butter, Leinwand und Anderem durch Vermittlung der gefälligen Wirthin in Degern bezog; und selbst der gestrenge Herr Waldvogt hatte für das Ländliche so große Vorliebe, daß er behauptete, das Waldshuter Brod durchaus nicht essen zu können, weßhalb nur solches von Degern auf seinen Tisch gebracht werden durfte. Natürlich, daß man für solche schuldige Dienstleistungen die Rechnung oft sehr spät, zuweilen auch gar nicht abzuverlangen beliebte.

Auch diesmal hatten ähnliche Betreffnisse die Gnädige in's Haus geführt. Man war durch die Wirthsstube, vorüber an den honneurs-machenden Bauersleuten in das Nebenzimmer geschritten, wo die Gesellschaft sich niedergelassen hatte, um einen kleinen Imbiß einzunehmen.

Während des Mahles sezte die adelige Dame ihrer ländlichen Vertrauten gesprächig auseinander, welch' große Theilnahme sie und ihr Mann an den Geschicken der Fründlin'schen Familie nähmen, zumal jezt, nach dem Hingang des Großvaters, dessen wenig hinterlassenes Vermögen wohl am besten für die Uneigennützigkeit und Amtstreue des vielfach verläumdeten Mannes Zeugniß gebe und wie sie sich's jezt zur Pflicht mache, mit Hilfe ihrer Connexionen für die Zukunft Katharinens, des lezten Sprößlings des einungsmeisterlichen Hauses, Sorge zu tragen u. s. w.

Katharina saß, ohne einen Bissen von dem Frühstück anzurühren, geschäftig neben der Frau, die also unaufhaltsam fortfuhr, über die Verhältnisse des älterlichen Hauses zu verhandeln und ihre eigene Mildthätigkeit in ein günstiges Licht zu stellen. Konrad, der argwöhnisch jedem Worte gelauscht, schoß funkelnde Blicke nach der Sprecherin. Er glaubte zu wissen, wo das Ganze hinaus wollte, und fühlte sich mächtig versucht, jetzt gleich vor aller Augen sich zum Ritter des verlassenen, argloſen Geschöpfes aufzuwerfen. — Doch bald lenkte die redselige waldvögtische Ehehälfte das Gespräch wieder auf Wirthschaftsgegenstände, und nachdem der Imbiß eingenommen, erhoben sich die Frauen, um, geleitet von der Hausfrau, einen Rundgang durch Küche und Vorrathskammern zu machen. Unaufgefordert hatte sich Konrad dem Zuge angeschlossen. — Der Augenblick war kostbar; — konnte nicht heute oder morgen schon dem harmlosen Mädchen ein bindendes Wort, ein Versprechen abgedrungen werden? Aus dem Hofe, wo man dem Hühnervolk eine flüchtige Beachtung geschenkt hatte, gieng es über die breiten Gänge und Stiegen in's obere Stockwerk, wo einige Zimmer ganz neu hergerichtet und auf's Schönste möblirt worden waren.

Es war nicht mehr als billig, daß, während die Wirthin zu den vorausschreitenden Damen hielt, Konrad sich der beschied'nern Jugendfreundin beigesellte. Die Mutter, als man die unbewohnten Zimmer betreten und die grünangestrichenen Fensterläden geöffnet hatte, gab nicht undeutlich zu verstehen, daß all' diese Herrlichkeiten nur auf die Zeit warteten, wo dereinst (wo möglich recht bald) eine brave Schwiegertochter die bejahrte Mutter im Hauswesen ablösen und die Pflegerin ihres Alters werden sollte: „denn", setzte die Sprecherin hinzu, „ein so großer Umtrieb ist mit fremden Leuten nicht immer am Besten versorgt, und ich kann halt auch nicht mehr überall so nachkommen; will aber Einer, daß's ihm g'ling,

ſo lueg er ſelber nach ſein'm Ding, war das Sprichwort meines Mannes ſelig!“

„Es wird“, bemerkte lächelnd die Frau Waldvögtin, „nur auf Euch ankommen, in dieſem Punkte eure Wünſche recht bald erfüllt zu ſehen“. — War es ja doch kein Geheimniß mehr, daß der Sohn ſo gut wie verlobt ſey und im Begriffe ſtehe, dem reichen Fränzele die Hand zu reichen. — Und auch Katharina mochte in dieſem Augenblick an die Glückliche denken, die beſtimmt war, in dieſe wohnlichen Räume als waltende Hausfrau eingeführt zu werden. Ihr Begleiter aber ſtand wie auf Kohlen — ſein Bekenntniß ſchwebte ihm auf den Lippen. — Die Mutter ſchritt nun mit den Damen in's Nebenzimmer, wo Vorräthe von gedörrtem Obſt und andern landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen aufbewahrt lagen. Konrad aber, der zögernd zurückgeblieben war, trat mit ſeinem Bäschen an ein offenes Fenſter, wo auf zierlichem Straußbrett ein lieblicher Blumenflor ſproßte. — Weiter hinaus ſah man über dunkelbelaubte Obſtgärten, und zwiſchendurch die ſonnig blitzenden Wellen des nahen Rheins. Jetzt oder nie mußte ein keckes Wort, eine kühne Werbung verſucht werden. — Er ergriff ihre Hand: „Katharina“ — ſagte er mit ungewiſſer Entſchloſſenheit, „theile mit mir; du ſiehſt, zum Guten fehlt mir noch das Beſte — wähle, — ſprich ja oder nein“. — Er hielt inne und ſtand vor ihr, wie der Rekrut, im Begriffe die gezogene Nummer zu öffnen. — Das Mädchen ſchaute ihn verwundert an. — Das war nicht der Ton, nicht die Miene des Scherzes. — Er aber glaubte in den ſchönen feuchten Augen zu leſen, — daß er gewonnen habe; und ihr ſchüchterner Einwand: ob ſie auch wohl im Stande ſeyn werde, allen Anſprüchen einer ſolchen Familie zu genügen, ſagte ihm nur, was ihr geliebter Mund verſchwieg: daß er glauben und hoffen dürfe.

Doch es war nicht die Zeit zu langen Erörterungen; eben

rief die Mutter aus dem Nebengemache, wo der Sohn Auskunft geben ſollte über die Preiſe verſchiedener Fruchtgattungen.

V.

Mit fröhlicherem Muthe geleitete der Wirth die Gäſte zum Wagen, als er ſie vor einer Stunde empfangen hatte. Sein Geſicht ſchien vergnügter beim Abſchied, als es beim Willkomm geweſen; und vermuthlich war er jezt auch gegen die Frau Waldvögtin und gegen die Fürſtabtiſſin zu Säckingen um ein Gutes milder geſtimmt.

Sein Mißmuth war wie weggewiſcht, und in der Freude des Sieges konnte er unmöglich auf halbem Wege ſtehen bleiben und der Mutter die Sache länger verſchweigen; auch war er zu ungeduldig und aufgeregt, um die Vermittlung des bedächtigen Götti abzuwarten. — Noch vor Sonnenuntergang wollte er in's Klare kommen, und keine quälende Ungewißheit mit ſich zu Bette nehmen.

Wahrſcheinlich war es mehr die Haſt und ſtürmiſche Art, wie er das Anliegen der Mutter vortrug, als die Sache an ſich, was der Frau mißfiel und Widerſtand hervorrief. Mit etwas mehr Ruhe und Schmiegſamkeit würde er leicht auch dieſen entwaffnet haben, aber heute glich er einem Strom, der beim geringſten Hinderniß aufbrauſt und überſchwillt. — Er drohte, wenn man ihm das Mädchen nicht laſſen wolle, Haus und Hof im Stich zu laſſen, und unter landesfremden Menſchen ſein Glück zu ſuchen.

Schmerzlich überraſcht ſchwieg die Frau, der Sohn aber rannte hinaus ohne Hut, unter den glühenden Abendhimmel, durch Felder und Wieſen an die Geſtade des mächtigen Rheins. — Und wie die Wellen zischten und ſchäumten und am Ufer ſich brachen, alſo legte ſich allmählig ſeine Leidenſchaft. — Ruhe und Beſonnenheit

kehrten wieder, und er glaubte, je mehr er über die Sache nachdachte, zu fühlen, daß er ſich übereilt und Unrecht habe.

Unterdeſſen hatte ein guter Geiſt den Götti in den Hirſchen geführt. Gewöhnlich Sonntagabends pflegte er dort Beſuch zu machen. — Wenige Gäſte traf er in der Wirthsſtube; im Nebenzimmer aber ſaß die Wirthin, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſeufzend und in Thränen. — Der Hausfreund ſtutzt, eine leiſe Ahnung läßt ihn das Vorgefallene halb errathen, und die abgeriſſenen Antworten und Ausrufe, als er gefragt, was geſchehen, geben ihm vollends Gewißheit. Solchen Undank, jammerte die Frau, müſſe man an den eigenen Kindern erleben — man ſeze die Mutter auf die Seite, und zeige ihr, daß ſie unwerth ſey — kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz — und hierauf wieder eine neue Fluht von Thränen.

Alſo, dachte der Gevatter bei ſich ſelbſt, hat Konrad, der Hizkopf, das ganze Spiel verdorben, und meinen fein ausſtudierten Plan zu Waſſer gemacht. — Doch nach kurzem Ueberlegen faßte er ſich und bedachte, daß jezt erſt ſein Vermittlungswerk beginnen müße.

„Frau Gevatterin", begann der Familienrath mit Würde, „wenn ich recht berichtet bin, ſo handelt es ſich um den Konrad und das Kätherle; — die Wahl iſt, beim rechten Licht betrachtet, ſo gar weit gefehlt nicht. — Luegt, die Jugend will auf ihre eigene Art leben, alſo war es auch zu unſ'rer Zeit; und wider die Liebe, das wißt ihr ja wohl, iſt kein Kräutle gewachſen. — Das Mädle aber, muß Ein's ſagen wie's Ander, iſt gut und ſchaffig auferzogen, und zudem aus eurer nächſten Verwandtſchaft; und ihr könnet ſchon um der Freundſchaft und Liebe willen, ſo ihr zu dem trendlin'ſchen und öſtreichiſchen Namen traget, dem Kätherle nicht abhold ſeyn. — Lueget, der Alte, tröſt ihn Gott, hat's um euer Haus gar wohl verdient; und was ſein Großkind, das Kätherle anbelangt, ſo denke

ich, wird euch das Mädle zu ehren und zu schätzen wissen, und euch, hol' mich Gott, auf den Händen tragen; — hat auch alle Ursach dazu, und wollt ihm's nicht anderst rathen; — wer weißt aber ob's Fränzele — —".

Aber du lieber Gott, gegen das Kätherle hatte ja die Mutter eigentlich nichts einzuwenden. — Das trutzliche und ungattige Wesen, womit ihr die Sache als bereits aus- und abgemacht zu wissen gethan worden, das war es ja eigentlich, was ihr die Seufzer und Thränen ausgepreßt hatte.

Doch auch diesen lezten Vorhalt wußte der Freund zu entkräftigen. An dem ganzen Mißverständniß, sagte er, sey er allein Schuld. Konrad habe ihm die Sache anvertraut und ihn ersucht, ein gutes Wort deßhalb bei der Mutter einzulegen, wozu er halt bis jezt noch keine Gelegenheit gefunden habe wegen der vielen Erntegeschäfte. Wenn sie also partout auf Jemand bös seyn wolle, so müße sie es auf ihn seyn, so unlieb ihm's auch wäre. „Daß aber Unfried und Zank deßwegen im Haus obwalten soll", schloß er, „das kann ich nun und nimmer zugeben, Frau Gevatterin. Der Konrad ist wohl e' bißle rasch und hizig, aber sonst kein bös Fünkle in ihm, und wenn man ihn zu behandlen versteht, die gut' Stund selber. — Darum, Frau Bas, die Hand d'rauf: essen und vergessen; alles Andre will ich über mich nehmen und ausfechten."

Mit also beredten Worten wußte der Götti den Unmuth der Frau abzulenken und den Boden zu lockern, auf welchem die Oelpflanze des Friedens wieder Wurzel schlagen und grünen konnte.

Und sicherlich wäre denselben Abend noch das Fest der Versöhnung unter drei Menschen gefeiert worden, wenn Konrad, von seinem Gang an den Rhein zurückkommend, nicht sogleich auf seine Kammer geschlichen wäre, und verstimmt über sein Dareinfahren sich zu Bette gelegt hätte.

Doch der folgende Morgen versöhnte vollends die Herzen, und der Götti, der alsobald herübergekommen, erschien noch zu rechter Zeit, um zu dem neu aufgerichteten Bunde sein Bravo und Amen sprechen zu können.

So kam es, daß man noch in selbigem Jahr ein glückseliges Paar zum Altare treten sah; und weder der Hochzeiter noch die Braut sollen den Schritt je bereut haben, sowie nicht minder die beiden Mütter alle Ursache hatten, mit dieser Wendung der Dinge zufrieden zu seyn.

Aber — wird die schöne Leserin fragen, wo bleibt denn die projectierte Klostergeschichte? — Ei nun, diese wird eben nur Projekt gewesen seyn, und zwar allein nur im Kopfe der fürsorglichen Frau Waldvögtin und ihrer Freundinen.

Von dem goldlockigen Fränzele aber weiß ich nicht mehr zu sagen, als daß es noch vor der Hochzeit seines wetterwendischen Liebhabers, und diesem zum Schabernack, den reichsten Bauern der Umgegend, den Untervögtle von Birndorf, geheirathet habe.

Das Hochzeitsfest des jungen Hirschenwirths gestaltete sich zum kleinen Volksfeste, an dem viele Tröndlin'schgesinnte von nah und fern Antheil nahmen; und auch das waldvögtische Ehepaar versäumte nicht, den Tag mit seiner Gegenwart zu beehren. Der gestrenge Herr Waldvogt selbst brachte den ersten Trinkspruch aus auf das Wohl der Neuvermählten und den dauernden Frieden des Landes, und Alles griff zu den Gläsern und die Spielleute machten Tusch. Der Götti aber, welcher das Amt eines Brautführers begleitete, war besonders vergnügt und aufgeräumt, weil er mit Fug und Recht das Ganze für sein Werk und die Frucht seiner diplomatischen Gewandtheit ansehen durfte.

Auf dem Hirschenwirthshause ruhte fortan der Segen einer wohlgeordneten Häuslichkeit. Wie ein Baum aus rauhem Klima, unter mildern Himmel versezt, freudiger grünt und ausdauernder alles Ungemach erträgt, also nach trüber Jugendzeit die Enkelin des Einungsmeisters, die treue dem Treuen zugewendete Gattin und dankbar anhängliche Schwiegertochter. Wohl kamen noch schwierige Zeiten. Der halberloschene Brand bürgerlicher Unruhen zuckte noch einmal empor und drohte allen Bessern Verderben; aber aus den Wirren und Trübnissen gieng vor Allen männlich und besonnen Konrad Ebner hervor, der Hirschenwirth in Degern. Ein Mann des allgemeinen Vertrauens, ward er bald zum Einungsmeister, später sogar zur obersten Würde eines Rathmanns auserwählt. — Der Geist des alten Tröndlin schien sich fortgeerbt zu haben auf den würdigen Schwiegersohn. An Kraft, Besinnung und Sitte den Alten ähnlich, zeigte er sich jedoch keineswegs störrisch oder abhold den Fortschritten und Forderungen der Zeit, und war daher ganz der Mann, welchen das Land zu seinem Frieden und seiner Wohlfahrt von Nöthen hatte.

Geschäzt und geachtet von den kaiserlichen Oberbeamten und ihr Vertrauter, wußte er doch stets seine bürgerliche Selbstständigkeit und die Interessen seines Landes zu wahren. Als einst die Regierung dem Lande eine Vermehrung der Steuern zugedacht hatte, berichtete der Rathmann freimüthig an die Landesstelle, daß er für seine Person dem Kaiser mit Gut und Blut ergeben sey, jedoch aus diesen und jenen Gründen die angekündigte Maßregel als unbillig erachte, und nicht dafür einstehen könne, wenn seine Hauensteiner unzufrieden und schwierig würden u. s. w. Die Sache wurde hierauf in nochmalige Berathung gezogen, und man fand sich bewogen, von der Verordnung Umgang zu nehmen; jedoch keineswegs, wie es in dem Reskripte hieß, der ausgesprochenen

Drohung wegen, ſintemalen Oeſterreich ſcharfe Bajonette genug beſitze, ſeine Beſchlüſſe aufrecht zu erhalten, ſondern lediglich auf Grund genommener näherer Einſicht.

Ein beſonderer Ehrentag ward dem redmänniſchen Hauſe bei Gelegenheit der Reiſe, welche Kaiſer Joſeph im Jahr 1777 durch ſeine öſterreichiſchen Vorlande machte. Von Freiburg kommend, hatte der Monarch ſeinen Weg über die Vorburg Hauenſtein und Togern genommen, wo vor dem Hirſchenwirthshauſe der Redmann und die Einungsmeiſter in ihrer Amtstracht, und die mittelalterlichen Hellebarden in den Händen, zu ſeinem Empfange bereit ſtanden. Nachdem der erſte Willkomm vorüber, fragte der Kaiſer, ob ſie keine Beſchwerden vorzubringen hätten, und als ihm mit Nein geantwortet wurde, ſagte er lächelnd: „Das wundert mich, ihr habt doch ſonſt immer was zu klagen gehabt!“ Der wohlwollende Fürſt beliebte hierauf ſein Abſteigquartier im Hirſchen zu nehmen, in dem ſtets gut kaiſerlich geſinnten Hauſe. Katharina, die ſtattliche Wirthin, hatte die Ehre, ihrem Kaiſer eigenhändig aufwarten zu dürfen, während ihr Mann den Mundſchenk machte. Anerkennend erinnerte ſich der Landesh[illegible] auch der Verdienſte des Großvaters, deſſen Andenken er wohl durch ſeine Einkehr bei der Enkelin zu ehren gedachte, und ſchon hatte er ſich entſchloſſen, die Nacht über hier zu verbleiben, als zum Verdruſſe des Redmanns Abgeordnete von Waldshut kamen, ihre Majeſtät zu bitten, das Nachtlager innerhalb der Mauern ihrer getreuen Waldſtadt nehmen zu wollen, ein Geſuch, welches der gütige Fürſt nicht wohl abſchlagen konnte. Er ließ daher nach der Zeche fragen; aber der galante Wirth und ſeine Frau verſicherten, daß die Ehre, ihren Herrn und Kaiſer bewirthet zu haben, der einzige Lohn ihrer ſchuldigen Dienſtleiſtungen ſey, und ſie bäten nur, ſo vorlieb nehmen zu wollen. Der hohe Gaſt lud das ehrenwerthe Paar

freundlichst ein, ihn auch einmal in Wien zu besuchen, und schied, nachdem er zehn Dukaten als Trinkgeld in die Küche geschenkt hatte.

Nach langer glücklicher Ehe trennte endlich der Tod die treuen Gatten. — Der Redmann starb zu Anfang der neunziger Jahre, und dreißig Jahre später schied auch die Wittwe aus dieser wechselvollen Zeitlichkeit.

Das deutsche Reich ist unterdessen untergegangen und die Grafschaft Hauenstein an das Haus Baden gediehen, unter dessen Scepter manch' altes Vorurtheil erlöschen, und viel Gutes in Uebereinstimmung mit den Bruderstämmen gepflanzt und gepflegt werden.

Noch aber erinnern sich Viele mit Anhänglichkeit und Vorliebe des wackern Redmanns Konrad Ebner, welcher zugleich einer der letzten Einungsobmänner des hauensteinischen Waldvolkes war.

Ehe ich das freundliche Degern verließ, wollte ich dem Wirthshause zum goldenen Greif noch einen flüchtigen Besuch abstatten. Hier in diesem mittelalterlich gebauten Hause wurden ehedem die Wahlen der Einungsverstände durch gemeinsame Mahlzeiten festlich begangen, weshalb man früher an der Außenwand des Gebäudes auf diesen Brauch bezügliche Gemälde sah, welche zehende Unterwäldner beim Schmause versammelt zum Gegenstande hatten. Nachdem aber Konrad Ebner die Redmanns-Würde erlangt hatte, wurden diese Feste in dem Hirschen abgehalten, was der Wirth zum Greif so übel nahm, daß er die Kunstzierden an seinem Hause auslöschen und übertünchen ließ. Doch hat Letzteres in so fern noch einige historische Bedeutung, als in seinem Kellergewölbe

bis auf den heutigen Tag das hauenſteiniſche Landesarchiv aufbewahrt wird, und mit ihm, wie der Hauenſteiner träumt, die koſtbaren Dokumente des Grafen Hans und andere vergebliche Freiheitsbriefe und Urkunden.

Es war ſchon völlig Nacht und ein ſchweres Gewitter am Himmel, als ich Waldshut erreichte. Grelle Blitze erleuchteten auf Augenblicke die Gaſſen und Plätze der alten Stadt, und bald rauſchte ein heftiger Platzregen hernieder, der auch theilweiſe noch den folgenden Tag anhielt und dem Fremden wenig Freiheit geſtattete, auſſer dem Hauſe ſich umher zu treiben.

Die Stadt mit ihren wohlerhaltenen Thoren und Mauern hat noch viel mittelalterliches Anſehen, was dem landſchaftlichen Bilde ſehr vortheilhaft zu Statten kömmt*). Mein hieſiger Aufenthalt dauerte länger, als ich Anfangs im Sinne hatte. Das leidige Wetter machte alles Wandern zur Unmöglichkeit, ſo den erſten wie den zweiten Tag. — Der Wind peitſchte den Regen in Strömen aus der nahen Schweiz über die hochgehenden Wogen des Rheins und die waldigen Höhen des Haspel und Hungerberges. Der Wanderſtab muſte deſshalb bei Seite geſtellt, und zu einem Fuhrwerke Zuflucht genommen werden.

Vom Rhein Abſchied nehmend, gieng die Fahrt über Thiengen und Uehlingen aufwärts, die Straſe nach Lenzkirch. Die finſtern Tannen ſchüttelten im kalten Weben melancholiſch ihre regenſchweren Häupter und verliehen der öden Gegegend noch trübſeligern

*) Wie viel Erhaltungswürdiges wird dagegen nicht da und dort durch ſtädtiſche wie höhere Verwaltungsbeamte einer verkehrten Verſchönerungsſucht und leeren Neuerungsſucht zum Opfer gebracht. Ein Büchlein, wo die Sünden der Art alle verzeichnet wären, müſte eine ebenſo unterhaltende, als übel erbauliche Lectüre ſeyn.

Ausdruck. Einige vierspännige Züge, welche schwere Bauhämme hinunter an den Rhein schleppten, waren fast das einzige Lebendige, was dem Reisenden und seinem einsilbigen Wagenlenker auf der Straße begegnete.

Im Posthause zu Lenzkirch, wo ich übernachtete, wollte ich günstigere Witterung abwarten, allein die Aussichten dazu wurden immer schlechter, und kaum einmal machte der Regen eine Pause, die ich benützte, um nach Friedenweiler überzusiedeln. Der einsame Titisee, an dem der Weg vorüber führt, spiegelte nur schwarze Gewölke ab, und weil unser Inneres, wie der Spiegel des See's, seine Färbung gerne von der Umgebung annimmt, so war auch die Stimmung des Reisenden nicht die heiterste. Mißmuthig und trübsinnig wie der Titisee traf ich im Klosterwirthshause zu Friedenweiler ein, wo ich auf mehrere Wochen mich einquartierte.

Hier in dieser stillen Bucht, wohin kaum eine Welle des unruhsamen Weltlebens sich verliert, verbrachte ich mehrere Wochen. Das anhaltende Regenwetter war ganz geeignet zu selbstbeschaulicher Abgeschlossenheit, und nur selten konnten größere Ausflüge in die Umgegend unternommen werden.

Beschränkt auf meine Stube, wendete ich zunächst meine Aufmerksamkeit dem ehemaligen Kloster zu, welches ohne allen baulichen Schmuck meinem Fenster gerade gegenüber lag.

„Friedenweiler", sagt ein fliegendes Blatt, welches mir zufällig in die Hände kam, „ist Anno 1123 von Johann Freiherrn von Zimmern, und Abt zu St. Georgen, für Benediktinerinnen gestiftet worden. Nachdem aber dieses Kloster durch widerwärtige Zeiten ganz abgegangen und ausgestorben, wurde solches von Heinrich Grafen von Fürstenberg wieder auferweckt, und um das Jahr 1570 mit Cisterzienserinnen von Lichtenthal besetzt".

Eine Legende, welche bildlich dargestellt in der Klosterkirche

zu ſehen, ſchreibt die Veranlaſſung der Gründung folgendem Vorfall zu. Als obgenannter Abt von St. Georgen, ſo wird erzählt, einſt auf einer Jagd verirrt, nächtlicher Weile an die Stelle des Waldes gekommen, wo ein jäher Felſ in's Thal ſich ſenkt (der ſogige Stationenberg), ſeyen Roß und Mann in die Tiefe geſtürzt; der Abt jedoch, durch die Hilfe der heiligen Jungfrau, die er während des Falles angerufen, ſey unverletzt am Leben geblieben und habe ſpäter aus Dankbarkeit das Kloſter geſtiftet.

Gegenwärtig ſind hieher noch pfarrlich die Thalgemeinden Eisenbach, Schwärzenbach, Langenordnach und Rudenberg. Alle dieſe Orte, und viele umliegende, ſind heut zu Tage vorzugsweiſe der Sitz ſchwarzwäldiſcher Uhrenmacherei. Ganz beſonders iſt es aber die Schildmalerei (wer kennt nicht die bunt bemalten Zifferblätter der Schwarzwälder Uhren), welche hier betrieben wird, und einem zu Friedenweiler Geborenen ſogar ihre Mitbegründung und erſte erfolgreiche Ausübung verdankt. Da ich zufällig eine kleine Hauschronik, von dieſem Manne verfaßt, zur Hand bekommen und glaube, daß es für Viele nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte, einen Blick in das Innere einer gewerbthätigen ſchwarzwälder Haushaltung zu thun, ſo mögen die wenigen Blätter hier eine Stelle finden. Voran geſtellt dieſen eigenhändigen Umriſſen finden wir in dem Gedenkbuche eine Schilderung, die wir, als im Zuſammenhange mit jener, hier ebenfalls zuerſt mittheilen wollen.

Die beiden Schwestern.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum
Wie treu sind deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum
Wie treu sind deine Blätter."

Duftöltee

Es war ein klarer Sommermorgen, erzählt ein Reisender, als ich frühe mein schwarzwälder Wirthshaus verlassen hatte, um weiter in die benachbarten Thäler zu wandern. Die Sonne machte heiß, und nach einigen Stunden mühsamer Bergwanderung sehnte ich mich nach einer Labsal unter dem schattigen Dache irgend einer Schenke. Von der eigentlichen Straße abgehend, hatte ich auf gut Glück einen Fußweg eingeschlagen, der mich aus grünen Wiesen aufwärts durch lange Strecken Wald und Gestrüpp führte, ohne Aussicht, bald menschliche Wohnungen anzutreffen. Als irrender Ritter wendete ich mich an ein Hirtenmädchen, welches mit seinem Strohgeflechte in der Hand am Wege saß, und die in dem niedern Gehölze zerstreut grasenden Kühe hütete. Das Kind, nachdem es vernommen, was ich suchte, führte mich zu einer Lichtung des Waldes und zeigte auf ein Haus mit großem, überhangendem Schindeldach, neben ein schlanker Tannenstamm mit grünem Busch dem durstigen Wanderer schon von weitem das Ziel seiner Wünsche zu erkennen gab.

Ich spendete meinem guten Engel ein kleines Trinkgeld und schritt auf das ländliche Hotel zu, bei dem ich, näher gekommen, eine Schaar festlich gekleideter Kinder gewahrte, die, gemustert von einem größern Mädchen, nur auf Ordnung zu warten schienen, um sich alsbald in Marsch zu setzen. Der Wirth unter der Hausthüre bewillkommte mich mit der Gesprächigkeit eines Wäldners, und bedeutete mir, daß die Aeltern seine Gäste seyn, die Kleinern aber im Begriffe stunden nach Kirchenweiler zu gehen, wo heute eine Trauung vollzogen werden solle, welcher nach alter Sitte sämmtliche

weibliche Schulkinder des Kirchſpiels als Kränzlejungfern anwohnen würden. „Bei ſo einem Anlaß“, erläuterte der Mann, „können Sie oft fünfzig bis ſechzig Kinder den Zug in die Kirche begleiten ſehen; Mädchen von jedem Alter, vom ſeidenen Putz der Reichen, bis herab zum barfüßigen Hirtenkind im grünen Röcklein und gelben Strohhut; — iſt die Trauung vorüber und der Zug im Braut- oder Wirthshaus angekommen, ſo reichen die zwei Geſpielinen im Namen der Braut jedem der Ehrenmägdlein ein Stück farbigen Zeuges zu einem Goller oder Bruſtlaß, während der Hochzeiter herumgeht und Brot und Wein unter ſie ſpendiert.“

„Auf dieſe Weiſe“, verſetzte ich, „wird ja hier zu Land jede Hochzeit zum kleinen Kinderfeſte“.

„Zum Volksfeſte, wenn Sie wollen“, entgegnete der Wirth, „denn wie in andern Landesgegenden Jahrmärkte und Kirchweihen die Leute zuſammen führen, ſo findet ſich der zerſtreut in den Thälern lebende Wäldner gerne fünf bis ſechs Stunden weit zu einer Hochzeit ein, wo er vorausſetzen darf, Bekannte und Freunde zu treffen; ja ſelbſt der Geſchäftsmann benuzt ſolche Gelegenheiten, um mit ſeinen Abnehmern oder Handelsfreunden ſich in's Benehmen zu ſetzen. — Da ſollten Sie einmal die Wirthſchaft ſehen, bei ſchönem Wetter finden Sie das Haus ringsum mit Stühlen und Tiſchen beſetzt, und im Innern, in der Wirthsſtube, auf der Scheuertenn, wie im Leibgedingſtüblein, wohin überall die Spielleute ſich vertheilt haben, wird getanzt. Denn Sie müßen wiſſen, Freund, der Wäldner iſt ein Hauptliebhaber vom Tanz, obwohl er auch ein gutes Gläslein und ſaftiges Eſſen nicht verſchmäht; — und mit Recht — denn wer die ganze Woche, das Jahr durch redlich das Seine thut, dem ſoll es auch gegönnt ſeyn, bei ſchicklicher Gelegenheit einmal vom Grund aus ſich luſtig zu machen. — Ich hoffe nämlich nicht, daß Sie auch zu Denen gehören, die, während ſie ſich Alles recht wohl

ſchmecken laſſen, beſtändig über das verdorbene genußſüchtige Volk raiſonniren. — Bei ſolcherlei Anläſſen aber bringt der ächte Wäldner auch keinerlei Ungemach der Witterung und des Weges in Anſchlag. — So zum Beiſpiel hab' ich oft von meinem Großvater, tröſt' ihn Gott, erzählen hören, wie einmal junge Burſche, die mit ihren Mädchen beim Nachhauſegehen von einer Tanzbeluſtigung zu Lenzkirch, in den dazumal noch unwegſamen Seitenthälern von einem Schneeſturm überfallen, und am andern Tag ſammt und ſonders erfroren gefunden worden ſeyen; ein beweglicher Anblick ſoll es geweſen ſeyn, die Mädchen in den Armen, an der Bruſt ihrer Liebſten, als hätten dieſe ſie vor dem grauſigen Unwetter ſchützen wollen. — So hatte Alle der Tod überraſcht, und Schnee und Kälte ihnen ein ſchauerliches Grab gebettet."

Während dieſer Reden waren wir in die holzgetäfelte, von vielen Fenſtern erhellte Wirthsſtube getreten, wo ich mir einen Imbiß von ſchwarzwälder Käſe und einem Glas Markgräfler trefflich ſchmecken ließ.

An der Wand, meinem Platz gegenüber, bemerkte ich mehrere Schwarzwälder-Uhren, deren beſonders zierlich bemalte „Schilde" mir eine beifällige Aeußerung entlockten, welche von dem Wirthe mit augenfälligem Behagen aufgenommen wurde. Als hätte er nur auf ſchickliche Einleitung gewartet, verbreitete ſich jezt der Mann redſelig über dieſen Gegenſtand. Ich erfuhr, daß ſeine verſtorbene Frau die Künſtlerin ſey, welche die hübſchen Tableaux mit ihrem Blumen- und Blätterſchmuck gefertiget habe. Als beſonders werthgeſchäzt bezeichnete er mir das Eine, welches im Halbbogen über dem Zifferblatte ein goldenes Herz mit einer Inſchrift, von Immergrün umgeben, zur Schau trug.

Es mußten dieſe Sinnbilder den Mann wohl an ſchönere Tage mahnen; denn aus ſeinen Augen blizte es wie Erinnerung,

und ſeine Rede gewann merklich an Wärme, als er mir die Tugenden der Seligen ſchilderte und den Riß, den ihr Tod in ſein Leben gethan habe, und wie er ſeitdem der halbe Mann nimmer ſey. „O, ſie war eine Künſtlerin", ſagte er, „die ihres Gleichen geſucht hat. Bei richtiger Anleitung hätte ſie es gewiß auch in der größern Welt zu etwas gebracht. Aber ſo fehlt es eben manchem Bäumlein im ſchattigen Wald an Licht und Luft, empor zu wachſen. — Haben Sie vorig meine Jüngſte betrachtet, die ſich draußen mit den Kindern abgegeben? — das vollkommene Ebenbild der ſeligen Mutter; die blauen Augen, das helle Haar und auch die Größe —".

In dieſem Tone fuhr der begeiſterte Wittwer und Vater noch eine Zeit lang fort; dann lenkte ich die Rede wieder auf die Uhrenmacherei, und die mit ihr verwandten Gewerbe. Ich konnte aus Allem, was ich hörte, entnehmen, daß der Mann über die heimathlichen Zuſtände ziemlich unterrichtet war, und aus der Art und Weiſe zu ſchließen, wie er ſich ausdrückte, auch ſchon die Welt geſehen haben mußte. Nachdem er mir das Entſtehen der Uhrenmacherei auf dem Wald auseinandergeſetzt, fragte ich, ob ihm nicht bekannt ſey, wie die Schildmalerei ihren Anfang genommen, und wer ſie zuerſt mit Erfolg betrieben habe.

„Wie man an alten Uhren ſieht", berichtete er, „wurden die Ziffern anfangs ſchlechtweg nur mit Dinte oder ſchwarzer Oelfarbe ausgezogen, ſpäter kamen gedruckte Papier Schilde auf, die meiſtens von Augsburg bezogen wurden, bis endlich in den vorigen ſiebenziger Jahren die Lackfarben erfunden und angewendet wurden. — Einer der Erſten, die ſich in dieſer Kunſt hervorthaten, war meines Wiſſens der Maler Konrad Kirner im kleinen Eiſenbächle, und wenn Sie die Sache beſonders intereſſirt, ſo könnten Sie vielleicht von einem Tagbuch Einſicht nehmen, welches, ſo viel mir be-

kannt, jener Mann eigenhändig verfaßt und seiner Familie hinterlassen hat.

Ich zeigte mich bereitwillig den Wink zu benützen, worauf mir der Wirth Haus und Gegend, wo jene Familie wohnte, näher bezeichnete und sagte, weil er ohnehin heute Mittag zur Hochzeit müße, die im Wirthshaus zur hohen Ahorn gefeiert werde, so könnten wir ein Stück Wegs zusammen gehen, da auch jenes Haus in dieser Richtung liege.

Nachdem ich meine Zeche berichtiget hatte, säumten wir nicht, uns alsbald auf den Marsch zu begeben. Begleitet vom herrlichsten Wetter, schritten wir bergan gegen das bezeichnete Wirthshaus. Kein Lüftchen wehte, und das Geklingel der Heerden in den nahen Matten, sowie das dumpfe Klopfen der Sägmühle im Thal, waren die einzigen Laute in dem stillen Sommertag. Eine Ruhe lag über der Landschaft, wie man sie nur im Hochlande trifft.

„Ein schöner Tag!“ bemerkte ich.

„Accurat wie vor vierunddreißig Jahren um diese Zeit“, erwiederte er, „wo ebenfalls eine Hochzeit auf der Ahorn gefeiert wurde. — Ei du lieber Gott, wie doch die Zeit verstreicht, Freund, es kommt mir vor, als wär' es erst gestern gewesen. — Dazumal freilich war unser einer noch ein anderer Bursch. Die Welt bleibt jung, aber wir, Freund, wir werden älter. — Kaum daß die Sonn' am Höchsten steht, neigt sie sich schon wieder zum Untergang. — Doch, um wieder auf selbige Hochzeit zu kommen: — vor vierunddreißig Jahren war's, als ich dort mein gottselig Weib kennen gelernt hab'. — Der Tag steht mir noch so lebhaft im Gedächtniß bis auf den geringfügigsten Umstand. Und hintennach die verteufelte Geschichte mit dem Valentin; — es kam mir wahrhaftig zu gut, daß der damalige Justizamtmann ein guter Bekannter von meinem Vater selig, und ein vernünftiger

Mann dazu war, sonst hätt's am End' noch zu bösen Häusern geführt."

„Ich denk", nahm ich das Wort, „Ihr erzählt mir die Geschichte, wir haben eine tüchtige Strecke bis zum Wirthshaus und ein gutes Gespräch verkürzt den Weg."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von einem närrischen Patron, wie ich damals einer war, erzählen zu hören, so soll es geschehen. — Zuerst muß ich Ihnen aber Einiges aus meiner frühesten Jugend sagen, um zu zeigen, wie oft geringfügige Umstände uns die Richtung geben können.

Ich weiß nicht, kennen Sie das Schwärzenbachthal; wenn Sie vom Ebnermoos, welches wohl eine der höchst bewohnten Stellen des Waldes ist, nach Schwärzenbach kommen, finden Sie mehrere große Einödhöfe. — Die Alten sagen, die Heiden hätten sie erbaut und sie wären feuerfest, obwohl ganz von Holz. Ich geb' zwar wenig auf abergläubisches Wesen, doch hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß, wären die Balken so nah über'm Feuerherd von gewöhnlichem Holz, sie schon längst in Flammen aufgegangen seyn müßten, wie denn schon oft auch die Prob' gemacht worden ist mit untergehaltenen Feuerbränden. Die Heiden, behaupten unsere Vorältern, hätten das Geheimniß gekannt, das Holz im rechten Zeichen, nach Gestirn und Mond zu schlagen, also daß es weder leicht verbrennbar, noch durch Werfen oder Schwinden untauglich geworden wäre. Damit will ich aber nur sagen, daß eben das Haus ein sehr altes war, sowie auch unser Geschlecht, welches seit Menschengedenken darauf gebauet hat. Sie können sich wohl vorstellen, daß man in solcher Einöde von nichts Anderm wußte, als vom Ackerbau und einer großen, ausgebreiteten Viehzucht. Ja, so menschenscheu waren die Bewohner, daß, wie ich mich noch gut erinnere, wenn je einmal im Jahr ein Fremder das Haus be-

trat, wir Kinder uns hinter den Ofen, oder die Kleinern gar in's Bett sich verkrochen. Das Jahr sechsundneunzig aber brachte so viel ungebetene Besucher, daß dieses schüchterne Wesen hinlänglich abgestumpft werden konnte. In selbigem Jahr nämlich hielten die Condéer und Oestreicher die alten Schanzen am hohlen Graben besetzt, wo es bald auch zum Treffen kam. Bei dieser Affaire bekamen wir die erste Einquartierung; zuerst Condéer und Kaiserliche, dann Franzosen. — Das Haus war oft so überfüllt, daß wir selbst ausquartieren mußten und in Scheuer und Stall übernachten. Und wenn man den Deutschen nachsagt, sie seyen tapfre Trinker, so gaben ihnen damals die Republikaner kein Haar breit nach, denn sie tranken den Wein oft aus Kübeln und Gelten, nicht viel anderst als das Unvernünftige. Erst vor Kurzem hab' ich noch einen alten Kalender aus des Vaters seligen Nachlaß gefunden, worin aufgezeichnet ist, wie einmal zwei Fuhrknecht' und zehn Infanteristen in anderhalb Tagen zusammen getrunken vierunddreißig Maß Wein und vier Maß Branntö, dazu anderthalb Pfund Zucker und Weißbrod bis genug. Man kann sich denken, was bei solcher Wirthschaft alles d'raufgegangen ist. Nach den Franzosen kamen ungarische Husaren, die's auch nicht besser machten; denn nicht nur, daß sie baares Geld verlangten und für den Wachtmeister und seine gnädige Frau Etwas extra, trieben sie's so weit, daß man ihnen noch Honig für die Pferde geben mußte.

So empfindlich diese Einbußen auch für unsere Haushaltung waren, konnten sie doch leicht verschmerzt werden, weil sie vorübergiengen; das Schlimmste aber war ein Prozeß, der sich schon beinahe eine ganze Generation hindurch auf dem Gute fortgeschleppt hatte und endlich die Familie um Haus und Hof brachte. Ich mag damals ungefähr acht Jahr alt gewesen seyn, und denk' mir's, als wär's eben heut. — Der Vater kam aus der Neustadt, wo

ihm bei Amt der Entscheid des leidigen Streites publiziert worden war. Es war Abend und ein schweres Wetter am Himmel. Wir Kinder hatten uns um die Mutter in der Küche versammelt, wo sie zu Nacht kochte, als der Vater hereintrat, verstört und blaß wie der Tod am Fahnen, und wir konnten bald merken, daß er etwas zu viel getrunken hatte; denn wie ihn die Mutter fragen will, wie's gegangen und was er Gutes bringe, geht's los; Donner und's Wetter, wie hat der Mann geflucht und hasseliert, und er wirft die Schrift, welche er aus dem Rocksack zieht, das Urthel, in's Feuer, rennt hinaus in die Stubenkammer und kommt zurück mit einer Lad', worin die alten Kaufbriefe und Gerechtsame des Hauses aufbewahrt lagen, und schleudert das alte Möbel dem Andern nach in die Flamme, daß diese hoch aufflackert an dem alten rußigen Kaminschoß.

„Um Gotteswillen!" ruft die Mutter, und will ihn beschwichtigen, er aber flucht alle Wetter vom Himmel und verwünscht alles Herren- und Schreibervolk in den Erds-Grundsboden und das ganze Haus dazu, bis auf Kind und Kindeskinder. — Indem fährt ein furchtbarer Blitz und Donnerschlag über das Dach, und wir Alle fahren zusammen und fangen an zu schreien und weinen und die Mutter mit uns. Denn so jung wir Kinder waren, so merkten wir doch, um was es sich handle, und daß Alles verloren sey. Der Prozeß nämlich betraf den großen Wald am Hohberg, der von Seitenverwandten des Vaters angefochten worden war, dazu das Waldrecht auf einem großen Theil unseres Gutes.

Dieser Verlust, das lange Prozessieren verher, und des Vaters beständige Anwesenheit in der Amtsstadt, wo er sich hinter den Trunk machte, sowie zuletzt die Zechen der Advokaten, hatten unser Hauswesen ruinirt und ein längeres Verbleiben auf dem Hof zur Unmöglichkeit gemacht. Nach dem endlichen Verkauf des

Anweſens zogen wir, weil es weh thut im Vaterort zu verarmen, nach dem Städtlein Löffingen, wo ſich der Vater ein Haus und kleines Gütlein kaufte.

Ich, ein Knab' von neun Jahren, freute mich über dieſe Veränderung; das Städtlein war für mich eine ganz andere Welt, als der einſame Hobbergbof in einer Lage, wo ſich Fuchs und Haas gut Nacht ſagen, und wo ich keine andere Beſchäftigung kennen lernte, als den Sommer über auf den weitläufigen Bergwaiden die Küh zu hüten, und zur Winterszeit, meiſt in's Haus eingepferchi, Lichtſpän ſchnitzen und den Stall beſorgen.

Unter den Kindern, mit denen ich im Städtlein Kameradſchaft machte, war auch ein Söhnlein des damaligen Obervogts. Der Vater, früher beim Militär, hatte dem Kleinen eine Trommel gekauft, und mir, als dem Geſpann ſeines Sohnes, eine ſogenannte Klotzpfeife, und lernte uns das Spiel regieren. Das Ding machte mir Freud, denn ich hatte von Haus aus ziemlich viel Muſikgehör. Bald jedoch war es mir zu kindiſch, und ich machte mich an den Vater, daß er mir eine Geige kaufen ſolle, wie der alte Spielhannes eine hatte, der oft in unſer'm Haus Nachtberberg nahm. Ich bekam ein ſolches Inſtrument und der alte Hans lernte mir die Griffe und ein Paar Melodien, ſo daß ich bald allerlei aus mir ſelbſt dem Gehör nach ſpielen konnte. — Weil aber mein Vater aus Allem ſehen konnte, daß ich zu nichts weniger Freud hatte als zum Bauern, ſo war er bedacht, mich ein Handwerk lernen zu laſſen. Ich kam deßhalb in meinem ſechzehnten Jahr zu einem Schreiner, und nach der Lehrzeit machte ich mich fröhlich auf die Wanderſchaft.

Einige Zeit ſchaffte ich in Freiburg, dann ging's in's Elſaß, wo ich, angetrieben von meiner Neigung zur Muſik, bei einem Orgelmacher Arbeit ſuchte und fand. Obgleich ich hier nur die

eigentliche Schreinerarbeit zu machen hatte, ſo konnte ich durch Aufpaſſen und Nachdenken doch Vieles von der Kunſt des Orgelbaues nebenbei profitieren. Der Meiſter hatte ein hübſches Töchterlein, eine wohlunterrichtete Klavierſpielerin und Sängerin, die auch bei der Kirchenmuſik mitthat, wo ich als Geiger ebenfalls mitwirkte. In der Abweſenheit des Meiſters lernte mir das Mädel, welches mich wohl leiden konnte (denn ich war dazumal ein hübſcher Bub), zu meiner großen Freude das Klavierſtimmen, und wie und wo man den Miſton, der ſich aus der rein geſtimmten Octav ergibt, ſitzen laſſen und auf die ganze Harmonie vertheilen müſſe. — Nebſt dem fand ich Gelegenheit, in unbelauſchten Stunden dem Meiſter, der ein großer Geheimnißkrämer war, ſeine Mensuren und Eintheilungen nachzuſtechen und aufzuzeichnen, wodurch ich nach und nach einen richtigen Begriff von der ſchwierigen Wiſſenſchaft des Inſtrumentenbaues erlangte.

In meinem zwanzigſten Altersjahr mußte ich der Konſcription wegen nach Haus. Mein Vater war unterdeſſen geſtorben, und die Mutter hauste allein mit dem jüngern Bruder und meiner Schweſter. — Das Glück war mir hold, und ich ſpielte mich frei. Die Mutter wollte durchaus, ich ſolle nun nicht mehr fort, ſondern daheim für mich ein Geſchäft anfangen. Ohne daß ich noch einen beſtimmten Plan gefaßt hatte, war ich vorläufig bei einem Meiſter in dem benachbarten Rötbenbach in Arbeit getreten. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte ich.

Ein Jahr war ſo verfloſſen, da geſchah es, daß ein Bäslein von mir ſich verheirathete auf den Hochebnemooshof, den ſie in der Ferne dort auf der Höh am Waldeck hervorſchauen ſehen; in der Ahorn ſollte die Hochzeit gefeiert werden. Natürlich war das für den luſtigen Schreinergeſellen eine erwünſchte Gelegenheit, bei Muſik und Tanz ſich wieder einmal waidlich zu erluſtigen. Zum

erſten Mal ſeit langer Zeit führte mich dieſer Anlaß wieder in die alte Heimath, wo ich ſo zu ſagen ein Fremdling geworden.

Der Tag iſt geweſen wie heut, ſo ſonnig und heiß, und das Wirthshaus war förmlich belagert von Gäſten, ſo daß bis hinaus in den Hof und Garten die Tiſch' und Bänke ſtanden, allwo die Jugend ihr fröhlich Weſen trieb.

Als Vetter von der Braut war mir gebührendermaßen innen am Hochzeitstiſch geſtuhlt worden, wo man dem weitgereiſten muntern Geſellen natürlich alle Ehre erwies. Ich trug mich ganz nach der damals ſtädtiſchen Mode: Schiffhut, brauner Frack mit metallenen Knöpfen, kurze Hoſen und Halbſtiefel mit gelben Klappen; eine Tracht, die, wie ich meinte, mir ganz proper ſtund; dazu kam noch ein jugendlich Blut, und das Sprichwort: eine ledige Haut ſchreit überlaut, war auf mich wie gemacht.

Ich hatte den ganzen Nachmittag tapfer getanzt, und verließ gegen Abend das Haus, um draußen ein wenig Luft zu ſchöpfen. — Es war ſchon ziemlich ſpät; der Mond ſtand bereits als ſilberne Sichel am Himmel, und unten in den Thälern dunkelte es ſchon. — An einem der Tiſche am Gartenhag bemerkte ich ein Mädchen, welches, nachdenklich den Kopf auf die Hand geſtützt, allein bei den verlaſſenen Tiſchen und Bänken ſaß. Da der Tanz ſo eben wieder angefangen hatte, ſo glaubte ich, das ſchöne Kind engagieren zu müſſen, und näherte mich galant, um ſie anzureden. Sie ſchaut auf, und die Sonne wirft ihren roſenfarbigen Schein über das anmuthigſte Geſichtlein von der Welt. — Sonderbar! ich war doch ſonſt kein Scheupeter, und jetzt, wahrhaftig, war ich verlegen und verdattert, als ich ihr den Antrag zum Tanz ſtellte. Die Kleine aber gibt mir einen Korb: ſo eben, ſagt ſie, hätt' ſie es auch Einem abgeſchlagen und wolle diesmal ausſetzen. Ich konnt' ihr's nicht übel nehmen, vielmehr ſuchte ich ein weiteres Geſpräch

mit ihr anzuknüpfen. Aber zu meiner Verwunderung fangt das ſchnippiſche Ding an, halb und halb beleidigt, mir Vorwürfe zu machen: wie es komme, meint ſie, daß der ſtolze und gar ſo fremdthueriſche Herr ſich endlich heruntergebe, mit ihr ein Wörtlein zu reden, und habe ſie bis jezt doch noch keines Blickes und Grußes gewürdigt — und ſeyen doch früher Jugendfreunde geweſen u. ſ. w.

Betroffen und im Zweifel ſchau' ich ihr in's Geſicht; die Züge heimelten mich an und es dämmerte mir wie aus frühſter Jugend eine Aehnlichkeit und Bekanntſchaft entgegen — Philippine? frage ich erfreut, — und erkenne jezt erſt die Tochter eines ehemaligen Hausmannes von unſer'm Hof. Dieſe Familie hatte nämlich, wie ich eigentlich ſchon früher hätte erzählen ſollen, in der ſogenannten Hohbergbofhutte im Zins gewohnt. Der Vater betrieb nothdürftig die Schildmalerei und etwas Feldbau, ſeine beiden Töchter aber waren als Kinder meine Geſpielinen; doch weil ich, wie geſagt, ſelten oder nie mehr die Gegend betreten hatte, ſo waren mir die Mädel ganz aus dem Geſicht entwachſen, und nur ſpäter hörte ich zuweilen, die Eine hätte ſich als Schildmalerin trefflich hervorgethan.

Verzeih' mir, Philippine, ſagte ich, wenn ich dich jezt erſt grüße; es iſt allerdings ſchon eine ſchöne Zeit her, ſeit wir als Kinder am Hohberg zuſammen hüteten, oder am Salenfels uns Hütten bauten, oder Haidbeeren gewannen —.

Oder, fiel ſie ein, durch die Wieſen wandelten am Sieſenbach, oder im Heringertobel, wo wir aus roſenrothen Engelblumlein den Geißen Kränze um die Hörner flochten, um Eure gute Mutter zu erfreuen, die uns beim Nachhauskommen jedesmal mit Butter- oder Honigbrod belohnte. — O, ich hab' Euch auf den erſten Blick wieder erkannt, und ſo auch meine Schweſter Martha, aber ich meinte, ſezte ſie treuherzig bei, Ihr wollet uns nimmer kennen; und das thät mir weh. Vorhin ſeyd Ihr beim

Tanz neben mir im Reihen gestanden mit des Scheurenwirths Tochter von Rudenberg.

Ich entschuldigte mich abermals, und redete ihr mit vielen freundlichen Worten zu, meines ungeschickten Benehmens wegen doch ja nicht bös auf mich zu seyn. — Es war mir wahrhaftig nicht anders, als hätt' ich groſses Unrecht begangen, und um Alles in der Welt wollt' ich nicht, daſs sie mir zürnen sollte.

Die Sonne war am Untergehen, für mich aber gieng sie auf; denn mein Glück und mein' Stern sah ich von nun an in den Augen der schönen Jugendgespielin, die auch ihrerseits mir so herzlich zugethan war. Es brauchte wenig, und das Mädchen folgte mir zum Tanz. Eben warf die Sonne ihren letzten Schein durch die offene Einfahrt in die Scheurentenn, wo der Tanzplatz war, der mir in diesem Augenblick herrlicher vorkam, als der kostbarste Saal. — So ist die Jugend, Freund; ein alter staubiger Heuboden kann ihr zum Wunderpalast werden!

Nachdem die Tour zu Ende war, stellte mich meine Tänzerin ihrer Schwester Martha vor, die an der Hand eines jungen Menschen auf uns zukam. Wir grüſsten einander als alte Bekannte; ihr Begleiter aber, den ich anfänglich für den Freiwerber der Martha hielt, sah sauer drein, und als ich ihn näher in's Auge faſste, erkannte ich einen Sohn jener Familie in ihm, die uns durch den Prozeſs um Haus und Hof gebracht hatte. Ich schrieb sein kühles Benehmen diesem Verhältnisse zu, obwohl wir Beide uns eigentlich im Leben nie etwas Leids gethan hatten; doch bald nachher muſste ich erfahren, daſs noch was Anderes dahinter steckte.

Vom Tanzboden waren wir in das untere Wirthschaftslokal gegangen. Ich hatte dem Mädel den Vorschlag gemacht, ihren Platz draussen in der kühlen Abendluft aufzugeben und bei mir am Hochzeitstisch sich niederzulassen. Im Hausgang, durch den wir

geben mußten, hatte ſich eine alte Weibsperſon mit einem kleinen Lotteſpiel etabliert. Auf einem Tiſchlein ſtand das Glücksrad und daneben ſah man appetitliche Lebkuchen als lockende Gewinnſte aufgeſchichtet.

Allons, junger Herr, ruft uns die Alte zu, verſuchen Sie auch einmal ihr Glück, der Liebſten zu Gefallen!

Wir ſchauen einander an und lachen, „der Liebſten zu Gefallen", das Wort hatte mir höchſt angenehm geklungen, und ich trete an das Tiſchlein, meinen Einſatz zu machen. — Das Glücksrädlein dreht ſich — ſteht ſtill; die Alte ruft die Nummer, und richtig — ich hab' gewonnen. — Ein anſehnlicher Lebkuchen in Form eines Herzens wird meiner Kleinen dargereicht. — Ihre Augen ſagen mir freundlichen Dank, und halb an einander angelehnt, leſen wir zuſammen das Verslein, welches auf einem Papierſtreifen in Mitte des Herzens aufgeklebt iſt; es hieß ſo:

„Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur was wankelmüthig.
Hoffnung zeigt ſich immerdar
Treugeſinnten Herzen gütig
Hoffnung ſenket ihren Grund
In das Herze nicht den Mund."

Während wir nun einander das Sprüchlein vorleſen und jedes ſein Theil dazu denkt, entſpinnt ſich am Spieltiſch ein Streit. — Der Gewinnſt gehört mein, ſagt eine Stimme hinter uns, da, die Kugel liegt auf meiner Nummer!

Es war der junge Mann, Martha's Tänzer, welcher auch geſetzt hatte und alſo Einſprache machte. — Alles ſchaute natürlich auf das Lotterädlein; die Glückskugel lag wirklich zweifelhaft auf der Grenze zwiſchen ſeiner und meiner Nummer. — Der Gewinnſt wär' alſo mein geweſen, ſagt der junge Burſche zur Philippine;

die aber legt mit den Worten: Potz Dunder, ich geb's ja her! die Glückgab erzürnt und trutzlich wieder auf den Tisch.

Valentin, so hieß nämlich der Störenfried, mochte einlenken und beschwichtigen wie er wollte, das Mädel blieb dabei, und zog mich hinweg gegen die Stube, wo wir uns am Hochzeitstisch sezten. Bald nachher kam auch Martha, die Schwester, die, wie es schien, über das Benehmen der Jüngern am Spieltisch etwas ungehalten war, und ihr Vorstellungen machen wollte, aber umsonst. Die Kleine glaubte in ihrem Recht zu seyn.

Wir Beide aber hatten den Vorfall bald vergessen; denn wir mußten uns ja so Vieles erzählen und aus vergangenen Zeiten nachholen, daß wir uns nur wenig um Andere kümmern konnten. Das Mädle erzählte von ihres Vaters Tod, und wie es anfänglich bei ihnen so schmal hergegangen sey, wie sie aber später durch die Schildmalerei und den wenigen Feldbau sich doch ziemlich herausgeschwungen hätten und zu einem gefreuten Hausweſen gekommen wären. — Natürlich daß auch ich meine Historie seit dem Wegzug vom Hobbergbof ausführlich mittheilen mußte. — Die Lichter waren unterdessen angezündet worden, und wir saßen noch lange Hand in Hand, ohne viel auf die Wirthschaft um uns her zu achten.

Während wir so seelenvergnügt beisammen saßen, kommt die Alte vom Spieltisch zu uns herein, und bringt den liegengebliebenen Kuchen, wahrscheinlich eines guten Gläsleins oder Trinkgelds wegen, das sie von mir zu erhalten hoffte. Sie reichte mir die Süßigkeit mit der Versicherung, daß der Preis von Gott und Rechtswegen mir gehöre, und sie sich ein Gewissen daraus machen würde, einen so raisonnablen jungen Menschen um sein Geld zu betrügen u. s. w. Ich spendierte der Alten großmüthig ein Trinkgeld; denn ich war in einer Laune, daß ich ein Königreich verschenkt hätte, wenn mir eines zur Verfügung gestanden wäre.

Mit großer Inbrunſt laſen wir dann das Verslein wieder, und erachteten das, was es ſagte, faſt als ein Evangelium. — Denn ſo iſt der Menſch, Freund, er knüpft ſeine Hoffnungen an einen Strohhalm, wenn es ſeinen Wünſchen ſchmeichelt. — Aber unſer Glück war nur von kurzer Dauer; der Abend roth, — der Morgen grau, hieß es da.

Der Wein hatte mir die Zunge gelöst, und nicht undeutlich gab ich zulezt dem herzigen Kind zu verſtehen, daß ich vorhätte in der Heimath mich zu etablieren, und an der Seite eines lieben Weibleins recht glückſelige Tage zu erleben hoffe. — Natürlich, daß ich ſie dabei gar zärtlich anblickte und ihr die Hand drückte, wie es für einen Liebhaber ſchicklich iſt. Ja wir wußten uns Alles ſchon ſo hübſch und nett auszumalen, daß nach unſer'm Dafürhalten nichts mehr fehlte als ein Geiſtlicher, der uns ſogleich zuſammengegeben und eingeſegnet hätte.

Wohl hatte ich bemerkt, wie Valentin ſich uns gegenüber geſezt hatte und von Zeit zu Zeit finſtere Blicke nach uns ſchoß. Offenbar ärgerte ihn die Zuthunlichkeit des Mädchens gegen mich, und er ſaß da, als hätt' ihm Einer mit Gift vergeben; und wenn die Geſellſchaft einmal kameradſchaftlich anſtieß, merkte ich wohl, daß er mich mit ſeinem Glas abſichtlich zu meiden beſtrebte. — Holla, denk' ich, dem biſt du am End in's Gäu gerathen! Und als ich bei dem Mädel ſeinetwegen anklopfe, kann ich wohl merken, daß ich auf der rechten Spur bin. — Si nu, denke ich, dem Einen lieb, dem Andern leid, das iſt der Liebe Gewohnheit, und ſuch' mir die Bedenklichkeit aus dem Kopf zu ſchlagen. Das ganze Weſen des Mädchens hatte mich halt ſchon ſo ſehr eingenommen, daß ich an eine Trennung von ihr nur mit Schrecken denken konnte. Es wollte mir ſcheinen, als habe uns der gütige Himmel nicht ohne Zweck zuſammengeführt, und die Hoff-

nung uns in dem Sprüchlein am Glücksrad eine Bürgschaft geben wollen.

Die Feierabendstunde war herangekommen; schon längst hatten sich die Brautleute entfernt und auch die beiden Schwestern trieben allgemach zum Aufbruch. Ein alter Vetter, mit dem sie hergekommen waren, stellte sich ein, um sie nach Haus zu begleiten. Ich hörte aber erst später, daß eigentlich Valentin die Mädchen hergeführt habe, und daß der junge Mensch ein Freund ihres Hauses sey, und allgemein als Bewerber um die Jüngere gelte, was ich übrigens schon selbigen Abend hatte merken können. Man schien auch wirklich auf ihn warten zu wollen, wenigstens fragte Martha mehrere Mal verlegen nach ihm; ich aber hatte meiner Kleinen schon resolut den Arm gegeben, und schritt mit ihr hinaus in die schwüle Sommernacht. — Ich war der glücklichste Mensch unter den Sternen und hätte gewünscht, der Weg bis zum Hause des Mädchens möchte ein zehnmal längerer seyn. Was ich ihr vorher nur verblümt gesagt hatte, wiederholte ich jezt, daß nämlich nur sie meine Herzkönigin und dereinstiges Weib seyn solle, und als wir in diesem Gedanken fröhlich dahin wandelten, schießt ein Stern am Nachthimmel, für uns ein günstiges Zeichen, nach dem alten Glauben, daß Dasjenige, was man denkt und wünscht in dem Augenblick, wo ein Stern am Himmel schießt, in Erfüllung gehen werde. — Wahrhaftig für uns hieng der Himmel nicht nur voller Sterne, sondern voll Geigen.

Schweigsam folgte die Martha mit dem alten Vetter hinter uns drein. Wie wir nun in den Wald gegen die Kohlscheuer kommen, steht ein Mensch mitten im Weg, scheinbar als wolle er auf uns warten. — Es war Niemand anders als der Valentin.

Mord, Schwernoth, wie kochte es in dem, als er mich mit dem Mädel am Arm daherschreiten sah. Denn zu seiner Eifersucht

hin hatte er dem Wein etwas zu ſtark zugeſezt, und auch ich hatte des Adlerwirths Zwölfer keineswegs geſchont; er aus Verdruß, ich aber aus Fröhlichkeit und guter Laune, wie denn Liebe und Nacht zu ſolcher Stimmung Veranlaſſung gaben. Da brauchte es nur ein Fünklein und der Brand kam zum Ausbruch. — Es iſt mir jedoch von Allem nur ſo viel noch erinnerlich, daß Valentin der Philippine ſpizige, beleidigende Reden hinwarf: — ſie ſey auch eine von Denen, welche an allen Brünnlein trinken, und dieſes und jenes. Und wie Stein und Stahl beim Aufeinandertreffen Feuer geben, alſo ging's los zwiſchen uns Beiden. Denn ich merkte wohl, daß ich allein die Urſache war, warum er dem Mädchen ſolche Reden gab, daher ich mich trozig vor den Riß ſtellte und dem unhöflichen Angreifer tüchtig auftrumpfte. — Die beiden Mädchen aber legten ſich in's Mittel und bitten und beten an uns herum, aber da wollte nichts hatten: wir kamen immer gehäſſiger an einander, und wären einander ſicherlich noch in die Haare gerathen, wenn nicht endlich die Mädchen, Philippine mich, die Andere den Valentin, am Arme genommen und auseinander gebracht hätten. Doch riefen wir uns beim Abſchied noch trozig die Herausforderung zu, daß wir uns ſpäter noch finden würden! — Valentin hatte ſich in großer Erboßung davon gemacht, und ich zog mit den beiden Schweſtern wieder fürbaß (der alte Vetter, ihr Begleiter, der ſich wenig um den Streit der jungen Narren kümmerte, war unterdeſſen weit vorausgeſchritten). — Mich aber hatte der Handel ſo in Harniſch gebracht, daß ich hoch und theuer verſchwor, dem Valentin, wo ich ihn auch finden würde, den Garaus zu machen. Natürlich, daß die Schweſtern ſich alle Mühe gaben zu beſänftigen und mich zur Raiſon zu bringen; und als wir bei ihrem Hauſe angelangt waren, ich aber durchaus nicht eintreten wollte, mußte ich der Kleinen feierlichſt in die Hand hinein ver-

ſprechen, ihr zu lieb alles Zuſammentreffen mit dem Valentin zu meiden, und in Frieden mich auf den Heimweg zu begeben.

Wir ſagten uns gute Nacht und ſchieden; aber ich bemerkte wohl, daß ſie ſtatt in's Haus hinein zu gehen, noch eine Weile an der Thüre ſtehen blieben und ſchauten, ob ich auch wirklich den Weg nach Haus einſchlage.

Ich gieng allerdings anfänglich in jener Richtung, als ich ihnen aber aus dem Geſichte war, und mir der Handel erſt recht wurmte, machte ich linksum gegen den Wald, über das Bächlein, um das Haus zu umgehen und oberhalb an demſelben wieder die Straße zu gewinnen.

Was ich wollte geſchah. Bei dem alten Feldkreuz, wo es gegen das Höchſt zugeht, kommt Jemand langſam des Weges daher. Der halbe Mond lugte trübſelig und blaß aus dem Nebel, der über den Bergen hieng. Das Herz klopfte mir hörbar, und ich zitterte vor Ingrimm und Verlangen, mich an dem Beleidiger zu rächen. Ein böſer Geiſt gab mir zur Eiferſucht noch den Gedanken ein, ich hätte es mit dem Sohne Desjenigen zu thun, der uns von Haus und Hof vertrieben habe.

Valentin drang zuerſt auf mich ein, und zwar ſo gewaltthätig, daß ich in den Straßengraben geſtolpert wäre, hätte ich nicht an einem dornigen Hagenbutzenſtock am Weg einen Halt gefunden; da ich aber der Stärkere war, und Wein, Zorn und Alles durcheinander auch das Ihrige thaten, ſo hatte ich meinen Gegner nach kurzem Ringen unter mir. — Jezt aber gieng erſt der Tanz los. — Der Valentin, voll Wuth, rafft ſich wieder auf, greift nach ſeinem Meſſer und flunkert mir damit böſartig vor der Naſ' herum; ein braver Kerl, denk ich, wehrt ſich ſeiner Haut, und im Hui küßt er zum zweiten Mal den Boden; — ſtöhnt aber und keucht wie Einer, der am Abſchnappen iſt. — Jeſus Maria! — über meine Hand laufr's

warm wie Blut. — Einen Augenblick ſteh' ich wie verſteinert. — Dann will ich dem Bleſſierten helfen ſich aufzurichten; aber im nämlichen Moment hör ich Stimmen hinter mir auf der Straße. Es waren heimkehrende Hochzeitsgäſte, welche der laute Wortwechſel und Streit aufmerkſam gemacht haben mußte; und auch aus der nahen Sägmühle kommt Einer mit 'ner Laterne daher geſtolpert, und fragt, was es gebe?

In großer Angſt, und ohne daß ich weiß, was ich will, ſpring ich über den Graben, durch die Wieſen gegen den Wald. Da ſteh ich ſtill und ſchau auf den Kampfplatz herüber, wo mehrere Leute um den Gefallenen ſich beſchäftigen. — Es war mir ſogar, als ſehe ich die Uniform eines Gardiſten; wahrſcheinlich kam der Mann auch vom Wirthshaus her. — Ich ſtiere der Trupp nach, bis Alles mit dem Licht in Nacht und Nebel verſchwunden iſt.

Es ſchien mir Alles nur ein Traum, und doch war ich vollſtändig nüchtern geworden, denn Weindunſt und Zorn hatten einer unſäglichen Angſt Platz gemacht, und es kam mir vor, als wär' ich ein zweiter Kain mit blutigen Händen. In Verwirrung lief ich waldeinwärts. — Der Mond war eben betrübt untergegangen und die Nacht ſtockfinſter geworden. — Nur eines war mir im Augenblick klar, daß ich fliehen und das Land meiden müſſe. — Es ſchwebte mir etwas vor, wie ein hochnothpeinliches Gericht mit Thurm und langer Unterſuchung, und hintennach vielleicht gar noch Schlimmeres. — Und wenn ich an meine alte Mutter daheim und an Philippine dachte, mich aber als Sträfling ihnen gegenüber, — ſo gieng's mir fiebernd heiß auf, und ich glaubte die Kniee wollten mir einſinken. — Ich beſchloß vorerſt über den Rhein in's Elſaß zu gehen, und dort abzuwarten, was das Schickſal weiter über mich verhängen würde. — In der Richtung gegen das Breisgau lief alſo ich fort, bergauf, bergab.

Ein dicker Nebel, der über die Berge zog, hinderte alle Aussicht, so daß ich mich in der Gegend unmöglich zurechtfinden konnte. Der Morgen dämmerte bereits. Ermüdet und von dem Thau in dem hohen Waldgras ganz durchnäßt, setzte ich mich auf einen umgeworfenen Baumstamm, um zu überlegen, was weiter geschehen sollte. Die Morgenluft hatte mich vollends nüchtern gemacht, aber zugleich auch alle heroischen Entschließungen, mit denen ich dem Schicksal Trotz bieten wollte, um ein Merkliches herabgestimmt, und eine katzenjämmerliche Stimmung wandelte mich an. — Wie schnell doch der Mensch in ein Labyrinth und in Umstände verwickelt ist! dachte ich, vom höchsten Glück herabgestürzt in Noth. — Lange saß ich so da, den Kopf in die Hand gestützt, wie der blessierte Grenadier bei Waterloo; — endlich tönte ein Betglöcklein aus dem ungewissen Nebelmeer. Ich glaubte die Stimme eines menschlichen Wesens zu hören, und betete in der Stille ein Paar Vaterunser, mehr für den unglücklichen Valentin, als für mich.

Endlich raffte ich mich auf; ich wußte jezt, wo ich an der Zeit sey, und daß es Morgens vier Uhr seyn müsse. Ein Paar Büchsenschuß weit und ich sah Valkau vor mir liegen. An einem Brünnlein vor einem großen Bauernhof wusch ich mir das Gesicht und die Hände und schlug dann den Weg gegen den hohlen Graben ein.

Links vom Wirthshaus geht es, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, nach St. Märgen, rechts über den Thurner nach Freiburg. Ich wählte den leztern Weg.

Die Sonne war unterdessen allgemach in die Höh gerückt. Ich verwünschte aber tausendmal den hellen Tag und seinen Strahl, und blickte hie und da zurück, ob mich Niemand verfolge; und als ich einmal in der Ferne einen Reiter daherkommen sah, sprang ich schnell von der Straße in das nahe Holz und ließ den Kerl

vorbei traben. Aber ſelbſt das Raſcheln des Laubes, das Sauſen der hohen Tannen erſchreckte mich.

Oft ſchon hatte ich mir früher gedacht, wie es wohl einem Maleſikanten, dem das Urthel geſprochen iſt, zu Muth ſeyn möchte, — jezt hatte ich einen Vorgeſchmack davon. — Die nächtliche Unglücksgeſchichte ſtand wie ein blutiger Grenzpfahl in meinem Leben. Ich ſah jezt erſt, wie ſorglos und glücklich ich bis daher gelebt hatte, und meine Gedanken führten mich unwillkürlich zurück bis in die Kinderzeit, zu jenen Tagen am Hohberg und Siefenbach, zu der lieben Jugendgeſpielin. — Was mußte das Mädchen nun von mir denken! Am Ende konnte ſie auch noch in die unſelige Geſchichte mit hineingezogen werden. — Mußte ihr mein Verſchwinden nicht auffallen und ganz zweideutig vorkommen? — und wenn ich mir den Kummer der Meinigen, das Leid meiner alten Mutter vorſtellte, ſo fieng ich beinahe an, meine übereilte Flucht zu verwünſchen.

Dann zog ich auch wieder alle Einzelheiten des Unfalls umſtändlich durch den Kopf. — War nicht Valentin der Angreifer, und **der**, welcher das Meſſer gezogen? Offenbar hatte er im Fallen ſich ſelbſt verwundet; freilich mußte ich mich beſchuldigen, daß **ich** es war, der ihn aufgeſucht und ihm ſo zu ſagen aufgepaßt hatte. — Grund genug, mich vor Gericht ſchwer zu gravieren. — Und wenn er vielleicht gar an der Bleſſur geſtorben wäre?

Kurzum, je weiter ich kam, deſto unſchlüſſiger wurde ich. — Mein Stolz und mein Ehrgefühl ſträubte ſich gegen dieſe verzagte Ausreißerei, die mir allgemach unmännlich vorkommen wollte. — Im Grund genommen aber war es Philippine, die mir keine Ruhe ließ und mich heimwärts zerrte; und doch hatte ich nicht Courage genug „rechts umkehrt“ zu machen. — Mittag mußte vorüber ſeyn, das konnte ich am Stand der Sonne und an der Stille

im Feld abnehmen. — Aus dem wolkenloſen Himmelszelt ſchaute die Sonne heiß und brandig in die tiefeingeſchnittenen Thäler des Spirzen, über den ich wanderte.

Ich hatte einen Augenblick Halt gemacht, um zu überlegen. — Wollte ich denn wie ein Narr weiter rennen? — Gedankenvoll lug ich in die blaue Luft; ein majeſtätiſcher Weih kreiſt eben langſam über dem nahen Bergwald, den ich von meinem Standort aus überſehen konnte. — Da kommt mir ein wunderlicher Gedanke: — laßt er ſich nieder, ſag' ich zu mir ſelbſt, ſo ſoll es mir ein Zeichen ſeyn, wiederum heimzukehren; fliegt er in's Weite, ſo will auch ich weiter zieh'n, fremd in die fremde Welt.

In immer engern Bogen ſchwebt der Vogel über die Tannenwipfel — tiefer und tiefer ſinkt er herab, — und ſchon glaub' ich gewonnen zu haben, als er plötzlich wie erſchreckt empor flattert und ſeinen Flug über Berg und Thal nimmt, bis er meinen Augen verſchwindet, gegen das Breisgau und den Rhein hin. — Eine Weile ſchau' ich ihm nach in das leere Blau, dann ſag' ich zu mir ſelbſt: Larifari — was frag' ich nach Allem — und wenn ſich die ganze Welt gegen mich verſchwört und der Teufel dazu, ſo kehr' ich jezt doch um!

Geſagt gethan. — Mein Plan war zuerſt, die Meinigen im älterlichen Haus aufzuſuchen, um zu hören, wie die Sachen ſtünden, dann bei Amt mich zu ſtellen und auf Unterſuchung zu dringen. Ich wollte abgelegene Wege einſchlagen, auf daß ich nicht etwa den Gardiſten in die Hände rannte; denn meine Siſtierung ſollte als freiwilliger Entſchluß gelten. — Die Landſtraße mußte daher gemieden und entlegene Fußwege eingeſchlagen werden.

Die Fenſter am Wirthshaus auf dem Thurner funkelten ſchon im Abendgold, als ich links an den Schweighöfen vorbei wieder auf die Straße kam, wo ich am Morgen hergekommen war. Un-

beſchrien lief ich über die Höh' bei Waldau und erreichte glücklich das Schwärzenbachthal. — Es war bereits Nacht; die Anſtrengung und die Hitze hatten mich abgemattet, und zudem hatte ich den ganzen Tag über noch nichts genoſſen.

Ohne eigentlichen Weg ſchweifte ich über Haiden, durch Wieſen und Wälder. Eine kühle Nachtluft ſchnaufte über die Berge, und ich ſehnte mich nach einem Plätzlein, wo ich eine Stunde liegen und ruhen konnte; denn nach meiner Berechnung mußte ich immer noch vor Tag das älterliche Haus erreichen.

Unverhofft ſtand ich vor dem Hebbergbof, meiner alten Heimath. — Eh' ich aber weiter erzähle, was mir in dem alten Gebäu zugeſtoßen, muß ich einiges Andere voranſchicken. Als mein Vater ſelig gezwungen worden, das Haus zu verkaufen, hatten es zwei Brüder an ſich gebracht, die es gemeinſchaftlich bezogen und bewohnten. Aber es ruhte einmal kein Segen auf dem Haus; denn nicht lange, ſo geriethen die Beiden in Zerwürfniß und Unfried, und zwar von wegen der Reparaturen ihrer gemeinſchaftlichen Behauſung. Viele Jahre vorher hatte mein Vater, in der Vorausſicht, den Hof verkaufen zu müßen, wenig oder nichts mehr auf die Inſtandhaltung des Gebäudes verwendet, und ſo war es gekommen, daß es ziemlich verwahrlost an die neuen Beſitzer gelangte. Einer wollte dem Andern den größten Theil der Baupflicht aufhalſen, und nach langem Streit fielen ſie endlich den Advokaten in die Hände. Unterdeſſen ward die Herberge immer baufälliger; und als einſt ein großer Sturm einen Theil des Daches und der hintern Wand eingeriſſen, ſahen ſich die feindlichen Brüder genöthiget, auszuziehen. Seitdem ſtand das Anweſen leer.

Der verwetterte Bau mit ſeinen vernagelten Thüren und Fenſtern ſchaute mich an, als wollte er die Lehre geben, nur Eintracht baue Häuſer, die Zwietracht aber reiße ſie nieder. Die

Taglichter in der Küche ſtanden offen. — Da, denk ich, könnteſt du einen Augenblick raſten, ohne dich dem kalten Nachtthau auszuſetzen; und obwohl es mir ein wenig ſchaudrig zu Muth werden wollte, ſteig ich hinein, tappe im Finſtern herum und finde endlich neben dem Herd einen Haufen Stroh und dürres Laub, wahrſcheinlich die Liegerſtatt von Bettlern oder Hirten, die ſich zuweilen hier einquartierten. Mit einem Seufzer warf ich mich auf das Lager, wo der müde Körper die nöthige Ruhe fand, während die Gedanken noch eine Weile herumſchweiften und mich wach erhielten.

Hier lag ich nun an derſelben Stelle, wo vor Jahren der Vater ſeinen Fluch ausgeſprochen hatte über das Haus und alle Einwohner; ich, ein heimathloſer Flüchtling, der vielleicht in dieſem Augenblick von den Hatſchieren geſucht wurde. — Seltſame Gedanken brachen ein in mein Gehirn, und bei jedem leiſen Geräuſch, das der Nachtwind machte, der durch die alte, verwahrloſte Spelunke zog, ſchreckte ich auf. — Hatte man früher uns Kindern nicht allerlei Geſchichten erzählt von Geiſtern der alten Heiden, die ſich zu gewiſſen Zeiten in dem Haus noch regen ſollten? — Und wer iſt nicht abergläubiſch, Freund, an gewiſſen Orten und zu gewiſſen Zeiten? — Bete alſo ein andächtiges Vaterunſer, empfehle mich dem Schutz meines heiligſten Namenspatrons und drehe mich auf's andere Ohr. — Soweit war Alles recht, — aber hören Sie, was weiter geſchieht. Der Schlaf hatte mich endlich übernommen, da höre ich, es mag ſo um Mitternacht geweſen ſeyn, einen ſeltſamen Lärm. — Es hatte mir eben ſchwer geträumt: ich ſah mich hinaus geführt zum luftigen Hochgericht und hörte den Meiſter Hämmerlin ſchon über mir auf die Leiter ſteigen, — als ich aufwachte. — Wahrhaftig über meinem Kopf, auf dem Herd, ſtand eine Geſtalt. In der Küche iſt's hell — und ein Kerl im grauen Mantel mit einem Beil in den Händen

handtiert oben an den rußigen Balken herum. — Ich stoße einen Schrei aus — alle guten Geister loben Gott! — Der Große stiert mich an mit seinen glasigen Augen, dann rumpelt er zusammen; das Laternlein verlöscht, und einige schwere polterige Tritte, die sich entfernen, sind Alles, was ich noch höre. — Darauf ist's wieder todtenstill.

Eine Weile lieg ich noch wie angespießt auf meinem Platz, — dann spring ich auf, schwing mich auf die Fensterbrüstung, — und mit einem Satz bin ich im Freien.

So hatt' es also doch seine Richtigkeit, denk' ich, mit dem Hausgeist. — Nun soll mir noch Einer kommen und mir beweisen wollen, es geb' nichts dergleichen. — Doch — hatte ich nicht früher oft sagen hören, es stehe Demjenigen aus der Familie, dem der Kobolt erscheine, ein schweres Unglück bevor? — Ich seufzte unwillkürlich, schnappte nach Luft und schaute hinauf zum stillen Nachthimmel. — O, ihr friedlichen Sterne, rief ich, wohnt auf euch auch so viel Kreuz und Noth. Ihr seligen Geister, die ihr droben wandelt, wißt ihr etwas von den armen Menschengeschöpfen da unten auf dem dunklen Erdenball? — o kommt und beschützet mich! — Ich stand still, als sollt ich von oben ein Zeichen, eine Antwort vernehmen. — Aber nur die Nachtluft raschelte in den Hürsten, und im Thal brauste der Waldbach.

Es gieng schon dem Morgen entgegen, als ich in die Gegend von Friedenweiler kam. Das ewige Licht in der Klosterkirche zuckte wie am Erlöschen, und über dem Stationenberg tagte es bereits, und auch die Vögel regten sich schon in den Wäldern. Ich mußte mich sputen, wenn ich vor Tag noch heimkommen wollte.

Es gelang mir, unbeachtet das älterliche Haus zu erreichen. — Der Willkomm war ein verstörter. Die Mutter hatte in großer Angst um mich gelebt, die auch bei meiner Rückkehr nicht ganz

weichen wollte. — Die Diener der Gerechtigkeit hatten ſich, wie ich hörte, wirklich ſchon nach mir in dem Hauſe erkundigt; doch dies war noch nicht Alles. — Ich wußte, daß dieſer Tage mein Bruder zur Konſcription geladen war. — Es war im Jahr zwölf, und ſollten dem Napoleon ſchleunigſt Hilfsvölker nach Rußland geſchickt werden. — Geſtern hatte die Ziehung ſtattgefunden. — Meinen Bruder hatte das Loos getroffen. — Sie können ſich den Jammer der alten Mutter denken; der Sohn, die einzige Stütze ihres Haushaltes, dazu die Kriegszeiten; und ich mit der Ausſicht, in langer unehrenhafter Unterſuchung herumgezogen und vielleicht gar noch beſtraft zu werden. — Einen Augenblick war ich ganz kleinmüthig und verzagt; da kam mir plötzlich ein Ausweg. — Seyd getroſt, ſagte ich, es kann noch Alles recht werden! und gieng hinüber zum Vogt.

Dieſer wunderte ſich anfangs über den Beſuch, denn er glaubte mich über Berg und Thal. Richtig, der nächtliche Exceß war durch ſelbigen Gardiſten, der zufällig des Wegs dahergekommen, ſchon zur Anzeige gebracht. — Zu meinem Troſt hörte ich jedoch, die Bleſſur des Valentin ſey nicht gefährlich; aber unangenehme Geſchichten, ſagte der Vogt, könne es für mich noch abſetzen.

Hierauf ſagte ich ihm, daß ich, wenn einigermaßen thunlich, für meinen Bruder einſtehen und Soldat werden wolle, vorausgeſetzt, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen werde, und bat ihn, mich zum Amt zu begleiten. — Vorher aber wolle ich noch einmal nach Haus und meinen Leuten die Sach' vortragen.

Der Vogt billigte dieſen Entſchluß. — Die Mutter aber, als ſie davon hörte, jammerte auf's Neue, und auch der Bruder machte Einwendungen; — doch zuletzt mußten ſie ſich d'rein ergeben, denn mein Entſchluß ſtand feſt; es ſchien mir der einzige ehrenvolle Ausweg, und für die betagte Mutter und unſer Hausweſen die einzige Rettung.

Mit groſser Hast trieb ich an dem Vogt, daſs er mit mir gehe; und als wir nach Neustadt kamen zum Justizamtmann, der übrigens unserer Familie von früher her wohlgewogen war, wurde ich freilich anfangs hart angefahren; doch als ich ihm die Sache auseinandersezte und meine Entschlieſsung kund that, wurde er etwas glimpflicher und sprach eine Zeit lang unter vier Augen mit dem Vogt. — Bis zum andern Morgen jedoch erhielt ich Quartier beim Schlieſser, worauf mir dann die nöthigen Papiere nach Karlsruhe zum betreffenden Kommando eingehändigt wurden. — Ich hatte noch vor meinem Abmarsch die Beruhigung, wiederholt zu erfahren, daſs es mit meinem Gegner nicht gefährlich stehe, und er selbst bezeugt habe, daſs er durch den Fall in's eigene Messer sich verwundet habe, überhaupt den ganzen Handel für mich nicht ungünstig darstelle. Wohl dachte ich schmerzlich an das Mädel, aber die Hoffnung, der Trost aller Verliebten stärkte mich: Hoffnung, sagte ich zu mir selber, zeigt sich immerdar, treugesinnten Herzen gütig u. s. w. Das Einzige, was mir schwer fiel, war, daſs ich sie nicht mehr sehen und sprechen konnte, denn wir Rekruten hatten Ordre, den nächsten Tag schon einzurücken. Meinen Bruder hatte ich zu meinem Meister geschickt, dort meine Habseligkeiten in Empfang zu nehmen.

Der Abschied daheim war kurz, aber schwer. Der Mutter gieng es vor, als sollte sie mich nicht mehr sehen.

Am zwölften August zogen wir in Karlsruhe ein, wo wir vierzehn Tage exerzieren, dann sogleich abmarschieren muſsten. — Vorher noch hatte ich der Philippine ein Schreiben zugehen lassen, worin ich ihr den ganzen Sachverhalt genau auseinandersezte und sie versicherte, daſs ich in stets unerlosch'ner Lieb' und Treu' ihrer gedenken werde und nur in Sorgen stehe, sie möchte mir diesen Schritt zum Gegentheil auslegen. — Uebrigens, schrieb ich, sehe

ich das Ganze als eine Schickung von Oben und als den Probierstein ihrer Gesinnung und Standhaftigkeit an; und indem ich alles Andere unserm Herrgott überlasse, erinnere ich sie an das Sprüchlein auf der hohen Ahorn u. s. w.

Unser Abmarsch gieng zu schnell vor sich, als daß noch Antwort von ihr hätte eintreffen können. Unser Korps, elfhundert Mann stark, unter Major Bruckner, war als Ergänzungskorps nach Rußland bestimmt. Der Kapitain meiner Kompagnie hieß Dalberg, ein guter Mann, den ich später eine Zeit lang bediente. Es hieß, wir seyen nach Stralsund bestimmt, wir erreichten jedoch diese Festung nicht, denn schon hinter Berlin begegneten uns da und dort Kosackenschwärme, und bedenkliche Gerüchte verlauteten von Napoleons Mißgeschick in Rußland.

Eines Tags, als wir guten Muthe auf der Heerstraße fortmarschieren, begegnet uns ein Soldat im grauen Mantel und fragt die Vordersten, ob er nicht Badener vor sich habe; und als man ihm mit Ja antwortet, stellt er sich den Offizieren als Landsmann vor, der von Rußland komme und die gerettete Fahne vom ersten Regiment, um den Leib gewickelt, bei sich trage. — Sie können sich den Jubel der Leute denken; die Offiziere umarmten und küßten den braven Mann, fragten ihn über Alles, und gaben ihm Bedeckung mit bis nach Berlin. — Wir aber stießen im Weiterziehen auf immer bedrohlichere Anzeichen, und eines Morgens, Angesichts der Festung Stralsund, hieß es plötzlich „Kehrt!“ und man sagte uns, daß es nach Großglogau gehe, wo wir mit verschiedenen Corps der retirirenden französischen Armee die Besatzung bilden sollten.

Es würde zu weitschichtig seyn, wollte ich alle Einzelheiten dieses langwierigen Festungsdienstes aufzählen. Ueber zehn Stunden im Umkreis mußten wir Streifzüge thun, um Fourrage und

Proviant herbeizuschaffen; oft auch wurden wir als Exekutionsmannschaft in die Dörfer und Edelmannshöfe gelegt, wenn es sich darum handelte, Kontributionen einzutreiben. Alle wollte es der französische General.

Als die Festung später, im Jahr dreizehn, belagert wurde, bekamen wir zum ersten Mal Pulver zu riechen. Bei einem der vielen Ausfälle, die wir machten, wurde ich stark bleissiert. Ein Bajonnet, welches eine Kanonenkugel meinem Vordermann vom Gewehr wegriß, traf mich in die Brust, so daß ich lange Zeit im Spital kampieren mußte. — Dreiviertel Jahr lagen wir in Glogau eingepferchi; hernach gieng's in's Lager bei Lüben. — Freund, das war ein Leben, hei! Denken Sie sich den Anblick, in fünf unabsehbaren Reihen stunden wohl fünf Stunden weit die Zelte. Für die Offiziere aber wurden besondere hölzerne Baracken gezimmert, förmliche Hütten und mehrentheils proper ausstaffiert. Da streiften wir Soldaten oft fünf, sechs Stunden weit auf die Edelhöfe, um Blumentöpfe und andern Zierrath für unsere Kapitainszelte zu requirieren. — Napoleon hielt auch einmal große Heerschau über's ganze Lager, wohl an die einmalhunderttausend Mann; ein andermal wurde sein Geburtstag gefeiert, das war eine Wirthschaft, Herr, ein Schmausen, Peculieren und Vivatgeschrei; Deutsch und Französisch durcheinander; und weil ich's Geigen nicht weniger als [illegible] gelernt hatte, so spielte ich auch gut oberländerisch die schönsten Ländler und Walzer dazwischen, daß es manchem Landsmann ganz warm um's Herz wurde, wenn er dabei an Die daheim dachte.

Zehn Wochen dauerte das Leben, lustig und in Floribus, dann gieng der Teufel von Neuem los. — Jeden Tag Allarm, Gefecht, Vor- und Rückmarsch. Doch war das Alles nur das Vorspiel zur großen Schlacht bei Leipzig. Wir gehörten zum elften Armeekorps, neununddreißigste Division, und standen unter General

Wardenaik und unſerm Major Brückner. — Das waren heiße Tage, Freund, die wohl Keiner vergeſſen wird, der ſie mitgemacht hat; aber die Meiſten ſind unterdeſſen ſchon zur großen Armee abberufen worden, hinüber in's Jenſeits. — Doch, der gemeine Soldat befindet ſich bei ſolchen Affairen gleichſam im Nebel, er ſieht im Reih und Glied, wie ein Halm im Kornfeld, und hat keinen Ueberblick über's Ganze. Hatte man z. B. am Abend eine Stellung eingenommen, dem Feind gegenüber, ſo war am Morgen ſchon das ganze Theater wieder verändert; ſo gieng's hin und her, vor- und rückwärts, und Keiner kam aus den Kleidern. — Zweimal mußten wir durch einen Fluß waten, bis an den Hals im Waſſer, und wer nicht verſtand ſchräg gegen die Wellen zu marſchieren, den ſpülten ſie weg auf niemals Wiederſehen. — Beim Anfang der Schlacht ſtanden wir bei Holzhauſen, wohl fünf Stunden von Leipzig. Am erſten Tag (wir hatten tapfer geſtürmt gegen die Schwedenſchanzen) Abends lief ein Piratgeſchrei durch alle Reihen; alſo hatte es Napoleon befohlen, der ſich ſchon Sieger glaubte. Unſer Korps hatte auf einem Berg Poſto gefaßt, und wir unterhielten die ganze Nacht hindurch Freudenfeuer aus verbrochenen Laffeten und Bagagewägen; und wie das Feuer von Berg zu Bergen loderte, und es ringsum krachte und blizte, und Keiner wußte, was wohl die nächſte Minute bringen werde, ſtand ich auf meinem Poſten und machte Kalender. — Sonderbar, zum Kriegshandwerk hatte ich von Jugend auf nicht die mindeſte Luſt gehabt und hätte mir im Traum niemals einfallen laſſen, jemals Soldat zu werden, und auch jezt war ich nicht mit Leib und Seel' dabei. — Daß wir Deutſche gegen Deutſche in Feindſchaft ſtunden, machte mir und Keinem groß Bedenken; man wußte von früher her nicht anders, als daß ſie auseinander ſchlagen mußten, während der Ausländer den Meiſter ſpielte; doch wurmte mir, ich darf es wohl

ſagen, unſere Kameradſchaft mit dem Franzos, von dem ich von Kindsbeinen an ſo viel Uebels aus den vorigen Kriegen ſagen hören müſſen, nicht anders, als wäre er der eigentliche Reichsfeind, was er auch bei all' ſeiner Höflichkeit von jeher geweſen iſt und bleiben wird, ſo lang es in Deutſchland für ihn was zu holen gibt.

Mitten in dem gewaltigen Feldlager, Freund, zwiſchen Mord und Tod, deſertierten meine Gedanken ein heimathzu, zu dem waldigen Hohberg und Reſthübl und zur hohen Ahorn. — Wie wenig doch der Menſch vorausſehen kann, dacht' ich dann; wie ſtanden wir junges Blut damals in ſo fröhlicher Hoffnung, und meinten ſo nah' am Ziel zu ſeyn, — und jetzt in ſo weiter, weiter Trennung, — vielleicht auf immer, denn der nächſte Augenblick ſchon konnte mich unter die Todten werfen.

Näher und näher rückten wir gegen die Stadt Leipzig. Die ganze Armee kam in Bewegung, nicht anders, wie ein großmächtiger Siegzug. Die Erde bebte unter dem Donner der groben Geſchütze, die bei tauſend gegen einander ſpielten. Als wir uns durch ein öſtreichiſches Corps durchſchlagen mußten, erhielt ich einen Streifſchuß am linken Fuß; bei Leipzig ſelbſt, als wir am vierten Tag durch die Vorſtädte ſtürmten, traf mich eine Kugel durch den Kragen in's Halstuch, doch ohne weitern Schaden. — Da aber begann ein fürchterliches Gedräng gegen die Stadtthore, die wir gegen die andringenden Alliirten vertheidigen ſollten, um der geſchlag'nen Armee den Rücken zu decken; doch aus allen Winkeln und Gaſſen ſtarrten uns bald, wie ein eiſerner Wald, die Bajonnete der Verbündeten entgegen, welche in die Stadt eingedrungen waren. Es waren Preußen, vor denen wir die Waffen ſtrecken mußten. Unter ſtarker Bedeckung wurden wir vor die Stadt auf's freie Feld eskortiert, wo wir einen Tag und eine Nacht, bei Schnee

und Regen kampieren mußten, ohne Speis und Trank. Ueberall umher war der Landsturm aufgeboten worden, die versprengten, abgeschnittenen Schaaren zu fangen und zu bewachen. Auch wir wurden einer Abtheilung Landwehrmänner übergeben, die Befehl hatten, uns landeinwärts zu transportieren.

In Kirchen und Schafställen, wie es sich gerade traf, wurden wir die Nacht über untergebracht. Unsere Nahrung bestand lediglich nur in geschrotetem Brod, was man uns jedesmal Abends in Körben vor die Eingänge brachte, sowie einige Fässer mit Wasser.

Eines Tags, als wir durch einen Wald marschierten, kommt ein Kamerad, der einen unserer Offiziere zum Vetter hatte, zu mir und anvertraut mir, daß, wie er von seinem Vetter erfahren habe, geh' es schnurstraks Sibirien zu; weil er aber von dem dortigen Aufenthalt sich gar wenig Plaisier verspreche, so habe er vor, heut Nacht zu desertieren, und wenn ich von der Parthie seyn wolle, so sey ich höflich invitiert. — Ich schwankte lange, was ich thun sollte, endlich resolvierte ich mich zum Bleiben, und mit den übrigen Kameraden das Schicksal zu theilen, komm' was wolle. Alle gieng's weiter, der russischen Grenze zu; es war kein Geheimniß mehr, daß man in Sibirien für uns Quartier bestellt habe.

Aus dieser Noth befreite uns der Markgraf Wilhelm, unser tapferer Chef, der im Felde immer so väterlich für die Seinigen sorgte. Es war an der Grenze, als dieser Herr zu uns kam mit der Freudenbotschaft, die Rückkehr in's liebe Vaterland sey uns gestattet. Sie können sich den Jubel der Mannschaft vorstellen, die sich schon verloren geglaubt hatte.

Unser Weg gieng zurück über Berlin, wo man uns wieder militärische Ehren zu Theil werden ließ, weil auch unser Großherzog Karl den Alliirten sich angeschlossen hatte. Mehrere Wochen wurden wir in Dörfern um Berlin einquartiert, und als wir wie-

der etwas zu Kräften gekommen waren (denn unser Zustand war nach und nach ein erbärmlicher geworden) gieng's weiter dem Vaterlande zu.

Bei Durlach kam uns der Großherzog entgegen. Er weinte, als er das kleine, elend aussehende Häuflein sah. Von den elfhundert, die vor fünf Vierteljahren ausmarschiert waren, kamen nicht mehr als sechszehn Mann zurück. Er befahl, uns in gute Quartiere zu verlegen, aber sein Adjutant machte ihm Vorstellungen: die Leute, meinte er, wären nicht in dem Zustand, bei Bürgern untergebracht zu werden; und er hatte Recht. Denn als wir in die Kaserne zu Karlsruhe kamen, war es das Erste, unsere alten, übel zugerichteten Monturen auszuziehen und im Kasernenhof den Flammen zu übergeben. So endete unser Feldzug gegen Rußland.

Die Verbündeten waren unterdessen über den Rhein gegangen. Nach kurzem Aufenthalte in Karlsruhe wurden auch wir nachgeschickt, und mit der Landwehr bei dem Blokadekorps um Straßburg und Kehl verwendet.

Vor Straßburg kam ich das letzte Mal in's Feuer; es war beim Ausfall, den die Besatzung machte, am neunten Juli anno fünfzehn. — Es gieng da heiß her, war aber ein Bagatell gegen die Schlacht bei Leipzig, d'rum sagte auch unser General Laroche, der bei der Affaire einen Fuß verloren hatte: es ärgert mich nur, daß ich bei dieser Hasenjagd den Fuß hab' verlieren müssen!

Der anhaltende Felddienst, mehr aber die Strapazen des früheren Feldzuges hatten meine Gesundheit untergraben, so daß sich eine Geschwulst an Händen und Füßen festsetzte, und ich in's Spital verbracht werden mußte, welches dazumal im Kloster Schuttern eingerichtet war.

Mehrere Monate lag ich, und das Uebel wollte weder vorwärts noch rückwärts. — Mein Sohn, sagte der Stabsmedikus Meier

oft zu mir, du ſollteſt allein ſchon von der herrlichen Ausſicht, die du hier haſt, geſund werden. Ich hatte nämlich von meinem Lager aus den Blick durch's Fenſter über das ſchöne Preisgau voller Gärten und Fruchtfelder, und im Hintergrund die ſchwarzwälder Berge. — Seit Jahr und Tag hatte ich nichts mehr direkt von der Heimath in Erfahrung gebracht. Nur ſo viel konnte mir ein Rekrut ſagen, daß meine gute Mutter unterdeſſen das Zeitliche geſegnet, mein Bruder aber ſich verheirathet habe. — Von der Schildmalerfamilie wußte er nichts Näheres.

Mein Sinnen und Trachten gieng nunmehr dahin, vom Militär frei zu werden. Wohl fürchtete ich oft, mein Lebtag ein Krüppel und untauglich zu aller Arbeit zu werden. — Eines Tages ſtellte ich an den Stabsmedikus die Bitte: mir doch behilflich ſeyn zu wollen, daß ich in's Bad käme, wo ſo Viele von uns ſchon geheilt worden waren. Der menſchenfreundliche Mann ſagte mir ſeine Verwendung zu; und richtig, in kurzer Zeit darauf erhalte ich die Erlaubniß, das Freibad in Baden Baden einige Zeit benutzen zu dürfen.

Anfänglich verurſachten mir die Bäder die ärgſten Schmerzen; der Badmeiſter aber lachte dazu und meinte, daß dies ein gutes Zeichen von der Wirkſamkeit des Waſſers ſey. Nach längerer Zeit konnte ich wieder langſam am Stock herumgehen; und als ich einmal mit mehreren invaliden Kameraden auf der Promenade auf einem Bänklein ſitze und mich ſonne, kommt zufällig mein Stabsmedikus daher. — So, mein Sohn, ſagt er, als ich aufgeſtanden und ihm einige Schritt entgegen gegangen war, ſo, biſt du wieder ſo gut auf den Füßen, nun ich werde dafür ſorgen, daß du noch länger das Bad gebrauchen kannſt, und dann keinen Abſchied kriegſt; die ſchwarzwälder Luft wird dich vollends kurieren. — Und er hielt Wort. Ich durfte noch bis zum Herbſt bleiben. Ein ehrenvoller Abſchied wurde mir zu Theil, und meine Geſundheit

hatte ſich ſo weit wieder eingeſtellt, daß ich die Heimreiſe zu Fuß unternehmen konnte.

So war ich denn wiederum mein eigener Herr, aber um nichts beſſer, ja noch ſchlimmer d'ran, als vor fünf Jahren, wo ich zum erſten Mal aus der Fremde heimgekommen. — Was nun anfangen? — Zu Hauſe bei meinem Bruder hatte ich noch ein kleines Kapital ſtehen, eine Erſparniß aus früherer Zeit, dazu etwas weniges angefallenes Vermögen.

Bis nach Offenburg benützte ich ein Fuhrwerk, von da gieng's zu Fuß durch das Kinzingerthal über Waldkirch und Waldau der Heimath zu.

Es war ein freundlicher Herbſtmorgen, als ich über das Höchſt, Friedenweiler zu wanderte. Wie ich in's kleine Bilienbacherthal herabkomm', begegnen mir einzelne Kinder mit Kränzlein. Was gilt's, denk' ich, ſie feiern heut' in Friedenweiler eine Hochzeit und du triffſt dort Bekannte! frage alſo eines der Mädele: wo es hin gehe? Nach Friedenweiler in die Hochzeitkirche! — Wer dort Hochzeit mache? — Der Valentin! — Mit wem? frag ich verzagt. — Mit des Hobberghanſen Tochter! — Donner und d'Wetter! wie hatte mich das Wort getroffen, als wenn mir zum zweiten Mal ein ſcharfes Bajonnet in die Bruſt fuhr'. Hobberghans, ſo hieß nämlich der Philippine ihr Vater.

Das Kind war vorübergeeilt; ich aber mußte mich auf meinen Stock ſtützen; ſo miſerabel war's mir auf einmal, als wenn ich Gift und Cyperment im Leibe hätt'. — Zum Glück war ein laufendes Brünnlein in der Näh, an dem ich mir die Stirne und Hände kühlen konnte. — Indem läuten ſie in Freudenweiler das erſte Zeichen; und hinter mir her kommen truppweis ſchon mehrere Hochzeitsgäſt'. Jeden Augenblick konnten die Brautleut ſelbſt des Weges daher, an mir vorüber, kommen. Um Alles in der Welt

wollt' ich ein Zuſammentreffen meiden, laufe alſo quer über die Bergfelder den nahen Waldungen zu.

Tauſendmal verwünſchte ich mein Schickſal und Alles; wär' es nicht beſſer geweſen, der Tod auf dem Schlachtfeld hätte mich getroffen, und ich läge jetzt, der Marter ab, in kühler Erde? — Hoffnung, Treue! ja ein Narr, wer daran glaubt, ſagte ich zu mir ſelbſt. — Horch, eben ertönt Muſik vom Thal her, richtig, es iſt der Brautzug auf dem Weg zur Kirche; und ich Unglückemenſch, muß juſt am heutigen Tag heimkehren. Verdammt, murmle ich, und knirſche vor Ingrimm mit den Zähnen.

Die Muſik kam näher und näher; — und mein Unmuth verlor ſich zuletzt in ein dumpfes Grübeln und Sinnen. Sie hat recht, ſagte ich, es war das Vernünftigſte, was ſie thun konnte; er, der Sohn eines vermöglichen Mannes — ich ſo zu ſagen ein Krüppel, ein Invalid, ein Landfahrer! und Geld iſt der Kompaß, nach dem ſich die ganze Welt richtet. Aber — wo wollte ich denn eigentlich hin? Ohne Zweck und Ziel war ich auf den Feldern weiter geſtelpert, und eine zeitlang in dem Holz fortgegangen. — Wenn ich den Weg durch den Kloſterwald einſchlug, ſo könnte ich auf einem Umweg nach Hauſe gelangen. — Alſo wende ich mich links, die Halde hinauf.

Ein gut' Stück war ich ſchon im Walde fortgewandert, als es in Friedenweiler zum zweiten Mal läutet. Unwillkürlich horche ich nach der Gegend hin, woher der Ton kommt und fern hin im Rauſchen der Tannen verhallt. — Vielleicht, denke ich, hält ſie mich für todt. Seit Jahr und Tag hatte ich ja kein Lebenszeichen mehr von mir gegeben. Mein unvermuthetes Erſcheinen müßte jetzt in dieſem Augenblicke einen um ſo überraſchendern Eindruck machen. Eine halbe Stunde war es noch bis zur Trauung — wer weiß, wenn ich jetzt umkehrte — Ja — Nein — doch denke

ich endlich, einmal will ich ſie noch ſehen, noch einmal! dann fort ſo weit die Welt geht, und vergeſſen, was ich vergeſſen muß. — Alſo kehre ich um durch Stauden und Hecken in gerader Richtung auf das Kloſter zu, ſo eilig, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt.

Wie ich aber an das End' des Waldes komm' — läuten die Glocken zuſammen. — Alſo zu ſpät — denke ich, und ſchreite langſam vor bis auf den Felſen der Kirche gegenüber. — Da ſtand ich denn unter dem verwitterten hölzernen Feldkreuz und höre eine Weile dem Geſang und der Orgel zu. Sonſt war es ſtill im ganzen Thal und der Himmel ſo blau und ſo ſonnig, als gälte es allein nur dem Hochzeitstag.

Ich weiß nicht, als ich mein Schnupftuch hervorzog und mir die Schweißtropfen von der Stirne wiſchte, ob nicht auch ein paar Thränen mitgiengen. — Schäme dich, ſagte ich zu mir ſelbſt, ein Soldat, der dem Tod ſo oft in's Geſicht geſchaut, ſoll ſich jetzt von einem Mädchen über den Haufen werfen laſſen. Verlaſſe alſo meinen Poſten und ſchreite den Kreuzweg herab, um, mir ſelbſt und meiner Weichherzigkeit zum Trotz, in die Kirche zu gehen und die Kopulation mit anzuſehen.

Es war in der Kirche ſehr voll Menſchen. Mit Mühe konnte ich noch ein Plätzlein im Gange finden, wo ich eine Ausſicht auf den Altar hatte. — Jetzt ſchritten die Brautleute vor an der Hand der Zeugen. Schon knieten ſie am Altar, reichten ſich die Hände und der Prieſter ſprach den Segen. Ich hatte mich etwas vorgedrängt. Das Herz klopfte mir hörbar. — Philippine erſchien mir faſt als eine Heilige an den Stufen des Allerheiligſten. Jetzt erheben ſie ſich, um wieder zurück auf ihre Plätze zu ſchreiten. — Einen Blick nach dem Geſicht der Braut — unwillkürlich entfährt mir ein halblauter Schrei — es iſt nicht Philippine — es iſt Martha, ihre Schweſter! —

Aufmerkſam hatten meine nächſten Nachbarn auf den Soldaten geſchaut, der jedoch bald wieder gefaßt erſchien. Bei einer Wendung des Kopfes erkenne ich jetzt auch Philippine, die in ihrer jungfräulichen Schappelkrone neben der bräutlichen Schweſter im Kirchenſtuhl ſteht. — Wie froh machte mich dieſer einzige Blick. Alle Hoffnung kehrte wieder, und ich weiß nicht, war es ein Bitt- oder Dankgebet, welches jetzt aus meinem vollen Herzen zum Himmel aufſtieg.

Nach dem Gottesdienſt miſchte ich mich unter die Zuſchauer, welche an der Kirchthüre Poſto gefaßt hatten, um den Zug mit den Spielleuten vorbeidefilieren zu ſehen. Sittſam und anmuthig ſchritt Philippine, das ſchöne Ehrenmägdlein, an mir vorüber ohne aufzuſchauen. Die Menge verlief ſich, und der verabſchiedete Soldat ſtand zuletzt beinahe allein noch auf dem Platz.

Ich machte den Plan, im Bierhäuslein, gegenüber dem Wirthshaus, Quartier zu nehmen, um vor der Hand das Terrain auszukundſchaften. Bei einem Glaſe Gerſtenſaft hatte ich Gelegenheit, unerkannt die Frau Wirthin, die als echte Tochter Eva's von den Verhältniſſen der Brautleute genau unterrichtet ſeyn mußte, auszuforſchen.

Ich laß mich alſo mit ihr in ein Geſpräch ein: — Das war ein beharrlicher Liebhaber, meinte die Frau, wie es wenige gibt. — Wie ſo? frag ich, und thue, als wär' ich landesfremd. — Ei, ſagte ſie, der iſt ein zweiter Jakob, der ſieben Jahr um ſeine Rachel gedient hat. Anfangs galt es der Jüngſten, der Schweſter ſeiner Braut, und er ſoll, wie man ſagen will, auch eine zeitlang bei ihr Hahn im Korb geweſen ſeyn, bis ihm ein Anderer in's Gehäu kam, wie ſie ſagen, Einer von des Hebbergbauern — ein rabiater, nimmnutziger Burſch und vermögener Menſch, der, nicht faul, dem guten Valentin bei einer Hochzeit auf der Ahorn auf den Weg ſteht, und ihm aus purer Eiferſucht ein Meſſer in den Leib rennt.

Mein Mann, der auch bei selbiger Hochzeit anwesend war und spät in der Nacht heim kommt, trifft den Valentin auf der Straß, ganz blutig, — kommt heim, und erzählt mir die ganze Geschicht. Der Valentin aber, die beste Seel von der Welt, der wahrscheinlich die Sach' dem Mädle zu lieb vermänteln will, sagt aus: er sey gestolpert und in sein eig'nes Messer gefallen. — Nun zum Glück war der Stich nicht bedeutend. Dem Andern aber, dem Schlänckel, läßt das böse Gewissen keine Ruh; er laßt sich angagieren beim badischen Militär, — es gieng dazumal Rußland zu. — Das Mädle aber hat seitdem seinen Kopf gesetzt — entweder, erklärt sie, er kommt wieder heim, und da wird's sich zeigen, — oder er bleibt fort, — und da weiß ich Eine, die ledig bleibt, und so und so. — Dem guten Valentin aber, dem nun einmal partout Eine von des Hebbergbauern Leut muß, hat kein andere Wahl, als die Schwester zu heirathen, die wahrhaftig ihren Vortheil besser verstanden zu haben scheint, auch, wie es heißt, dem Valentin schon von früher her hold gewesen ist. — Doch, setzte sie bei, woher geht der Weg, wenn man fragen darf? es ist mir fast, als sollt' ich den Menschen kennen.

Natürlich, daß ich keine Lust hatte, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

Vom Militär, aus dem Feld, antworte ich, und den Bursch, von dem ihr da sprecht, des Hebbergbauern Sohn, kenn' ich gut; der Mann hat sich gemacht beim Militär und hervorgethan, so viel ich weiß, hat er eine gute Stelle und wird nächstens kommen, wahrscheinlich um sein Mädel abzuholen.

Ei, was ihr nicht sagt! rief die Frau voll Verwunderung, und schlug die Händ zusammen, wie wird sich die Philippine freuen. — Ja so ist's halt, wem's Glück will, dem grünt ein Besenstiel; hab' ich's doch immer gesagt, die versteht ihren Vortheil besser.

— Ja des Hebbergbauern Söhn', das will ich meinen, die sind Beide nicht auf den Kopf gefallen u. s. w.

Unter solchen Reden war die Frau hinausgegangen, wie ich glaubte in Hausgeschäften. Ich aber überlegte, wie ich mich am Besten der Philippine vorstellen könnte: wenn ich eine Geige geliehen bekäme, dachte ich, so könnte ich gar wohl als Invalide drüben bei der Hochzeit auftreten und so die Sach' lustig einleiten; frage also, als die Frau wied'rum hereinkommt, ob nicht ein Instrument in der Näh' zu haben sey, sage ihr aber nicht, was ich im Schild führe.

Während wir aber noch über die Sach' hin und her reden, geht die Thür auf, und mit freudigem Schrecken seh ich — wen meint Ihr — hereinkommen? — Die Philippine mit einer ihrer Gespielinen. — Die Frau Wirthin hatte es nämlich nicht über sich gewinnen können, die Sache zu verschweigen, und war sogleich in die Küche gelaufen, um ein Kind in's Wirthshaus hinüber zu schicken: Die Philippine soll einen Augenblick herüber kommen, es sey ein Soldat da, der mit ihr reden wolle!

Wie oft hatte ich mir in einsamen Stunden das Wiedersehen ausgemalt, und jetzt stund ich vor dem herzigen Mädel mit militärischem Gruß, die Hand an der Mütze, halb Spaß halb Ernst. — Herr Jesus, der Friedli, mi Friedli isch de! — Kennen Sie das Gedicht von Hebel? Tausendmal, wenn ich's gelesen habe, hat es mich an mein eigenes Leben erinnert. — Ja wahrhaftig, ihr bekümmertes Herz, wie es dort heißt, hatte mich begleitet durch Schwerter und Kugeln mit Hoffnung und Schmerz, — das konnte ich jetzt an ihren freudigen Thränen und heißen Küssen abnehmen. Alles Ungemach vergiger Zeiten aber war aufgegangen in dem einzigen glückseligen Augenblick; denn eine freudige Stund, Freund, laßt tausend bittere vergessen.

Kaum hatte ich mich aus ihren lieben Armen losgemacht, als Valentin daher gerannt kam, dem die Neuigkeit auch ſchon hinterbracht worden war. — Iſt er endlich da — rief er ſchon von weitem, als er mich ſah, ei, ei, Ihr habt lang auf euch warten laſſen, Freund. Eure Hand her! wir ſind Narren geweſen, und damit punktum, wenn's Euch ſo recht iſt! Und wir umarmten uns brüderlich; denn alle Feindſchaft war längſt ausgetilgt aus unſern Herzen. — Aber jetzt alleins hinüber, kommandiert er; das freut mich am allermeiſten, daß Ihr euer Kommen g'rad auf meinen Hochzeitstag gerichtet habt.

Ich machte Umſtänd, in meinem abgeſchabten grauen Soldatenmantel am Hochzeitstiſch zu erſcheinen, aber da half keine Ausred, ich mußte mit.

Drüben ſtellte mich der Bräutigam ſeiner Braut vor. — Wenn die Liebe nicht blind wär', ſagte er ſcherzhaft, ſo hätt' ich von allem Anfang an ſehen müſſen, daß Martha, meine gute Martha, vom Himmel auserſehen war, mein Lebensglück zu machen. — Und wir Beide, Freund, hätten einen Narrenſtreich weniger zu machen gehabt!

Alle herzlich aufgenommen, kam es mir vor, als wär' ich unter lauter lieben Verwandten und Angehörigen. Und als im Lauf des Tages noch mein Bruder als Gaſt mit ſeiner jungen Frau daher kam, war die Freude erſt recht groß.

Da ſaß ich denn wieder neben meinem Mädchen, wie vor fünfthalb Jahren in der hohen Aborn, und wir hatten einander ſo viel und noch mehr zu ſagen als dazumal. — Selbiges Sprüchlein aber war jetzt zur ſchönſten Wahrheit geworden.

Unterdeſſen hatte die Muſik begonnen. Alleins friſch, rief uns Valentin zu, und winkte zum Tanz, den er extra für uns Zwei beſtellt hatte.

Halt, ſagte ich und lachte, Freund, ſo ſchnell wird's wohl nicht geh'n, ſpür' den Tanz bei Leipzig noch immer ein wenig in den Gliedern, und zeigte auf meinen Stock; denn ſo ſehr es ſich auch von Tag zu Tag mit meiner Geſundheit gebeſſert hatte, ſo war doch immer noch ein Reſt zurückgeblieben.

Doch, was ſoll' ich Ihnen viel erzählen! Von nun an war meinem Leben die Sonn' aufgegangen; und wer am dreiundzwanzigſten Mai des Jahres tauſend achthundert und ſiebenzehn nach Friedenweiler gekommen wäre, der hätte ein zweites Hochzeitfeſt mitfeiern können, wobei Philippine und ich die Hauptperſonen waren.

Die Uhr aber mit dem gold'nen Herz und Sprüchlein, welche Sie vorhin bei mir geſehen haben, überreichte mir die Braut am Hochzeitstag.

Nun aber hieß es ſich umthun. Ich hatte ein Geſchäft angefangen: ordinäre Muſik-Spieluhren, wobei mir meine Muſikkenntniſſe trefflich zu ſtatten kamen. Ich hielt mehrere Geſellen, darunter einen Schreiner für die Käſten und auch einige Uhrenmacher. Die Zeiten waren dem Handel günſtig; von Jahr zu Jahr ſteigerte ſich der Abſatz, und bald hatte ich mit meinem Weiblein ein recht wohlhäbiges vergnügtes Hausweſen eingerichtet. Sie trieb die Schildmalerei noch lange mit großem Erfolg, bis vermehrte Haushaltungsgeſchäfte und Kinder ſie endlich nöthigten, die Kunſt aufzugeben. Nach wenig Jahren ſchon war ich im Stand, ein eigenes Anweſen zu kaufen, und ſpäter, als durch Thätigkeit und Gottes Hilf der Vermögensſtand auf das Erfreulichſte ſich gemehrt hatte, kauften wir das Wirthshaus, worin ich heute das Vergnügen hatte, Sie zu bewirthen.

Aber Herr, fieng er nochmals an, ihr Tod hat einen ſchweren gewaltigen Riß in mein Leben gethan. Schauen Sie, ſeitdem

freut mich eigentlich nichts mehr recht von Grund aus. Nächsten Monat wird's ein Jahr, daß ſie dahin geſchieden iſt. Die älteſte Tochter, an einen Uhrenhändler verheirathet, der ſich in Amerika häuslich niedergelaſſen hat, iſt vor zwei Jahren ihrem Manne nachgefolgt, — zum großen Leidweſen der Mutter, die es ſehr ungern geſehen hat. — Weiber, meinte ſie, bleiben in der Fremde immer fremd, und ſeyen dort niemals recht daheim. — Meine Jüngſte aber kennen Sie ja, ganz das Ebenbild der ſeligen Mutter!

Alſo ſchloß der Erzähler, und ich ſpendete ihm und der Verblichenen ein warmes Lob. — „Aber", fügte ich bei, „über Eines hab' ich im Verlauf der Geſchichte vergeblich nähere Auskunft erwartet, über das Abenteuer nämlich mit dem nächtlichen Geſpenſt; habt Ihr von der Geſchichte niemals etwas Näheres in Erfahrung gebracht?"

Ei freilich, erwiederte er, das muß ich noch erzählen; die Sach' iſt wichtig. Ich weiß nicht, haben Sie ſchon von dem alten Saleſi gehört, ſeines Zeichens ein Uhrenmacher und Tauſendkünſtler? — Jahre lang beſchäftigte ſich das Männle mit der Erfindung des Perpetuum Mobile, oder, wie man es hier zu Land heißt, mit dem ewigen Lauf, und wohnte in einer Hütte am Hebberg. — Eines Tags treff' ich ihn im Wirthshaus, wo er neben mich zu ſitzen kommt. Es war zur Zeit, als der Hebbergbof, nachdem er lange Jahre leer geſtanden, zum dritten Mal zum Verkauf ausgeſchrieben ward. — Was mich anbetrifft, ſagt der Saleſi, ich möchte das Haus nicht geſchenkt, wenn ich d'rin wohnen müßte.

Warum? frag ich, Ihr ſeyd ja ſonſt ein Freund von der Einſamkeit und gern ungeſtört.

Allerdings, Freund! hab' auch meine Urſachen dazu; aber ſeht, der Hof iſt ein Palaſt gegen die Baracke, in der ich wohne,

und doch — habt Ihr niemals etwas Unq'rades in dem Heidengebäu verſpürt? — Ihr verſteht mich ſchon.

Hm, verſetzte ich, es iſt ſonderbar, Ihr glaubt doch, ſo viel ich weiß, an dergleichen Sachen nicht!

Ich? es gab früher keinen ungläubigeren Thomas, als ich war, Freund, ein abgeſagter Feind von dergleichen Altweibermährlein, wofür ich alles Dieſes gehalten hab'. — Aber jezt ſoll' mir Einer kommen, und beweiſen wollen dies und das; — die Hand ließ ich mir d'rauf abhauen!

Da wär' ich doch begierig zu hören, ſagte ich, und rückte etwas näher.

Euch, fieng der Alte mit gedämpfter Stimme wied'rum an, Euch kann ich's wohl anvertrauen. Schaut, es war im Jahr zwölf, im Sommer, ich hab' dazumal ſchon, wie Ihr wißt, an dem ewigen Lauf herumſtudiert, nur daß ich die Sach' noch nicht beim rechten Zipfel gepackt hab' und auf der rechten Spur geweſen bin wie jezt; in vier Wochen, mein Schatz, wird ſich viel zeigen; ſchaut, man wird noch vom alten Saleſi ſagen; denn er wird reuſſieren, glänzend, allen Spöttlern und neidiſchen Menſchen zum Trutz, die an ſeinem Untergang arbeiten, ſo gewiß, als das Glas da auf dem Tiſch ſteht. — Wenn ich ſchon ein armer Teufel bin und —

Aber Saleſi, unterbrach ich ihn, Ihr habt mir ja von dem Geſpenſt erzählen wollen.

Allerdings, ja, doch was ich jezt ſagen will gehört auch dazu. Es war im Jahr zwölf, ich hab', wie geſagt, dazumal ſchon an dem ewigen Lauf, oder wie das Ding auf Lateiniſch heißt, am perpetuum mobilem herumſtudiert, war aber noch nicht auf dem Wahren; es iſt auch überhaupt noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und Rom auch nicht in einem Tag gebaut worden. Habt Ihr die Lebensbeſchreibung von Kolumbus ſchon geleſen? was der

Mann alles hat ausſtehen müßen, bis er zum Ziel gekommen iſt, und nichts als Schimpf und Spott davon getragen. — Wär' ich in England, Freund, ſtatt in Deutſchland auf dem Schwarzwald —

Da wäret ihr ſchon längſt ein reicher, weltberühmter Mann, nicht wahr? fiel ich ein, aber die Geiſtergeſchichte?

Nun ja, ſo hört: wie ich einmal ſo Nachts auf meinem Strohſack lieg', und über die Erfindung nachſimulier, was ich wohl für ein Material auftreiben könnte, das nicht ſchwindet, und auf das weder Hitz noch Kälte Einfluß hat, fällt mir auf einmal die Kunſt der alten Heiden ein: das Holz im rechten Licht und Geſtirn zu ſchlagen. Wie wär's, denk ich, wie wär's, wenn du eine Prob' machteſt, im Hobbergbof aus den Küchenbalken ein Stück herausſägteſt? Ich wußte nämlich von eurem Vater ſelig, was es mit ſelbigem Holz für eine Bewandtniß hat. Halt, denk' ich, da ſteckt was dahinter, mach' mich alſo, weil mich der Gedanke nicht ſchlafen läßt, ſogleich mit meinem Laternle und Werkzeug 'nüber in euer Haus, das dazumal leer ſtund, um einen Klotz heraus zu ſägen. — Wie ich in die alte Spelunke hinein komme, iſt es mir gleich, als witt're ich was Ungrad's, und bin doch von Natur nichts weniger als furchtſam und abergläubiſch; aber es muß ein verwerf'ner Tag geweſen ſeyn, denn kaum hab' ich den Herd beſtiegen und mich friſch an's Werk gemacht, — ſo murrt es und ſchnarcht es unter mir, — hol' mich Gott, ein Rhinozeros hat einen leichtern Athem; und wie ich hinſchau, ſteigt ein abſcheulicher Kerl, ein wahrer Goliath, wie aus dem Boden empor, ich lüg' nicht, mit einem Geſicht und Augen — ja lacht nur; nicht wahr, das kommt Euch übertrieben vor?

Kurzum in dieſem Ton erzählt mir der Alte weiter, wie die Laterne ausgelöſcht ſey, und er das Haſenpanier ergriffen habe. — Natürlich, daß ich ihm klaren Wein einſchenkte, und ihn und mich

tüchtig ausgelacht hab'. Aber da hättet Ihr das Männle ſehen ſollen: Carle, ſagte er empfindlich, da müßt Ihr ein wenig früher aufſteh'n, wenn Ihr dem alten Saleß blauen Dunſt vormachen wollt; treibt eure Narrenpoſſen mit einem Andern, ich bin zu alt dazu; — hab' Euch für geſcheidter gehalten, Adjes! — und damit trank er ſein Gläslein aus und entfernte ſich beleidigt. — Der gute Saleß! der ewige Lauf der Welt, der Tod, hat ihn ereilt, eh' er mit ſeiner Erfindung im Reinen war.

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir unſer Ziel, das Wirthshaus zur Abern, erreicht. Ich blieb jedoch nicht länger daſelbſt, als nöthig war, um eine kleine Erfriſchung einzunehmen, denn ich wollte denſelben Tag noch Friedenweiler beſuchen und auch wegen der beſprochenen Hauschronik unterwegs Schritte thun. Deßhalb verabſchiedete ich mich bei Zeiten von meinem Freund und Begleiter und wanderte thalabwärts in's kleine Eiſenbächle, wo das bezeichnete Haus und die Familie bald gefunden war.

Es gelang mir jedoch erſt bei einem zweiten Beſuch, die Chronik zu erhalten, welche wortgetreu, nebſt einer Anſicht des erſtgenannten, ehemaligen Kloſters Friedenweiler, hier mitgetheilt wird.

Hauschronik

einer

Schwarzwälder Schildmalers-Familie.

Chronik,

oder Etwas von dem Ursprung dieses Hauses, so wie über die Lebensverhältnisse der Familie Kirner.

Niedergeschrieben von Anton Kirner

Bevor ich dieses kleine Denkmal meiner Familie zu setzen mich unterfange, bitte ich Gott, daß er dieselbe noch lange erhalten und fortgedeihen lassen wolle, und ihr zeitliches wie ewiges Wohl in seine Vaterhand nehmen möge. Ebenso bitte und bete ich für Diejenigen, welche schon vor dem Meinen in diesem Hause gewohnt und aus diesem Leben geschieden sind, so wie für alle Jene, welche in Zukunft noch darin hausen und sterben werden.

Gott gebe ihnen und allen Menschen die ewige Glückseligkeit im Namen Jesu und Mariä!

Wie mir meine Aeltern sagten, und ihnen ihre Voraltern erzählt haben, so begab es sich, daß ein großer Sturmwind viele Bäume in den Wäldern, welche zum Kloster Friedenweiler gehörten, niederriß. Auf einem der Klosterhöfe diente damal ein alter Oberknecht, der sich durch langjährige treue Dienste sehr verdient gemacht hatte; die Frau Aebtissin, welche auf eine anständige

Verſorgung des Mannes bedacht war, verwilligte ihm von dem umgeworfenen Holz ſo viel, als er zum Bau eines kleinen Häusleins nothwendig hatte. Das Bauwerk wurde ſodann aufgeführt auf einem frühern Kohlplatz im Walde, an derſelben Stelle, wo gegenwärtiges, der Familie Kirner eigenes Wohnhaus ſteht. Die gnädige Frau ertheilte darauf noch die weitere Gerechtſame, daß, im Falle eines Brandunglückes, der Eigenthümer jederzeit das Recht haben ſolle, zum Wiederaufbau vier der größten Baumſtämme aus der Kloſterwaldung anzuſprechen. Alles dieſes geſchah nach meinem Vermuthen vor zwei bis dreihundert Jahren. Denn das Kloſter beſtand ſchon viele Jahrhunderte, ehe im kleinen Eiſenbächle, wo früher nur Wald und Wildniß mit einigen Kohlhütten war, ſich Menſchen anſiedelten.

Vor dem Jahr 1770 gehörte dieſes Haus, wie ich mit Gewißheit ſagen kann, dem Joſeph Schunhart, einem fürſtenbergiſchen Unterthan, und deſſen Eheweib Katharina Willmann, welche, wie mir noch einer ihrer Söhne geſagt hat, ein armes Leben führen mußten. Der Vater beſchäftigte ſich meiſtens mit Erzgraben am Feldberg, und die Kinder, ſo lange ſie noch klein waren, giengen betteln, und größer geworden kamen ſie zu den Bauern in den Dienſt. Als ſpäter der Vater, weil keines ſeiner Kinder ein ſelbſtſtändiges Auskommen erringen konnte, genöthiget war, das Häuslein zu veräußern, brachte es mein Großvater Matthias Kirner an ſich, der damals in des ſogenannten Bürlis-Hof in der Schollach in Herberge war. Er kaufte das kleine Anweſen, wie der Kaufbrief beſagt, um ſieben hundert Gulden rauher Währung, mit allem Hausgeräth, „Holz im Wald und Blumen im Feld“; jedoch mit der Bedingung, daß den Verkäufern lebenslang noch der Sitz daſelbſt verbleiben ſolle; und zwar hatten ſie laut feſtgeſetztem Leibgeding anzuſprechen: einen Platz in der Stube, wo ihnen ge-

ſtattet war, einen Tiſch bei der Uhr zu ſtellen, ebenſo eine Liegerſtatt in beſagtem Uhrenwinkel, als alleinige Wohnung aber die Nebenkammer, dazu einen Platz in der Küche am Herd, nebſt einem Stücklein Feld zu Kartoffeln und Haber ꝛc.

Alſo war mein Großvater Eigenthümer, und bezog das Häuslein, mit ſeinem Eheweib, Maria Winterhalter, beide von Schollach, und einem Sohn Martin Kirner, meinem Vater, der geboren iſt im Jahr 1758.

Seines Geſchäftes war der Großvater, und zwar bis an's Ende ſeines Lebens, Glasträger bei der Pfälzer Glashändler Kompagnie. Sein Sohn Martin beſchäftigte ſich ſeit früheſter Jugend mit allerlei Künſteleien: er fertigte Zifferblätter, ſchnizte Vögel auf Guckguckuhren, malte Heiligenbildlein und Spielkarten. Beſonders aber hatte er ſein Augenmerk auf die Schildmalerei gerichtet, die dazumal noch Manches zu wünſchen übrig ließ; als er jedoch herangewachſen war, kam er nach dem Willen ſeines Vaters ebenfalls zur Glashändler-Kompagnie.

Die beiden ſchunhartiſchen Leibgedingsleute waren unterdeſſen geſtorben; dafür erhielt aber die Zahl der Hausbewohner anderweitigen Zuwachs. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters verheirathete ſich nämlich mein Vater mit der Jungfrau Agatha Höffler aus Eiſenbach, und die Vermählung fand ſtatt in der Kloſterkirche zu Friedenweiler, worauf im dortigen Wirthshauſe das zweitägige Hochzeitsfeſt fröhlich und guter Dinge abgehalten wurde. Alles dieſes geſchah über die Kirchweih des Jahres 1778.

Doch, nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe des Höchſten ſollte der Ehebund nicht von langer Dauer ſeyn; denn ſchon nach fünf glücklich verlebten Jahren ſtarb die junge Frau und Mutter von drei Kindern, und wurde am Jahrestag ihrer Hochzeit zur Erde beſtattet.

So war denn mein Vater frühe schon Wittwer geworden mit drei unmündigen Kindern, zwei Buben und einem Mägdlein, welche mit ihrem Vater beim Großvater in Herberg waren. Letzterer, schon wohl bejahrt, und wie die Großmutter nicht mehr ganz tüchtig zu den Hausgeschäften, drang in den Sohn, sich wieder zu verheirathen, auf daß die Kinder wieder eine Mutter, die Großältern aber eine sorgsame Pflegerin ihres Alters erhalten sollten. Denn dieses war um so nothwendiger, als mein Vater, so wie auch mein Großvater, die meiste Zeit auswärts auf dem Glashandel zubringen mußten.

Zur selbigen Zeit war Maria Kohrer, ein braves Mädchen von Oberbränd, als Dienstmagd bei dem fürstlichen Revierförster im Eisenbach. Diese wohlgesittete Jungfrau gefiel meinem Vater, und nach Umfluß eines Jahres führte er sie zum Traualtar. Sie wurden kopuliert von dem damaligen ibenmenbachischen Beichtiger Joachim Lang in Friedenweiler. Dieser Mann starb anno 1811 in Kiechlinsbergen, und ich war im Jahr 1829 selbst alldort auf seinem Grab. — Nun muß ich aber wieder zurück zu meiner angefangenen Geschichte.

Als den Eheleuten das erste Kind geboren wurde, befand sich der Vater gerade auf dem Platz in Offenburg in Glashändlergeschäften. Damals schon lag ihm die Schildmalerei beständig im Sinne, wie mir der gegenwärtig noch lebende Einkäufer Laubis sagte. Tag und Nacht beschäftigte ihn dieser Gedanke und er ließ kein Mittel unversucht, sich Kenntniße in diesem Fache zu erwerben. Zur selbigen Zeit lebte in Offenburg ein Maler, der im Anstreichen und Vergolden wohl erfahren war. An diesen wendete sich mein Vater und besuchte ihn regelmäßig in seinen freien Stunden, um etwas von der Wissenschaft der Malerei von ihm zu prostituieren. Dies gelang ihm auch so weit, daß er sich wenigstens

einen kleinen Begriff von dem Fache aneignete; und wenn er nach Hause auf den Schwarzwald kam, so stellte er unverdrossen Versuche an, die ihm jedoch nicht immer am Besten gelingen wollten. Es war ihm nämlich hauptsächlich darum zu thun, statt der bisherigen Oelfarben einen festen trockenen Lack auf die Schilde zu bringen.

Bis zum Jahr 1787 verblieb er bei seiner Handels-Kompagnie; unterdessen hatte seine Mutter das Zeitliche gesegnet, und ein zweites Söhnlein, ich, der Schreiber dieser Chronik, war zur Welt gekommen, und zwar an einem Sonntag des Monats Dezember, im Zeichen des Fisches. — Wolle Gott mich und alle die Meinigen segnen bis in den Tod!

Bald darauf wurde auch der Großvater von seinem Schöpfer in die Ewigkeit abgefordert. Mein Vater befand sich eben auswärts auf dem Handel, als er die Todesnachricht erhielt. Nebst diesem Trauerfall war eine weitere Veranlassung, nach Hause zu gehen, die Abrechnung der Glashändler-Kompagnie, welche alljährlich an den Tagen Katharinä und Konradi, abwechslungsweise bald in Hinterzarten, bald in Titisee, stattfand.

Der Vater, welcher nun das großväterliche Haus übernehmen sollte, hatte den Entschluß gefaßt, den Handel aufzugeben und daheim eine Schildmalerwerkstatt einzurichten. — Weil er jedoch seiner Sache noch nicht ganz gewiß war, so wollte er doch nicht alle Verbindung mit der Kompagnie aufgeben, und traf deßhalb mit seinen Kameraden das Abkommen, daß, wenn ihm die Malerei nicht gelingen sollte, er jederzeit wieder bei ihnen eintreten könnte. Für diese Verwilligung hatte er ein Kapital von tausend Gulden unverzinslich einzulegen, wogegen aber auch seine Söhne, wie andere Kameraden Kinder, allzeit bei der Kompagnie angenommen werden mußten.

Hierauf wurde mit der Schildmalerei der Anfang gemacht, welche Kunſt von da an bis auf den heutigen Tag im Hauſe mit Erfolg getrieben wird. Anfänglich wollte jedoch das Geſchäft nicht ſonderlich vorwärts, weil der Vater immer noch probieren und erfinden mußte, und niemals ordentlich in der Lehre geweſen war, und daher alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen mußte. Doch mit der Zeit gieng es beſſer, und der Verdienſt wuchs allgemach heran. Von geſchickten Geſellen, die er einſtellte, lernte er noch manches, und an Fleiß und Ausdauer mangelte es ihm auch nicht.

Die heranwachſende Kinderzahl veranlaßte ihn, auf Vergrößerung des Häusleins bedacht zu ſeyn, zu welchem Zwecke er mit der Abtiſſin zu Friedenweiler, als der Eigenthümerin des Grund und Bodens, ein Uebereinkommen traf wegen des nöthigen Bauplatzes. Zugleich ließ er im Hauſe ein Kamin aufführen, eine Neuerung, die man ſelbige Zeit noch ſelten über Wald antraf.

Wer bedenkt, daß dazumal neun lebendige Kinder im Hauſe waren (drei aus erſter Ehe und ſechs aus der zweiten), der wird wohl ermeſſen können, mit welcher Sorgfalt und Anſtrengung müße gearbeitet worden ſeyn, um alles in gehörigem Stande zu erhalten. Aber der Herr im Himmel gab der Arbeit Segen und Gedeihen. Doch blieb die Familie auch nicht von ſchweren Heimſuchungen verſchont. Im Jahr 1795 ſtarben nämlich in kurzer Zeit nach einander vier Kinder an der Kolik, und auch die übrigen lagen ſchwer krank darnieder.

Von den fünf Ueberlebenden waren die größern Buben bald ſo weit, daß ſie dem Vater bei der Arbeit gute Hilfe leiſten konnten, ſo daß die Malerei einen immer erfreulicheren Vergang nahm.

Das Jahr 1796 war herangekommen, und mit ihm die Franzoſen als Feind. Doch hat man in unſer'm entlegenen Thal wenig vom Kriege verſpürt. Nur einmal ſtreifte ein Trupp von zehn

Mann von Friedenweiler her über das Gebirg, und raubte in einigen Höfen, aber nicht bedeutend. — Von hier zogen sie nach Reichenbach, wo sie einen Hausmann von Schwärzenbach, der vom Berg herunter mit Steinen auf sie warf, todt schoßen. Größerer Schaden jedoch geschah in Neustadt, allwo sie die Pfarrkirche sammt dem Schulhaus in Flammen aufgehen ließen; ebenso beinahe das ganze Dorf Röthenbach an der Heerstraße, weil dort einige Franzosen umgebracht worden waren. Im Kloster Friedenweiler wurde zu jener Zeit ein östreichisches Militär-Spital eingerichtet, in welchem während sechs Monaten über hundert Mann verstarben, und hinter dem Weiher bei der Schmiede begraben wurden. Die Äbtissin mit ihrem ganzen Konvent hatte sich nach Hausenvorwald in die Baar geflüchtet, wo sie in dem dortigen Schlößlein Aufnahme fanden, nach Abzug der Oestreicher, welche ihr Spital nach Villingen verlegten, aber wiederum zurückkehrten.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1799 weiß ich wenig Erhebliches zu berichten; außer daß unserer Familie der siebente Sprößling zur Welt geboren wurde, so daß wieder sechs lebendige Kinder vorhanden waren. Der Vater gieng jedes Jahr über Katharinen oder Konradi zur Abrechnung der Pfälzer Glashändler-Kompagnie. Dies geschah auch im Jahr 1796, bei welcher Gelegenheit die Handelsfreunde meinem Vater bedeutende Erleichterungen bezüglich des frühern Accordbriefes zugestanden. Er sollte von jetzt an alljährlich nur zweiunddreißig Gulden an die Gesellschaft bezahlen und die nämlichen Vergünstigungen haben wie früher.

Nun komme ich zum Jahr 1799, welches mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird. Im Spätjahr vorher waren die Franzosen bei uns durchmarschiert nach dem Schwabenland, und im Frühjahr um Ostern kamen sie wied'rum zurück. Auf der Kirchsteig zwischen Röthenbach und Neustadt schlugen sie ein Lager, und viele Ein-

wohner der umliegenden Orte flüchteten ihren Hausrath und vieles Vieh in unſer verborgenes Thal. Dieſes wurde aber dem Feinde verrathen, ſo daß ſowohl die Flüchtlinge, wie auch die Einwohner in großes Unglück kamen. Es war am zweiten Sonntag nach Oſtern, den 31. März, als man vier bis fünf Franzoſen über die Berge ſtreifen ſah, um das Eiſenbächle ausfindig zu machen. — Manche wollten zu ſcharfen Mitteln rathen, dem Feinde das Handwerk zu legen; man war jedoch durch das Unglück der Röthenbacher gewitzigt worden. — Montags darauf kamen ſchon Mehrere und holten ohne viel Umſchweife einige Kälber und Schweine; am dritten Tag aber beſuchten ſie uns in noch größerer Anzahl, und nahmen mit, was nur fortzubringen war; und am vierten Tag früh ſchien es, als befinde ſich das ganze Lager auf dem Marſch in unſer Thal. Bald waren alle Häuſer vollgepfropft von Franzoſen, und auf der Straße ſah es aus, als wenn man mit groß und kleinem Vieh auf den Markt fahren wollte — alles dem Lager zu.

Wir waren bis dahin noch immer in unſerm Hauſe geblieben, wo die Plünderer, als nichts mehr zu finden war, den Vater um baares Geld quälten, ſo daß man alle Augenblicke nicht wußte, wann ſie ihm das Bajonnet in den Leib rennen würden. Ich habe es ſelbſt mit angeſehen, wie ſie unter Flüchen und Schimpfworten auf ihn zugiengen und die Bajonnete an ſeinem Kopf vorbei in die Wand ſpießten, (wovon jetzt noch Spuren zu ſehen ſind). — Endlich ſchleppten ſie ihn unter dem Jammergeſchrei ſeiner Kinder und Frau hinaus, hinter das Haus in den Garten, und verkündigten ihm ſein letztes Stündlein. Der Eine hielt ihn am Arm, ein And'rer gieng etliche Schritte rückwärts, ſpannte den Hahn und ſchlug auf ihn an. — Da gab er ihnen endlich, was er noch beſaß, zwei Kronenthaler, die er in ſeinen Kleidern verſteckt gehabt

hatte, und flüchtete dem Wald zu; wohin ihm auch die Mutter und wir Kinder nachfolgten.

Dort blieben wir den ganzen Tag und die Nacht, während die Franzosen unverdrossen in den Häusern fortwirthschafteten.

Da kam endlich unvermuthet Erlösung. Kolumban Kaiser, der fürstenbergische Revierförster von Lenzkirch, ein kühner und entschlossener Mann, fand ein Mittel, die gewaltthätigen Gäste uns vom Halse zu schaffen. Er wußte, daß in der Umgegend von Bonndorf kaiserliche Truppen lagen. Er gieng also dahin, meldete sich bei dem Kommandanten und erbat sich Mannschaft. Nachdem er mit seinem Leben für die Redlichkeit seiner Absichten sich hatte verbürgen müßen, wurde ihm eine Rotte Freikorps mitgegeben, die er mit Vorsicht und Stille, bei Nacht, durch die weitausgedehnten Waldungen seines Reviers geleitete*) — Alles gieng nach Wunsch. Auf der sogenannten Kapplerhöhe standen die ersten französischen Piquets. — Augenblicklich beginnt der Kampf. — Die Franzosen werden umstellt und wer nicht erschossen wird, flieht. Mit jedem Schuß aus seiner Kugelbüchse streckte der wackere Jäger einen Franzosen zu Boden.

Es war Morgens zehn Uhr, als die Attaque ihren Anfang genommen. Die Plünderer, als sie das Feuern hörten, liefen über Kopf und Hals dem Lager zu, wo bald Alles in Allarm kam, aufpackte und das Weite suchte, über Neustadt und Freiburg. —

*) Es waren Ausgänger und Reiter, welche, unter dem Commando des k. k. Hauptmanns Radwojevich und des Rittmeisters Boeiny, den Angriff ausführten, geleitet von dem fürstenbergischen Förster C. Kaiser, von dem die östreichischen Soldaten sagten, das er zwar langsam lade, aber sicher treffe. Der Kampf dauerte, da die Franzosen Verstärkung an sich gezogen, bis Abends und hatte, wie der Chronist richtig bemerkt, den schleunigen Abzug des Feindes zur Folge. D. H.

Der muthvolle Förſter, dem man dieſen ſchnellen Aufbruch zu danken hatte, erhielt in der Folge vom Hauſe Oeſterreich die goldene Ehren-Medaille.

Nachdem die Feinde abgezogen waren, wagten ſich die Einwohner wieder aus den Wäldern hervor. Aber ſie fanden ihre Häuſer leer. — Was unſere Familie anbetrifft, ſo hatten die Franzoſen das, was verſteckt geweſen, zwar nicht gefunden, dagegen Alles mitgenommen, was nur fortzuſchaffen war: Kühe, Kälber, Hühner, Geld, Bettzeug, Leinwand, Kleidungsſtücke aller Art, Garn, Taufttücher, Raſſiermeſſer, Küchengeſchirr, Meſſer, Gabeln, Salz, Brod, Feldgeſchirr, ja ſogar noch ſämmtlichen Malerapparat; in Summa über zweihundert Gulden Werth.

Es war nicht anders, als hätte man ein leeres Haus gekauft, und wolle jezt erſt anfangen zu wirthſchaften. Was man brauchen wollte, war fort. — Das Bedauernswürdigſte aber war der Zuſtand des Vaters; denn von der Zeit an, wo er ſo übel traktirt und in Todesangſt getrieben worden, war er niemals mehr recht geſund. Zwar arbeitete er immer noch ſo gut es gehen wollte, aber ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich zuſehens.

In dieſe verwirrte Zeit fiel auch die Geburt eines Leibeserben, des achten und lezten aus zweiter Ehe. Ich erinnere mich dieſes Umſtandes noch recht gut, es war an einem Montag und ich wurde, weil das Kind etwas ſchwächlich war, eilends fortgeſchickt, um die Gothe zu holen, die Willmanns Bäurin im Schwärzenbach.

Die zwei älteſten Söhne Nikolaus und Johann waren in der Malerei ſchon ſo weit voran, daß ſie tüchtig bei der Arbeit mithelfen konnten. Demungeachtet aber war der Vater ſtets darauf bedacht, ſie auch mit dem Glashandel vertraut zu machen, ſo daß ſie im Nothfall beide Geſchäfte zugleich treiben könnten. Zu dieſem Ende verordnete er, daß der Aeltere, nämlich Nikolaus, zu

der Kompagnie geben ſolle; und weil die Mitglieder immer viele Zeit zu Hauſe ſeyn mußten, ſo konnte er ſich nebenher noch in der Malerei hinlänglich üben. Auf dieſes reiste der Bruder alſo ab, und wurde von der Geſellſchaft auf den Platz Lahr verſetzt.

Des Vaters Unpäßlichkeit aber war unterdeſſen immer ſchlimmer geworden. Mehrere Kuren, die er verſucht hatte, blieben ohne Erfolg. Am Magdalenentag des Jahres 1809 gieng die Mutter zum erſtenmal nach Döggingen zu dem dortigen Wunderdoktor, der jedoch nicht helfen konnte. Hierauf brauchte der Kranke längere Zeit den Doktor Stegerer von Böhrenbach, ſo wie zulezt noch den Doktor Engelberger in Donaueſchingen. — Aber es war kein Aufkommen mehr. Sein Zuſtand wurde immer bedenklicher. Seit fünf Monaten konnte er das Bett nicht mehr verlaſſen, und war ſo ſtark geſchwollen, daß es ein jammervoller Anblick war. Doch trug er Alles mit Geduld und Ergebenheit.

Als er ſah, daß er ſterben mußte, traf er noch folgende Anordnung:

Erſtens, ſolle die Mutter den (Haus-) Kauf übernehmen, und zwar um die Summe von 800 Gulden.

Zweitens, ſolle der älteſte Sohn, zur Zeit noch in dem Lande auf dem Glashandel, wiederum nach Hauſe kommen und die Schildmalerei mit den übrigen Geſchwiſtern fortführen.

Ferner ſolle die Mutter den zwei älteſten Buben, die beide im Malen ſehr geſchickt waren, ſo wie dem Mädchen aus erſter Ehe, das mit Zurichten (Grundieren und Schleifen der Schilde) gut umgehen konnte, jedem vom Gulden Verdienſt acht Kreuzer geben, nebſt der Anſchaffung alles Nöthigen, mit Ausnahme der Kleidung, für welche ſie ſelbſt zu ſorgen haben ſollten.

Und drittens, wenn er werde geſtorben ſeyn, ſolle man ihn in ſeines erſten Eheweibes Grab legen.

Der traurige Tag des Dahinſcheidens rückte immer näher. Am 6. Mai 1801, an einem Mittwoch, entſchlief er ſelig im Herrn, in einem Alter von zweiundvierzig Jahren und dreißig Wochen. Gotte gebe Ihm und allen Abgeſtorbenen die ewige Ruhe!

Man kann ſich leicht denken, daß unſer Hausweſen durch dieſen Verluſt ein betrübtes Anſehen werde bekommen haben. Das jüngſte Kind war wenig über ein Jahr alt; dem älteſten aber wurde geſchrieben, daß der Vater geſtorben ſey und er nach Hauſe kommen ſolle, was er auch ſogleich that.

Hierauf wurde nach des Vaters letztem Willen verfahren und abgetheilt. Jedes der drei Kinder aus erſter Ehe erhielt von dem vorhandenen Vermögen 624 Gulden. Den Uebrigen ſo wie auch der Mutter trafen jedem 570 Gulden. Mithin hatte unſer gottſeliger Vater ein Vermögen hinterlaſſen von 1722 Gulden.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Schildmalerei von den Geſchwiſtern fortbetrieben wurde, und nach des Vaters Anordnung jedes der erſten Kinder einen gewiſſen Antheil von dem Verdienſt anzuſprechen hatte. Was mich betrifft, ſo war ich dazumal noch Lehrjunge und bekam keinen Lohn, außer was ich in den Feierabendſtunden mit Anfertigung kleiner Schilde verdiente. Daß ich aber fleißig war, kann der Umſtand beweiſen, daß ich im fünfzehnten Jahr meines Alters bereits hundert Gulden erſpartes Geld beſaß.

Kaum ein Jahr hatten wir unter dieſen Umſtänden fortgehauſet, als ſich der älteſte Bruder, Nikolaus, verheirathete, und von uns wegzog zu ſeinem Schwiegervater nach Oberbränd. Doch litt durch ſeinen Abgang das Handwerk nicht ſonderlich; denn Johann, der zweite Bruder, erſetzte ihn vollkommen und auch ich war unterdeſſen merklich vorwärts geſchritten. Bei dieſen Verhältniſſen

verblieb es bis zum Jahr 1805, wo ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde.

Von da an arbeitete nämlich mein Bruder Johann in Verbindung mit der ältesten Schwester Katharina, für sich allein, und bezahlte der Mutter das Kostgeld. Ich aber mußte die Führung des Hauptgeschäftes übernehmen und bezog vom Gulden zwölf Kreuzer, während auch mir Katharina das Zurichten besorgte. — Das Mädchen blieb jedoch nicht mehr lange bei uns, denn schon im folgenden Jahre verheirathete sie sich mit Anton Hoffmeier im Schwärzenbach. An barem Vermögen (ohne Mobilien) zog sie hinweg 1114 Gulden. Auf dieses mußte Johann seine Arbeit sich selbst zurichten; mir aber leistete die zweite Schwester Theresia recht gute Dienste; im Uebrigen aber lag das ganze Geschäft allein auf mir. Demnach waren nun zwei Malerwerkstätten im Hause, aber nur kurze Zeit. Denn nach Jahresfrist verehelichte sich Bruder Johann ebenfalls und ließ sich in Neustadt nieder. Sein Vermögen bei seinem Wegzug bestund in 1300 Gulden baarem Geld.

So waren denn alle verheirathet, und die Wittwe mit ihren vier eigenen war allein im Hause. Wir hatten ein ruhiges und vergnügtes Hauswesen; aber leider währte dieser angenehme Zustand nicht gar lange. — Es war an einem Freitag Nachmittag, als unsere liebe Mutter mit Steinlesen oder Säubern eines Ackers beschäftigt war, und plötzlich von einem heftigen Frost ergriffen wurde, so daß sie beinahe nicht mehr nach Hause kommen konnte. Sie fühlte große Schmerzen und mußte sogleich zu Bette gebracht werden. Ich holte den Doktor aus der Neustadt, aber seine Mittel schlugen nicht an und das Uebel wurde gefährlich.

Die Kranke verlangte nach den heiligen Sterbsakramenten. Die Schmerzen nahmen immer mehr überhand; doch klagte sie

nicht, und beschäftigte sich fortwährend mit stillem Gebet. Als sie ihr Ende herankommen fühlte, versammelte sie ihre Kinder um das Krankenbett und sprach zu ihnen: „Uebervortheilt und verachtet Niemand, und wenn ich werde gestorben seyn, so begrabet mich in meines Mannes, Vater Mathias Kirners Grab". Und weiters befahl sie, daß man ihr den hochwürdigsten Herrn Pfarrer von Friedenweiler noch einmal herhole, was auch sogleich geschah.

Als der Geistliche nach Verfluß einer Stunde in die Stube trat, fragte er, wie es gehe? — „Recht geht es!" antwortete die Kranke und bat, daß wir für das Heil ihrer Seele fünf Vaterunser beten möchten. Während dieses geschah, übergab sie ihren Geist sanft in die Hände ihres Schöpfers. — Es war am 17. Mai 1810.

Also waren wir Kinder unseres besten Schatzes auf Erden beraubt. Doch hoffen wir, daß die Verewigte bei Gott für uns bitten werde, so wie auch wir auf Erden niemals Ihrer vergessen werden. Gott gebe Ihr und allen Abgestorbenen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte Ihnen!

Wir suchten nun unser Handwerken so gut wie möglich fortzuführen. Als ältestes Kind sollte ich den Kauf übernehmen, und mit den Geschwistern eine Vermögenstheilung vornehmen. Wir kamen überein, daß mir gegen die Summe von [illegible] Gulden rheinischer Währung der Hausbesitz verbleiben solle; den ledigen Geschwistern jedoch der Aufenthalt im Hause, nach Landesbrauch, bis zu ihrer Verheirathung oder Tod gestattet werde. Ferner hatte ich noch die Verpflichtung, den jüngsten Bruder in der Malerkunst zu unterrichten, so wie demselben bis zu seinem fünfzehnten Altersjahre Kleidung und Kost zu geben.

Bei der Vermögenstheilung hatte sich herausgestellt, daß unsere gottselige Mutter während ihres neunjährigen Wittwenstandes, unter

meiner Geschäftsführung, vorwärts gebauet an baarem Gelde vierhundert Gulden, nebst dem Lohne, den wir arbeitsfähige Kinder von dem Einkommen bezogen hatten. Zur selbigen Zeit besaß ich aber schon 700 Gulden erspartes Geld, so daß mit der Erbportion, die mir traf, mein Vermögen in 1513 Gulden bestand. Das Nothwendigste zu einem wohlgeordneten Hauswesen aber fehlte mir noch: ein braves Weib.

Bei der Brautwahl nahm ich das alte Sprichwort zur Richtschnur: Willst du weiben oder mannen, sollst du zum nächsten Nachbar langen. Demnach führte ich Katharina Schumbart, meines Nachbars Tochter, als ehelich angetrautes Weib in das Haus. Ich war dreiundzwanzig, meine Frau aber zwanzig Jahre alt, und die Hochzeit wurde in Frickenweiler gehalten.

Mein jüngerer Bruder ließ sich in der Malerei sehr gut an. Den Zweiten aber hatte Nikolaus zu sich genommen, der das Geschäft auch noch immer fortsetzte, und die Schwester Theresia verheirathete sich bald nachher an einen Uhrenhändler von Eisenbach, der im Grauhunten Handel trieb. Diese Verbindung war, wie vorauszusehen, eine unglückliche; das Mädchen jedoch hatte sich nicht von ihrem Willen abbringen lassen. Sie zog zu ihrem Manne in die Schweiz, hatte aber wenig gute Tage bei ihm. Der Kummer zog ihr zuletzt eine schmerzliche Krankheit zu, von welcher sie, in ihrem zweiundvierzigsten Altersjahre, die Hand des Allmächtigen befreite. Gott gebe ihr und allen abgestorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe! Sie hinterließ zwei Mägdlein und ein Buble.

Wir dagegen führten in unserm neu angetretenen Ehstand ein gesundes und zufriedenes Leben, und der Herr schenkte unserm Hauswesen Gedeihen. Hier muß ich aber etwas anführen, was eigentlich billig früher hätte gesagt werden sollen.

Als mein seliger Vater noch auf dem Krankenbett lag, hatte er verlangt, daß die Mutter nach seinem Tode der Pfälzer Glashändler-Kompagnie fünfzig Gulden übermachen solle, als freiwillige Entschädigung für den Fall, daß er zur Zeit, wo er noch bei dem Geschäfte war, etwas vernachlässigt oder versäumt habe. — Wie die Zeit herangekommen war, wo die Männer ihre jährliche Abrechnung hielten, begab sich meine Mutter mit mir, dem noch jungen Knaben, nach Hinterzarten, um der Gesellschaft, nach des Vaters letztem Willen, das Geld zu übermachen. Als die Leute aber ihr Anliegen vernommen, weigerten sie sich das Angebot anzunehmen. „Wir müßten," sagten sie, „ohne Menschengefühl seyn, wenn wir das Geld annehmen würden. Euer Mann hat jederzeit redlich seine Obliegenheiten und Pflichten erfüllt. Wollte Gott wir hätten immer Solche in der Kompagnie gehabt, wie er war. Nicht nur, daß wir die fünfzig Gulden nicht annehmen, auch den jährlichen Zins von zweiunddreißig Gulden, den ihr uns bisher entrichtet habt, setzen wir von heute an auf zwölf Gulden herab." Und wirklich nahmen die Männer diesen Beschluß sogleich zu Papier und fügten ihn dem früheren Accordbrief bei. So verblieb es bis zum Jahr 1816, wo uns der bisherige Zins gänzlich erlassen wurde, mit dem Versichern, daß, wenn Einer oder der Andere von uns Kindern in die Kompagnie eintreten wolle, wir jederzeit willkommen seyn und wie andere Kameradenkinder sollen angesehen werden.

Unsere Ehe wurde in der Folge sehr mit Kindern gesegnet; von vierzehn blieben jedoch nur acht am Leben, die nachmals alle glücklich ihr Auskommen gefunden und sich in den Ehestand begeben haben.

Während ich mit meinem jüngsten Bruder, der als Gesell bei mir arbeitete, unverdrossen die Malerei betrieb, war ich nicht minder bedacht, durch etwas Wiesen- und Feldbau unsere Haus-

haltung zu verbessern. Ich hatte mir am sogenannten Pachtebel einige Matten gepachtet, auch einige Plätzlein Feld urbar gemacht, sowie den Garten vergrößert. Nebst diesem verwendete ich auch viel auf Erweiterung und bessere Einrichtung des Wohnhauses.

Unterdessen hatte sich wieder ein schlimmes Wetter über den Schwarzwald zusammen gezogen. Der französische Kaiser Napoleon war in Rußland geschlagen worden und die Alliirten verfolgten ihn bis nach Paris.

Dieser Umstand brachte auch uns zahlreiche Einquartierung und andere Leiden. Im Kloster wurde ein russisches Spital eingerichtet, wohin nach der Schlacht bei Belfort über dreizehnhundert Blessirte verbracht wurden, so daß nicht alle in den Zellen konnten untergebracht und viele in die Kirche und Scheuern mußten gelegt werden. Eine bösartige Nervenkrankheit, welche man die Nervenkrankheit nannte, herrschte unter ihnen und verbreitete sich bald auch in der Nachbarschaft. Ich begleitete damals in unserer kleinen Gemeinde das Amt eines Gemeinderechners und mußte wegen Lieferungen, die uns auferlegt waren, viel im Kloster mich aufhalten, welchem Umstande ich es zuschreibe, daß ich sammt meinem Weibe von der Krankheit ergriffen wurde und wir beide erst nach langer Zeit wieder genesen konnten.

Indem ich zu dem Jahr 1817 komme, kann ich nicht unterlassen, des traurigen Schicksals zu erwähnen, welches in dieser Zeit die Stadt Neustadt betroffen. Durch Unachtsamkeit österreichischer Soldaten war am heiligen Ostertag im Wirthshaus zum Kreuz Feuer ausgekommen, welches so schnell um sich griff, daß in wenig Stunden das ganze Städtlein in Asche lag, mit Ausnahme weniger Häuser. Der Schaden belief sich, nach dem Brandsocietäts-Anschlag, auf 77,250 Gulden.

Die erschreckliche Theuerung, die im Laufe desselben Jahres

auffam, war auch hier zu Lande ſehr drückend; und wenn nicht eine geiſtliche Taxe von dem Landesregenten wäre gemacht worden, hätte der gemeine Mann zu Grunde gehen müßen. — Aus dem folgenden Jahr weiß ich nichts Beſonderes zu berichten, als daß ich ein neues Immenhäuslein und die Brunnſtube habe machen laſſen, nicht minder eine größere Werkſtatt, ſo wie mancherlei Verbeſſerungen in Haus und Feld.

Alles bisher Geſagte aber iſt getreulich nach der Wahrheit, und ich hoffe, daß die Mühe des Aufſchreibens von meinen Nachkommen werde nach Verdienſt geſchätzt werden. Nach meinem Tode aber bitte ich jeden Leſer meiner zu gedenken, wenigſtens mit einem Vaterunſer.

Wieder zum Geſchäfte zurückkehrend, bemerke ich, daß die meiſte Arbeit aus meiner Werkſtatt nach Venedig gieng, an dort anſäßige Schwarzwälder Handelsleute. Auch ein Bruder von mir war auswärts auf dem Handel. Joſeph, der vielgeliebte Jüngſte aber half mir getreulich zu Hauſe vierzehn Jahre lang, und als Lohn erhielt er während dieſer Zeit 3574 Gulden nebſt der Verköſtigung. — Es iſt dieſes zwar ein ſchönes Geld, aber einen ſolchen Geſellen, wie er, gibt es in der Welt keinen zweiten. Nach ſeiner Verheirathung zog er von uns weg nach Schwarzenbach; doch wird er mir und meiner Familie ſtets unvergeßlich bleiben. Gott wolle ihn ſammt ſeiner Frau und uns Allen ſegnen auf dieſer Erde und uns dereinſt alle im Himmel zuſammen kommen laſſen!

Ich denke, daß es für meine Nachkommen nicht ohne Intereſſe ſeyn wird, wenn ich eine kurze Aufzeichnung meiner Einnahmen vom Jahr 1810 bis 1830 hier anfüge. In dieſem Zeitraum wurden von gefertigten Schildern eingenommen 31,915 Gulden 33 Kreuzer — und zwar ſteigerte ſich die jährliche Einnahme von 867 Gulden bis zum Jahre fünfzehn allmälig auf 1963 Gulden,

und ſtieg ſo immer höher bis zum Jahre 1822, wo ſie ſchon 2166 Gulden per Jahr betrug, und bei dieſer Summe ungefähr verblieb bis zum Jahr dreißig. Sonſtige Einnahmen während obgenannter Zeit füge ich noch bei — 4516 Gulden Kapitalzinſen; Beſoldung und Diäten als Gemeinderechner, nebſt Gewinn vom Taſchenuhrenhandel — 836 Gulden; Erlös von verkauftem Butter — 492 Gulden. Alſo verblieb mir nach zwanzig Jahren ein reines Vermögen von — 12,923 Gulden.

Als eine beſondere erfreuliche Thatſache muß ich noch erwähnen, daß mir im Jahr 1830 die Ehre zu Theil wurde, Seine Durchlaucht den Fürſten zu Fürſtenberg auf ſeinem Schloß Heiligenberg zu beſuchen, wo mir dieſer menſchenfreundliche Herr, und mein beſonderer Wohlthäter, zum freundlichen Angedenken einen fürſtenbergiſchen Thaler aus dem Jahr 1750 ſchenkte.

Dieſe Münze ſoll zum ehrenden Gedächtniß in meiner Familie von Nachkommen zu Nachkommen aufbewahrt bleiben. — Gott ſegne den edlen Geber und ſeine ganze Familie fortwährend!

Ferner erwähne ich einer Luſtreiſe, die ich im Auguſt des Jahres 1841 in Begleitung eines Freundes nach London unternahm. Nachdem wir bis nach Kehl gefahren, benützten wir rheinabwärts bis Rotterdam das Dampfboot. Von dort verfügten wir uns nach Haag, beſuchten das Bad Scheveningen am Meere und begaben uns dann wieder nach Rotterdam zurück, von wo wir Nachmittags zwei Uhr auf einem engliſchen Dampfboote abfuhren, das andern Tages aber um dieſelbe Zeit in London ankamen und bei einem Geſchäftsfreund abſtiegen. Weil ich aus Liebe zu meinen Landsleuten die Reiſe unternommen hatte, ſo war es mein Erſtes, ſie Alle zu beſuchen. Während unſeres vierzehntägigen Aufenthaltes hatten wir dann hinreichend Gelegenheit, die Stadt mit ihren verzüglichſten Gebäulichkeiten kennen zu lernen. Das Trurylane-

Theater, die Kirche St. Paul, den Tower, die königliche Reſidenz, die Bank, das brittiſche Muſeum und den Themſe-Tunnel. Sonntag Abends wohnten wir auch einem Meeting bei, welches unſere Landsleute zum Beſten ihrer Kirche hielten; es waren über vierzig Mitglieder; ich werde dieſen Akt niemals vergeſſen. — Auf der Eiſenbahn machten wir einen Ausflug nach Greenwich und Windſor, allwo wir das königliche Schloß zu beſuchen die Ehre hatten. Am Sonntag Morgens acht Uhr fuhren wir auf dem Dampfboot Batavia wieder von London ab, und erreichten den nächſten Tag Morgens ſieben Uhr glücklich Rotterdam, von wo wir den Rückweg über Köln, Mainz und Frankfurt nahmen, und von Kehl über Offenburg durch das Kinzigthal der Heimath zueilten, wo wir nach fünfunddreißigtägiger Abweſenheit bei den Unſrigen wiederum eintrafen.

Der Schiffslohn von Kehl bis London und wieder retour betrug per Mann 53 Gulden 32 Kreuzer. Die ganze Reiſe aber koſtete mich 144 Gulden 30 Kreuzer.

Indem ich nochmals auf die Malerei zurückkomme, bemerke ich, daß vom 16. Juni 1840 bis zum 16. Juni 1845 gemalte Schilde in meiner Werkſtatt gefertigt wurden — 116,108 Stück, und der Erlös hiefür betrug 68,305 Gulden 20 Kreuzer. Verluſt (an ſchlechten Tablern) habe ich an dieſer Summe gehabt ungefähr 300 Gulden.

In dieſem nämlichen Jahr ſtarb auch unſer verehrter, langjähriger Pfarrer Speckle in Friedenweiler, ein menſchenfreundlicher und raſtlos thätiger Geiſtlicher, deſſen Andenken noch lange bei ſeinen Pfarrangehörigen fortleben wird.

Gottes Güte, Gottes Segen und Gottes Beiſtand ſey und bleibe jederzeit bei uns Allen!

Mehrere Jahre, erzählt unser Reisender weiter, waren seit meinem ersten Aufenthalte über Wald verflossen, als mich Geschäfte wieder in jene, mir in mancher Beziehung liebgewordenen Schwarzwald Thäler führten. Und da es stets etwas Ansprechendes hat, Orte und Gegenden zu betreten, wo wir früher heitere Stunden verlebt haben, so unternahm ich manche Wallfahrt zu bekannten Plätzen und Menschen. Wie wir aber eine Landschaft nach Jahren zwar unverändert als dieselbe wieder finden, manches Bäumlein darin jedoch zum Baume aufgewachsen, manch vormals blühendes Gewächs verdorrt sehen, also ergeht es auch mit den Menschen und ihren Verhältnissen: die Gesammtheit erscheint uns unverändert dieselbe, am Einzelnen jedoch bemerken wir den allmächtigen Einfluß der Zeit.

So fand ich auch bei meinen Besuchen Manches, was mich an des Lebens Flüchtigkeit mahnte. In dem bekannten Wirthshause z. B. traf ich meinen gesprächigen Freund, der mir vor Jahren seine Lebensgeschichte erzählt hatte, nicht mehr; ein Fremder, der das Haus an sich gebracht, bewillkommte den Fremden, während der frühere Eigenthümer seit Monaten von den Mühseligkeiten dieses Lebens ausruhte — auf dem Kirchhofe zu Friedenweiler.

Nach kurzer Rast trieb es mich weiter, hinaus in die sonnig-grüne Landschaft mit ihren ruhsamen Thalgründen und hohen von Pfriemen vergoldeten Bergkuppen, über welche das Auge frei hinaus schweifte bis zu den fernen lichtblauen Linien des Jura. — Mittag war vorüber, und jene Stunde eingetreten, welche die Alten die Schlummerstunde des Pan nannten, wo die ganze Natur schweige, um den träumenden Feldgott nicht aufzuwecken. Und wahrlich, die Stille ringsum schien Alles, was Leben hatte, in Schlummer gewiegt zu haben, so vereinsamt lagen die Hütten und Höfe, und wie blankgeschliffene, von keinem Hauch getrübte

Spiegel, die Weiher und Lachen in den grünen Thälern; das einzig Lebendige in der Landschaft waren allein die rubelos fortwellenden Bächlein und plätschernden Brunnen, sowie ein Paar Schmetterlinge, die über die sonnigen Halden flatterten.

Ich hatte langsam eine letzte Höhe erstiegen und war stille gestanden, die zu meinen Füßen liegende Landschaft zu überschauen. Vor mir, gegen Süden, drang der Blick hinaus, bis wo die Landschaft in vielen Absenkungen gegen den Rhein hin sich verliert, während die nächsten Thaleinschnitte zu meiner Linken schon der jungen Donau ihre Quellen und Bächlein zutrugen.

Eine Weile hatte ich so gestanden, als eine Pilgerin, welche des Weges daher kam, meine Betrachtungen ablenkte. Der gelbe Strohhut sowie die übrige Tracht zeigten eine Landeseingeborene, während das schwarzseidene Halstuch und die gleiche Farbe der anderen Kleidungsstücke die Leidtragende verriethen. Die Züge schienen mir bekannt; und als sie näher herangekommen war, erkannte ich die Tochter meines verewigten Freundes; dieselbe, welche an jenem Morgen bei meiner ersten Einkehr in dem Wirthshause den Kindern die Kränze und Blumen geordnet hatte: Philippine, das Ebenbild der seligen Mutter, wie sie ihr Vater genannt hatte.

Wir begrüßten einander als Bekannte, denn auch sie hatte mich sogleich wieder erkannt. Ihr verständiges blaues Auge nahm einen eigenen Glanz und Ausdruck an, als ich in warmen lebenden Worten ihres verewigten Vaters gedachte; es war etwas von wehmüthigem Dank für meine Theilnahme darin zu lesen.

Ich erfuhr, daß sie seit dem Tode ihres Vaters bei der Schwester ihrer Mutter und dem Onkel Valentin wohne, im Augenblick aber im Begriffe stehe, eine Wallfahrt zum „Schneekreuz" bei Löffingen zu machen, und zur Begleitung noch eine Freundin

in der Nähe abholen wolle. Auch sagte sie mir ferner, daß sie Lust habe, nach Amerika auszuwandern — und fragte, was ich ihr rathe?

„In solchen Fällen", meinte ich, „ist guter Rath theuer. — Im Allgemeinen, ich muß es gestehen, will es mir nicht sonderlich gefallen, wenn ich sehe, daß namentlich Frauen und Mädchen gar keine Anhänglichkeit an ihre Heimath haben. Liebt ja doch die Blume, der Baum, seinen heimathlichen Boden, warum nicht auch der Mensch? Doch wenn es einmal seyn muß, und ein solcher Schritt durch Umstände geboten ist, so soll er auch reiflich ohne verzagenden Kleinmuth geschehen, mit dem man in der Regel ja nur sich und Andern das Leben versauert. — Was Euch anbetrifft, werthe Freundin, fuhr ich im Tone eines Predigers fort, so glaube ich nicht, daß Ihr Ursache habt, zeitlicher Güter wegen fremde Welttheile aufzusuchen (ich wußte nämlich, daß ihr Vater ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte), es müßte denn nur seyn, fügte ich scherzhaft bei, daß etwa euer Heldenstock drüben blüht", und deutete auf einen gold'nen Ring, den sie am Finger trug. — Das Mädchen aber schüttelte den Kopf: „ihr Männer," sagte sie mit treuherziger Schalkhaftigkeit, „meinet auch gar immer, wir thäten Alles nur um Eurentwillen. Es kann ja auch noch etwas anderes seyn, was mich fortzieht. Hab' ich nicht die einzige Schwester drüben, und mit Ausnahme der Schwester meiner Mutter selig gar niemand Eigenes mehr hier? Und doch — je mehr ich es überlege, desto unschlüssiger werde ich. Vor einigen Tagen hab' ich einen Brief bekommen aus Amerika, von meiner Schwester. Sie können ihn lesen, und dann will ich hören, was Sie dazu sagen." Mit diesen Worten hatte sie einen Brief hervorgezogen und mir dargereicht. — So viel mir noch erinnerlich, lautete das Sendschreiben etwa folgendermaßen:

„Theure, liebe Schwester Philippine!

Daß Ihr mein Schreiben zu spät erhalten habt, und solches den gottseligen Vater nicht mehr am Leben getroffen, hat mich schwer gekränkt. Doch will ich das, was mich anbetrifft, in Gottesnamen mit Stillschweigen übergehen. Was aber das anbelangt, was Du mir geschrieben hast, daß die Mutter nach ihrem Ausspruche, am großen Gerichtstage mir die Rechnung selber vorlegen werde, weil ich durch meine Heirath und mein Fortziehen ihr so viel Kummer verursacht habe, darauf ist mir gar nicht bange; denn mein Gewissen hat mir noch niemals Vorwürfe gemacht. — Auch habe ich meine Kindespflicht immer redlich an ihr erfüllt. Uebrigens hatte ich manchen stillen Kummer, sie in ihrer Krankheit nicht verpflegen helfen zu können. — Doch, was man nicht ändern kann, thut man besser, sich darein zu schicken. — Liebe Schwester, wenn Du von heim abreisest, so tritt die Reise in Gottesnamen an, und fasse frischen Muth. Ich bitte Dich, wenn Du etwas gegen Jemand hast, so versöhne dich noch und trage nichts Böses in deinem Herzen fort; laß alles Böse zurück, das Gute aber nehme mit. — Bringe mir, wenn du kannst, auch die Bücher mit, verfaßt von Christoph Schmid, und dem Alois, meinem Mann, ein konstanzer Gesangbuch. Vergesse auch nicht, mir etwas Zeichnungsgarn, sowie ein wenig Blumen-, Kopfsalat- und Rettigsamen mitzubringen. Sonst, liebe Schwester, nehme nicht zu viel unnöthige Sachen mit; aber Weißzeug so viel du hast. Thu' alles in Kisten und nehme sie wohl in Acht, denn in der Fremde darf man auf die Ehrlichkeit der Leute nicht allzu viel bauen.

Es hat freilich viel arme deutsche Leut in Amerika, aber auch viele, die es wieder besser haben, als draußen. Es kostete uns sehr viel, bis wir alles in guter amerikanischer Ordnung hatten, und doch müssen wir noch Manches entbehren, was wir

daheim hatten und wenig schätzten. Ueberhaupt mache dir sowohl von dem Guten wie Schlimmen, was dich hier erwartet, keine zu übertriebene Vorstellung, ziehe aber auch die Annehmlichkeiten in Betracht, die du zu Hause zurücklassen mußt.

Ich bitte Dich, gehe auch noch einmal für mich nach Löffingen zum Wetterschneekreuz, und bete für mich, und grüße mir alle Freunde und Bekannte herzlich u. s. w.

Deine Schwester Martha."

„Sie sehen", nahm die schöne Pilgerin wieder das Wort, „daß von nichts der Art, wie Sie meinen, die Rede ist. — Was rathen Sie mir aber? Man folgt oft lieber fremden Leuten, als den eigenen oder sich selbst."

„Weil Ihr mich", versetzte ich, „durchaus zu Euerm Rath haben wollt, ich diesen Titel aber nicht, wie so viele Räthe in Germanien, lediglich umsonst haben möchte, so rathe ich Euch: in dem Lande zu bleiben, wo ihr geboren seyd, und wo Eure braven Aeltern und Vorältern gelebt haben und begraben liegen. Ueberhaupt ist, meiner Meinung nach, das Streifchen irdischen Lebens zu kurz, als daß es sich der Mühe lohnte, gar so große Lageveränderung vorzunehmen. Was jedoch den Umstand mangelnder Angehöriger anbelangt, so denke ich, hat ein hübsches Mädchen Gelegenheit genug, diesem Uebelstand in Ehren abzuhelfen. Sintemal und alldieweilen es eine Menge Junggesellen im Vaterlande gibt, denen zu ihrem Glück nichts mehr und nichts weniger fehlt, als die schönere Hälfte des Lebens, ein braves Weib!"

„Ich sehe wohl", unterbrach mich lachend die Schöne, „Ihr macht halb Spaß halb Ernst, doch will ich's überlegen und das Beste daraus wählen". Ich versprach ihr, wenn sie meinen Rath befolgen würde, ihrer Hochzeit als Gast und wirklicher Geheimer Rath anzuwohnen, worauf sie mir lachend die Hand gab.

Und ſo ſchieden die Pilgrime, auf entgegengeſetzten Wegen ihre Reiſe weiter fortſetzend.

Ueber Berg und Thal war ich gewandert und kehrte erſt ſpät am Tage zurück. Die Sonne war ſchon untergegangen, als ich auf die Höhe kam, und die aus der Tiefe wachſenden Schatten verkündeten das Nahen der Nacht. Wie in zärtlichem Geflüſter ſcheidend zog der Abendwind durch Gras und Laub, und über dem blaßgrünen Saatfelde wirbelte allein noch eine Lerche ihr einſames Lied. Höher in der Luft ſchwebten einzelne roſige Wölkchen, wie abgeſchiedene Seelen, gen Oſten, der Nacht und dem Morgen entgegen; und die Vögel flogen ihrer Herberge zu, dem ſchweigſamen Walde. Erſtorben war das unruhevolle Jagen und Toſen des Tages, nur ein Paar ferne, weitgetragene Stimmen von Wandernden trafen das Ohr des Laubbers. — Endlich verloren ſich auch dieſe, und tiefes Schweigen herrſchte ringsumher.

Jetzt erklang es faſt wie Geſang — näher und näher unterſchied ich die Stimmen Betender. Es waren Wallfahrerinnen, die unten durch das Thal zogen; ich glaubte die Gegend Philippineus zu erkennen. Und wie das Beten mehr und mehr verklang, ſchien in jener Richtung Erd' und Himmel in lichtem glühendem Dufte ſich zu vermählen, und unwillkürlich kamen mir die Worte des Pſalms in den Sinn:

Wir ſind nur Pilger dieſer Erde,
Und ſehnen nach der ew'gen Heimath uns!

Wir kehren zu unserm Junker Harold zurück und begleiten ihn hinaus in die Hochebene der Baar, zu den grünen Buchwäldern der „Länge", wo, als breit gelagerter Vorberg des Jura, der Fürstenberg sich erhebt:

„Als sey er Ausgang einer Bergesreihe,
Ein Vorgebirg, nur daß die See ihm nicht
Den Fuß umringt; statt ihrer siehet man
Lebendig sich die Landschaft vor ihm breiten.
Der Wälder und der Kerngefilde Wellen,
Der Menschenwohnung auch umhergestreut
Und Rauch, der von des Bauern Dach sich hebt".

Von seinem Gipfel, auf dem ehemals das Städtlein Fürstenberg gestanden *), schauen öde, ausgebrannte Mauerzacken in die Niederung, und vergeblich sucht der Besucher die Reste der Stammburg des durchlauchtigsten Hauses der alten Landgrafen der Baar. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges haben, wie vermuthet wird, die Veste in Trümmer gelegt, und auch diese sind im Laufe nachfolgender Zeiten verschwunden. Der Fernblick, den uns dieser hohe Punkt thun läßt, gibt uns ein deutliches Panorama der fruchtreichen, von der jungen Donau durchschlängelten Ebene, die südöstlich mit dem Jura, und westlich mit dem Schwarzwald zusammenhängt, welch' letzterer wie ein fernes grünes Meer vor unsern Blicken liegt.

So anziehend ein solches Gemälde auch immer seyn mag, so weiß ich doch nicht, ob es einem Landschafts- und Aussichtenschwärmer modernsten Schnittes die halbstündige Mühe des Aufsteigens

*) Das Städtlein brannte im Jahr 1841 an einem stürmischen Sonntag (den 18. Juli) gänzlich ab, und wurde später am Fuße des Berges wieder aufgebaut.

lehnen würde. Wahrſcheinlich möchte ein ſolcher finden, daß ein Sonnenaufgang auf dem Rigi oder Montblanc eben doch ungleich „wundervoller“, eine Landſchaft aber ohne Ruinen, Schweizerhäuſer und Alpen gar nicht „romantiſch“ und nichts ſey, gegen eine italieniſche mit „tiefblauem“ Himmel u. ſ. w.

Ich hatte den Berg im Geleite des alten Schulmeiſters und Meßners erſtiegen, und er verſicherte mich, daß er früher, zur Zeit, als die Stadt noch oben geſtanden, ſelten Morgens bei Tagesanbruch vom Betläuten zurückgekommen ſey, ohne noch einen Rundgang um die ſtillen Ringmauern des Städtleins zu machen, und hinauszuſchauen in die dämmernde Hochebene, in welcher er achtundneunzig Ortſchaften und Maierhöfe zählte. — Auch berichtete er mir von einem geiſterhaften Reiter, der früher zuweilen am Fuße des Berges ſich gezeigt habe. Er ſelbſt habe ihn einmal geſehen, als er, noch ein kleiner Bub', mit mehreren Kindern an einem ſchönen Sonntag-Mittag in die Buchwälder der Länge gegangen, um Erdbeeren zu pflücken. Auf dem Heimweg in der Thalſchlucht, wo die Kapelle ſteht, hätten ſie einen Reiter erblickt, der in halbem Trab daher geritten und im Walde verſchwunden ſey. Dieſe Geſtalt habe eine ſchwarze Kriegsrüſtung getragen, ſowie auch Sattel und Reitzeug von derſelben Farbe geweſen ſeyen. Während die Kinder noch unter ſich gezankt hätten, ob der Reiter zu Fuß oder zu Pferd geweſen, habe ſie ein alter Kuhhirt am Wege um die Urſache des Streites gefragt, und als er ſolche vernommen, geſagt: „den ſchwarzen Reiter habe ich ſchon oft geſehen, und jedesmal, wenn er ſich zeigt, gibt es Unwetter, was auch ſicherlich jezt der Fall ſeyn wird“.

Ob ſolches eingetroffen, war meinem Gewährsmann nicht mehr erinnerlich, doch, meinte er, ſey es das lezte Mal geweſen, daß der Reiter geſehen worden ſey. — Noch heut zu Tage aber

ist der Berg den Bewohnern der Ebene ein Wetterkündiger. So lange nämlich Nebel seinen Gipfel umlagern, ist anhaltend trockene Witterung nicht zu hoffen.

Statt jedoch dem Leser eine weitläufige Beschreibung der Gegend liefern zu wollen, nehmen wir Veranlassung ein kleines Geschichtlein hier einzuschalten, welches in der Paar seine Heimath hat, und eine frühere Arbeit des Verfassers ist.

Vorher nur die kurze Bemerkung, daß damals bei diesem Geisteskindlein ein schriftgelehrter Freund und Sohn der Musen zu Gevatter gestanden und dem Neugebornen manch' gute Regel und poetische Blume als Angebinde unter das Deckbettlein gelegt hat, so wie auch im Berichte (der hier unverändert beibehalten werden) der kleine Held meist an dieses Freundes Hand in's Leben eingeführt wird.

Der arme Konrad

und der

Vogts Mariann'.

„Grüne Gabi, das Leben
Kann Bäumen gleichen,
Wie Gabi heimlich flicht,
Die Blumen [illegible]."

Fallersleben.

Was habt ihr da gemacht, Meister Anton? Das ist ja ein allerliebstes Bildchen! kam sich der Freund und Gevatter vernehmen. Da habt ihr einmal recht mit dem Pinsel ausgedrückt, was in der deutschen Schriftsprache keinen Namen hat und was nur die Schwaben zu nennen geben können, wenn sie sagen: da sieht's heimelig aus! Ja, eine ganze Heimath, wo gut wohnen ist, habt ihr hineingetragen, und es wird nicht weit gefehlt sein, wenn ich denke, es sei Eure eigene, die Baar, die an den Schwarzwald stößt. Wie will und traulich ist es in dieser Behausung! Weht ein Friedenszauber von dem schwarz eingebundenen Buche aus, in welchem die Seele der jungen Mutter athmet? Er schwebt hinüber auf das Kind, das den kräftigen Schlaf der Gesundheit in der mit dem heiligen Leben gesegneten Wiege schläft. Er verbreitet sich durch das ganze Gemach mit dem wohlgeordneten reinlichen Geräthe, und hat sich auch des behaglichen Hausthiers bemächtigt, das vielleicht vorher noch mit dem Kinde gespielt und dann sein Schüsselein rein gemacht hatte. Nur leise wagt der Pendel an der Uhr zu gehen; durch das offene Fenster haucht die frische Wetterluft herein und schmeichelt dem dort stehenden Blumenstock so viel ab, als nöthig ist, um die traute Stube mit Wohlgeruch zu erfüllen. Sagt ihr? es gibt ein Bild, das die Jungfrau mit dem Kinde, in den Propheten lesend, darstellt; es ist bekannt unter dem Namen: Mater nati lata requiescit. Nun, sieht das hier nicht auch aus wie eine Mutter, die in den Geschicken des Kindes forschte? Wollen wir ein bischen nachhelfen und dem kleinen, runden, dicken, schlummernden Menschen ein Lebensalter

zurechtmachen? Aber nicht aus den „ſwarzen Buochen", wie Gottfried von Straßburg ſagt! nein, wir wollen's friſchweg aus dem Leben nehmen. Kommt, Meiſter Lucian, Ihr müßt ein wenig dazu behülflich ſeyn.

Das kann ſchon werden, ſagt er, indem er das Pfeifchen aus dem Munde nimmt, den Schnurrbart ſtreicht und behaglich der blauen Wolke nachſchaut, die ſich ſo eben an ſeiner kleinen gypſernen Venus emporkräuſelt.

Wohlan denn, friſch an's Werk! In der Wiege haben wir ihn einmal. Jezt handelt es ſich darum, ihn weiter zu fördern.

Nun, für die nächſten Paar Jahre iſt das gleich geſchehen. „Wachſe 'n und trüeibe", wie Hebel ſingt: damit iſt alles geſagt, und gilt auch für alle gleich, ob einer mit den Inſignien eines Dragoneroberſten unter ſeidener Decke, oder mit dem weißleinenen Häublein in der Wiege von Schwarzwälder Tannenholz gebettet iſt. „Wachſet und trüeibet!" Es wird hernach ſchon Rechnung gehalten werden, ob es mit dem Gedeihen des Leibes und der Seele Ernſt geweſen iſt.

Richtig. Alſo wollen wir ihn derweil den Schutzengeln überlaſſen, nach welchen ſeine Mutter ſo eifrig in dem Buche ſchaut, und wollen ihn erſt wieder heimſuchen, nachdem er ſeine erſte Selbſtſtändigkeit erlangt hat.

Da hält er ſich an der Mutter ihrem Rock und ſteigt mit ihr in der Stube herum, tummelt ſich mit ſeinen Geſchwiſtern, und ſpizt die Ohren, wenn die Mutter am Samstag Abend erzählt, was ſie morgen kochen wolle; und wenn ſie gar den längſt verſprochenen Schinken aus dem rußigen Kaminſchoß herunterlangt, dann hängen ſich alle lachend und ſchreiend um ſie her. Wenn ſie „Knöpfle" einlegt, dann muß er ihr aus dem Gärtlein hinter dem Hauſe „Peterle" und Schnittlauch holen. Am Sonntag nach

dem Essen, falls das Wetter schön ist, geht der Vater in den „Oesch“, um die Felder zu beschauen; die Mutter bleibt zu Hause sitzen und betet in dem Gesangbuch oder auch im alten „Himmelsschlüssel“. Da hört man dann gewöhnlich im Dorfe keinen Laut. Nur beim obern Bierhaus ist's lebendig; dort liegen die blanken Groschen und Sechser auf dem Boden im Sand, und der kleine Konrad sieht mit seinen Kameraden zu, wie sie von den Gewinnenden mit zufriedenem Schmunzeln aufgehoben werden.

Auf die Art wird der kleine Mensch schon frühzeitig in Dinge eingeweiht, woron die Mutter wahrscheinlich nichts in dem silberbeschlagenen Buche gelesen hat.

Meinethalb strolchen sie auch im Feld herum, schneiden Pfeifen im Rohr und musiziren. Aber an Regensonntagen, da stehen sie unter dem Vordach an des Vogts Haus, und schachern um Sackmesser, Wachholdergeißelstöcke oder um Zwick.

Zwick! das ist mir eine unbekannte Gegend.

So heißt man das vordere Ende einer Geißelschnur.

Jezt weiß ich, wo ich d'ran bin. Das ist die Treibschnur; die hat bei uns auch eine große Rolle gespielt.

O, gebt mir mit der Treibschnur! Das ist bei den Stadtbuben ein jämmerliches einfaches Schnürlein. Aber der Zwick wird sehr kunstgerecht in einer Maschine gedreht, und knallt, daß einem das Herz im Leibe lacht. Das ist andere Arbeit.

Nun, was hilft's? Die Freude wird auch nicht ewig währen. Wenn Hölty sagt:

> Bald sitzest du nicht immer froh,
> Im engen Kämmerlein,
> Und lernst vom dicken Cicero
> Verschimmeltes Latein,

so ist das ein gemeinsames Leid, das auch in seiner Weise jeden

heimſucht, ob er in dem leinenen Häublein, oder mit dem Kommandoſtab in der Wiege lag, ob er mit dem Zwick, oder ob er als Stadtbube mit der Treibſchnur knallt. Wenn man auf der Schulbank ſitzen muß, und die Sonne ſcheint ſo luſtig draußen, daß es einem wie Queckſilber durch alle Adern rinnt —

Ja, das iſt halt freilich eine harte Nuß. Wollen froh ſeyn, daß wir ſie durchgeknackt haben. Uebrigens fehlt es auch in dieſem Stande nicht an Luſtbarkeiten.

Ja, im Winter thut's das Schneeballen vor und nach der Schule, im Sommer gibt's Eckballen, Marbel, Ball und andere Ergötzungen, und in der Schule ſelbſt führten wir die Armbruſt in Taſchenformat mit dem feinen Pfeilen aus Fiſchbein, und beſchoſſen uns, während die verlaſſene Dido ihrem Aeneas nachſeufzte, mit erbarmungsloſen Papierkugeln.

Gott ſegne Eure Studia! ſpricht Lucian, und läßt eine lange dünne Rauchſäule in die Höhe ſteigen. Zu ſolchem reißigen Zeug darf's mein Konrad nicht bringen; auch muß er in der Schule hübſch aufpaſſen, ſchon deßhalb, weil ſich's da nicht um Eure leichtfertigen Poeten handelt, ſondern um löblichere Dinge, als da ſind die Geſchichten vom egyptiſchen Joſeph und vom König David und dergleichen mehr. Will er nebenher noch eine Ergötzlichkeit haben, ſo ſoll er auch dazu was Erbentliches lernen, zum Beiſpiel „Helgle" und Agathenzettel malen. Dadurch macht er ſich dann auch bei den Mädchen, ſeinen Schulkameradinen, beliebt.

Halt — kann er denn die Mädchen leiden?

Das nicht gerade. Vielmehr zupft und rupft er ſie, ſcheucht und jagt ſie herum, und wo er ihnen einen Poſſen ſpielen kann, da iſt's ihm ein „gemähtes Wieſle". Aber dann und wann wird er doch ein wenig gnädig und beſchenkt ſie, ſey's auch nur aus Eitelkeit, um ſeine Meiſterwerke an ſie abzuſetzen.

An Lob und Schmeichelei und Bettelei laſſen ſie es ihrerſeits nicht fehlen.

Noch einmal Halt — Iſt keine darunter, die er — wie ſoll ich mich ausdrücken? — ſo ganz beſonders nicht leiden kann? Ihr wißt ſchon — es giebt Fälle, man hat Beiſpiele.

Allemal iſt ſo eine d'runter, das verſteht ſich.

Und wie heißt ſie? Das müſſen wir gleich in's Reine bringen, denn der Name thut ſehr viel zur Sache. Bei einem Konrad, meine ich immer, müſſe es eine Anna ſeyn, die er ſo ſehr beſonders leiden oder ſo eigenthümlich beſonders nicht leiden kann.

Wir wollen noch eine Marie hinzufügen, dann hat der Name den rechten landſchaftlichen Klang.

Alſo Marianne?

Des reichen Vogts Mariannerl. Die jagt er immer am hitzigſten, die kneipt er am ärgſten, wenn er ſie erwiſchen kann.

Und doch hat ſie ihm gewiß nie etwas zu leide gethan.

Bewahre, ſie könnte keine Fliege kränken. Er weißt auch gar nicht, warum er ſo einen abſonderlichen Grimm auf ſie hat. Ihr Vater iſt freilich ein ſtolzer grober Meldher, aber dafür kann das feine freundliche Mädle nichts, das immer ſo fleißig lernt und ſo gutherzig gegen alle Kameraden und Kamerädinen iſt.

Doch kann das im Stillen mitwirken. Gebt Acht, der Burſche läßt ſie's entgelten, daß ſie ein wenig vornehmer iſt als er.

Freilich thut er das, und ich will gleich ſo einen Zug anbringen. Da iſt einmal große Kälte, es wird ein Paar Tage keine Schule gehalten, und der Konrad benützt dieſe Zeit, um die zwei Tafeln, die in ſeiner Vaterſtube hängen, zehn oder zwölfmal auf's Herrlichſte abzumalen. Wie nun die Schule wieder angeht, legt er ſeinen Kram aus, eh' der Lehrer kommt. Den Buben verhandelt er die Bilder, den Mädchen ſchenkt er ſie. Jede Kamerädin

bekommt eins, nur nicht die Mariann', und doch hat der Böse- wicht noch ein übriges Exemplar in der Hand. Das Mariannli, wie es solches sieht, sagt es mit seiner kleinen süßen Stimme: Aber Konrad, mir schenkst du doch auch eins?

Grad' dir schenk' ich keins, sagt er: warum hat mich dein Vater vorige Woche durchgeprügelt, als wir in einem Schopf Tabak rauchten?

Ich kann ja aber nichts dafür, sagt sie, und die Thränen stehen ihr in den Augen, daß sie allein leer ausgehen soll.

Kauf dir eins, sagt er, ihr seyd ja reich genug. Und dabei freut's ihn innerlich, zu sehen, wie ihr das zu Herzen geht. Nach- her aber reut es ihn wieder sehr, wie wenn er einem Schmetter- ling die Flügel ausgerupft hätte, und während der Schule sieht er oft von seiner Bank in die ihrige hinüber, was sie mache.

Sie sieht ihn aber nicht an?

Nicht ein einziges Mal. Deßhalb wartet er auch nach der Schule unten an der Hausthür' auf sie, und sagt: da, Mariann', ich schenk dir's doch. — Sie aber schlägt ihm das Bildchen aus der Hand: Jetzt will ich's auch nicht mehr, sagt sie, ich kann mir ja eins kaufen. — Nachher ist sie aber gleich wieder gut.

Da muß er übrigens doch noch etwas extra thun, um sie für ein solch' schweres Stück zu entschädigen.

Ja, nach seiner Art. Werden gleich sehen. Ein Paar Tage darauf sind sie alle auf dem Platz vor der Lebentscheuer. Es wird hin und her gerathen, was sie spielen sollen. Wir wollen Farben austheilen, sagt endlich der Konrad.

Das ist, schätz' ich wohl, „Engel und Teufel"?

Ja, es kommt auf eins heraus. Die Kinder sitzen im Kreis, eines theilt die Farben oder Blumen aus, ein and'res stellt den Engel und ein drittes den Teufel vor. Ein Mädchen geht von

einem Kind zum andern und ſagt ihm in's Ohr: du biſt eine rothe Roſe, du eine weiße, du biſt eine weiße Lilie, du eine braune Nelke, und ſo weiter. Den Buben aber giebt ſie keine ſo ſchöne Namen; da heißt's: du biſt ein Schlehenbuſch, du eine Brennneſſel, du ein grüner Diſtel, und dergleichen Zartheiten mehr. Nun kommt der Engel mit der Kuhſchelle: Klingkling. — Wer iſt drauß? fragt die Austheilerin. — Der Engel mit dem Schein. — Herein. Was hätt' Er gern? — Eine Farb'. — Was für eine? — Eine weiße Roſe. — Die bekommt er auch richtig, und führt ſie in den Himmel, wo nichts als Geſang und Freude iſt. Darauf erſcheint der Teufel —

Den macht unſer Konrad?

Natürlich. Der hat ſich Hörner von Pappendeckel verfertigt, einen Schwanz von Werg angebunden und das Geſicht mit Ruß geſchwärzt. In der Hand trägt er einen Stecken, der ſtellt den Schürhaken vor. Bum, bum. — Wer iſt drauß? — Der Teufel mit der Schürgabel. — Was hätt' er gern? — Nun bekommt auch der Teufel ſeinen Antheil und führt die armen Seelen in die Hölle, wo er ſie unter Heulen und Zähnklappern entſetzlich peinigt. Er läßt ſeinen ganzen Grimm an ihnen aus, der diesmal groß iſt, weil er trotz alles Rathens nicht auf die rechte Farbe kommen kann. Die Sache iſt nämlich die: er möchte gar zu gern die Mariann' in der Hölle haben, bringt aber ihren Blumennamen nicht heraus. Endlich fällt es dem Engel ein, Rosmarin zu verlangen, und ſiehe da, der Teufel hat das Nachſehen, und muß es ſich noch gefallen laſſen, daß die Seele, nach der er vergebens ſchnappte, im Triumph an der Hölle vorbei in den Himmel geführt wird. Darüber wird er denn ganz erboſt und wüthend, kann es auch nicht unterlaſſen, mit der Schürgabel nach dem vorbeimarſchierenden Engel zu ſchlagen; da aber dieſer gewandt aus-

weicht, ſo trifft der an ſich nicht ernſtlich gemeinte Schlag die Mariann' in's Geſicht und verurſacht ihr heftiges Naſenbluten.

Zarte Aufmerkſamkeit!

Soll ihm auch wohl bekommen. Auf das Geſchrei der jüngſten Kinder, die natürlich kein Blut ſehen können, ohne ein Zetermordio zu erheben, ſtreckt der Vogt ſeinen Kopf zum Fenſter heraus. Was giebt's? — Der Konrad hat die Mariann' in's Geſicht geſchlagen, daß ſie blutet. — Hab' ich dir nicht ſchon oft genug geſagt, du ſollſt nichts mit dem Ketzer haben?

Welche Demüthigung für ſeine ſataniſche Majeſtät!

Es kommt noch beſſer. Während er ſtarr wie eine Salzſäule vom Vogt noch eine Zugabe von Ohrfeigen hinnimmt, faßt ihn eine Hand von hinten am Kragen und nimmt ihn mit dem Zeilſtumpen in Arbeit.

Ah, bitte, Meiſter Lucian, mit dem Zeilſtumpen!

Da beißt die Maus keinen Faden davon; denn es iſt ſein eigener Vater, der auf dieſe Weiſe vor dem geſtrengen Vogt ſeine bürgerliche Ehrenheit wahrt. Alsdann führt er ihn am Arm nach Hauſe; an der Stiege, die in die Schlafkammer der Buben führt, zählt er ihm noch etliche aus dem ff auf und hißt ihn nach der Treppe: So, jetzt pack' dich in's Bett. Wie ein Pfeil fährt der Teufel mit Schweif und Hörnern die Stiege hinan und läßt nichts mehr von ſich hören. So, ſagt der Vater zur erſchrockenen Mutter, beſſer jetzt, als ſpäter! — Der Konrad aber kommt den ganzen folgenden Tag nicht herunter, was auch die Mutter ſagen mag. Droben malt er die ſchönſten Blumen auf einen Bogen Papier, und wie er wieder in die Schule kommt, ſchenkt er ſie dem Mariannli. Dem Vogt aber trägt er's noch lange nach.

Wenn er das vorher wüßte, er würde die Wiege ſchwerlich verlaſſen wollen, in der er hier ſo harmlos träumt. — Wenn ich

ſo einen kleinen runden Kindskopf ſehe, ſo pflege ich immer zu denken: Du wirſt mit der Zeit auch noch ein längeres Geſicht machen.

Und doch, wie klein ſind die Unfälle, über die wir zuerſt die Unterlippe hängen laſſen! Wie bald ſind jene Thränen vergeſſen, wie leicht iſt die Speiſe des Lebens ſelbſt da noch, wo wir ſie zuerſt als einen harten Biſſen kennen lernen!

Ja, die Kinderjahre ſind ſchön, und erſcheinen ſchön und ſchöner, je weiter uns die Jahre von ihnen entfernen.

Das Leben kommt mir vor wie eine Stickerei. Die Gegenwart, die wir in ihrer ganzen, oft ſo unſchönen Weitläufigkeit durchleben, iſt die Kehrſeite, wo die Fäden aufgetragen werden. Da läuft alles wirr und kraus durcheinander, iſt wenig Sinn und Bedeutung zu finden. Wenn uns aber, wie Ihr ſagt, die Jahre davon entfernen, ſo dreht ſich allmählig vor unſern Augen das Stück, und die ſchöne Seite kommt zum Vorſchein mit ihren vollkommenen Geſtalten, die wir in Unmuth und Unvollkommenheit gewoben haben. Da iſt denn manches böſe Fädelein verſchwunden, das uns ſo dick wie ein Seilſtumpen däuchte, und das uns keine Maus abbeißen zu können ſchien. Es iſt eigentlich der Gegenſatz des Lebens und der Kunſt, die jenes nur wie durch fromme Erinnerung auf der Geſtaltenſeite ſchaut; denn jeder Menſch, der in die Vergangenheit und vornämlich auf ſeine Kinderjahre zurückblickt, wird unwillkürlich ein Künſtler. Aber nun webt mir für unſern Schutzling einige freundliche Fäden ein.

Später, wenn's ſchöner wird. Verlaufg thut mir's leid, daß ich nicht willfahren kann. Jetzt kommen erſt die mißfarbigen; denn es nöthigt mich etwas, einen dunklen Grund zu legen.

Ihr ſeyd unerbittlich wie das Schickſal. So thut denn, was Ihr nicht laſſen könnt.

Einmal kann ich ihm die Speiſe der Jugend nicht ſonderlich ſüß und ſchmackhaft machen; denn ſeine Aeltern ſind ſehr arm.

Wie? da ſagt Euer Bildchen die Wahrheit nicht. Die hübſche Tracht der Frau weißt nichts von Armuth, und das Zimmer ſieht ja ſo blankgeſcheuert und wohlhabend aus.

Bei dieſem Einwurf iſt Lucian etwas betroffen geworden. Er zündet ſein Pfeiflein wieder an, raucht einige nachdenkliche Züge und erwidert dann: Reinlichkeit iſt zwar auch Reichthum, gilt aber doch nichts im Pfandbuche, und ein Sonntagskleid hat jedes ordentliche Mädchen ſchon von Hauſ' aus. Wenn ſogar etwas Silber am Mieder glänzt, ſo kann deßwegen doch Schmalhans Küchenmeiſter ſeyn. Und ſagt ſelbſt, iſt es nicht beſſer für unſern Konrad, wenn er in Armuth aufwächst?

Ja, das iſt wahr, und zwar ohne alles weitere Raiſonnement. Macht ihn alſo in Gottes Namen ſo arm wie eine Kirchenmaus.

Wird nicht viel fehlen. Der Vater arbeitet wacker auf dem Felde, und die Mutter läuft ſich die Beine lahm, um Butter oder Eier in Hüfingen und Donaueſchingen zu verkaufen; aber mit allem Fleiß und allen Entbehrungen kommen ſie nicht aus den Schulden heraus. Das ſind die grauen Fäden, und nun folgen die ſchwarzen. Es giebt Familien, die oft ſchnell und unerwartet durch eine Reihe von Todesfällen zerriſſen werden. Der kleine Träumer, den wir auf ſeinem künftigen Lebensgange begleiten, wird nicht dreizehn Jahre alt, ſo verliert er Vater und Mutter hinter einander, und auch den älteſten Bruder dazu, der ſein Beſchützer ſeyn ſollte.

Warum denn auch den noch? Räumt doch nicht ſo gräßlich auf! Wie und wo kommt denn der um's Leben?

Der? Als Soldat, im ruſſiſchen Feldzuge.

Halt, halt, Meiſter Lucian, man muß den Teufel nicht an

die Wand malen! Laßt uns vielmehr den Frieden feſthalten, ſo lange es mit Ehren geſchehen kann. Oder — ja, nun merk' ich's — Ihr ſeyd ein rückwärts gekehrter Prophet, und während Ihr mir weiß macht, daß Ihr mit dem Sehrohr in die Nebelflecken der Zukunft dringet, habt Ihr das andere Auge weit offen und ſchaut Euch bequemlich in der vergangenen Wirklichkeit um, wo man leider Beiſpiele genug für allzu frühe Todesfälle holen kann.

Wie ſoll ich's anders machen? Die Geſchichte, heißt es, iſt die Lehrerin der Völker. Soll ich Euch erzählen, wie es dem Kinde da gehen wird, ſo läßt ſich das am beſten aus Dem abnehmen, was —

Was etwa ſeinem Vater geſchehen iſt?

Nun, ich will nur ſo viel ſagen, daß ich die Geſchichte des Vaters mit mehr Sicherheit angeben kann, als die des Sohnes, und daß ich dabei beſſer zu fahren hoffe, als Ihr, wenn Ihr das Nebelſehrohr vor das zugedrückte Auge ſetzt und Träume aus dem Aermel ſchüttelt; denn ich kann die Geſchichte gerade ſo erzählen, wie ſie vorgefallen iſt. Und zwar will ich das ſo kunſtgerecht machen, als Ihr nur immer verlangen mögt.

Oh, das iſt ja um ſo viel beſſer. Da wollen wir alſo den Apfel in der Wiege liegen laſſen und die Geſchichte des Stammes vernehmen. Je treuer je beſſer, und je kunſtgerechter je ſchöner. Wohlan denn, ſagt Euer Sprüchlein und theilt es mit; ich verſpreche, Euch hinfuro ſo wenig als möglich zu unterbrechen.

Darauf legt Freund Lucian die bereits wieder ausgegangene Pfeife weg, ſtreicht ſich den Schnurrbart im Bewußtſein eines wichtigen Unternehmens, und hebt ſeine Geſchichte an, wie folgt.

Jedermann kennt den Volksglauben, nach welchem es keinen Samstag im Jahre giebt, an dem nicht wenigstens ein Stücklein blauen Himmels zum Vorschein kommt. Man sagt, die himmlische Haushaltung sey zu Gunsten Marien's ausdrücklich so eingerichtet worden, damit unsre liebe Frau den frischgewaschenen Schleier jeden Sonntag trocken habe, um in die Kirche oder über das Gebirge gehen zu können.

Den Beweis hiefür mögen Wetter- und andere Propheten führen. So viel ist entschieden gewiß, daß zu Anfang der zwanziger Jahre am 24. Juli, dem Samstag vor dem Jakobifeste, das zufällig auf den Sonntag fiel, der klarste blauste Himmel sich über dem alten Städtlein Hüfingen wölbte. Damals war sein Aus- und Eingang noch jeglicher mit einem Thore geziegnet; auch hieng noch ein gutes Stück der verwitterten Stadtmauer umher. Die Sonne stand schon tief. Auf den Gartengehägen waren da und dort weiße Kleidungsstücke von jener Gattung aufgehängt, die ein redliches Gemüth geradezu Hosen zu nennen wagt; sie sahen frisch gewaschen und appetitlich aus und hatten eine kriegerische Bedeckung von Säbelkuppeln und Fangschnüren. In der Ferne hörte man trommeln. Buben von zehn, zwölf Jahren marschierten einen entlegenen Feldweg hin und üdten sich in dieser nützlichen Kunst. Auf den Lauben (Galerien) der Häuser wurden dunkelblaue Uniformen mit weißen Aufschlägen ausgeklopft. Wer im Felde zu thun hatte, der machte sich früher als gewöhnlich heim, um noch so manches für morgen herzurichten. Der hatte sein Säbelgefäß und die Rockknöpfe noch mit Ziegelmehl abzureiben, dieser mußte seinen Tschako noch lackiren, jener erwartete vom Schuhmacher die neuen Stiefel, die er morgen einweihen wollte. Alles sprach nur von morgen und freute sich des schönen Wetters.

„Wenn es nur auch ſo hält", ſagte der alte Hafnermeiſter, indem er ſeinen Sappeursbart, den er morgen anlegen wollte, wieder ein wenig herausſtaffirte.

„Es bleibt gut", bemerkte ſein Nachbar, der faſſanene Gerbermeiſter. „Mein Laubfroſch ſizt ſchon ſeit vorgeſtern früh hoch oben auf der Leiter, und das Männle am Rathhausfähnle laßt gutes Wetter ſupponiren."

„Es wird einen merkwürdigen Zulauf von Fremden geben", erwiederte der Andere.

Und was war denn das für ein Tag, auf welchen ſo ausgebreitete Zurüſtungen gemacht wurden? Es galt nichts weniger, als das Feſt des heiligen Jakobus, Kirchenpatrons von Hüfingen, das ſeit uralten Zeiten mit geziemender Würde begangen wird.

Zur Zeit unſerer Erzählung war dieſer Tag für die ganze Baar ſozuſagen ein Volksfeſt, zu welchem die Gäſte von Nah und Ferne zuſammen ſtrömten. Nicht wenig zum Glanz des Tages trug eine bürgerliche Miliz und ein Muſikcorps bei, welche beide nach dem Muſter anderer kleinen Städte auch hier errichtet worden waren. Die Muſik, von ihrem unermüdlichen Kapellmeiſter auf's Trefflichſte eingeübt, hatte den Beifall aller Hörer, und die wackern Musketiere exerzierten und manövrierten, daß es eine Luſt war, ihnen zuzuſehen. Und weil dazumal noch nicht jeder alte Student und Gevatter Handſchuhmacher ſich einbildete, ein großer Mann zu ſeyn, der das Volk beglücken und Deutſchland umgeſtalten müße, ſo gieng Alles im beſten Contente, zur Freude für Jung und Alt.

Der damalige Major und Bürgermeiſter war ein Kriegsoberſter, der trefflich Mannszucht zu halten wußte, und recht ſtattlich ſah es aus, wenn er in der Uniform mit kurzen hirſchleder-

nen Beinkleidern und Suwarowſtiefeln, ähnlich einem Erzherzog Karl oder Fürſt Schwarzenberg, vor der Front ſtand.

Die Seele der Armada von Hüfingen aber, wenigſtens wenn man ihn ſelbſt hörte, war der alte Marte, der zu dieſer Stunde noch auf der Stiege hinter ſeinem Hauſe ſtand und bedächtig das Wetter beobachtete, ob die Sonne kein Waſſer ziehe oder der Wind ſich nicht drehe. Wahrſcheinlich wäre er noch lange ſo geſtanden, wenn nicht ein kleiner Bub in der Eigenſchaft eines Feldjägers athemlos und ſchwitzend dahergelaufen wäre mit der Meldung, alles ſey verſammelt, man warte nur noch auf ihn.

Bedächtig Marte war der Feldwaibel beim Corps, der die Rekruten einſchulen mußte; und zu dieſem Behufe hatte er auch das Exerzieren gründlich ſtudiert bei den Oeſterreichern. Unter vier Augen ließ er oft Winke fallen, daß ſelbſt der Major „das Meiſte von ihm habe". „Gleich!" ſagte er, „gleich werd' ich erſcheinen". Er rückte noch einmal ſein Gewaffen zurecht, und eilte durch das Städtlein, wo vor allen Häuſern gekehrt, an allen Brunnen gefegt und gewaſchen wurde, hinaus auf den Anger vor dem Schützenhauſe. Sobald er anlangte, ſtellte ſich das Bürgercorps in Reih' und Glied und begann ſämmtliche Schwenkungen und Manövers, welche das morgige Feſt verherrlichen ſollten, zur Probung auszuführen. Hinter her aber zog ein Haufen von Buben mit Bohnenſtecken ſtatt der Gewehre, und machte alle Exercitien glücklich nach.

„Stellt euch", ſagte der Major und Bürgermeiſter, als dieſe beendet waren, „ſtellt euch nur morgen auch Alle präcis ein und nehmt euch zuſammen, beſonders was das Feuern anbelangt, daß wir den alten Ruhm nicht einbüßen".

Nach dieſer öffentlichen Anrede zog er den Feldwaibel Marte und den Corporal-Nachtwächter auf die Seite und flüſterte dieſen

seinen Vertrauten zu: „Ihr Leut', ich fürcht', daß uns die Hund" — hier winkte er verstohlen gegen zwei Rekruten hin — „morgen bei den Salven Gefahren machen. Entweder schießen sie vor, oder, was noch schlimmer ist, sie laden unrichtig. Es wird gut seyn, wenn sie morgen gar keine Patronen erhalten".

„Herr Major", warf der Feldwaibel mit wichtiger Miene ein: „das wird's nicht weit thun; wir verjagen die Leute. Ich weiß ein besser Mittel, laßt nur mich machen. Morgen, bevor und daß wir einmarschiren, will ich thun, als visitire ich ihre Musketen, und werde dann unvermerkt jedem einen tüchtigen Lichtstumpfen auf die Schwanzschraube hinunterstoßen; dann schießt keiner vor, es gibt kein Unglück, und die Leut' haben ihr Plaisir".

— Der Major gab dieser Maßregel seine oberbefehlshaberliche Genehmigung und commandirte demnächst „Auseinander", worauf sich die Buben schon längst gefreut hatten, weil sie jetzt ihren Alten die Musketen heimtragen durften.

Während alles dieses in der Stadt vorging, schritten zwei junge Burschen die staubige Straße von Pfaffingen her. Der eine, mit der Zunft auf dem Rücken, kam aus dem Felde. Der andere schien auf der Reise begriffen zu seyn; er mochte etwa vierundzwanzig Jahre zählen, ein stämmiger Bursche mit braunem Haar und rothlichem Backenbart. Die Reise konnte aber nicht allzuweit her gehen, denn er hatte offenbar seine Sonntagskleider an: über den neuen schwarzen Lederhosen den neuen grünen Sammtschooßen und das rothe Leibl. In der Hand trug er eine schwanke Haselnußgerte, mit welcher er von Zeit zu Zeit durch den Schwarm Mücken hieb, der vor ihnen herumtanzte.

„Konrad", sagte der mit der Zunft, „das kann ich dir sagen, seit du auf dem Hof bist, kennt man dich fast nicht mehr, du bist ein Weltsterle geworden".

„Drum bin ich gesund, Gott Lob“, erwiderte der im Sonntagsstaat, „Essen und Trinken schmeckt mir, und überflüssige Sorgen mach' ich mir auch keine“.

„Ja, wenn eine Gewisse nicht wär'!“

„Du hast gehört läuten, und weißt nicht wo, Franzlepp“, meinte Konrad. „Was soll denn das für eine Gewisse sein? — Vom Hörensagen lügt man gern“. — Er suchte absichtlich das Gespräch auf eine andere Materie zu leiten, und als sie halb vernedt gegen das Städtlein kamen, so daß man die vergoldeten Zeiger der Thurmuhr sehen konnte, machte er ein Paar von den blanken runden Knöpfen an dem rothen Wamse auf, zog eine Uhr an silberner Kette heraus, und nachdem er sie zuerst an das Ohr gehalten hatte, ob sie noch gehe, verglich er sie mit der Kirchenuhr. — „Sechs Uhr!“ sagte er. „Die geht eine halbe Stund' früher als die Prämlingerin. Sechse, Siebene — bis um Achte bin ich daheim.“

„Bi was! kannst's auch Neune werden lassen“, rief der Franzlepp. „Jetzt müssen wir noch einen Scheppen Schweizer oder Markgräfler miteinander trinken in der Sonne, denn so jung kommen wir doch nicht mehr zusammen.“

„Nichts da, sag Dank, ein andermal! für jetzt Pfüti Gott!“

„Aha, es zieht den Menschen eben heim; ei das muß ja ein großmächtiges Jungfrauen sein, das so stark zieht. — Aber morgen kommst doch zum Fest?“

„Ja freili“! rief Konrad zurück, der sich schon einige Schritte entfernte. Auf der steinernen Brücke, die vor dem Thore über die Dreisach führt, machte er Halt und sah den eben zu Ende gehenden Evolutionen auf dem Anger drüben zu. Die Brücke ist ein Hauptschauplatz im Leben der Bürger dieser guten Stadt. Besonders am Sonntag nach dem Mittagessen wandern sie in aller

Seelenruhe zum Thore hinaus und saßen sich auf der breiten steinernen Brustwehr um den heiligen Johann von Nepomuk nieder. Denn [illegible] Gottes freiem Himmel spricht es sich ja gar so gut von Allem, was die Woche über passirt, von Altem und Neuem, von Kriegs- und Friedenstagen. Eine Sonntagsfreude ist aber einem fleißigen Bürger wohl zu gönnen; sie kommt auch wohlfeiler, als die im Wirthshause.

Heute, an einem so gefährlichen Abend, war natürlich Niemand auf der Brücke zu sehen als ihr Patron, der seit alten Zeiten in Stein ausgehauen auf der Brustwehr steht. Zur Feier des kommenden Festes hatte man ihm bereits einen großen frischen Blumenstrauß statt des alten verwelkten in den Arm gegeben; er schien sich aber wenig daraus zu machen. Mit gleichem Hauptnicken und bedächtlicher Miene sah er, wie immer, dem Lauf des Baches nach, der in einiger Entfernung die Stadtmühle treibt.

Der Wanderer verließ die Brücke und gieng den Anstieg hin, der durch abgemähte Wiesen führte. Er achtete wenig auf die im Wege liegenden, mit Kreuzen und Namen bezeichneten Bretter, die den Verunglückten zum Gedächtniß für die Verstorbenen errichtet, und doch hielt er mitten in seinem Geschwindschritte oft plötzlich ein, und bald gieng es wie eine hoffnungsreiche Morgensonne in seinem frischen Gesichte auf, bald zogen sich die gebräunten Züge wieder zusammen, als ob finstere Nacht und böses Unwetter im Anzug wäre. Solches Hoffen verschaffte ihm noch einen Genuß, den kein echter Hausinger diesen Abend entbehren sollte. Denn nachdem die Betglocken, welche der Umgegend den kommenden Festtag verkündigten, ausgeklungen hatten, erfüllte die tönende Kunst, nach langer gründlicher Probe auf der Rathhausstube, die Straßen mit ihrem Getöse, und in ihrer Gesellschaft raffelte der Laternenstreich weit in die still gewordene abendliche Gegend hinaus. Er

traf das Ohr des Wanderers, der aus der Zerstreuung auffuhr und plötzlich seine Schritte beflügelte.

Was trieb ihn denn so vorwärts und hieß ihn immer wieder Eile gehen? Dachte er an die Zeit, wo er noch mit seinen Aeltern zu dem Hüttinger Feste gegangen war? oder an jene Sommerabende, wie vieler, wo er mit seinen Kameraden bis in die späte Nacht hinein auf der Bank vor dem Hause sang und schwatzte, und die Mädchen ihnen von oben zu den offenen Kammerfenstern heraus gute Nacht wünschten? oder glitt ihm die „Hexenlise", mit der ihn vor Aranjuez aufgezogen hatte, im Kopf herum? — Hier ist nun der Ort, wo Ihr mich meinetwegen unterbrechen mögt. Unser Freund hat seine zwei guten Stündlein vom Hüttinger zu dem Feste zu gehen, wohin er trachtet. Wir können ihn jetzt verlassen und einen andern Weg einschlagen; wenn wir unsere Schritte lenken, so kommen wir immer noch zu gleicher Zeit mit ihm an.

Nun, da werden wir eben in die Gegend des russischen Feldzuges zurückgehen müssen.

Richtig. Der Mensch ist so weit nicht als wie den Knaben hat. Als, wie Konrad's Aeltern starben und sein Vater aus Rußland, wo er im kühlen Schneegrabe schlief, nicht wiederkehrte, da hatte der dreizehnjährige Waisenknabe nur noch einen einzigen älteren Bruder. Der aber konnte sich selbst noch nicht helfen; er ging in Dienst zu einem Vetter, der einen Hof oberhalb Mittelbrunn besaß. Durch Nüchternheit und Sparsamkeit hatte sich der Knecht bald so emporgearbeitet, daß er als Pächter des fürstlichen Meierhofes zu Waldhausen sich bauernd niederlassen konnte. So blieb denn Konrad allein im heimathlichen Dorfe zurück. Dort nahm ihn ein Verwandter zu sich, der keine Kinder hatte, aber sehr vermöglich war. Dieser Vatersbruder, den man

den „Nickhamer“ nannte, war ein langer, hagerer Mann und sah fast dem heiligen Antonius ähnlich, der auf einem Seitenaltar der Pfarrkirche stand. Er sprach „wenig um einen Groschen“, wie man zu sagen pflegt; im Uebrigen, wenn man ihn näher kannte, war er kein so übler Mann. Seine Frau war im Dorfe nicht sehr beliebt; auch stand sie keineswegs unverdient im Rufe des Geizes, denn sie wäre in der That im Stand gewesen, „die Hand um den Balg zu binden“. Dieser trockene einfältige Vetter und diese keifzüchtige Weib waren nun alles, was Konrad noch im Leben besaß, und harte Tage kamen für ihn; denn was half es ihm, daß ihn sein Vetter im Stillen ganz gut leiden konnte? Der ließ sich nie darüber aus, und da es der arme Konrad nicht merkte, so machte es ihm auch nicht warm. Arm aber war er wie eine Kirchenmaus; denn nach dem Verlauf seines ältesten Hauses war über die Schulden hinaus so viel wie nichts übrig geblieben, und für ihn gab es keine Hoffnung, jemals ein freier Mann zu werden. Er wurde anfangs zum Hüten verwendet, um allmälig zu der Würde eines Ehrknechts emporzusteigen.

Dasmal waren noch die Reif- und Nachtweiden im Gange, und mit ihnen bestand noch die alte Hofhaltungsverfassung, welche seitdem auch von dem raschen Laufe der Zeit umgestürzt worden ist. Da nämlich die jungen Hirten den ganzen Sommer über mehr draußen als daheim lebten, so war es kein Wunder, daß sich nach und nach mancherlei Gebräuche und Einrichtungen, die von den Alten respektirt wurden, unter ihnen gebildet hatten. So oft sie das erste Mal im neuen Jahre „auftrieben“, d. h. die Herde auf die Weide trieben, wurde ein allgemeines Turnier gehalten, worin sie einzeln mit einander kämpfen mußten. Die vier Stärksten, die in diesen Ringspielen Meister waren, hießen die „Stillinger“ und waren die Oberhäupter der andern. Sie lagen nämlich still,

d. h. müßig und behaglich, auf dem grünen Rasen ausgestreckt, und während sie ein Spiel zusammen machten oder sich sonst belustigten, mußten ihre Untertanen alle Arbeit für sie thun. Sie mußten ihnen die Pferde striegeln, anziehen, die Netze auf- und abziehen und, wenn sie sich verlaufen hatten, aus dem „Schabernack" holen. Mit Einem Wort, die Diener waren die Herrscher und bei Streitsachen auch die Richter des kleinen Hintervolks. Aber es galt auch etwas, um zu solchem königlichen Ansehen zu gelangen; denn der Ringkampf war kein Kinderspiel, und es mußte nicht weniger als Arm und Bein eingesetzt werden. So geschah es unserm Konrad, daß er am Wahltage im Preiskampf einen unglücklichen Fall that und den Arm brach. Das Schicksal wollte nicht, daß er ein Stillleger werden sollte. Der Barbier des Orts, der sogenannte „Katzenkeller", unterzieht ihn einer schmerzlichen und langwierigen Kur. Da hatte er nun, obgleich sein Vetter, der ihm gesetzte „Pfleger", ein wirklicher Pfleger an ihm wurde, volle Muße, die Geduld zu lernen, zu der das Leben seine Insassen auf diese oder jene Weise erzieht.

Aber er hatte auch noch Muße, um andere Stimmungen und Empfindungen in sich wachsen zu lassen. Konrad ging jetzt in sein achtzehntes Jahr, und begann eben, wie es in diesem Alter zu geschehen pflegt, die Mädchen des Dorfs mit andern Augen anzusehen, als sonst. Während er nun stille lag, nur freilich nicht auf so angenehme Art wie seine Kameraden draußen auf der Weide, konnte er seine Gedanken nach Herzenslust spazieren führen, und da mußte er bald die Erfahrung machen, daß dieselben eine Richtung nahmen, die er sich kaum vermuthet hätte. Was er auch that und wohin er sich wenden mochte, seine eigensinnigen Gedanken gingen immer denselben Weg. In wem spazierten sie aber? War es des Zierdenfriederes Mariele mit den schönen rothen

Backen und den vielen Ringen an den Fingern? Oder des Jenny's „jungfere" Agnes? Oder eine von des Müllers Töchtern? Keine von allen diesen, so oft er sich auch ihre Tugenden und Vorzüge ausmalen mochte. Oder war es gar am Ende die, welche er als Kind bei jeder Gelegenheit geneckt und ihr zu Leid gelebt hatte nach Knabenart, die nun schmerzlich in Thränen zu sehen, ihm ein Genuß gewesen war? Ja die, die war's, des alten, vermöglichen Vogts sein feiner Mariannele, das er einst so gern in die Hölle gehext und gepeinigt hätte. Jetzt war sie groß und schön geworden, und mancher junge Bursche des Dorfes warf ein Auge auf sie oder auch zwei. Zwiefach hätte er ihr Lieber auch jetzt wieder, wenn ihr liebliches Bild vor seine Augen trat, ein böses Gesicht gemacht, nur damit sie ihm auf immer aus dem Sinne schwinden sollte, denn er wußte wohl, welche Kluft sey, zwischen der reichen Tochter des Vogts und einem armen Bauernknecht. Er konnte aber nicht; denn immer und immer mußte er sich wieder an die freundlichen Augen erinnern, mit denen sie ihn letzt angeschaut hatte, so daß es ihm dabei war, als sähe er in ein Paradies hinein. Ihr rother Mund und ihre blauen Augen waren jedoch gegen alle Menschen freundlich, und er durfte sich das nicht so sehr zu seinen Gunsten auslegen.

Als er aber das erste Mal wieder aufstehen und zu seinem Kammerfenster eben heraussehen durfte, da konnte er doch nicht umhin, es für eine gute Vorbedeutung zu nehmen, daß das erste Menschenkind, auf das seine Augen fielen, Niemand anders war, als das Mariannele. Sie ging gerade unten vorbei, schrie das Köpflein ein klein wenig heraus, erblickte ihn, rief ihm einen freundlichen Gruß zu und erkundigte sich nach dem kranken Arme. Durch diesen Arm aber rann es zur Stunde wie ein Strom von Genesung, denn es war derjenige, der zunächst am Herzen liegt.

Abermals kamen Tage, die nicht Jedem gefallen. Konrad machte ſich mit denen, die ſeines Alters waren, auf nach der Amtsſtadt zur „Ziehung“. Zu Fuß waren ſie ausgezogen, das ganze Dorf hatte ihnen Glück gewünſcht. Abends kamen ſie auf einem Leiterwagen, den ſie mit der konſcriptionspflichtigen Mannſchaft des nächſten Dorfes zuſammengenommen hatten, zurück. Schon in weiter Entfernung hörte man ſie ſingen und johlen.

Als der Wagen in's Dorf hineinfuhr und an dem Hauſe, an welchem die Bürger und Mädchen beiſammen ſtanden, vorbeifuhr, ſtimmten die lärmenden Rekruten ein Vivat an. Und ein Buckliger, den der luſtige Zufall Nummer Eins hatte ziehen laſſen, brachte mit kreiſchender Stimme dem Soldatenſtand ein lautes Vivat.

Die Mädchen lachten. Als ihnen aber Konrad den Hut, worauf ſeine gezogene Nummer ſteckte, mit den Worten: „Verſpielt! Nummer ſiebenzehn!“ entgegenhielt, da wurde die gute Mariann' blaß bis in den Hals hinunter, und wenn der Konrad nicht, wie jeder verliebte junge Menſch, blind geweſen wäre, ſo hätte ihm noch an ſeinem Rekrutentage ein Licht aufgehen müſſen.

Ich bin eigentlich froh, ſagte er zu ſich, als er ſich von der lärmenden Geſellſchaft los gemacht hatte, ich bin froh, daß ich fort komm'. Je weiter, je lieber, je eher, je beſſer. Auf die Mariann' kannſt du dir keine Hoffnung machen. Sie iſt hübſch — dazu reicher Leute Kind. Du haſt nichts, und wo nichts iſt, da hat der Kaiſer 's Recht verloren. Und zudem, ſetzte er hinzu, indem er ſich ſelbſt einen Nasenſtüber beibrachte, wer ſagt dir denn, daß ſie dir hold iſt, einfältiger Kerl? Alſo nur fort — Unglückskind — fort, fort!

Doch ſo ſchnell ſollte es nicht gehen.

„Haſt du denn gar keinen Zeiler?“ fragte ihn ſein Vetter nach einiger Zeit, als er ſich zur Viſitation ſtellen mußte.

„Zwanzig Jahre und kein Fehler!“ ſagte die Riedbäuerin dazwiſchen: „das wär' mir was! Jugend hat kein' Tugend“.

„Von ſolchen Fehlern iſt nicht die Red', Annekäther“, bemerkte der alte Riedbauer.

„Keinen, daß ich weiß,“ erwiederte Konrad. „Den linken Arm kann ich nicht mehr ganz biegen, ſeit ich ihn gebrochen habe.“

„Das kannſt du auf alle Fälle bei den Herren angeben“, ſagte ſein Pfleger. — „Ja“, dachte Konrad, „das werd' ich wohl bleiben laſſen; Soldat ſeyn, das iſt's ja eben, was ich will.“

Aber das Schickſal hatte ihn ſo wenig zum Helden als zum Stillieger beſtimmt.

„Was iſt's denn mit dem Arm da?“ fragte der Regimentsarzt bei der Viſitation, jedoch in einem andern Ton, als das Mariannele einſt gefragt hatte.

„Ich hab' ihn vor zwei Jahren gebrochen.“

„Untauglich!“ hieß es. Denn es war eben für ſelbiges Jahr ein beſonders kräftiger Schlag gewachſen, und die Herren wußten, daß noch ganz andere Kerle vor der Thüre ſtanden.

Nu, weil iſt's auch nicht gefehlt, dachte Konrad, als er aus dem Amthauſe gienz: das hab' ich ſchon gemerkt, daß der Soldatenſtand just kein Schleckhafen iſt. — Ich weiß nicht, woher er ſich dieſen Merks genommen hat. Aber als er in der Abſtandſtube unter das Maß geſtellt wurde und nicht gleich ganz aufrecht daſtand, trat ihm der Unterofizier auf die Zehen, und, ihm einen heimlichen Rippenſtoß verabreichend, murmelte er in den Bart hinein, „Aufrecht, dummer Bauerntölpel!“ Wie aber der Konrad auf dieſes mit einem ingrimmigen Blick ſeine ganze Länge entfaltete, ließ er ihm das Maß ſo derb auf den Kopf fallen, daß der arme Rekrut ſich darüber verſchütteln mußte.

So hatte ihm alſo das Vorhaben, durch die Röthigung der

Umſtände aus ſeinem heimatlichen Dorfe zu entkommen, fehlgeſchlagen, und es blieb ihm nichts anders übrig, als ein freiwilliges Losreißen. Denn aushalten konnte er es länger nicht. Mußte er nicht tagtäglich mit anſehen, wie ſich die vermöglichſten Burſche um des Vogts Tochter bewarben?

Die Familie des Mädchens gehörte zu den wohlhabendſten der Baar. Seit mehr als einem Jahrhundert war das Vogtamt beſtändig bei dieſem Hauſe verblieben. Der älteſte Beſitzer des Stammgutes hatte unter Anderm das Recht, mit eigenem Wappen zu ſiegeln, und ſelbſt die regierenden Fürſten beliebten früherer Zeit während der Jagd öfter ihre Einkehr in dem wohlgelegenen Bauernhauſe zu nehmen. — Kein Wunder alſo, daß der Vogt einen gewiſſen angeerbten Stolz und behagiges Selbſtgefühl zur Schau trug. Zudem war er der Mann, der noch viel auf alte Sitten und Bräuche hielt. So herrſchte z. B. in dem Dorfe noch die Sitte, die Gemeindeverſammlungen im Freien unter der alten Linde bei der Kirche abzuhalten. Am Sonntag, wenn Wichtiges verhandelt werden ſollte, poſtierte ſich der Bannwart jedesmal an die Kirchthür und entbot den herauskommenden Bürgern mit den Worten: „Ihr Mannen, 's iſt G'meind, Ihr ſollet warten unter der Linden!“ — Als einige Neuerer ſpäter darauf drangen, die Verſammlungen, wie bereits anderwärts, im neuen Schulhauſe abzuhalten, fand ſich der Vogt, der bei dieſer Gelegenheit in eigenſinnigen Widerſpruch und Wortwechſel gerathen war, bewogen, das Vogtamt abzugeben, und vom Gemeindeweſen gänzlich ſich zurückzuziehen.

Um dieſe Zeit waren namentlich Zwei, der Sohn des Krämermichels und der Sternenwirthsſohn: die waren nach anderthalbjähriger Abweſenheit wieder in's Dorf zurückgekommen, trugen ſtädtiſche Kleider und konnten etwas franzöſiſch. Dieſe „Mode-

buben", wie ſie von den Bauern genannt werden, fanden natürlich das Heimatleben gar nicht mehr nach ihrem Sinn. Anfangs thaten ſie, als ob ſie gleich wieder umkehren wollten: der Eine wollte ſich in Straßburg oder Lyon, der Andere in Bern oder Lauſanne ein Geſchäft gründen. Nur ihren Aeltern zu Gefallen entſchloſſen ſie ſich endlich, zu bleiben. So ſagten ſie wenigſtens. Für dieſe Aufopferung aber machten ſie ſich durch ſtehende Redensarten bezahlt. „In Frankreich iſt es ſo und ſo", pflegte der Eine, der ein halbes Jahr im Elſaß geweſen war, bei jeder Gelegenheit zu ſagen. Der Andere hatte die Parole umgekehrt: „So iſt's in der welſchen Schweiz nicht", warf er hin, ſo oft ihm etwas mißfiel.

Leider aber fiel der erſte, der Franzoſ', auf etwas, das er in Frankreich nicht ſo gefunden zu haben ſchien; denn er begann auf einmal der Mariann' auf's Angelegentlichſte den Hof zu machen. Als Konrad das gewahrte, ſo litt es ihn nicht mehr im Dorfe.

Sein Bruder hatte ihm ſchon früher den Antrag gemacht, zu ihm auf den Maierhof zu kommen, um den Dienſt eines Oberknechts bei ihm zu verſehen. Ein Antrag, der unſerm Konrad eben recht kam.

Am „Bündelestage" nach Weihnachten, wo das Geſinde wechſelt, ſchnürte auch er ſeinen Bündel. Sein wortkarger Vetter machte ihm den Abſchied nicht ſonderlich ſauer. Seine Kleider hatte er einem Krämer aufgeladen, und eines Morgens, von dem ich nicht weiß, ob er ſchön war, verließ er das Dorf mit ſeinem Bündelein, das er in ein rothes Taſchentuch eingewickelt trug. Es war ein eigener Zufall, daß das Mariannele juſt unter der Hausthüre ſtehen mußte, als er vorüberkam. Sie wünſchte ihm Glück auf den Weg und ſah ihm eifrig nach. Seines Vetters großer Hofhund aber begleitete ihn noch eine Strecke vor das Dorf hinaus; dann trollte er ſich wieder heim.

Auf der Höhe blieb Konrad stehen und sah sich um. Einen Schritt und noch einen, da war sein Dorf hinter dem Walde verschwunden. Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn.

Der Pachthof, zu dem wir den jungen Landwirth begleiten, liegt in einem stillen, waldbegrenzten Thal hinter dem Städtlein Bräunlingen, auf der Grenze zwischen der Baar und dem Schwarzwald. Auf kahler Anhöhe schauen die Ueberreste einer Burg in das Wiesengelände, in dessen Mitte der Maierhof, ein weitläufiges, steinerbautes Gebäu mit zackigen Giebeln sich erhebt.

Wenn es wahr ist, daß Thätigkeit und Unmuße am Besten geeignet sind, von selbstquälerischem Sinnen und Grillenfangen abzulenken, so hätte es hier unzweifelhaft unserm Konrad gelingen müßen, seiner Gedanken los zu werden. Denn da galt es tüchtig Hand anzulegen, von Morgens früh bis Abends spät. So sehr der Oberknecht und Gehülfe aber auch mit Arbeit überladen war, fand er dennoch Zeit genug, sich wachend und schlafend in die Heimath zurückzuträumen. — Wenn die Schneestürme durch die winterliche Gegend wehten, oder in kalten hellgestirnten Nächten das Eis im nahen Teiche krachte, und Abends das Gesinde um den warmen Ofen sich gelagert hatte, fuhren ihn seine Gedanken nach Hause. — Jetzt, dachte er, werden sie beim Pfleger um den runden Tisch sitzen; die Weiber spinnen, daß der Ofen zittert, und die Männer liegen auf der Ofenbank. Jetzt wird der alte Kasper hereinkommen, er reibt die Hände, klagt über die Grundekälte und setzt sich in den Herrgottswinkel, von wo er zu erzählen anhebt. Von den „alten Zeiten" kommt er auf sein Lieblingsthema, die Geister, um so lieber, wenn der Wind gerade recht schauerlich im Kamin und um die Dächer rumort, und die „Nachtfrau", wie er sagt, um die Häuser schleicht. — So hörte ihn Konrad alle die alten Geschichten wieder vorbringen: vom „Verdenapfele" und an-

dern geisterhaften Weiblein, die in den Wäldern zwischen Hüfingen und seinem Heimathdorfe ihr nächtliches Wesen treiben sollen. — „Der Krieg", schloß der Alte gewöhnlich, „hat die Geister alle vertrieben, drum hört man auch so wenig mehr davon".

Solche und ähnliche Scenen malte sich in ungestörten Augenblicken der Träumer gerne aus; aber der Besuch in der Stube seines Pflegers war gleichsam nur Vorwand, denn von da begaben sich seine Gedanken alsbald um ein Haus weiter und lebten in des Vogts Heimwesen ein, obgleich sie daselbst eigentlich kein Haus recht hatten. — Doch wir dürfen uns nicht zu lange aufhalten, wenn wir heute noch, da er sich leiblich der Heimath nähert, gleichen Schritt mit ihm halten wollen, denn jetzt, er ist auf einmal bedeutend in den Marsch gerathen, und wenn ihm das „Aprele" unterwegs keinen Streich spielt, so kann er noch zeitig genug kommen, um den alten Kaiser von ihm erzählen zu hören.

An einem hellen Februartag stieg Konrad, vor der Sonntagskirche, auf einen der nahen Berge, die „Windecke" genannt, und erstieg hier die höchste Tanne, um nur wieder einmal den Kirchthurm seines Dorfes zu erblicken. Er hatte eine weite, weite Aussicht da oben, über alle die dunklen Tannenwälder hinaus, in die Baar, bis an den blauen Ottenberg und den hohen Randen. Da saß er denn, während ringsum die vielen Morgenglocken zusammenklangen, und sah und suchte; aber er konnte den wohlbekannten Thurm nicht finden. Da, sagte er, indem er mit der Hand gegen den Ärtenberg wies, da muß er liegen. Eine ganze Stunde saß er auf dem Baum, bis sich die Ferne in bläulich weißen Duft gehüllt hatte; dann stieg er ein wenig mißmuthig herunter, doch war es ihm dabei wunderlich zu Sinne, just als ob schon der Frühling anbrechen wollte.

Als er auf den Hof zurückkam, grüßte ihn ein Landsmann

und richtete ihm aus, daß seine Base, die Riedbäuerin, gestorben sey. Der gute Vetter dauerte ihn herzlich; denn er wußte wohl, daß ihm seine Frau, trotz ihres unfreundlichen Wesens, unentbehrlich geworden war. Die Ehe hat unter manchen wunderbaren Geheimnissen auch das, daß sie selbst widersprechende Charaktere mit einem unauflöslichen Bande umschlingt, und es giebt Beispiele, daß zwei Leute selbst durch Zanken und Keifen, das einzige Produkt ihres Ehevereins, so aneinander gewöhnt und gefesselt waren, daß der überlebende Theil bald seinem losgerissenen Wiederpart nachwelken mußte.

Am Donnerstag, sagte der Bote, sey das erste „Opfer". Dann überbrachte er dem Konrad noch verschiedene Grüße; darunter aber einen ganz besonderen vom — Mariannele.

Letzterer traf ihn wie ein Blitzstrahl. Und es schien kein kalter Streich gewesen zu seyn; denn am folgenden Morgen gieng Konrad mit entschlossenen Schritten im Hause umher, wie wenn ihm der schwarzwäldische Unternehmungsgeist in den Kopf gestiegen wäre. Ich wag's! sagte er endlich und gieng auf seine Kammer. Was er aber wagen wollte, sagte er nicht. Nur war er den übrigen Theil des Tages das Gegentheil von dem, was er am Morgen gewesen. Es schien ihn etwas zu gereuen, was er nicht wieder rückgängig machen konnte; er schlich betreten umher und fast schüchtern, so daß der alte Veitle, der Karrknecht, vermuthete, es sey ihm der Geist begegnet, der in dem Hofe zuweilen sich hören lasse, wenn er mit seinem Viergespann rasselnd durch das Haus fahre. — So viel ist übrigens gewiß, daß der junge Mensch so zerstreut war, daß er den Pferden den Wasserkübel statt des Heu's in die Krippe schüttete.

Was hatte er denn gewagt? Es gab Jemanden, dem dies nicht lange ein Geheimniß bleiben sollte. Denn wie das Mariannele

den nächſten Abend aus der Veſper kommt, ſteht ein Schneidergeſell, der früher im Ort gearbeitet hatte, ihr auf den Weg, richtet ihr viel hundert Grüße aus vom Konrad, — er ſey nämlich bei ihm g'weſt auf dem Waldhauſerhof — und praktizirte ihr dabei ein Brieflein in die Hand. Sie wurde blaß und roth vor Schrecken, und hätte beinahe das ſchwarz mit Goldſchnitt eingebundene Gebetbuch und den Roſenkranz mit den blanken ſilbernen „Gottegeldern" (Patzengulden) aus der Hand fallen laſſen. Nichts deſto weniger flog ſie, nachdem ſie dem Schneider mit halber Stimme gedankt hatte, auf ihr Kämmerlein, wo ſie das ſtark verklebte Brieflein öffnete und unter Herzklopfen las. Von dieſem aber liegt das Original bei den Akten und lautet folgendermaßen:

„Zuvor muß ich abbitten, daß ich die Keckheit habe, Dich mit einem Schreiben zu beläſtigen. Ich kann nicht unterlaſſen, Dir mein ganzes Herz zu eröffnen. Ja, liebſte Mariann', Du wirſt zwar ſagen, ich ſey nicht beim Verſtand. Ja, es kommt mir oft ſelber auch ſo vor. Ich will nur eine einzige Bitte im Vertrauen an Dich ſtellen, wie es wär', wenn ich mit Gottes Hilf' es ſo weit brächte, daß ich, wie mein Bruder, als Pächter irgendwo aufziehen könnt'; und geſetzt, die liebe Mariann' wär' noch ledig und frei?

Ich weiß zwar wohl, daß Berg und Thal zwischen des Vogts Tochter und einem armen Knecht, wie ich bin, stehen, aber was seyn soll, schickt sich wohl, und ich kenn' Eine, kein Feuer ist zu heiß und kein Meer zu tief, als daß ich nicht für Sie durchgehen wollte. Ich möcht' nur wissen, ob auch Sie noch ein wenig an mich denkt. Ist dies der Fall, so wird mir alle Müh' und Arbeit ringer vorkommen.

Zum Schluß muß ich von Herzen bitten, mich dieses Schreibens wegen nicht auszulachen oder gar zu verspotten, denn wie es mir um's Herz ist, muß es heraus, und ich mein's ehrlich. Wenn es geht, wie ich hoffe, so wirst Du erfahren, warum ich jetzt in diesem Augenblick das Schreiben an Dich gestellt habe. Leb' 1000 mal wohl und zürne mir nicht.

Und so will ich denn schließen
Mit viel herzlichen Grüßen

Dein bis in den Tod getreuer

Konrad
auf dem Waldhauserhof.

NB. Am Donnerstag komm' ich hinaus zu Euch zum Opfer für die Bas' selig, da hoff' ich zu erfahren, wie Du gesinnt bist. Nimmst Du im Heimgehen aus der Kirche den Wachsstock in die rechte Hand, so seh' ich es als ein günstiges Zeichen an, so Du ihn aber in der linken trägst, so erachte ich es für meinen Abschied."

Was nun am Donnerstag nach der Kirche geschah, das weiß ich nicht zu sagen, denn wer wird auch so genau darauf sehen, ob die Mädchen ihre Wachsstöcke links oder rechts tragen? Aber so viel ist gewiß, daß der alte Kasper die Beiden am Gartenhag unter dem Obstbaum beisammen stehen sah, Hand in Hand. Da

es jedoch heller Tag war und die Erscheinung nichts von Gespenstern an sich hatte, so behielt er sie vorläufig für sich. Der Vogt soll derweil im Acker und die Vögtin auf einem Krankenbesuch in der Nachbarschaft gewesen seyn. — Ein nichtsnutziger Tintelfink schrie nachher aus Leibeskräften in der ganzen Gegend herum, der Konrad habe das Mariannele frei und frank geküßt. Er hätte sie gern in's Geschrei gebracht; aber es achtete Niemand auf ihn.

Konrad blieb auf den Wunsch seines Vetters, des Rickbauern, zwei Tage im Heimathsort. Die Unterhaltung war eine sehr einsylbige. Der Tod der Base schien nichts in dem Wesen des Mannes geändert zu haben; nur war es auffallend, wie er oft zerstreut mit suchenden Blicken durch die Stube gieng. Das war ein langweiliger Tag für Konrad; es war ihm fatal, das Mariannele nicht mehr sprechen zu können.

Auf dem Heimwege summte der junge Bursche das Lied vor sich hin:

Keine Kohle, kein Feuer kann brennen also heiß,
Wie stille heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Dazwischen hielt er auch, während er wieder auf jener Höhe stehen blieb, ein Selbstgespräch, und das lautete wie folgt:

Kreuz Donner — des Vogts Mariann', 'e schönst Mädle im ganzen Ort, und — du! Herr Gott!

Nachdem er aber solches gesagt, hub er abermals zu singen an.

Der Grund, warum unser Konrad, wie es in dem Brief heißt, „jetzt in diesem Augenblick" auf Entscheidung gedrungen, mag in Folgendem gelegen haben. — Mehrere junge Männer aus der Nachbarschaft waren willens auszuwandern, und zwar als Landwirthe nach Ungarn. Schon im vorigen Jahrhundert hatten nicht wenige Familien der Baar ihre Heimath verlassen, um als

Koloniſten in jenem Lande ſich anſäßig zu machen; und daß die Leute dort ihr Fortkommen gefunden, erhellte aus dem Umſtande, daß ſpäter, während der vorigen Kriegszeiten, zuweilen ungariſche Huſaren in der Baar gewiſſen Geſchlechtern nachfragten, und die verwunderten Bauern als ihre Vettern begrüßten. — Auf dieſes fanden ſich wiederum Mehrere bewogen, ihr Glück dort zu ſuchen; und Einer von dieſen hatte ſich zur Zeit unſerer Erzählung brieflich nach Hauſe gewendet, um einige ſeiner Landsleute und Verwandten zu ſich einzuladen. Auch unſerm Konrad wurde der Antrag gemacht ſich anzuſchließen, und einer der Auswanderungsluſtigen war ſchon wiederholt deßhalb bei ihm auf dem Hofe geweſen. Der Oberknecht zögerte, ſein Jawort zu geben. — Sein Hoffnungsanker hatte ja im eigenen Lande zu tiefen Grund gefaßt, als daß ihm ein Losreißen ſo leicht geworden wäre. — Der Gruß der Jugendfreundin aber war wie ein warmer Sonnenſtrahl auf die verborgen keimende Saat ſeiner Hoffnungen und Wünſche gefallen und hatte ihn zum raſchen Entſchluſſe gedrängt: „Ich wag's!“ hatte er ausgerufen; — er wollte Gewißheit, und erſt wenn er im Vaterlande Alles verloren ſah, wollte er im fremden Lande ſein Glück verſuchen.

Dies die Veranlaſſung des Schreibens.

Wie günſtig aber die ſchriftliche Botſchaft aufgenommen worden, haben wir aus der Zuſammenkunft am Gartenbag und dem Selbſtgeſpräch des Oberknechts entnehmen können.

Das Mariannele hatte ihn um Gottes Willen gebeten, er möge doch ſein Vorhaben, nach dem Ungerland zu gehen, fahren laſſen; unſer Herrgott könne ja leicht Alles noch zum Beſten lenken.

Das war nun fromm und gut gedacht; aber Konrad ſah wohl ein, daß er jezt die Hände regen müße. Seit ihm die

Mariann' gesagt hatte, wie gern sie ihn habe, war seiner Thätigkeit und Kraft ein mächtiger Sporn gegeben. Das Ziel stand zwar noch ferne, aber nicht unerreichbar; wenn Gott will, sagte er zu sich selbst, so tagt es. — Den Auswanderern sagte er ab. — Sein Waizen blühte jetzt in der Heimath; aber nicht ohne Sturm und Gewitter sollte die Frucht zur Reife gedeihen.

Der fleißige Bursche hatte zu seinem wenigen angefallenen Vermögen bereits so viel erspart, daß es ihm möglich gewesen wäre, bei der Pachtung eines Maierhofes die nöthige Kaution zu stellen, und er wartete nur auf günstige Gelegenheit, seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Der Bruder Mariann's hatte unterdessen das älterliche Gut übernommen und einer reichen Base die Hand gereicht, die Aeltern aber mit der ledigen Tochter bewohnten seitdem das Nebenhaus. — Mehrere Freier hatte das Mädchen glücklich abzuweisen gewußt. Der Vogt ließ sie gewähren, ohne den Grund ihrer Weigerung zu kennen. Wohl saß die gute Mariann' zuweilen in ihrem Kämmerlein und dachte darüber nach, was wohl der Vater zu ihrem Verhältnisse zu dem armen Konrad sagen würde. — Doch nur zu bald sollte sie auf diese Frage Antwort erhalten.

Der Oberknecht hatte in Erfahrung gebracht, daß einer der unweit Waldhausen gelegenen herrschaftlichen Höfe von Neuem verpachtet werden sollte. Er hatte Lust, als Bewerber um den Platz aufzutreten; und sein Bruder, so ungern er auch den umsichtigen Gehilfen entbehren mochte, versprach ihm, mit Rath und That an die Hand zu gehen, weil er wohl einsah, daß es dem jungen Manne vor Allem darum zu thun seyn mußte, endlich einmal selbstständig zu werden.

Bevor jedoch Konrad einen entscheidenden Schritt thun wollte, mußte vor Allem das gute, ihm so herzlich ergebene Mädchen von

dem Vorhaben in Kenntniß geſetzt und ihre Meinung eingeholt worden.

Das Brieflein, worin er dieſes that, hatte er mit auf den Löffinger Fruchtmarkt genommen. Hier traf er gewöhnlich Landsleute. Einem Zwetſchgenwaſſerhändler, der beim Vogt ein- und ausgieng, wurde das Schreiben anvertraut. Derſelbe wurde aber zufällig unterwegs aufgehalten; und weil ihm Konrad geſagt hatte, es preſſiere, ſo übergab er das Papier einem Bauern aus deſſen Dorfe, dem er juſt im Poſthaus zu Unadingen begegnete. Er ſagte ihm aber nicht, von wem das Dokument ſey und was es damit für eine Bewandtniß habe, ſondern ſchärfte ihm lediglich ein, den Brief dem Mariannele richtig einzuhändigen und den Alten nichts davon merken zu laſſen.

Der gute Mann, der keine Ahnung hatte, was in einem ſolchen Schreiben ſtehen könne, wovon der Alte nichts wiſſen dürfe, trug den Brief getreulich heim. Wie er ankommt, ſieht er die Vögtin aus dem Hauſe gehen, und denkt: Jezt iſt das Neſt ſauber; den Vogt treffe ich ohnehin nicht, um die Zeit ſizt er im Adler drüben und trinkt ſein Schöpple. Geht alſo gutesmuths hin und macht die Thüre auf. Wer aber gerade vor dem Spiegel ſteht und den Seifenſchaum aus dem fetten Geſichte trocknet, das iſt der Vogt. „Es iſt doch merkwürdig, daß mich das verteufelte Katzendekterle jedesmal ſchneiden muß, wenn es mich balbirt“, ſpricht er dazu und legt ein Stücklein Zündſchwamm auf den beleidigten Theil, welcher ausſieht, als ob der Pflug über ihn gegangen wäre.

Der arme Mann erſchrack und wollte wieder rücklings zur Thüre hinaus. Der Vogt aber, der ihn in dem unſeligen Spiegel geſehen hatte, ſagte, ohne ſich umzuwenden: „Nu, Antoni, was bringt Ihr Gut's?“

Dies machte den Liebesboten vollends ganz bestürzt und verwirrt; er stotterte etwas von einer „Commission“ und von der „Jungfer Tochter“, legte zuletzt den Brief auf den Tisch und salvierte sich zur Thüre hinaus, indem er „Nichts für ungut!“ murmelte.

Der Vogt sieht ihm verwundert nach. Jetzt erst hat er sich umgekehrt, sein Auge fällt auf den Brief; den betrachtet er gemächlich von allen Seiten. „Pressant“ stand auf der Adresse. An meine Tochter? sagt er: das werd' ich doch auch wissen dürfen. Krach — in das Siegel offen und — Himmel — Kreuz — Hagel und so weiter und so weiter. — Welch ein Gewitter brach über die arme Mariann' herein, die in diesem verhängnißschweren Augenblicke, Seichthalber an nichts denkend, unter der Thüre erschien. Der zweifelhaftigste Wetterprophet hätte ihr das Einschlagen prophezeit, so furchtbar tobte und fuderte der Vogt über diese „heimliche Garstt“, wie er sich auszudrücken beliebte. In guter Zeit kam jetzt auch die Mutter nach Hause und wendete das Aergste von der Armen ab. Die Vögtin hatte von jeher solchen Donner- und Hagelwettern gegenüber eine Art von Assecuranz geltend zu machen gewußt.

Mariannele war bis in den Tod betrübt, und konnte ihrem Konrad nur so viel zu wissen thun: er möge um Gottes Willen nicht mehr an sie schreiben und sich ja nicht so bald wieder im Orte blicken lassen. Alles sey verrathen.

So schnell Konrad im Hoffen und Vertrauen gewesen war, so schnell ließ er sich durch diese Hiobspost darnieder schlagen. Eigentlich hätte er sich von Anfang an vorstellen können, daß es über kurz oder lang so gehen werde. Aber diese jungen Brauseköpfe finden ein besonderes Vergnügen darin, sich durch jeden Hasenfuß, der ihnen über den Weg läuft, stutzig machen zu lassen. In heftiger Aufregung war er in seine Kammer gerannt, hatte

dort den Deckel des Troges, der ſeine Habſeligkeiten barg, haſtig aufgeriſſen, und zuerſt den Brief, hernach einige herumliegende Kleidungsſtücke hineingeworfen, als ſollte es in der nächſten Viertelſtunde ſchon fort gehen, den Kameraden nach in's ferne Ungarland. — So wie aber der Unmuth verjährt und die erſte Hitze verraucht war, ſezte er ſich an's Fenſterſims, das Geſicht auf die Fauſt geſtemmt; und heiße Tropfen ſtahlen ſich aus den unbeweglich vor ſich hinſtarrenden Augen.

Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, dieſes Leid über das arme Mädchen gebracht zu haben. Zugleich war es ihm aber auch klar, daß er jezt der Heimath und Allem Valet ſagen, und in die Fremde ziehen müßte. — Doch, noch einmal mußte er ſie ſehen, um Verzeihung bitten und Abſchied von ihr nehmen. — Den Bruder ließ er nichts von Allem merken und verrichtete die Geſchäfte wie zuvor.

So verging Woche um Woche, Monat um Monat. Der einſylbige Menſch verlebte die Zeit in gleichgiltigem Verzicht auf alle Annehmlichkeiten, die ein junges Leben bietet.

Der Frühling und ein Theil des Sommers waren vorübergegangen, und der nahende Herbſt ſpreitete ſchon ſein Gewebe von thauigen Sommerfäden über abgemähte Wieſen und einzelne Stoppelfelder.

Konrad erinnerte ſich, daß der Vogt jedes Jahr regelmäßig, und zwar meiſt in Geſellſchaft ſeiner Tochter, zum Jakobifeſte nach Hüfingen gieng, und das iſt der Grund, weßhalb wir ihn diesmal auf dem Heimwege begriffen finden. Er hoffte die „Gewiſſe", mit der ihn der Franzſepp geneckt hatte, bei dem Feſte zu treffen, hoffte ſie vielleicht noch vorher benachrichtigen zu können. Um eine Minute flüchtigen Geſprächs oder gar nur einen Blick aus der Ferne zu erhaſchen, hat er die Wanderung angetreten und

manchen guten Schritt gethan. Gott gebe ihm Gelingen! Denn wenn der Vogt morgen zu Hauſe bleibt, ſo iſt die Rechnung ohne den Wirth gemacht und der Arme getäuſcht.

Die Finſterniß brach immer tiefer herein. Um ſich das Herz friſch zu erhalten, ſummte er ein Liedchen, das er in Löffingen von einem Handwerksburſchen gehört hatte:

'S gibt keine größre Freudigkeit
Auf dieſer Erde,
Als wenn zwei junge junge Leut'
In den Ehſtand treten.

Da gibt's keine Sorg' und Noth,
Kein Kreuz, kein Leiden,
Nichts als der bittre bittre Tod
Der kann ſie ſcheiden.

Wenn einer eine Liebe hat,
Und weiß nicht wie,
Muß er auf die Seite Seite ſtehn
Und ſchweigen ſtill.

Wenn einer eine Liebe hat,
Und weiß's nit z'machen,
Muß er auf die Seite Seite ſtehn
Und freundlich lachen.

Lachen, das iſt ein ſchweres Ding,
Leichter iſt's Weinen.
Was ich am liebſten liebſten hab',
Das muß ich meiden.

Unverſehens ſtand er vor dem Dorfe, wo ſchon alle Lichter ausgelöſcht waren. Er wollte in ſeines Vetters Hauſe niemand mehr wecken und gieng ſtill und leiſe die hintere Treppe, die vom Garten herführt, hinauf. Auf dem Boden war ein Gelaß mit dem

Rang und Charakter einer Rumpelkammer, wo nie jemand ſchlief. Dort gedachte er zu übernachten. Er griff durch das Katzenloch in der Thüre, und richtig, der Schlüſſel lag an der gewohnten Stelle. Nun tappte er in die finſtere Kammer hinein und zwiſchen ausgedientem Roſsgeſchirr, zerbrochenen Rechen und Heugabeln herum, bis er endlich einen Haufen „Kuder" (Abwerg) fand. Der thut's aus dem Fundament, ſagte er und legte ſich darauf, nachdem er zuvor den Schoopen ausgezogen hatte. Er konnte aber lange nicht ſchlafen, denn er mußte tauſend Pläne ſchmieden, wie er morgen in aller Frühe dem Mariannele ein Zeichen geben könnte. Endlich fiel er in einen unruhigen Schlaf, aus dem er bald wieder erwachte. Eine drückende Schwüle umgab ihn. Er ſtand auf und ſah zum Kammerfenſter hinaus. Todtenſtille herrſchte über dem Dorf. Kein Blatt rührte ſich. Im Weſten ſtand eine dichte Wolkenmauer, aus der es hie und da wetterleuchtete, ſchwarz und drohend am Himmel. Am Waldrand oben brannte in einem Hauſe ein einzelnes Licht; vielleicht war der Kaſper, der alte Geiſterſeher, krank. Des Vogts Haus, mit ſeinen zackigen Giebeln, lag ſtumm und finſter zwiſchen den Obſtbäumen des Gartens. Der Wächter im Dorfe unten rief Mitternacht.

Konrad ließ das Fenſter offen ſtehen, begab ſich in ſein Neſt zurück und ſchlief bald wieder ein. Da träumte ihm, er ſtehe bei der Mariann' und wolle ewigen Abſchied von ihr nehmen. Wie er ſie aber küſſen will, wer kommt dazwiſchen? der Vogt! und ruft: Hab' ich dir nicht ſchon oft geſagt, du ſollſt nichts mit dem — Abermals mußte er den unvergeßlichen Ehrentitel aus ſeinen Knabenjahren entgegen nehmen. Das Mariannele lief ſchreiend von ihm weg, er wollte ihr nach, der Vogt aber hob ſeine gewichtige Hand auf — da weckte ihn plötzlich ein mächtiger Knall. Die Kammerthüre wurde aufgeriſſen, das Fenſter ſchlug klirrend zu. Eine

lange weiße Geſtalt ſtürzt zur Thüre herein, ſtracks auf das Fenſter los und riegelt es eiligſt zu, während Konrad noch ſchlaftrunken den Kopf erhebt. Als aber dem Geſpenſt einige wohlbekannte Flüche entſchlüpfen, erkennt er ſeinen Vetter. Nun iſt es ihm wie ausgemacht, daß der Knall vorhin ein Schuß geweſen und das Haus von Dieben überfallen ſey, weßhalb der Riedbauer die Fenſter zu verwahren trachte. Er ſpringt auf, ſeinem Vetter beizuſtehen; der aber an ihm vorbei zur Kammer hinaus: „Zu Hilf'! Schelmen, Diebe!“ ſchreit er und rennt die Stiege hinab.

Ich hab' alſo doch recht, man will einbrechen, ſagt Konrad, und erwiſcht ein altes zerbrochenes Joch: mit dem laß' ich mir keinen auf den Leib; wart't, ich will euch.

Indem hört er ſeinen Vetter mit den Knechten die Treppe herauf kommen. Du ſtellſt dich mit der Miſtgabel unten an's Fenſter, kommandirt der Alte im Dunklen, und ihr andern ſchlagt euch zu mir! ſie müſſen noch im Haus ſeyn. — Die Thüre geht auf, und herein ſchreitet der Riedbauer voran mit dem „Heulicher“ in der Fauſt. Wo ſind ſie? ruft ihm Konrad entgegen.

Alle guten Geiſter — Dunder und 's Wetter, das iſt ja bigott der Konrad! ſchreit der Alte, wirft die Waffe weg und leuchtet mit der trüben Laterne vor. Ein Blitz, der die Kammer erhellt, hilft nach, und ſie erkennen ſich von Angeſicht zu Angeſicht. Ei ſo b'hut' mich Gott! ruft der Alte, etwas aufgeregter als gewöhnlich: du Teufelsbub', wie haſt du mich erſchreckt; es iſt mir in alle Glieder gefahren.

Nun klärte ſich das Miſsverſtändniß auf. Der alte Riedbauer, der in der Nacht wenig ſchlafen konnte, hatte ein Gewitter herankommen hören, dem ein ſtarker Sturm vorausgieng. Mit der verdrießlichen Sorglichkeit des Alters dachte er ſogleich: Ich will nur ſehen, ob die Magd nicht wieder einmal das Fenſter droben offen

gelaſſen hat! — und richtig, kaum gedacht, ſo hört er, wie das Fenſter in der Rumpelkammer, das Konrad offen ließ, vom Winde hin und her geſchlagen wird. Ingrimmig erhebt er ſich aus den Federn, macht ſich hinauf und wäre beinahe nicht auf die erbaulichſte Weiſe mit dem unvermutheten Gaſte zuſammengerathen.

Nachdem ſie ſich nun hinlänglich angeſchrieen und verſtändigt hatten, giengen ſie alle in die vordere Stube hinunter, wo ſchon das übrige Geſinde im Gebet verſammelt war. Eine der Mägde verfügte ſich in die Küche, um das am Palmtag geweihte Scheit, deſſen Rauch den Blitzen ſteuert, auf dem Herd anzuzünden.

Jezt aber brach ein furchtbares Wetter aus, Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, ſo daß das alte Haus in ſeinen Grundveſten erzitterte. Der Riedbauer hatte indeſſen einen ſchlechten Rock übergeworfen, ſeinen breitrandigen Regenhut aufgeſezt und gieng mit den Knechten in den Stall, um die Stallthüre gegen das andringende Waſſer mit Miſt zu verwahren; denn der Regen fiel in Strömen und ſchwellte draußen das Bächlein zum wahren See.

Endlich ließ die ärgſte Wuth des Gewitters nach, das Donnergrollen verzog ſich in die Ferne, und man wollte eben Anſtalt machen, wieder in's Bett zu gehen, als Konrad auf einmal ſagte: Ich glaub', ſie ſchießen auf dem Fürſtenberg.

Jezt iſt's lez (ſchief), bemerkte der alte Riedbauer. Alle eilten vor das Haus und wendeten ſich nach der Gegend jenes Berges, der eine weite Ausſicht über die Baar gewährt und damals noch mit Wächtern und Kanonen für Brandfälle verſehen war. Sie hatten ſich nicht getäuſcht. Deutlich ſahen ſie den Blitz des Pulvers, und bum! hallte der Schuß nach einiger Zeit in die Landſchaft heraus. Jezt wurde es im Dorf lebendig: da und dort klirrte ein Fenſter auf. Wo brennt's? rief man heraus. Niemand wollte es wiſſen. Am Horizont leuchtete eine ſtarke Röthe auf.

Konrad ſtieg mit ſeinem Vetter auf den Heuboden. Sie hoben Ziegel und lugten mit ſcharfen Augen, konnten aber nicht über die Brandſtätte einig werden. Während ſie noch hin und her rieten, kam das Geſchrei, es brenne im obern Wald, wo der Blitz eingeſchlagen habe. Einige junge Burſche warfen ſich auf ihre Roſſe und jagten der Gegend zu, wo man das Feuer vermutete. Die Feuerſpritze wurde aus ihrem Behältniß herausgeſchoben, Laternen geiſteten hin und her. Der alte Vogt, der trotz ſeiner Abdankung das Befehlen nicht laſſen kann, kommandierte oben zum Fenſter heraus; als er aber nicht gehört wurde, bemühte er ſich auf die Straße hinab. Konrad, der ſeine Augen überall hatte, ſah ihn unten erſcheinen, und in dieſem Augenblicke kam ihm ein guter Gedanke. Huſch war er drüben, wo er das Töchterlein am Fenſter ſprechen hörte.

„Grüß Gott, Mariannele!“

„Um Gottes willen“, flüſtert ſie, „du biſt's!“

„Ja, ich — morgen — hier' Alles auf, um deinen Vater auf's Feſt nach Hüfingen —“

„Er geht ja, er geht! — Gute Nacht!“ und fort war er. Denn daß der Alte nicht allein gehe, bedurfte keiner Erörterung.

Die Unruhe wogte inzwiſchen im Dorfe hin und her. Endlich, nach einer halben Stunde ängſtlichen Harrens, kamen die Reiter zurück und meldeten, daß die ganze Sache nichts zu bedeuten habe. Der Blitz hatte bei einem einzeln ſtehenden Bauernhof in eine alte Tanne geſchlagen, um welche etliche Klafter Holz aufgeſchichtet lagen, ſonſt aber keinen weitern Schaden gethan. Das Feuer war erloſchen, das Gewitter vorbeigegangen; bald ſchimmerten die Sterne wieder hell und klar durch die zerriſſenen Wolken, und die aufgeſchreckten Bewohner des Dorfes legten ſich zu Bette, um noch ein ruhiges Morgenſchläfchen zu thun.

In der Stadt aber dämmerte kaum der erſte Morgenſtrahl, als die guten Hüfinger durch die „Tagwacht" aus ihren Träumen aufgerufen wurden. Mit innerlichem Behagen hörten ſie von ihren Federn aus, wie die türkiſche Muſik durch alle Straßen zog. Dazwiſchen knallten Schüſſe freudig in den jungen Tag hinein und luden Nah und Fern zum Feſte. Sie kamen vom untern Thor, wo die kurzen Böller, Katzenköpfe genannt, aufgeſtellt waren, die ein grauer Veteran bediente.

Vom frühen Morgen an war das Militär auf dem Exerzierplatz beim Schützenhauſe verſammelt. Der Major ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, während ſeine Mannſchaft fröhlich zuſah, wie auf allen Wegen die Einwohner der umliegenden Dörfer in Schaaren zu den Thoren der Stadt hinein ſtrömten. Alles freute ſich über den klaren Tag und den ſchönen blauen Himmel.

Das Muſikkorps aber hatte den goldenen Ochſen zum Sammelplatz gewählt, um ſich auf die bevorſtehenden Strapazen des Tages gehörig vorzubereiten. Ein anſehnliches Gabelfrühſtück wurde aufgetragen; denn die Weisheit der Völker weiſt, daß es ſich mit leerem Magen mangelhaft muſiziert, beſonders was Blasinſtrumente anbelangt. Eben kam noch eine volle Platte geſchmälzter „Kutteln" auf den Tiſch, als eine Ordonnanz vom Major erſchien und den Tagsbefehl überbrachte: ſchleunig aufbrechen! Es war Zeit zum Einmarſch, die Glocken konnten jeden Augenblick in die Kirche läuten. Auf! rief der Kapellmeiſter. Alle griffen nach ihren Inſtrumenten und ſtürzten mit pflichtſchuldiger Eile zu Thür und Thor hinaus. Nur einer blieb noch ein wenig zurück. Die volle Schüſſel mit der köſtlichen, fein zubereiteten Leibſpeiſe hielt ſeine Seele gefeſſelt. Wie? die ſollte unberührt, gewiſſermaßen unbegraben bleiben? — Ich ſeh' nicht ein, warum ich dem Ochſenwirth was ſchenken ſollte, ſagte er kaltblütig, indem er das Futter

ſeines geräumigen Tſchakos aufknüpfte und den duftenden Inhalt der Schüſſel hineinſchüttete. Dies gethan, zog er den Knoten wieder zu, ſetzte den Tſchako auf und eilte mit der Gottesbeſcherung ſeiner Truppe nach.

Ein jeder Menſch hat ſeinen Geſchmack, ſeine Leidenſchaft, ſeine Herzensſchwäche. Während ſolche Heldenthat an der Kuttelfleckſchüſſel verübt wurde, befliſſigte ſich unſer Konrad der Wegelagerei. Er hatte Morgens bei guter Zeit ſeine Lenden gegürtet und ſodann bei der Höhe des Herrenberges, über den die Straße führt, ſeinen Stand genommen, um die Gegend auszuſpionieren. Nicht lange harrte er alſo, da kam in der Ferne ein Bernerwägelein daher gerafſelt, das er zu erkennen meinte. Wie er näher ſchaute, glaubte er auch einen dicken Mann darauf zu erkennen. Und wie er noch näher ſchaute, entdeckte er neben ihm einen weißen Hut, der ihm vollends gar nicht unbekannt vorkam.

Schnell ſprang er hinter einen am Wege ſtehenden Schlehenbuſch, und ſiehe, da kamen ſie! Selbſtgefällig und breit ſaß der Vogt — doch was kümmerte ihn der! kein gleichgiltigeres Ding gibt es auf der Welt, als einen Schwiegervater, von dem man gar nicht weißt, ob er es jemals werden wird. Er ſah an ihm vorbei auf das Töchterlein, das im dunkelgrünen Sammtſchoppen an ſeiner Seite ſaß, einen friſchen Reſedaſtrauß am Buſen zwiſchen dem rothen Laß und Geller, unter dem weißen Hut ein Paar ſonntäglich geflochtene gewaltige hellbraune Zöpfe, und zwiſchen den Zöpfen das friſche herzige Angeſicht. Er hätte ihr weiß nicht was anthun können zur Strafe, daß ſie ſo einen ſchlechten Merks hatte und keinen Blick nach dem Schlehenbuſche warf. Der „Tralle"! konnte er denn nicht ausrechnen, wie viele Büſche ſie ſchon vergebens d'rum angeſehen haben mochte, ob nicht ihr Holderſtock dahinter wachſe? Er hatte ja die Wahl: warum ſtellte er ſich nicht

hinter einem ſolchen, dem ein Treffer zugedacht war? Für diesmal hatte er eine Niete gezogen. Sie lauete achtlos vorüber, und ihre ſchwarzſeidenen Hutbänder flatterten lustig im Morgenwind. Er ſah dem Wägelein nach, bis es hinter den erſten Häuſern der Stadt verſchwand.

Ich bin nur froh, dachte der Vogt, als er wenige Minuten nachher mit ſeiner Tochter, den Einmarſch der Truppen erwartend, am Fenſter des goldenen Kreuzes ſtand: ich bin nur froh, daß ſich das Mädle heut ſo gut unterhält und wieder Theil nimmt am Leben. — Ihr Köpfchen war heute ganz abſonderlich in Bewegung; alle Augenblicke ſtreckte ſie es zum Fenſter hinaus. Nu, ſo hab' doch nur noch ein klein wenig Geduld, ſagte der Vogt zu ihr: ſie müßen ja gleich zum Thor herein kommen. — Er glaubte, ihr Herz denke an nichts and'res, als an die Stadtmiliz.

In dieſem Falle hätte ſie ſehr ungeduldig werden müßen, denn der Einmarſch wurde wider Vermuthen verzögert. Als nämlich der Major „Angetreten!“ kommandierte und die Trommler ſich eben in Bereitſchaft ſezten, den Wirbel zu beginnen, bemerkte man erſt, daß die große Trommel ihres Bearbeiters ermangle. Ohne dieſe Hauptperſon war nichts zu machen. Noch fünf Minuten höchſtens! und außer Vermuthungen und Gerüchten, wie ſie täglich in den Zeitungen zu finden ſind, war nichts Sicheres über den Vermißten in Erfahrung zu bringen. Jeder wollte ihn in einer andern Schenke geſehen haben. Der Tambour-Major rückte ſeine große Bärenmütze etwas ſeitwärts auf das linke Ohr und murmelte Flüche. Lauf', ſagte der Kapellmeiſter zu dem Triangelſpieler, einem eilfjährigen Dilettanten in einem faltigen rothen Frack, deſſen Flügel bis auf den Boden hiengen: lauf'! und zählte ihm ein halbes Dutzend Vierhäuſer an den Fingern her.

Der Trianguliſt gab ſein Inſtrument in die Hände des

Trommenſchlägers, deſſen Tonwerkzeug auch Rollenſieb oder zur Abwechslung Tambourin geheißen wird, nahm den großen Tſchako unter den einen, den rolandsmäßigen Hirſchfänger unter den andern Arm, vertheilte ſeine beiden Trommelflügel eben ſo und begann nach ſolchen Vorbereitungen ſpornſtreichs zum Thor hinauszurennen, als im gleichen Augenblick der ſehnlichſt Erwartete noch eiliger zum Thor herausrannte, ſo daß ihr Zuſammentreffen einen muſikaliſchen Klang, ähnlich einem Schlag auf die große Pauke, zur Folge hatte.

Nachdem der Spätling von allen Seiten gehörig abgekapitelt und der verblüffte Trianguliſt an ſeinen Poſten zurückgekehrt war, wirbelten die Trommeln und der Einmarſch begann. Unter dem gewölbten Thore erſcholl die Muſik; zu gleicher Zeit fiel das Glockengeläute ein. Eine unabſehbare Menſchenmenge wälzte ſich neben und hinter dem Zuge her. Alle Fenſter waren mit geputzten Menſchen, mit fröhlichen Geſichtern gefüllt; über die ganze Stadt verbreitete ſich das herrlichſte Feſttagsgefühl. Die Bajonnete der Bürgerſoldaten blinkten und blitzten im gold'nen Sonnenſchein; die blaue Fahne mit dem Stadtwappen und dem Wahlſpruch „für Gott und ſein Volk" flatterte freudig in der klaren Morgenluft. Im Taktſchritte bewegte ſich die Menge gegen die Kirche.

Seht! ſagten die Bauersleute, der dort ſpielt das ſchwerſte Inſtrument; der ſchwitzt wie ein Präceptor. Damit meinten ſie ohne Zweifel den, welcher das Frühſtück im Tſchako hatte. Das Fett mochte durch das Futter ſeiner Kopfbedeckung gedrungen ſeyn, und da und dort über das Geſicht des Muſikanten herunter rieſeln. Gleichwohl machte der Wackere eine ſo zufriedene Miene, als ob er ſagen wollte: „das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an."

Nach der Predigt erfolgte ein feierlicher Umgang durch die Stadt, wobei ſechs ſchmucke Jungfrauen in Schappeltracht das blumengeſchmückte Muttergottesbild trugen.

Hierauf begann das Hochamt. Während deſſelben finden wir die Mariann' in einem der überfüllten Kirchenſtühle. Sie betet in dem bekannten ſchwarzen Buche ſo inbrünſtig, als wollte ſie dem Himmel all ihr Leid und ihren Kummer klagen. Als ſie ein Blatt umwandte, fiel ihr Blick auf ein eingelegtes Blatt, das von der kunſtreichen Hand ihres Liebſten kam, und haftete lange auf der Einfaſſung von Roſen und Vergißmeinnicht. In einem grünen Kranze aber ſtanden die Worte:

Und wenn du wärest gleich da, wo die Sonn' aufgehet,
Und ich am Ende, wo der Abendſtern entſtehet,
So ſcheidet uns doch nichts: mein Herze bleibet dir
In Unglück und Gefahr, dein Herze bleibet mir.

Unter dieſen Zeilen hatte er noch einen hörſlichen Rebus angebracht. Derſelbe lautete folgendermaßen:

3 im ♡ nimm die 4,

3, 4, 3 verſchreib ich dir,
3 nimm allzeit wohl in Acht,
3 bei 2 Vergnügen macht,
3 bei 2 macht 1 allein,
3 muß ſeyn, ſonſt ſag' ich Nein.

3 beſieget ✝ und

3, 4, 3 bis in den

Ueber diesen Gedanken vergaß sie alles, was um sie her vorging. Sie betete nur für Konrad, den sie vor der Kirche unter der Menschenmenge gesehen und dessen Gruß sie mit einem Augenwink erwidert hatte. Während sie so im Gebete versunken war, ertheilte der Priester den Segen. Die gläubige Gemeinde kniete nieder.

„Bataillon, fertig!" wurde vor der Kirche commandirt.

„Feuer!" und die Gewehre krachten, so daß das arme Mariannele beinahe vor Schrecken das Buch zu Boden fallen ließ. Dumpfe Böllerschüsse schlugen vom untern Thore her an die Kirchenfenster.

Nach dem Gottesdienst spielte die Musik noch eine Zeit lang vor dem Pfarrhofe und Rathhause. Der Schmelz und die Pluthe des Festes war aber jetzt vorüber. Wohl wurde noch exercirt und musicirt, manche Gewehrsalve krachte noch, aber die eigentliche Feststimmung war verflogen.

Um den rechten Uebergang vom Außerordentlichen zum Alltäglichen zu treffen, gibt es eine äußerst scharfsinnige Erfindung, welche auf der Uhrtafel gewöhnlich mit der Ziffer „Zwölf" bezeichnet ist. Diese trat denn auch jetzt zur angemessenen Zeit in ihre Rechte ein, oder, wenn ich es unverblümt sagen soll, die Leute begaben sich zum Mittagessen. Die Zahl der fremden Zuschauer war bedeutend angewachsen, und die vierfüßigen sowohl als die geflügelten Bewohner der Baar erlitten an diesem Tage eine Niederlage, welche die Geschichte zu den schwersten zählt.

Ob und wo der Konrad gegessen hat, ist ein Geheimniß geblieben. Wir begegnen ihm erst wieder auf den Gassen, wo er hastig und unruhvoll auf und ab rennt, um einen Blick, ein Wort von der Mariann' zu erhaschen. Doch der Vogt wich und wankte nicht von ihrer Seite. Mißmuthig und bald verzweifelnd warf er

ſich endlich in ein Bierhaus, dem goldenen Kreuz gegenüber, wo er durch den beweglichen Fenſterſchieber ſpionirte. Ein Mädchen kam und ſtellte ihm ungefragt ein Glas Bier hin, das er inſtinktmäßig bezahlte. Das Gebräu des Königs von Brabant iſt Labſal für den Durſtigen, der es mit unzweideutiger Abſicht genießt; wenn man es aber blos zum Vorwande trinkt, ſo wird ihm die Menſchenſeele gram, und auf dieſe Weiſe iſt es zu erklären, daß Konrad in ſeinem Haſſe mehrere Schoppen nach einander vertilgte, ohne es recht zu bemerken, da ſein Hauptberuf in genauerem Zuſammenhange mit dem Fenſterſchieber war. Auf einmal ſieht er den Vogt herauskommen, allein, das heißt ohne ſeine Tochter, und in eifrigem Geſpräche mit einigen Bekannten, mit welchen er ſich allmälig die Straße hinauf und in den gold'nen Leuen hinein verfügt.

Wie ein Pfeil, von der Sehne eines Starken geſchleudert, fuhr Konrad in's goldene Kreuz hinüber.

In der Wirthsſtube gieng es ſehr lärmend und luſtig her. Die halbe Baar ſaß da und zechte wacker. Soldaten und Muſikanten der Stadt verzehrten ihre Löhnung; denn nach Beendigung der Parade waren jedem fünfzehn Kreuzer Gage aus der Stadtkaſſe verabreicht worden, und wer ſich eines Schnurrbarts rühmen konnte, der hatte noch eine Zulage von einem Groſchen erhalten. Auf den Tiſchen lagen muſikaliſche Inſtrumente umher; an den Wänden hiengen da und dort die abgeſchnallten Seitengewehre.

Konrad blieb einen Augenblick unter der Thüre ſtehen und überſchaute das Getümmel. Endlich erblickte er die, welche ſeine Augen ſuchten. Sie ſaß bei einigen ihrer Bekannten. Diesmal war er glücklicher als hinter dem Schiebenbuſche; ſie ſah ihn ebenfalls, ſo wie er nur in die Thüre getreten war. Er gab ihr einen Wink mit den Augen. Stille erhob ſie ſich, kam herüber und ſtellte ſich etwas abſeits mit ihm in eine Fenſtervertiefung. Sie

hatte die Augen voll Thränen, als Konrad ſo vor ihr ſtand und ihre Hände feſt in den ſeinigen hielt. Eine Zeit lang ſchwiegen ſie ſtill, dann begann er allerlei verworrene Dinge durch einander zu reden. Er ſehe nun ein, ſagte er, daß ſie niemals zuſammen kommen würden, er ſehe deutlich, daß er zum Unglück geboren ſey, und ſie ſolle ihn nur ſo ſchnell als möglich vergeſſen. Wie ernſtlich es aber mit dieſer Bitte gemeint war, iſt daraus abzunehmen, daß er in gleichem Athemzuge hinzuſetzte, daß er jetzt feſt entſchloſſen ſey auszuwandern und es werde ſein einziger Troſt im fernen Lande ſeyn, wenn er ſich vorſtellen könne, daß ſie hie und da noch ſeiner gedenke. Sie erwiderte wenig darauf; denn ſie war zum Tode betrübt. In drei Wochen, hatte er ja geſagt, werde er wahrſcheinlich ſchon auf der Reiſe ſeyn.

Das Mädchen hatte ihn ernſtlich und um aller Heiligen Willen gebeten, dieſen Schritt wenigſtens nur noch auf ein halbes Jahr zu verſchieben.

Konrad war beſtändig bange, der Vogt möchte zurückkommen. Er wollte ihr eben zu verſtehen geben, ſie ſollte ihn an die Thüre begleiten, um allda Abſchied zu nehmen, als dieſe aufgieng und eine höchſt widrige Störung den Scheidekuß der beiden Liebenden auf's Grauſamſte vereitelte.

Zur Thüre herein kamen der oben erwähnte Wirthsſohn, der im Elſaß franzöſiſch geworden war, und ſein Freund, der junge Krämer. Der Erſtere hatte, wie wir wiſſen, früher der Mariann' auf's Angelegentlichſte den Hof gemacht und Konraden hiedurch aus der Heimath vertrieben. Nach deſſen Abgang war er zuverſichtlicher und zudringlicher geworden, und gewiß würde der Vogt ſeine Bewerbung mit demjenigen Nachdruck, der ſich von ihm erwarten ließ, unterſtützt haben, wenn nicht gerade zur nämlichen Zeit einige Liebesaffairen der zweideutigſten Art, die er auswärts hatte, vom

Gerücht in Umlauf gebracht worden wären. Dies machte den Vogt doch etwas bedenklich, seine Tochter einem Menschen von so wurmstichigem Charakter zu geben, und da er keineswegs der Mann der versteckten Wendungen war, so konnte er nicht umhin, dem Bewerber seine Ansicht mit unverkennbarer Deutlichkeit unter die Nase zu reiben. Der Abgewiesene trug seinen Korb mit großer Bosheit von dannen, die er namentlich gegen Konrad kehrte, weil er in diesem den Hauptriegel erkannte, der ihm, zwar nicht in den Absichten des Vaters, aber desto gewisser im Herzen der Tochter vorgeschoben war.

Wie der Elsaßer nun die Beiden so unvermuthet Hand in Hand am Fenster stehen sah, fieng es alsbald wie lauter Gift und Galle in ihm zu kochen an. Er und sein Freund ließen Wein aufstellen, „eine Maaß vom besten", und hierin lag eine hochmüthige Herausforderung, über die man nicht einen Augenblick im Zweifel seyn konnte. Um aber seinen Zorn auf geistreiche Art auszulassen, warf er den Teller mit dem Brode an die Wand ebenso einige Gläser.

Der Mariann' zitterte schon das Herz im Leibe; aber es sollte noch besser kommen. Denn nun trat er halb betrunken mit verglasten Augen, die ohnehin nicht die schönsten waren, vor die Beiden hin und fieng an zu sticheln. Konrad würdigte ihn anfänglich keiner Antwort. Der Andere aber wurde dadurch immer tückischer und beleidigender; er sprach von Ungarn und der Auswanderung. Da stieg dem Konrad das Blut in den Kopf; doch schwieg er noch. Als aber der Widersacher mit noch anzüglicheren Redensarten sich zur Mariann' wendete und fragte, ob Madame Conrade auch von der Parthie seyn werde? da übermannte ihn die Wuth, die Besinnung vergieng ihm, und comme ça flog der Franzos über Tisch und Bänke, daß Gläser, Teller, Flaschen umherwir-

beiten und der Wein in Strömen auf dem Boden floß. Allgemeiner Aufruhr.

Wohlmeinende Hände griffen zu, um den wüthenden Konrad zurückzuhalten. Andere halfen dem Bestürzten wieder auf die zitternden Beine und fuhren ihm säubernd und bürstend über den von oben bis unten zerrissenen Rock. Sein Freund hatte eine durchaus neutrale Stellung angenommen. Der Hermit der Bürgergarde schoß wie ein Blitz herbei, um sein auf dem Tische liegendes Horn in Sicherheit zu bringen. Denn, sagte er, es ist wie wenn's das auf sich hätte! Schon einmal wurde es mir zusammengequetscht wie ein Knöpfleteig, drauß in Pehla, wo ich aufspielte und mir Zwei mitten in den besten Händeln darauf hinfielen. Ich muß es wieder austreiben lassen. Am Ton hat es nichts verloren — contraire!

Als die größte Gefahr vorüber und die Ordnung im Großen hergestellt war, sprang auch die gerade anwesende Polizei herzu und predigte: Friede, Friede! nur keine Händel, Kinder Gottes, sonst — !

Konrad sah in das thränende totenblasse Angesicht, das ihn so flehend anblickte; er ließ die Arme sinken, sein Zorn schwand hin und es war ihm sehr übel zu Muthe. In diesem Augenblicke gieng die Thüre auf und der Vogt trat herein.

Konrad warf der Mariann' einen Abschiedsblick zu und stürzte fort, am Vogt vorüber, die Treppe hinunter, zum Thore hinaus.

Und so sehen wir ihn denn wieder den nämlichen Weg dahinwandern, den er gestern hergekommen ist. Er hieb aber nicht mehr mit der Gerte nach den tanzenden Mücken, er summte kein Lied mehr vor sich hin, er hielt kein Selbstgespräch. Finster und gedankenlos rannte er über Stock und Stein, ohne zu bemerken, daß die Sonne in rothem Dunste unterging und der Himmel

ſich übergog. Die Nacht brach ſchnell herein; es fing ſtill und durchdringlich zu regnen an. Als er am „Schloßbuck“ vorbeikam, ſah die alte Burgruine finſter in das einſame Wieſenthal herab und in den knorrigen Aeſten der Birnbäume am Wege ſauſte der anziehende Sturm. Er blieb einen Augenblick ſtehen; es war ihm ſo wehe, daß ihm ein böſer Gedanke durch den Kopf fuhr; doch eilte er von der Stätte der Verſuchung fort. Bei finſterer Nacht kam er, durchnäßt bis auf die Haut, auf dem Hofe an. Den Hut hatte ihm ein Windſtoß vom Kopfe geriſſen und gegen die Leiden am Bache entführt. Er tappte leiſe zu ſeinem Bette; aber müde und aufgeregt zugleich, wie er war, warf er ſich die ganze Nacht in qualvoller Unruhe hin und her.

Aus dieſem Bette war er geſtern Morgen ſo fröhlich, ſo hoffnungsreich aufgeſprungen. Galt es auch einem Abſchied, vielleicht für's Leben, ſo galt es doch einem bonnten Schmerz, und einem warmen Kuß dazu, den ein junges Blut auch unter den traurigſten Umſtänden nicht verſchmähen wird. Nun aber, wie hatte der ſo lang erſehnte Tag geendigt? Statt des Kuſſes mit einer Prügelei. „O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen!“ Und was wird der Vogt zu der Geſchichte ſagen? Wie wird er toben über den Handel, der ſich vor einer ganzen Stube voll Menſchen um ſeiner Tochter willen erhob! Arme Mariann'! Ein neues Ungewitter über dir, und dein Liebſter ſteht nun als Unruhſtifter, als Händelmacher da! Jetzt iſt er endlich doch, nur leider auf eine Weiſe, die er ſich am wenigſten wünſchte, zum Helden geworden. Das iſt aber noch nicht alles. Das Schönſte wird nachfolgen, wenn ſein Widerſacher, wie nicht anders zu erwarten, die Sache vor das Amt bringt. — Die Geſetze für Schlaghändel waren damals etwas ſtrenger als jetzt. Schon ſah er im Geiſte die Execution mit Amtsdiener und Halseiſen vor ſich gehen. Schöne Ausſicht!

Jetzt nur so schnell wie möglich fort! war sein erster Gedanke, als er aus einem kurzen Schlummer den andern Tag erwachte. Er mußte doppelt wünschen, daß seine Auswanderung beschleunigen zu können. Es war ihm bekannt, daß noch einige Kameraden den Fortgegangenen nachkommen wollten. Mit diesen war er in Unterhandlung getreten; doch konnte es immer noch Monate anstehen, bis alles zur Abreise fertig war. Jeden Morgen fürchtete er eine Verlautung vom Amte zu erhalten, von wegen der fatalen Wirtshausszene. So lebte er in beständiger Angst und Unruhe.

Ob der Vogt von dem Vorgefallenen im Kreuz zu Hüningen Notiz genommen oder nicht, wüßte ich nicht zu sagen, gewiß dagegen ist, daß sein Töchterlein stiller und einsilbiger als sonst nach Hause gekommen.

Einige Tage nachher war ihr Namensfest. Der Vogt machte ihr jedesmal an diesem Tage ein wertvolles Präsent. Es waren meist Sachen, die einstens als Zierden ihrer Ausstattung glänzen sollten. Seit der Zeit aber, wo des Vaters unbeugsamer Eigenwille in so entschiedene Opposition zu ihrem Hoffen und Lieben gekommen, schien das Mädchen alle Freudigkeit verloren zu haben. Tage lang saß sie stumm und sinnend bei ihrer Arbeit; bei öffentlichen Anlässen, wo der Vater gerne mit der schönen Tochter Staat machte, war sie selten mehr erschienen. Stets wußte sie, zum heimlichen Verdrusse des Vaters, eine Ausrede, die als Grund ihres Zuhausebleibens gelten mußte. Die Fahrt zum Jakobifest war seit langer Zeit wieder der erste Ausflug, den sie freiwillig mitgemacht hatte.

Der Vogt gedachte ihr diesmal am Namensfeste eine besondere Freude zu machen. Aber es sollte die Wahl des Angebindes ganz dem Mädchen überlassen bleiben. Die seid'nen Tücher vom

vorigen Jahr lagen noch immer unberührt in ihrem Kasten, und auch der neue silberne Gürtel und die goldenen Ringe, mit welchen die Mutter sie beschenkt hatte, schienen der Jungfrau wenig Freude zu machen.

„Wähl' dir selbst!" sagte der Vater, als er am Annatag seinem Töchterlein gratulirte. — „Es mag sein was 's will, und kosten was 's will; du siehst, daß man ja Alles thut, dir Freud' zu machen!"

„Vater", sagte die Tochter nach einigem Zögern, „darf ich frei reden?"

„Was es ist", sagte der Alte lebhaft, „und wenn es das halbe Vermögen kostet!"

Das Mädchen besann sich eine Weile, dann sagte es zweifelnd: „ist es Euch ernst?"

„Da", ließ sich der Alte vernehmen, „hast meine Hand drauf; wenn der Vogt sein Wort giebt, soll es mehr gelten als Brief und Siegel!"

„So will ich denn wählen, Vater, und sagen, was mir einzig Freud' machen kann: — gebt mir den Konrad!" — Mit diesen Worten hatte sie des Vaters dargebotene Rechte ergriffen.

Und wie in stummer Bundesgenossenschaft hatte auch die Mutter zur Bittenden sich gesellt.

Verdutzt stand der Vogt einen Augenblick, dann fuhr er mit der Hand in die Haare und verließ mit dem Ausruf: „Weiber!" die Stube.

Die Mutter aber folgte ihm, und nach längerem Unterreden brachte sie es zuletzt dahin, daß der Alte den Ausspruch that: er wolle den Handel überlegen!

Dies galt so viel wie ein zustimmendes Jawort, und die gute überglückliche Tochter beschloß den Tag mit einem frohen Dankgebet zu ihrer Namenspatronin, der heiligen Mutter Anna.

Wie jedoch unser halbverzweifelter Konrad von dieser erwünschten Schicksalswendung benachrichtigt werden konnte, erschien eines Morgens der Amtsbote auf dem Hofe, mit einer Invitation. — Eine böse Ahnung beengte die Brust des Geladenen. — Getrage auch das, mein Herz! dachte er, oder wenigstens schwebte ihm ein derartiger Gedanke vor, als er dem Boten der Gerechtigkeit mit etwas zögernden Schritten folgte. Er konnte sich nichts anderes denken, als daß er wegen der bösen Händel im Kreuzwirthshause (die er längst vergessen geglaubt hatte) vor Amt geladen sey.

Amtsmiene und Amtssprache hatten, besonders heutzumal noch, etwas Fürchterliches. Der Beisitzer, der ihm zugedacht war, wurde in einem Tone verlesen, als ob er ihm um den Kopf gehen sollte. Aber wie war ihm, als die gefürchtete Untersuchung sich in eine Nachricht verwandelte, die ihm so unvermuthet kam, als ein holländisches Erbe! Der alte Nickbauer hatte das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, vorher aber noch darüber verfügt und seinem jungen Vetter einen beträchtlichen Theil seines Vermögens hinterlassen.

Konrad hatte nie auch nur im Traume daran gedacht, daß sich sein Schicksal auf eine so einfache Weise wenden könnte. Er stand stumm und starr vor Erstaunen; der Hingang des guten alten Mannes machte ihn schmerzlich betrübt. Als er aber vom Amtswegen ein wenig angefahren wurde, kam er wieder zu sich, dankte im Stillen für die gnädige Strafe und machte, daß er weiter kam.

„Jetzt nur so schnell als möglich fort!“ dies war abermals sein erster Gedanke, als er das Amthaus verlassen hatte; nur meinte er es ganz anders als jenen Morgen nach seiner Zurückkunft vom Felde. Daß er es aber anders und wie er es meinte, ersehen wir am deutlichsten daraus, daß er schon nach einer Vier-

stündchen auf dem Wege war, den er nie wieder zu betreten gelobt hatte. Ein Seitsprung, wie der Mensch sich irren kann! Warum eilte er aber so sehr? Lag ihm denn der Mammon so gewaltig am Herzen, daß er's nicht erwarten konnte, bis er ihn gehoben hatte? Gott bewahre! seine Absicht war eine ganz andere, obgleich der Mammon allerdings dabei eine Hauptrolle spielte.

Hätt alle Poeten in der Welt zusammenkommen und ihre Schmeichelein umsonst, um eine Liebschaft schwierig anzuspinnen, was hilft's? Aber werft ein paar tausend blitz blanke Thaler dazu, die just nicht vorher gewaschen zu werden brauchen, dann, ja dann wird das Ding gleich ein anderes Gesicht haben. Warum also rennt der Pathikus, der Konrad, so sporenstreichs dahin? Weil er sehr wohl weiß, daß er dem Vogt just recht unter die Nase treten darf, daß er diesem sogar eine Ehre dran wird, wenn er bei ihm „einkehrt", wie auch, daß er sich wegen jener Thathandlung kein Gewissen mehr zu machen braucht, sintemal dieselbe nichts weniger als eine gemeine Rauferei, sondern eine wohlverdiente Execution, dabei aber noch ein sehr lustiger Streich und ein absonderliches Heldenstück, mit Einem Worte, um es nicht gar zu lang zu machen, er weiß, daß er aufgehört hat, ein „N...r" zu sein!

Wie hätte es auch ahnen können, daß es Alles das nicht brauche, und daß Glück ihm durch die Treue des Mädchens so freundlich die Hand geboten habe.

Laßen wir drei Jahre verstreichen, und machen dann noch einen flüchtigen Besuch in dem Dorfe, wo Konrad geboren war.

Es ist Sonntag früh, der heiligste Feiertagsmorgen, wo der Bauer zum Edelmann wird und sein Stübchen ein armer Schlucker ist. Gleich beim Eintritt in's Dorf sieht man das wei-

land finstere rauchige Haus des alten Riedbauers gar stattlich in die Augen. Es ist von Grund aus „renovirt“, die Fensterläden sind frisch grün angestrichen, der alte Spruch über der Hausthüre: „Laß Neider neiden, laß Hasser hassen, Was Gott mir gibt, muß man mir lassen!“ ist wieder aufgefrischt und mit einem zierlich gemalten Blumenkranze umgeben. Im Gärtlein hinter dem Hause blühen die Rosen, und der Nägelestock auf der Laube gilt für den schönsten im ganzen Ort.

Wir treten in die von der Morgensonne freundlich erhellte Stube. Da sitzt still und im Gebet versunken unsre Mariann' bei einer Wiege. In dieser Wiege schläft ihr Konrad, aber nicht der große, ihr Herr und Oberhaupt, denn er befindet sich so eben in der Kirche, sondern der kleine Konradle, ihr liebes Kind. In ihrer Hand erblicken wir das wohlbekannte schwarz eingebundene Gebetbuch mit dem gold'nen Schnitt. Ob sie dankt oder bittet, das läßt sich so genau nicht sagen; vielleicht ist beides der Fall. Denkt sie aber an ihren Sohn, so betet sie gewiß, daß der Herr ihm eine leichtere Jugend schenken möge als seinem Vater, und dazu ist auch alle Aussicht vorhanden. Doch blickt sie so zufrieden in ihr Buch, als ob ihr kein Wunsch mehr übrig geblieben wäre. Der größte wenigstens ist erfüllt: die Vereinigung mit ihrem viel geliebten Konrad.

So eben sind die Glocken, welche zum Gottesdienste riefen, verhallt. Durch das offene Stubenfenster sieht man noch die letzten Nachzügler in die Kirche wallen, den alten Kayser, den Geisterieber, und eine Nachbarin mit ihrem Kinde. Sonst ist's im ganzen Dorfe still. Nur die Bienen vom nahen Immenstande summen am Fenster. Der grünende Rosmarin, von welchem vor anderthalb Jahren die Mariann' ihr Brautkränzlein nahm, steht, heilig aufgehoben und gepflegt, vor dem Fenster.

Aus der Ferne aber, von Hüfingen her, hallen dumpfe Böllerschüsse. Sie feiern heute das Jakobifest.

Und eben jetzt, wo die junge Frau durch den wohlbekannten Knall an den Tag, der ihre Hoffnungen so grausam knicken zu wollen schien, erinnert wird, trifft sie beim Umwenden auf das Blatt, das immer noch im Buche liegt, und liest mit stiller Freundlichkeit: „Und wenn du wärest gleich da, wo die Sonn' aufgehet!"

Die Sonne gieng jetzt über zwei glücklichen Menschen auf, die wohl sagen konnten: „Dein Herze bleibet mir, mein Herze bleibet dir!" und wenn der Abendstern am milden Himmel glänzt, so sieht er abermals zwei glückliche Menschen, die nach vollbrachtem Tagewerk froh plaudernd auf der Bank vor ihrem Hause sitzen.

Jeden Sonntag vor der Kirche kommt der Vogt mit der Vögtin herüber. Seit er nichts mehr gegen den Konrad einzuwenden hat, weil derselbe sein Schwiegersohn ist, glaubt auch dieser zu finden, daß der Alte kein so übler Mann sey. Wenigstens hat er die harte Schale abgelegt, und gleicht einer alten Nuß, die zwar vielleicht etwas ranzig, aber im Ganzen doch immerhin genießbar ist. Wenn er dann wohlgefällig mit dem dickbackigen kleinen Konrad vor dem Spiegel steht, so sagt er oft: Der wird wie sein Großvater, er schlagt mir nach. — Gott gebe nur, daß er nicht gar so eigensinnig wird! pflegt die Vögtin jedesmal darauf zu bemerken.

Johann Baptiſt Seele.

Aus dem Gebiete der Kunst.

Es ist wohl nicht mehr als billig, daß in dem Gedenkbuche eines Malers auch einmal von Kunst die Rede ist. — Gelegenheit zu einem Streifzug in dieses Gebiet geben uns die fürstlichen Sammlungen im Schlosse zu Donaueschingen.

Nebst sehr reichhaltigen naturhistorischen Schätzen enthält nämlich dieses Gebäude in neuerer Zeit auch die werthvolle fürstlich fürstenbergische Gemäldesammlung, die insbesondere Vorzügliches aus der alt-deutschen Schule aufzuweisen hat. Nebst diesem sollen, nach dem Willen des hohen Stifters, später auch noch Sculpturwerke aus der genannten Kunstepoche beigegeben werden, was um so dankenswerther erscheint, als bisher dieser schöne Zweig mittelalterlicher Kunst in unseren Gallerien und Museen gänzlich unberücksichtigt geblieben*).

Ohne uns bei dem vielen trefflichen Alten zu verweilen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem neuern vaterländischen Künst-

*) Bei dieser Gelegenheit möge das dilettantische Bestreben mancher Neuern erwähnt werden, die sich abmühen, eine Rangordnung der schönen Künste zu ertheilen. Bald nämlich setzen wir Bildhauerei die unterste, Malerei und Musik die mittelste, Dichtkunst dagegen die höchste Stufe, oder umgekehrt, auf der geistreich gezimmerten Leiter einnehmen. Und doch sind ja alle Künste Theile einer Kunst, einer Poesie, und alle gleich befähiget, das Beste hervorzubringen.

ler zu, der zwar im Allgemeinen wenig bekannt, nichts deſto weniger aber mit Ehren ſeinen Platz einnimmt auf dem wohlbebauten Felde deutſcher Kunſt. Es iſt dies der Maler Johann Baptiſt Seele, geboren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Fürſtenbergiſchen, geſtorben im Jahr 1811 zu Stuttgart, wo er die Stelle eines königlichen Galleriedirektors bekleidete.

Die fürſtliche Sammlung bewahrt von ihm neun kleinere und zwei größere Gemälde, die ſämmtlich mit großer Lebendigkeit und Treue gegebene Scenen aus dem Soldatenleben zum Gegenſtande haben. Im Kampfe, beim nächtlichen Wachtfeuer, in der Schenke wie beim Spielgelage ſehen wir öſterreichiſches und franzöſiſches Volk, wie es die neunziger und ſpäteren Jahre an die Ufer des kriegbewegten Rheins geführt, in charakteriſtiſcher Auffaſſung vor uns. Lebhaft fühlt ſich der Beſchauer in jene Zeiten verſetzt; der Mann gereifteren Alters glaubt ſie wieder mit zu erleben, während dem Jüngern die Erzählungen der Aeltern und Großältern wiederklingen.

Unſtreitig hat der Künſtler in dieſen Arbeiten ganz ſeinem angeborenen Talente Genüge gethan, und darum ſo Erquickliches geliefert; während ſpätere und größere Arbeiten dagegen vielleicht etwas zu viel Akademie und Antike zeigen, was übrigens mehr der damaligen Richtung überhaupt, als dem Künſtler zugeſchrieben werden muß. Die Technik der ſeele'ſchen Bilder (die, beiläufig geſagt, in ihrer Anſpruchsloſigkeit mir ſchätzenswerther vorkommen, als manch' heut zu Tag ſo ſehr geprieſenes Dutzend in unſeren ambulanten Kunſtvereinsausſtellungen) iſt, wenn auch nicht bis auf's Aeußerſte getrieben, doch ſtets ihrem Gegenſtande vollkommen angemeſſen.

Seele hat in einer eigenhändigen Schrift uns ſeine Lebensgeſchichte hinterlaſſen, die, trotz ihrer Einfachheit, ſehr viel Intereſ-

santes enthält; um so mehr, als es nicht die allgewöhnlichen Studienwege sind, die das Geschick dem strebenden Jünglinge nach seinem vorgesteckten Ziele angewiesen, und vielleicht zu seinem Glücke. Denn wer weiß, ob er im entgegengesetzten Falle nicht vielmehr seine angeborene Individualität eingebüßt und durch Phrasen und akademische Regeln in ein Feld geführt worden wäre, welches seinem Naturelle fremd gewesen. — Doch wenden wir uns zur Biographie selbst.

Theuerster Onkel!

Sie verlangen von mir eine kleine Skizze meines Lebens. — Wie gerne möchte ich Ihnen willfahren, allein, ich fühle es, mein Leben ist so arm an interessanten Erlebnissen, daß es sich wohl kaum der Mühe lohnen wird, eine schriftliche Schilderung davon zu geben.

Obwohl mir die Erinnerung Manches vergegenwärtigt, was für mich von größtem Werthe ist, so glaube ich dennoch zu finden, daß solches für Andre wenig oder gar kein Interesse bieten möchte. — Doch, lieber Onkel, Sie gehören ja nicht zu diesen Anderen, Fremden; Sie liebten mich von jeher väterlich, und deshalb hat auch jedes Ding, was entfernt nur Bezug auf mich hat, einiges Interesse für Sie. Und in dieser Voraussetzung will ich versuchen, Ihrem Verlangen zu entsprechen und einen kurzen Abriß meines Lebens zu entwerfen — so gut nämlich wie ein solcher nach Umfluß so vieler Jahre noch gegeben werden kann.

Im Jahr 1774 wurde ich zu Möskirch, einem kleinen Städtlein im Fürstenbergischen geboren. Mein Vater war dazumal gemeiner Soldat im schwäbisch fürstenbergischen Kreiskontingent.

Ich zählte noch nicht volle zwei Jahre, als er nach Hüfingen verſetzt wurde, wohin er Frau und Kinder mitnahm.

Meine Mutter war von Natur eine ſanftmüthige, liebreiche Frau; der Vater hingegen ein ſtrenger Mann von unbeugſamem, ſoldatiſchem Willen, der ſich's zur Aufgabe gemacht hatte, ſeine Kinder, ſo gut wie es die Verhältniſſe erlaubten, zu etwas Beſſerm heranzuziehen. Ich hatte noch einen zwei Jahre älteren Bruder. Unſere Erziehung war eine äußerſt ſtrenge. Bevor ich eine öffentliche Schule beſuchen konnte, beſaß ich, durch den Vater unterrichtet, bereits einige Fertigkeit im Leſen und Schreiben.

Weil aber der Dienſt meines Vaters (er war unterdeſſen zum Corporal avanciert) ein ſehr beſchwerlicher war, ſo hatte er nicht mehr Zeit, ſich mit unſerm Unterrichte viel abzugeben, und ſorgte dafür, daß wir die Bürgerſchule beſuchen durften. Etwa ein Jahr nachher wurden wir Beide, der Bruder und ich, von einer hartnäckigen Kinderkrankheit befallen, die beſonders mich, den ſechsjährigen Knaben, zwang, längere Zeit das Bett und die Stube zu hüten. Da bei dieſem Uebel der Kopf und alſo auch die Geiſteskräfte ungeſchwächt und frei waren, verbrachte ich die meiſte Zeit mit Leſen und Schreiben; und zuletzt fieng ich aus langer Weile das Zeichnen an.

Mit dieſer Beſchäftigung fieng für mich ſo zu ſagen ein neues Leben an. Es entwickelte ſich in mir ein Talent, ein Trieb zu einer Kunſt, an welche bisher Niemand in meiner Umgebung entfernt gedacht hatte.

Wenn das Intereſſe der Kinder am Zeichnen und Kolorieren auch nichts Außergewöhnliches iſt, ſo finden wir doch in der Regel, daß ſolche an Allem, was ſie derartiges hervorbringen, ein gewiſſes ſelbſtgenügſames Wohlgefallen haben; dies war aber bei mir keineswegs der Fall. Ich ſtrebte mühſam weiter und brachte es bald

dahin, meinen Gestalten bestimmte Formen zu geben, so daß man z. B. unschwer ein Pferd von einem Esel unterscheiden konnte.

Die Hilfsmittel zu diesen Beschäftigungen waren natürlich gering. Mein Vater, der lediglich auf seinen Sold beschränkt war, konnte auch mit dem besten Willen wenig thun; denn, um nur das Nöthigste für die Haushaltung beizuschaffen, mußte stets die Mutter noch durch Handarbeiten für Andere sich etwas zu verdienen suchen. Der junge Künstler aber wußte sich zu helfen. — Aus den Haaren, die ich meiner guten Mutter abschnitt und in abgenutzte Federkiele band, fertigte ich mir Pinsel; Dinte und Ziegelstaub, mit welch' letzterem mein Vater seine Waffen zu putzen pflegte, waren meine Farben, und damit ja die Scala recht vollständig wurde, brachte mir die Mutter zuweilen noch Ochsengalle vom Metzger, die ich statt des Oeles benützte.

So ausgerüstet wagte ich mich endlich an Arbeiten für den Verkauf. Ich malte sogenannte Agathenzedel, wie man sie häufig im katholischen Schwaben an den Haus- und Stallthüren angeheftet findet, um den Hexen den Eingang zu wehren. Ich zierte diese Zedel mit allerlei Laubwerk und Schnörkeln, ja sogar die heilige Agatha selbst versuchte ich im wohlgelungenen Bildnisse hin und wieder anzubringen, während mein Bruder, der eine sehr schöne Hand schrieb, die Inschriften beisetzte.

Nach unserer beiderseits erfolgten Genesung mußten wir, nach dem Willen des Vaters, die Normalschule zu Donaueschingen besuchen. Da wir wohl drei Viertelstunden Wege dahin hatten, folglich über Mittag nicht nach Hause kommen konnten, so versah uns die gute Mutter jedesmal mit einem tüchtigen Stück Brod, segnete uns und entließ uns mit unsern Schulbüchern auf dem Rücken. Also ausgerüstet und begleitet von dem theuren Mutterssegen, trollten wir alltäglich zur Schule; und nach derselben ge-

noſſen wir unſer mitgegebenes frugales Mahl fröhlich und guter Dinge im Freien.

Zur Winterszeit jedoch gieng dieſes nicht wohl an, weßhalb uns der Vater in der Stadt um eine Mittagsherberge ſchaute, allwo die beiden fahrenden Schüler ihr mitgebrachtes Eſſen (die Mutter hatte uns ſpäter noch etwas Mehlſpeiſe und ein Bröcklein Butter in einer Schachtel mitgegeben) gewärmt bekamen. Bald aber erſchien dieſe Zugabe dem ſparſamen Vater zu theuer, und wir mußten uns wieder mit trockenem Brod begnügen, welches wir ſtatt in dem befreundeten Hauſe, in der Schulſtube verzehrten.

In den Nebenſtunden war Zeichnen mein faſt ausſchließlicher Zeitvertreib; denn unſer Vater duldete nicht, daß wir die freien Stunden bei andern Kindern auf der Gaſſe zubringen durften. Doch mit Hilfe der nachſichtigen Mutter wurde nicht ſelten ſein ſtrenges Machtgebot umgangen.

Ich war unterdeſſen in meiner Kunſt etwas vorwärts geſchritten, ſo daß ich verſuchte Soldatengruppen, nach den Erzählungen meines Vaters, welcher den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, darzuſtellen. — Eine dieſer Zeichnungen nahm der Vater einſt mit ſich nach Donaueſchingen auf die dortige Wachſtube, um ſie ſeinen Kameraden zu zeigen. Zufällig kam das Machwerk auch dem wachhabenden Offizier, einem gewiſſen Lieutenant Conſeni zu Geſicht. Und dieſer Mann hatte ſo viel Gefallen an dem kindiſchen Verſuche, daß er meinem Vater ein Achtgroſchenſtück ſchenkte, mit dem Bedeuten: ſeinem Sohne dafür eine Farbenſchachtel zu kaufen. — Wer war nun glücklicher als ich! Der Beſitz dieſes koſtbaren Materials verdoppelte meinen Eifer und mit ihm wuchſen auch die Fortſchritte.

Längſt ſchon hatte die gute Mutter, aufgemuntert durch wohlmeinende Freunde, den Gedanken gefaßt, ſich mit ihren beiden

Söhnen dem damals regierenden Fürſten Joſeph Wenzel, der ein guter, alter Herr war, vorſtellen zu laſſen; ebenſo auch der Frau Erbprinzeſſin Maria Antonie, einer geborenen Prinzeſſin von Hohenzollern Hechingen. Wir mußten Proben unſerer Geſchicklichkeit mitnehmen, und hatten das Glück, ſehr gnädig aufgenommen und jeder mit einem Kronenthaler beſchenkt zu werden.

Dieſer erſte Erfolg hatte mich mit neuer Zuverſicht erfüllt, und auch der Vater fühlte ſich dadurch ſehr geſchmeichelt.

Die unterthänigſte Aufwartung bei den hohen Herrſchaften wurde von Zeit zu Zeit wiederholt; und jedesmal hatte ich mich derſelben Aufmunterung und Unterſtützung zu erfreuen.

Unterdeſſen ſtarb der gute Fürſt, und der Gemahl meiner hohen Gönnerin, der Frau Erbprinzeſſin, kam an die Regierung. Die Fürſtin war eine Dame von ſeltenem Verſtand und ausgezeichneter Herzensgüte. Meine Mutter ſtand bei ihr in beſonderer Gunſt, weßhalb die hohe Frau ſich bewogen fühlte, ihr eine Gnade zu erzeigen.

Mein Bruder, ein hübſcher rothwangiger Junge, war bereits zehn Jahre alt; die fürſtliche Frau, die ihm wohl wollte, ſchickte ihn nach Hechingen, wo er untergebracht wurde und ihrer Fürſorglichkeit auch ferner ſich zu erfreuen hatte. Dieſe Bevorzugung meines Bruders hatte ein gewiſſes Gefühl der Kränkung in mir erzeugt; ich beneidete den Glücklichen und fühlte mich zurückgeſetzt. — Ach! ich hielt ihn für reich und glücklich im Vergleich zu meiner ärmlichen Lage. Und doch war es, wie ich ſpäter einſah, ſo beſſer für mich.

Ich zählte noch nicht volle acht Jahre, als mein Vater, ich glaube es war im Spätjahr 1781, nach Wolfach im Kinzigthal beordert wurde, wohin ihm die Mutter und ich, nebſt einem jüngern, dreijährigen Bruder folgten.

Stets wird mir jedoch das Städtlein Hüfingen in schätzbarstem Angedenken bleiben. — Dort hatte ich in harmloser Glückseligkeit meine Kinderjahre verlebt; und jede Erinnerung an diese glücklichen Stunden wecken noch jezt in der Brust des Mannes eine Menge süßer Gefühle, die mir jenen Aufenthalt unvergeßlich machen; denn nur das Kind ist ganz glücklich, weil selbst bittere Stunden seinem jungen Gemüthe nichts anhaben können.

In Wolfach mußte ich den Schulbesuch fortsetzen; doch fand ich dazwischen mancherlei Gelegenheit, etwas zu verdienen, womit ich meine guten Aeltern doch einigermaßen unterstützen konnte. Tage lang arbeitete ich mit größter Anstrengung. Ich malte Vögel (die entweder der Vater oder ich geschossen hatte), nach der Natur, auf lichtblauen Grund mit Wasserfarben, und suchte diese Blätter zu mäßigen Preisen, bald da, bald dort, zu verkaufen. Durch solche Erfolge aufgemuntert, war der Wunsch in mir rege geworden, auch einmal das Oelmalen zu versuchen. Schon als neunjähriger Knabe hatte ich die zuversichtliche Meinung, man könne Alles, wenn man nur ernsthaft wolle. — Ein Satz, den ich in meinem spätern Leben so ziemlich bewährt gefunden habe.

Ich rieb mir also Farben, verdünnte sie mit gewöhnlichem Hanfsaamen-Oel und that sie, weil ich sie in meiner Unkenntniß so dünn wie Wasserfarben gemacht hatte, in blecherne Geschirre.

Es war gerade Jahrmarkt in dem Städtlein, und mein Vater, der als Polizeisoldat dabei Dienst thun mußte, nicht zu Hause. Frisch machte ich mich an's Werk. Es war ein in Kupfer gestochener Mädchenkopf, nach welchem ich den ersten Versuch wagen wollte. Ich hatte mir Leinwand aufgespannt, diese vor mich hin auf den Tisch gelegt und muthig zu arbeiten angefangen. Nach wenigen Stunden angestrengten Fleißes erschien das Bild vollendet. — Meine Freude war groß. Ich hatte das Werk, um es in der

Ferne betrachten zu können, auf das Ofengesims gestellt, und war in freudiger Hast fortgerannt, meinen Vater aufzusuchen und ihn zu bitten, nach Haus zu kommen und die Herrlichkeit in Augenschein zu nehmen.

Es verstrich wohl eine Stunde, bis ich den Gesuchten auf dem volkreichen Jahrmarkte finden konnte. Als ich seiner endlich habhaft geworden, gieng er sogleich mit, erstaunt darüber, daß ich schon fertig sey.

Wie wir aber in die Stube traten — welch' ein Anblick. — Mein Werk war ganz unkenntlich geworden. Die allzuflüssigen Oelfarben waren in Folge der senkrechten Stellung der Bildfläche so in- und durcheinander geflossen, daß der ganze Ofen davon beträufelt war.

Der Vater, aufgebracht über den Unverstand seines Sohnes, ertheilte diesem eine handgreifliche Lektion, die wohl noch einige Stunden in den Gliedern des verblüfften Künstlers nachsummte, während er ihm zugleich zu verstehen gab, er möge die Farben künftig weniger flüssig anreiben!

Ich war wie aus den Wolken gefallen; und gewiß, wäre meine Liebe zur Malerei nicht so groß gewesen, diese Zurechtweisung hätte mir auf immer die Lust zu ferneren Versuchen nehmen müssen. — Bald nachher erhielt ich von dem dortigen Chirurg Hildebrand, der in dem Städtlein für einen äußerst gelehrten Mann galt, ein altes Buch, worin verschiedenes über Malerei abgehandelt war; so wie sich auch einige Kupferstiche darin fanden, welche sämmtliche zum Malen nothwendige Geräthschaften und Werkzeuge bildlich darstellten. Nach diesen Mustern ließ mir der Vater einiges anfertigen, während er selbst sich anschickte, eine Staffelei zusammen zu schreinern.

Durch solchen Vorschub wieder ermuntert, wurde das Geschäft

auf's Neue begonnen. Weil ich gefunden hatte, daß Leinöl die Farben trübe, nahm ich jetzt meine Zuflucht zum Nußöl, wobei sich jedoch der andere fatale Umstand herausstellte, daß die Farben nicht trocknen wollten. Endlich verfiel ich auf Nuß- und Mohnsaamenöl, womit ich glücklich das Rechte gefunden hatte. Auf diese Weise führte mich theils Nachdenken, theils Zufall immer langsam weiter; und so trieb ich das Ding fort, bis in mein fünfzehntes Jahr. — Ich malte Landschaften, Portraits, ganze Familienbilder, ja selbst kirchliche Gegenstände, besonders aber viele Votivtafeln, womit ich nicht wenig Geld verdiente.

Einige Stücke hatte ich mit ungewöhnlichem Fleiße ausgeführt, um sie, nach dem Willen meiner Aeltern, der gnädigsten Fürstin, meiner Beschützerin, vorzuweisen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich wagen, die mir als Knabe schon gemachten Zusicherungen fürstlicher Gnade und Unterstützung in bescheidene Erinnerung zu bringen. Meine Mutter hatte einen Bruder in der Residenz, der Regierungskanzlist war, und durch diesen wurde die Sache eingeleitet.

Die Fürstin nahm mich überaus gnädig auf, und hatte die Gewogenheit, mir ein eigenhändiges Schreiben an den regierenden Herzog Karl von Württemberg, und ein zweites an den Chriſt und Generaladjutant von Milius nach Stuttgart mit zu geben. Mit diesen Empfehlungen, einem kleinen Reisegeld, und der Versicherung, daß ich in Stuttgart ohne Zweifel in die Akademie aufgenommen würde, hatte mich die gute Fürstin entlassen, während sie noch fernere Unterstützung huldreichst zugesagt hatte.

Jetzt war mein Glück gemacht. Es gab auf der Welt keinen seligeren Menschen als ich. Ich sah jetzt den Weg gebahnt, auf dem ich mich zum brauchbaren tüchtigen Manne heranbilden konnte. — Die Freude meines Onkels, des Regierungskanzlisten, so wie meiner Aeltern war ebenfalls sehr groß. Die Mutter hatte mich,

so gut es ihre Kräfte erlaubten, mit allem Nöthigen ausgesteuert. Die Rolle mit den oben erwähnten Gemälden auf dem Rücken, verließ ich Ende Septembers 1789 unter Thränen und Segnungen der theuren Mutter das älterliche Haus.

Der Vater gab mir das Geleite bis nach Sulz am Neckar, von wo aus der hoffende Kunstjunger seinen Weg bis nach Stuttgart allein fortsetzen mußte. Meine Habseligkeiten wurden mir von den Aeltern nachgeschickt.

Es war Abend, als ich nach anstrengendem Marsch auf die sogenannte Weinsteig bei Stuttgart kam. — Die Sonne vergoldete mit ihrem scheidenden Lichte noch die Thurmspitzen der alten, in meinen Augen so allmächtig großen Stadt, die in heiligem Dunkel vor mir lag. Eine bängliche Stimmung wandelte mich an, ein Gefühl gänzlicher Verlassenheit. Die ganze Welt erschien mir fremd, und ich der einzige Alleinstehende auf ihr. — Beinahe hätte ich allen Muth, vorwärts zu gehen, verloren; doch stärkte mich noch die Hoffnung, daß es auch hier nicht an guten Menschen fehlen werde, die sich meiner annehmen würden. Dieser Gedanke hob meinen gesunkenen Geist wieder und ließ mich meine Schritte verdoppeln, so daß ich noch vor Einbruch der Nacht in der herzoglichen Residenz eintraf. Ich hatte schüchtern meine Schritte zu einem Gasthof niedern Ranges gelenkt; aber der Wirth, nachdem er mein wenig Gewinn versprechendes Aeußere gemustert hatte, wies mich ab, mit dem Bedeuten, es mangle in seinem Hause gegenwärtig an Platz. — Dieser ungünstige Willkomm gieng mir sehr zu Herzen, und ich hatte beinahe den Muth nicht mehr, irgend wo anders einzusprechen. Doch nach längerem unschlüssigen Hin- und Herirren fand ich endlich ein Gasthaus, wo ich freundlicher aufgenommen wurde, und wo ich verblieb bis zu meiner Aufnahme in die Akademie.

Dieſes Inſtitut umfaßte dazumal alle Zweige der Künſte und Wiſſenſchaften. Ueber dreihundert Zöglinge, einheimiſche und fremde, faſt aller Nationen, genoſſen zur Zeit den Unterricht. Die Organiſation dieſer Lehranſtalt war aber bekanntlich eine durchaus militäriſche, und die oberſte Leitung dem Chriſten und Generaladjutanten von Seeger übertragen. Zudem waren jeder der ſechs Abtheilungen, in welche die Akademie zerfiel, zwei Majors beigegeben, nebſt einem Hauptmanne, einem Lieutenant, zwei Aufſehern oder Hofmeiſtern und zwei Dienern. Sämmtliche Schüler trugen die akademiſche Uniform, welche nach militäriſchem Schnitt und zwar ſehr elegant beſchaffen war. Auch außerhalb der Lektionen mußten alle Beſchäftigungen und Verrichtungen ſoldatiſch abgethan werden. Es herrſchte die ſtrengſte Subordination, die ſich meines Erachtens in ſo hohem Grade für Studirende nicht geziemt. Trotzdem aber hat dieſe Anſtalt, wie bekannt, vortreffliche Köpfe gebildet, und der Staat verdankt ihr die vorzüglichſten Männer.

Jede der ſechs Abtheilungen beſtand wiederum in verſchiedenen Klaſſen. Die der Künſte umfaßte die Zöglinge der Malerei, Bildhauerei, Kupferſtecherkunſt und Architektur. Es waren im Ganzen dreißig junge Leute. Unter den Malerzöglingen war ich der Jüngſte, und blieb es bis zu meinem Austritt. Hier mußte ich nun die Kunſt, ſo zu ſagen, wieder ganz von vornen anfangen, und mich zu den erſten Anfangsgründen verſtehen, welche im Zeichnen der Augen, Naſe, des Mundes u. ſ. w. nach Vorlegblättern beſtanden. Weil ich aber ziemlich ſchnelle Fortſchritte machte, kam es ſchon nach den erſten vier Wochen dazu, daß mir das Zeichnen nach der Natur geſtattet wurde.

Alljährlich vor Oſtern, nach abgehaltener Prüfung, wurden Preiſe, ſilberne Medaillen, unter die beſten Schüler ausgetheilt. — Bei den vereinigten vier Fächern der bildenden Kunſt jedoch gab

man nur vier ſolche Prämien, und es mußte deßhalb jedesmal unter vier Auserwählten, mittelſt des Würfels, um den Preis gelooſt werden. Dieſes geſchah im Beiſeyn des Herzogs und ſämmtlicher Profeſſoren.

Schon nach dem erſten halben Jahre meines Schulbeſuches wurde ich nach dem einſtimmigen Ausſpruche meiner Lehrer als der Würdigſte unter den Malerzöglingen anerkannt, und zum Ausſpielen des geſetzten Preiſes zugelaſſen. Es war im Jahre neunzig. — Fortuna war mir abhold; ich verlor, erhielt jedoch als Auszeichnung das Band. Dieſes war gelb mit rothen Enden, etwa zwei Finger breit, und durfte auf der rechten Achſel bei den ſilbernen Achſelſchlingen der Uniform getragen werden.

Das folgende Jahr ward ich wiederum auserſehen, als Concurrent aufzutreten. Aber das Glück begünſtigte mich ebenſo wenig wie das erſtemal. Mit drei Würfeln warf ich nur vier — hatte alſo verloren. Ein Umſtand, der mir ſehr ſchmerzlich fiel.

So ſehr nun auch meine Profeſſoren Urſache zu haben glaubten, mit mir zufrieden zu ſeyn, um ſo weniger war es der Herzog und die übrigen Herren Offiziere. An dieſer Ungnade aber waren lediglich nur meine öfteren Fehler ſchuld gegen die vorgeſchriebene ſtrenge Ordnung, in die ſich der junge lebhafte Menſch wenig ſchicken konnte. Dieſe Strenge gieng zuweilen bis ins Kleinlichſte, daß man z. B. ſchon in Strafe verfiel, wenn nur ein Knopf an der Weſte zu viel oder zu wenig zugeknöpft war.

Doch muß ich auch bekennen, daß ſelten ein leichtſinniger Streich von den Kameraden verübt wurde, ohne meine redliche Theilnahme oder Mitwiſſenſchaft; wodurch ich mich zwar bei der Jugend beliebt machte, zugleich aber mir die Ungnade des Herrn Herzogs Karl, mehr noch aber die des Chriſten von Seeger zuzog. Ein übelberechneter Jugendſtreich gab Veranlaſſung, die längere

Zeit über meinem Haupte ſchwebende Wetterwolke zum Ausbruche zu bringen.

Es liegt faſt allgemein in der menſchlichen Natur, mit dem Guten, was man hat, unzufrieden zu ſeyn und ſich nach eingebildetem Beſſern zu ſehnen. Der Jugend insbeſondere iſt dieſe Ungenügſamkeit eigen. Faſt ſämmtliche junge Leute der Akademie waren es bald überdrüſſig, in der für ſie ſo wohlthuenden Ordnung zu leben, und jeder wünſchte ſich lebhaft hinaus in ungebundenere Verhältniſſe. So ergieng es auch mir.

Ich hatte einen gleichgeſinnten Freund, der ſich ebenfalls der Malerei widmete; wir Beide entwarfen nun im Stillen den Plan, nach dem Beiſpiele anderer Collegen zu deſertiren. — Mein Mitverſchworener aber verrieth durch ſein verlautes Weſen das Vorhaben und wir bekamen, vorbehaltlich weiterer Strafe, ſogleich Arreſt. — Die Sache kam vor den Herzog; bevor jedoch ein Urtheil erfolgte, hatte mein Mitſchuldiger Mittel und Wege gefunden zu entfliehen. Mit Hilfe ſeiner Bettlaken, die er zerſchnitten und zuſammengeknüpft hatte, war es ihm gelungen, vom dritten Stockwerke herab auf den Boden zu kommen und glücklich das Freie zu gewinnen. Somit war ich allein der Unglückliche, auf dem die ganze Schwere des Strafgerichtes ruhte. Sogleich nach dem Entweichen meines Kameraden hatte ich eine Wache bekommen, während der Karzer, in welchem mein Freund geſeſſen, alſo ſorglich befeſtigt wurde, daß man unbedenklich jeden Kriminalverbrecher darin hätte verwahren können. Dieſer ſichere Ort wurde hierauf mir zum Aufenthalt angewieſen.

Der Herzog Karl war begreiflicherweiſe gegen mich ſehr aufgebracht, und ich erfuhr, daß er vorhabe, mich unter ein auf der Veſte Hohenaſperg gelegenes Infanterie-Regiment zu ſtecken, um mir, wie er ſich ausdrückte, ein paar Jahre Meres zu lehren.

Weil ich aber kein württembergiſcher Unterthan, und von der Fürſtin von Fürſtenberg bisher unterſtützt worden war, ſo hielt es der Herzog doch für gut, vorher dieſer Frau ſeinen Entſchluß wiſſen zu laſſen.

Die Fürſtin jedoch, überzeugt, daß ich keines Verbrechens mich ſchuldig gemacht, welches alſo hart beſtraft zu werden verdiene, war ſo gnädig, mich von ſeiner Durchlaucht auszubitten, um, wie ſie ſagte, den Uebelthäter ſelbſt beſtrafen zu können.

Es war kurz vor Oſtern, als nach ſechswöchentlicher Haft die Thüre meines Gefängniſſes ſich öffnete, und man mir ankündigte, daß ich auf Befehl des Obriſten v. Seeger (der noch immer einen Zahn auf mich hatte) in Begleitung eines Sergeanten nach Donaueſchingen eskortiert werden ſollte. — Von Stuttgart bis Hechingen verſah dies Amt ein Unteroffizier der Stuttgarter Stadtſoldaten, ein gutmüthiger Alter, der mich verſicherte, er ſey mir bloß deßhalb beigegeben, damit dem jungen Herrn (ich war noch nicht achtzehn Jahre alt) unterwegs nichts Uebles zuſtoße; was ich in meinem jugendlichen Leicht- und Frohſinn auch gern glaubte. In Hechingen veränderte ſich die Scene, und zwar auf Veranlaſſung meines perſönlichen Feindes, des Obriſten v. Seeger. Dieſer hatte in Hechingen einen Freund, der am Hofe eine große Rolle ſpielte; an dieſen hatte ſich der Obriſt gewendet, und jener wußte es ſo einzuleiten, daß ich für einen wirklichen Verbrecher angeſehen und demgemäß behandelt wurde. Mein Stuttgarter Unteroffizier verabſchiedete ſich unter Thränen, denn er hatte mich liebgewonnen und ſagte mir, wie ſehr er von all' dem, was er in Betreff meiner hier ſehen und hören müße, überraſcht und bekümmert ſey.

Gerne hätte ich ſpäter, als ich im Jahr 1798 zum zweiten Mal hieher kam, dieſer guten Seele meinen Dank abgeſtattet,

aber ich konnte leider nichts mehr von dem Manne in Erfahrung bringen.

Im Gefühle des mir angethanen Unrechts, hatte ich den Entschluß gefaßt, zu entfliehen, selbst auf die Gefahr hin, irgendwo als gemeiner Soldat Dienste nehmen zu müßen. Zum Glück für mich hatte aber der barbariſche Mann, der mir zugegeben war, ein allzu wachſames Auge auf den untergebenen vermeintlichen Uebelthäter, und ſo kam ich ohne weiteren Zwiſchenfall in Donaueſchingen an. Was ich dort empfunden, von allen Menſchen gekannt, wie ein Verbrecher durch die Straßen geführt zu werden, wird nur der bemeſſen können, der je ſchon in ähnlicher Lage ſich befunden. Einzig der Gedanke war noch mein Troſt, daß ich mich keines eigentlichen Verbrechens, ſondern nur eines unbedachten Jugendſtreiches bewußt war. Schien ja doch ein Fehler gegen militäriſche Subordination in den Augen eines im Zivilſtande erzogenen Jünglings kein ſo ſchweres Vergehen.

Meine Fürſtin empfieng mich wie eine erzürnte, aber gütige Mutter; und mein gänzlich darnieder gebeugter Geiſt lebte wieder auf, ſo wie das grenzenloſeſte Zutrauen und die tiefſte Verehrung gegen dieſe herrliche Frau. Sie hatte zwar gedroht, mich zu beſtrafen, wie ſie es dem Herzog Karl verſprochen habe, allein durch meine Bitten gerührt, ließ ſie ſich zu gnädiger Nachſicht und Verzeihung bewegen. — Sie wies mich zu meinem Onkel, dem bereits erwähnten Kanzliſten, und ließ ihm ſagen, er möchte mich bei ſich aufnehmen, und den andern Tag mit mir vor ihr erſcheinen, um das Weitere zu beſprechen.

Erleichterten Herzens gieng ich von der wohlwollenden Fürſtin hinweg. — Das Aergſte war nun überſtanden; doch hatte ich noch einen fatalen Auftritt bei meinem Onkel zu gewärtigen. Nicht ohne Beklemmung war ich bei dieſem eingetreten; — er ſchien ſehr

aufgebracht über den leichtſinnigen Neffen, als er jedoch die Verzeihung und Gnade der Fürſtin erfuhr, lenkte er ein und wurde gelaſſener; zudem traute er mir wohl Unbeſonnenheit zu, aber keine Schlechtigkeit.

Meine Lage war ſomit unverhofft eine äuſſerſt günſtige geworden. Vom Hof hatte ich den Auftrag erhalten, etwas zu malen, damit man ſehe, welche Fortſchritte ich gemacht habe. Das in Folge dieſes Anſinnens unternommene Bild fiel gut aus; jedermann war damit zufrieden, und mein Kredit war gegründet.

Ich bekam Beſchäftigung in Fülle, und die Fürſtin blieb meine beſtändige Beſchützerin; wenn ich für den Hof zu thun hatte, wurde mir jedesmal auf ihren Befehl eines ihrer Zimmer zum Arbeitslokal eingeräumt. Ja ſie gieng mit dem Plane um, mich mit einem jährlichen Stipendium nach Italien reiſen zu laſſen, nur befürchtete ſie, meine Jugend und mein feuriges Temperament möchten mich im fremden Lande auf Abwege führen, weßhalb dieſes löbliche Vorhaben von Jahr zu Jahr verſchoben wurde.

Unterdeſſen war das Jahr ſechsundneunzig herangekommen. Die Franzoſen zogen über den Rhein, und an dem nämlichen Tag, wo dieſes geſchah, ward mein Fürſt, Joſeph Maria Benedikt aus dieſer Zeitlichkeit abberufen. Seine Gemahlin verlor nunmehr die Regierung und konnte im Wittwenſtande wenig mehr für mich thun, weil auch der geringſte Einfluß ihrerſeits bei Hofe gänzlich aufgehört hatte. — Ein Jahr nachher ſtarb dieſe herrliche Frau, deren Andenken mir zeitlebens heilig ſeyn wird.

Der neue Regent, ein Bruder des verſtorbenen, durch Zeitverhältniſſe und Kriegsunruhen mannigfach beſchränkt, entzog mir faſt alle Vortheile, die ich ſeither von Hof genoſſen, und ich verließ mein Vaterland, um in der nahen Schweiz mein Fortkommen zu ſuchen.

Es waren meist Portraits und Schlachtengemälde, die mich in jenem Lande beschäftigten. Im Jahr 1797 wurde ich unverhofft von meinem Fürsten wiederum zurückberufen, um sein und mehrerer anderer hohen Personen Portraits zu malen. Doch war diesmal meines Bleibens in der Residenz nicht gar lange; ich strebte weiter*).

Im folgenden Jahr erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, die Familie des Fürsten von Sigmaringen zu malen; ein Ruf, dem ich unverweilt Folge leistete. Von Sigmaringen folgte ich den erlauchten Herrschaften in das fürstlich sigmaringische Bad Imnau; und machte während eines dortigen vierwöchentlichen Aufenthaltes gelegentlich einen Ausflug in die nahe Residenz Stuttgart, um meine ehemaligen Lehrer und Freunde zu besuchen.

Es war im Juli, als ich dort ankam. Mit wahrer Freundschaft wurde ich von meinen alten Lehrern aufgenommen; von den Kameraden traf ich jedoch nur noch wenige.

Seit meiner ersten unfreiwilligen Abreise von Stuttgart war ich, was meine künstlerische Ausbildung anbelangt, so zu sagen gänzlich mir selbst überlassen geblieben, was ich von Werken der Kunst zu sehen bekommen, hatte sich auf Weniges beschränkt. Groß war daher der Eindruck, als ich nach so langer Zeit wieder Gelegenheit hatte, vorzügliche Werke älterer und neuerer Meister zu betrachten.

Manches sah jetzt der vierundzwanzigjährige Jüngling mit ganz andern Augen, als vormals der achtzehnjährige; seine Achtung und Liebe zu der erhabenen Kunst war durch den Anblick so vieles

*) In diese Zeiten fallen auch die meisten seiner Zeichnungen aus dem Soldatenleben, welche Blätter hernach, von dem Künstler selbst in Aetzmanier vervielfältigt, in Stuttgart bei Ebner herausgekommen sind.

D. H.

Schönen wieder auf's Neue entflammt, und mit ihr der Eifer, auf der eingeschlagenen Bahn weiter zu schreiten.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Aufenthalt in der Residenz nicht allzulange auszudehnen und sogleich nach Wien zu reisen; allein bald sah ich mich durch Bande festgehalten, die mir lieb und werth waren; auch boten sich Beschäftigungen dar, die mein Bleiben, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen konnten. Ich blieb also bis zum Jahr neunundneunzig, wo ich abermals nach Donaueschingen gerufen wurde, in das Hauptquartier Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs Karl, um das lebensgroße Portrait dieses Prinzen zu malen.

Drei Monate brachte ich in Donaueschingen zu, worauf ich wieder nach Stuttgart zurückkehrte und die halbfertige Arbeit mit nahm, um sie dort zu vollenden. — Die Ehre und der Ruhm, diesen großen Mann und Kriegshelden gemalt zu haben, übten mächtigen Einfluß auf meine Verhältnisse. An bedeutenden Aufträgen fehlte es mir von nun an nimmermehr. Im Januar 1801 begab ich mich nach Karlsruhe, wo mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden war, den regierenden Herrn Markgrafen Karl Friederich, so wie dessen Gemahlin und die Frau Erbprinzessin nebst andern hohen Personen des Hofes zu malen. — Zu gleicher Zeit beschäftigte mich ein kleineres Schlachtgemälde, welches ich für einen Schweizer Privatmann auszuführen unternommen.

Dieses Bild stellte den Uebergang der Russen über die Teufelsbrücke dar, und kam noch vor Beendigung meiner Karlsruher Hof-Arbeiten nach Stuttgart, wo es die Aufmerksamkeit verschiedener einflußreichen Personen auf sich zog. Durch den am hiesigen Hofe accreditierten russischen Gesandten wurde es sogar dem Herzog Friederich, meinem jetzigen allergnädigsten Könige vorgezeigt.

Man wunderte sich am Hofe, daß der Verfertiger eines sol-

chen Bildes bis jetzt so unbekannt geblieben; und als ich bald nachher von Karlsruhe, wo ich mich nahezu ein Jahr aufgehalten hatte, wieder nach Stuttgart kam, wurde mir das Glück zu Theil, dem Herzoge vorgestellt zu werden. Der Fürst drückte mir unverholen seine höchste Zufriedenheit aus, so wie die Freude, mich in seinem Lande zu haben, und beehrte mich sogleich mit den schönsten Aufträgen.

Man kann sich denken, wie sehr ich bemüht war, den allerhöchsten Beifall dieses großen Kenners und Beschützers der Kunst durch meine Leistungen zu verdienen. Die Arbeiten gefielen, und in Folge dessen wurden mir unter der Hand Dienste angetragen, die ich jedoch im Gefühle meiner über Alles geschätzten Unabhängigkeit ablehnen zu müssen glaubte.

In diese Zeit fällt eine kleine Begebenheit, die ich erwähne, um zu zeigen, wie sehr Seine herzogliche Durchlaucht meine Arbeiten zu würdigen geruhten.

Der vorerwähnte russische Gesandte hatte bei mir ein größeres Bild bestellt, welches, wie das frühere, den Uebergang der Russen über die Teufelsbrücke zum Gegenstande haben sollte. Die etwas sonderbaren Bedingungen, die mir bei diesem Auftrage gestellt worden waren, will ich hier nicht näher bezeichnen. Genug, ich hatte sie eingegangen, jedoch mehr nur, um Gelegenheit zu haben, mich in größern Arbeiten zu üben, als um pekuniärer Vortheile willen.

Ich hatte mich bestrebt, den geschichtlichen Moment möglichst treu und nach besten Quellen bearbeitet wiederzugeben, und ich darf wohl sagen, daß die fertige Arbeit in dieser Beziehung jeden Kenner und Geschichtskundigen zu befriedigen geeignet war.

Auch der Herr Gesandte zeigte sich damit zufrieden, nur machte er die Bemerkung: das russische Wappen auf den blechernen

Mützen der Grenadiere ſey zu undeutlich (die Figuren waren ungefähr vierzehn Zoll hoch). Zulezt fragte er mich, was ich für das Bild verlange? Ich beſtimmte ihm, gemäß des vorhergegangenen Vertrages, den Preis von ſechszig Louisd'or. — Der Herr Geſandte machte große Augen und ſchien durchaus nichts mehr von unſerer frühern Uebereinkunft wiſſen zu wollen. Er bot mir, um mich, wie er ſich ausdrückte, nicht im Schaden ſitzen zu laſſen, die Hälfte des geforderten Preiſes. — Dieſe undelikate Handlungsweiſe brachte mich aber dermaßen in Harniſch, daß ich nahe daran war, die geheiligte Perſon des Geſandten in dem Manne zu vergeſſen, und ich ihm Dinge ſagte, die vielleicht allzu derb waren. — Zornig und uneins giengen wir von einander, und zum Abſchied warf ich noch hin, daß er das Bild nun nicht haben ſollte, ſelbſt wenn er mir das Doppelte des zuerſt feſtgeſezten Preiſes böte.

Seine herzogliche Durchlaucht hatten von dieſem Handel gehört, und fanden ſich bewogen mich rufen zu laſſen. Er verlangte das Gemälde zu ſehen. — Wohl eine halbe Stunde ſaß der Herzog betrachtend davor, und äußerte zulezt ſeinen höchſten Beifall, mit dem Bedeuten: daß ich ihm das Bild ablaſſen ſolle; und wirklich ließ er mir des andern Tages die Summe, welche ich dem Geſandten beſtimmt hatte, dafür ausbezahlen.

Am Sonntag darauf war bei Hof große Tafel, zu welcher auch der Geſandte eingeladen war. — Der Herzog lenkte das Geſpräch auf die Kunſt und ſagte unter Anderm: er habe von einem Künſtler, den er in der Reſidenz habe, kürzlich ein Bild an ſich gebracht (er bezeichnete den Gegenſtand), um den äußerſt billigen Preis von ſechszig Louisd'or; und nachdem er befohlen, das Gemälde herbeizubringen, wendete er ſich zu dem ruſſiſchen Geſandten mit den Worten: das wäre eine Aquiſition für Sie geweſen, Herr Geſandter; doch jezt würde ich es um keinen Preis

mehr verlaſſen. — Der Ruſſe ſtand wie auf Kohlen und wußte nicht, wo er den Blick hinwenden ſollte.

So hatten die Unannehmlichkeiten, die mir durch dieſe Beſtellung verurſacht wurden, noch zu ehrenvoller Anerkennung geführt.

Seine Durchlaucht gaben mir in der Folge den Auftrag, allerhöchſt ihr Bildniß zu malen, umgeben von ihren Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und Pagen, in dem Moment, wo ſie von dem Schloſſe Monrepos ausritten. Eine Arbeit, die mich längere Zeit feſthielt. Es waren über ſechszehn Portraitfiguren, keine unter achtzehn Zoll Höhe, nebſt mehreren Nebenfiguren und Pferden.

Der Beifall, welcher meiner Leiſtung gezollt wurde, war ſo groß, daß mir wieder neuerdings Dienſte angeboten wurden. Der Herzog hatte unterdeſſen die Churwürde angenommen, und mit ihr vermehrte ſich der Glanz des Hofes. Was meine Verhältniſſe*) anbetraf, ſo geboten meine ſtets wachſenden Haus- und Familienſorgen dem Antrag Beachtung zu ſchenken.

Ich wurde demnach zu Anfang des Jahres 1804 zum Hofmaler, und bald darauf zum Direktor der königlichen Gemälde-Gallerie ernannt.

Die größere Muße, welche mir dieſe Anſtellung verſchaffte, benützte ich, um durch unausgeſetztes Studium immer mehr und mehr die Kunſt in ihrer Tiefe zu erfaſſen, um ſo viel wie möglich durch das Studium der Antike den Mangel, Italien nicht geſehen zu haben, zu erſetzen. Dieſes Streben blieb nicht unbelohnt; denn ich hatte das Glück, bei allen ferneren Arbeiten den Beifall meines Monarchen zu erhalten, und die Welt war ebenfalls nachſichtig genug, mich als Künſtler zu achten und zu ehren.

---

*) Seele war meines Wiſſens mit einer königl. württemb. Hofſchauſpielerin verheirathet. D. H.

Zwei Jahre nach meiner Anſtellung erhielt ich von Seiner königlichen Majeſtät, meinem Herrn, einen ſechsmonatlichen Urlaub, den ich zu einer Reiſe nach München und Wien benützte.

Der Anblick ſo vieler und herrlicher Werke, alter und neuerer Zeit, verfehlte nicht, mächtigen Eindruck auf mich zu machen. Und, indem ich meine Kenntniſſe erweiterte, fühlte ich mich höher gehoben und zu neuen Werken begeiſtert.

Nach zweimonatlicher Verlängerung meines Urlaubes kehrte ich, im Jahr neun, wieder in den Schoos meiner Familie zurück.

Des Königs Majeſtät ertheilten mir ſogleich neue Aufträge. Im Jahr 1811 malte ich den Ganymed, im Begriffe dem Adler Jupiters die Schale zu reichen. Dieſes lebensgroſſe Bild hatte dem Könige Veranlaſſung gegeben, ſeine Zufriedenheit ſowohl mit meinem Dienſte als Direktor, als auch mit meinen künſtleriſchen Leiſtungen auszuſprechen, und mich gleichzeitig zum Ritter des Civil-Verdienſtordens zu ernennen.

Dies, liebſter Onkel, iſt die kurz gedrängte Darſtellung meines Lebens. Ich hätte ſie allerdings noch mit manchen Einzelnheiten ſchmücken können; ich fürchtete jedoch zu breit und weitſchweifig zu werden.

Indem ich mich Ihrer ferneren väterlichen Liebe empfehle, verbleibe ich mit innigſter Verehrung und kindlicher Ehrfurcht

Ihr

treuer Neffe

v. Seele.

So weit das Manuſcript. Eines der lezten Werke unſeres Künſtlers iſt ein Altarblatt, Chriſtus am Kreuze, umgeben von Maria, Johannes und Magdalena. Seele ſchenkte dieſes ſchöne Gemälde der Pfarrgemeinde Hüfingen zum dauernden Gedächtniſſe ſeines dortigen, von ihm nievergeſſenen Jugendaufenthaltes.

Johann Nepomuk Schelble.

Gleichzeitige Menschen haben, wie eine aufmerksame Vergleichung zeigt, nicht selten auffallende Aehnlichkeit in der Art und Weise ihres Bildungsganges. Und es ist dies sehr natürlich; bilden ja doch Zeit und Umstände, so zu sagen, das Klima, in welchem die Pflanzen aufwachsen und sich entfalten.

Unter die Landsleute, welche sich ehrenvoll und tüchtig hervorgethan, dürfen wir mit Recht die Musiker Conradin Kreutzer, Krebs und Schelble zählen. In ungefähr äußerlich gleich beschränkten Verhältnissen geboren, führte sie allein ihr Talent und Streben auf die Bahn, auf welcher sie (jeder in seiner eigenen Weise) für ihre Zeit Bedeutendes leisteten. — Wie bei ihrem Landsmann Seele, sind es die Orte Donaueschingen, Stuttgart und Wien, die bei Schilderung ihres Lebens und Wirkens vorzugsweise genannt werden müssen. Krebs, 1774 in Ueberauchen bei Villingen geboren, besuchte fast gleichzeitig mit Seele die Schule zu Donaueschingen, wo er nebenbei Gesangunterricht nahm, und später am Hofe zu Stuttgart als tüchtig gebildeter Sänger und Theoretiker einen passenden Wirkungskreis fand. — Kreutzer, ein (1782) geborener Meßkircher, kam, wie Schelble nach Marchthal, schon frühe in das Kloster Zwiefalten, wo er gründlichen musikalischen Unterricht genoß, und nachdem er einige Zeit in Wien sich aufgehalten, in Stuttgart und Donaueschingen die Stelle eines Kapellmeisters begleitete, sowie später in Wien die Direktorsstelle bei der Oper an der Josephstädter Bühne und am Burgtheater.

Was die Lebensgeschichte Scheible's anbetrifft, so glaube ich dieselbe etwas ausführlicher geben zu müssen; zumal verschiedene hinterlassene Briefschaften, so wie Mündliches und Schriftliches von Freunden*) (die eigene nahe Verwandtschaft mit eingerechnet) mich in den Stand setzen, einen biographischen Versuch mit einigem Glück bewerkstelligen zu können.

Lebensgeschichten im Allgemeinen sind jedoch immerhin Bruchstücke; denn wie Vieles verschlingt nicht unmittelbar die Wege der Zeit, und wie bald ist die Stelle, wo wir gelebt und gewirkt haben, überwachsen von dem üppigen Grün nachkommender Geschlechter, die oft kaum mehr wissen, wer von den Vorfahren das Bäumlein gepflanzt und gepflegt hat, dessen Schatten oder Frucht sie genießen. Bleibt ja doch gewöhnlich gerade das prunk- und anspruchlosere, darum aber vielleicht um so gesegnetere Wirken ungenannt, weil es verschmäht hat, in den Vordergrund sich zu stellen und von der Welt Beifall und Lohn zu heischen.

„Scheible's künstlerische Leistungen aber verdienen unsere volle Beachtung, nicht nur deßhalb, weil sie als schöne Erinnerung festgehalten zu werden verdienen, sondern, was noch mehr ist, weil sie als Vorbild für unsere und künftige Zeiten gelten dürfen. Sein ganzes Wirken und Streben erinnert recht eigentlich daran, daß die Kunst ein Göttliches im Menschen ist, welches zu erhalten und zu pflegen des wahren Künstlers hoher Beruf seyn müsse!"

Nach dieser kurzen Vorbetrachtung wollen wir nun den Lebensgang des Meisters in möglichster Treue zu schildern versuchen.

---

*) Schätzenswerthe Beiträge verdanke ich dem Musiker und Schüler Scheible's, Franz Xaver Gleichauf in Frankfurt; so wie ich auch dem Urtheile dieses gründlich gebildeten Musikers in Betreff Scheible'scher musikalischer Leistungen treulich gefolgt bin.

Es ist eine, durch viele Beispiele bestätigte Wahrnehmung, daß ein Talent, gleichwie das Samenkorn, zum Keimen einer Anregung bedarf, einer Umgebung, wo es seine erste, wenn auch zuweilen spärliche Nahrung zieht. Dieser Satz auf die vorliegende Lebensgeschichte angewendet, möchte es fast scheinen, als werke auf dem Lande, oder was das Nämliche ist, in kleinen Landstädten, zumal in jenen unruhigen Kriegszeiten, wenig künstlerisch Anregendes vorhanden gewesen seyn. Bei näherer Betrachtung jedoch dürfte sich ergeben, daß jener Boden in dieser Beziehung so ungünstig nicht gewesen, als wir auf den ersten Blick glauben möchten.

Um von der Musik allein zu reden, war es diese Kunst ganz besonders, die bis herab in's Kleine überall ihre Liebhaber und Pfleger fand. Der Umstand, daß in den damaligen Klöstern und ihren Unterrichtsanstalten vorzugsweise Musik getrieben wurde, mag wohl das Meiste hiezu beigetragen haben; denn selten kam ein Studierter von dort zurück, ohne wenigstens einige musikalische Bildung in's praktische Leben mit zu bringen; daher nicht leicht ein kleineres Städtlein gefunden wurde, wo nicht geistliche und weltliche Beamte in mancherlei Weise bei Kirchenmusiken, oder beim Unterrichte der Jugend sich thätig gezeigt hätten. Auch bei den Schullehrern wurde hauptsächlich nur auf musikalische Befähigung gesehen; eine gute Singstimme bei einiger Fertigkeit im Lesen und Schreiben genügte oft allein schon bei Bewerbungen um eine Stelle, den Ausschlag zu geben. „Vordersamst", hieß es gewöhnlich in den Dienstanschreibungen, „solle er (der Schulmeister) eines gesitteten Lebenswandels seyn, gut schreiben, lesen und rechnen, die Orgel schlagen, geigen und Baßsingen, auch wo möglich die blasenden Instrumente behandeln können."

Zu allem diesem hatte das bürgerliche Leben noch mehr konservative Zähigkeit. Ein Gewerbe, eine Fertigkeit oder Kunst erb-

ten sich nicht selten von dem Vater auf den Sohn durch mehrere Generationen fort. War zum Beispiele der Großvater Zeug- oder Schuhmacher ein fertiger Meister, so war es gewiß nicht minder auch der Sohn und der Enkel. Und so konnte es kommen, daß in einem lange heimischen Fache zuweilen ein Talent hervortrat, welches über das Gewöhnliche hinaus ging.

Eine weitere Anregung und Förderung für strebende Jünger war, um von unserer Gegend allein zu sprechen, stets auch der fürstlich fürstenbergische Hof. — In der Zeit, von der hier die Rede ist, war es insbesondere die Fürstin Maria Antonie, welche durch Pflege der schönen Künste ein heiteres, genußreicheres Leben um sich schuf. Unter ihrem Mäcenate war in Donaueschingen ein Hoftheater erbaut worden, wo durch eigene, so wie aus der Ferne berufene Kräfte viele jener Zeit entsprosste Meisterwerke dramatischer Kunst zur Aufführung kamen. Vor allen waren es die ewig schönen Produkte des heitern, lebensfrischen Mozart, welche mit Sorgfalt und Liebe einstudiert, auf der neuen Bühne gegeben wurden; und der Eindruck, den diese Leistungen auf den größten Theil des Publikums hervorbrachten, mußte um so größer seyn, je weniger man gewohnt war, je etwas Derartiges zu hören und zu sehen. Begünstigt durch die damaligen tiefen Friedensjahre hatte die Kunst in ihrem gemeinsamen Aufschwunge noch etwas Jugendliches, Frisches, was selbst durch die nachfolgenden Kriegswetter nicht ganz verkümmert werden konnte.

Man wird nun gerne zugeben, daß alles dies ein Element gebildet habe, worin eine junge Pflanze einige Nahrung und einigen Halt finden mochte. — Von diesen allgemeinen Umrissen zum Einzelnen übergehend, finden wir die Familie Schelble's*) seit

*) Die ältere Schreibart dieses Namens ist Schelblin.

frühesten Zeiten als Bürger des fürstenbergischen Städtleins Hüfingen. Der Großvater, so wie der Urgroßvater trieben das kunstverwandte Handwerk der Faßmalerei, ein Gewerbe, welches heut zu Tage theilweise unsre Vergolder ausüben. Nebenbei versahen diese Männer noch den Kanzleidienst beim dortigen fürstlichen Justizamte, und als Lieblingsbeschäftigung trieben sie Musik. Stets fanden sie sich unter denen, welche in der Pfarrkirche des Ortes als leibliche Dilettanten mitwirkten und zwar als Violinspieler.

Diese letztere Fertigkeit war auch eine Erbschaft des Vaters unseres Schilde. Das Kunstgewerbe, die Faßmalerei, wiewohl er von Jugend auf darin unterrichtet war, behagte ihm nicht sonderlich. Sein Sinn ging mehr auf Musik, Mechanik und Nebenkünste. Weil aber alles dieses, ohne bestimmten Zweck getrieben, wenig geeignet schien, eine sichere Existenz zu gewähren, so hatte der junge Mann sich entschlossen, Schullehrer zu werden. Er nahm deshalb Unterricht bei dem Normallehrer und Musikpräzeptor Käser in Donaueschingen, wo er nebst den Schulwissenschaften Anweisung im Orgel- und Klavierspiel erhielt. Der gänzliche Mangel einer Singstimme jedoch, ohne welche er nie auf bessere Plätze Anspruch gehabt hätte, war es, was den Kandidaten bewog, dem Lehrfache zu entsagen, und sich wieder dem angestammten Haus- und Kanzleigeschäfte zuzuwenden.

Zur selben Zeit war in dem Städtlein ein Kaplan, Namens Xaver, welcher als Gesanglehrer und Direktor der Kirchenmusik sehr in Ansehen stand. Eine seiner Schülerinnen, die Oberlingerin Katharina Wetz, die Tochter eines bemittelten Bauern, zeichnete sich durch eine hübsche Stimme so vortheilhaft aus, daß man ihr von verschiedenen Seiten rieth, in's Kloster zu gehen, wo damals diese Eigenschaft als Empfehlung gelten konnte. Durch die Ermahnungen und das Zureden Verwandter und Freunde für das

klösterliche Leben im Voraus eingenommen, hatte das fünfzehnjährige Mädchen endlich den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen und in dem nahen Kloster Amtenhausen sich aufnehmen zu lassen. Ein Gleiches wollte eine ihrer Freundinnen thun.

Unter Glück- und Segenswünschen der Aeltern hatten die beiden Jungfrauen voll Zuversicht ihre Wanderung dorthin angetreten, um sich vorläufig einer Probezeit und Prüfung im Gesang zu unterziehen, von deren Erfolge ihre Aufnahme in das geistliche Stift abhängig gemacht worden war.

Alles gieng nach Wunsch, und die beiden Mädchen wurden mit den besten Versprechungen aus dem Kloster entlassen, nachdem man ihnen den Tag bestimmt hatte, an welchem sie sich wieder anmelden sollten. — Sey es, daß die Abgeschiedenheit, der Zwang und der Ernst des klösterlichen Aufenthalts auf die jugendlichen, noch von keiner bittern Erfahrung getrübten Gemüther ungünstigen Eindruck gemacht, oder daß ihr Entschluß kein ursprünglicher gewesen — genug, die Beiden wanderten schweigend heimwärts; und als sie aus dem engen Thale herausgekommen in die sommerhelle Landschaft, wo überall im Felde fleißige Hände sich regten und in glänzender Welle die junge Donau floß, während hundertfältige Jubelstimmen aus den grünen Buchenwäldern riefen — da wurde es den Himmelsbräuten sonderbar zu Muth. „Katharina!“ unterbrach die Eine das bisherige Schweigen, „nicht wahr, wir gehen nicht in's Kloster!“ Und die Andere, als wäre eine schwere Last von ihrem Herzen, stimmte lebhaft und entschieden bei.

Ohne sich umzusehen, wie sie später noch oft erzählten, hatten die Mädchen den Weg zurückgelegt und als sie heim gekommen, wußten sie den Ihrigen viel von der Kutte und dem baaren Gelde zu erzählen, was man als nothwendiges Erforderniß zum Eintritt in das Kloster ihnen zur Bedingung gemacht habe.

Unterdessen hatten die Umstände den ehemaligen Schulamtskandidaten Franz Joseph Schelble auf eine Bahn geführt, die mehr seiner angeborenen Neigung zu entsprechen schien. Der junge Mann war nämlich öfters als geübter Klavierstimmer in's Schloß nach Donaueschingen gerufen worden, wo er manches Neue im Baue des verbesserten Instrumentenbaues sah und hörte, was bei ihm Nachahmung erweckte. Durch natürliches Geschick und eigenes Nachdenken gelang es ihm in kurzer Zeit, Klaviere nach der damals einfacheren Bauart herzustellen. Eines dieser Instrumente kam der Fürstin Antonie zu Gesicht, und die hohe Frau bezeugte der vaterländischen Arbeit so viel Beifall, daß sie das Werk ankaufte und den Verfertiger ermunterte, auf dem betretenen Weg weiter zu schreiten. Diese und ähnliche Erfolge bewogen den strebsamen Mann seine Versuche zum förmlichen Geschäfte anzuschauen, welches ihm vereint die Mittel zur Gründung eines eigenen Hausstandes bieten sollte. Dieser Gedanke mochte wohl vor Allen eine Neigung eingegeben haben, welche der Jüngling der hübschen Opernsängerin Katharina Götz zugewendet hatte — ein Verhältniß, welches im Jahre 1787 glücklich zur Heirath gedieh. Die jungen Eheleute bezogen ein eigenes aus ihrem wenigen zusammengebrachten Vermögen erbautes Haus, wo am 16. Mai des Jahres 1789 unser Johann Nepomuk, das zweite Kind ihrer Ehe, das Licht der Welt erblickte.

Um dieselbe Zeit war der Dienst eines Verwalters oder Vorstehers des fürstenbergischen Fuchsbaues zu Hüfingen in Erledigung gekommen. — Unter die Zahl der Bewerber gehörte auch der Instrumentenmacher Franz Joseph Schelble. Die Herren Regierungsräthe hatten bereits in einer Sitzung einem ihrer Begünstigten die Stimmen gegeben, als der regierende Fürst Joseph Wenzel mit den Worten: „der Klaviermacher muß die Stelle haben!“ dazwischen fuhr und der Debatte ein Ende machte.

Auf diese Weise hatte nun der junge Ehmann einen neuen Wirkungskreis erhalten, der ihn jedoch nicht hinderte, seiner angeborenen Neigung zu mechanischen Arbeiten volles Genüge zu thun. Neben der Verwaltungskanzlei (es wurde damals noch nicht so viel geschrieben und gehandelt wie heut zu Tage) ward bald eine Werkstätte eingerichtet, wo in freien Stunden der Verwalter mit einigen Gesellen dem Klavier- und Orgelbau oblag, und dazwischen hinein wohl auch einmal in astronomischen und andern Uhrwerken sich versuchte. — Das Interesse an diesen Arbeiten war groß, jedenfalls größer als der pekuniäre Vortheil, den sie brachten. Konnte ja doch bei dem erfinderischen Geiste des lebhaften Mannes nichts methodisch durchgeführt werden, nebstdem daß das Amt eines Vorstehers der Strafanstalt bei äußerst kleinem Hilfspersonal seine meiste Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Der kleine Sohn zeigte schon im zarten Alter eine unverkennbare Liebe zur Musik. — Das älterliche Haus war zur selben Zeit der Sammelplatz verschiedener Beamten und befreundeten Bürger der kleinen Amtsstadt, wovon die meisten als Lieblingsbeschäftigung etwas Musik trieben und in dem Hause öfters ihre Proben und Uebungen abhielten. Es konnte wohl nicht fehlen, daß auch der kleine Johann Nepomuk einige Unterweisung in dieser Kunst erhielt, und zwar durch seinen Vater im Klavierspielen, während anderseits die Mutter und ehemalige Oberländerin dem Kinde gerne ihre Lieder vorsang.

Ueber solchen Beschäftigungen waren die Kriegszeiten hereingebrochen, und das geräumige Zuchthaus zu Hüfingen ward zu einem österreichischen Spital eingerichtet. Unter den längere Zeit dort Einquartirten befand sich auch ein kaiserlicher Feldpater, welcher auf dem Klaviere nicht geringe Fertigkeit besaß, und mit Vorliebe mozartische Melodien vortrug. Das Spiel dieses Mannes

machte solchen Eindruck auf den siebenjährigen Knaben, daß er oft sagte: wenn er es einmal so weit gebracht haben werde, wie der Herr Feldpater, so wolle er zufrieden seyn.

Gleichzeitig mit den Anfangsgründen auf dem Klaviere erhielt der Kleine auch Unterricht im Singen, in welcher Kunst Kaplan Eiselin, ein Nachfolger Reeser's, sein erster Lehrer war. Bei diesem Manne von etwas reizbarem Temperamente hatte jedoch der Schüler wenig gute Stunden. Abgesehen davon, daß der Unterricht nach sehr pedantischer Methode gegeben wurde, hatten die Zöglinge von dem ungeduldigen Wesen ihres Instruktors gar manche Unannehmlichkeit zu erdulden. So wie es z. B. für den aufmerksamen Beobachter gewisse Zeichen in der Luft giebt, woraus die bevorstehenden Erscheinungen der Atmosphäre zu errathen sind, ähnlich so konnten die Kinder schon aus dem Aeußern des geistlichen Herrn den Humor und die Stimmung ihres Lehrers prophezeien. War nämlich in der Morgenstunde seine Garderobe wohl geordnet, die Haartour glatt und das Zöpflein sorgfältig gewickelt, so durfte man mit Gewißheit einen wolkenfreien Tag verhoffen; zeigte sich aber das Gegentheil, so wußten die Untergebenen, daß es heute nicht ohne Sturm und Unwetter abgehen werde.

Der sanftmüthige Knabe Schelble stand aber noch in besonderer Ungunst des Lehrers; denn je mehr Fortschritte der talentvolle Kleine machte, desto mehr glaubte jener eine Entmuthigung seiner übrigen, meist ältern Schüler daraus erwachsen zu sehen. Die Ungnade des Instruktors gieng zuletzt in offene Vernachlässigung über, die bald damit endete, daß der Schüler unter dem Vorwande, es gebreche ihm an Talent, ganz von dem Unterrichte ausgeschlossen wurde. Ein Freund des Schelble'schen Hauses und nicht ungeschickter Organist und Klavierspieler, der Amtotanzlist Schlosser, nahm sich jedoch des Ausgewiesenen an, und setzte den

muſikaliſchen Unterricht mit ihm fort. Der Zögling machte ſeinem Lehrer alle Ehre, und nicht lange, ſo wurde der Kleine auserſehen, bei einer Feſtvorſtellung, welche der Rückkehr des, wegen Kriegsunruhen geflüchteten fürſtlichen Hofes galt, im Hoftheater zu Donaueſchingen die Begrüßungsarie zu ſingen. Der kindiſche Verſuch fand beifällige Beachtung, und der Fürſt Karl Joachim belohnte den kleinen Sänger mit einem Goldſtücke.

Geſchmeichelt und gerechtfertigt durch dieſe Erfolge, machte jetzt Freund Schloſſer den Aeltern den Antrag: dem Sohne zu einem Freiplatz im Kloſter Obermarchthal, wo er einen Freund hatte, verhelfen zu wollen. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, die nöthigen Schritte wurden gethan und der Knabe erhielt die Zulaſſung.

Jenes geiſtliche Reichsſtift war ſeiner Zeit eines der bedeutendſten Klöſter des ſchwäbiſchen Oberlandes; ſeine weitläufigen, nahe der Donau gelegenen Gebäulichkeiten beherbergten ausgedehnte Unterrichtsanſtalten. Pater Ulrich Braig, Direktor der Obermuſik, war der Freund, an welchen Schloſſer ſeinen Schützling empfohlen hatte. Und wahrlich es bedurfte eines väterlichen Freundes und Führers, ſollte der elfjährige Oberknabe in dieſer ungewohnten, großen Umgebung nicht muthlos und kleinmüthig werden. — In muſikaliſcher Beziehung jedoch fand der Schüler nicht, was er gehofft hatte. Der Unterricht, in einer geiſtlos pedantiſchen Methode gegeben, konnte ihm nur wenig frommen. Doch ſollte das jugendlich empfängliche Gemüth auch hier nicht ganz leer ausgehen: wenn nämlich die Mönche Nachts im Chore der hehren Kloſterkirche ſich verſammelten, um, begleitet von dem herrlichen Orgelſpiele des damals berühmten Contrapunktiſten Sixt Bachmann, die Pſalmen anzuſtimmen, da ſey es, nach Schelble's eigenem Zeugniſſe, dieſe Muſik geweſen, welche einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Ein freudiges Ereigniß war dem Oberknaben der Besuch seiner ältern Schwester, die mit einem alten Diener der Hüfinger Strafanstalt und dessen Weibe, welche in der Nähe zu Hause war, die Reise nach Marchthal gemacht hatte. Der Alte brachte seinem kleinen Lieblinge zum Willkomm einen buntfarbigen Spielball, den eine im Zuchthause sitzende Vagantin eigens zu diesem Zweck hatte fertigen müßen. — Da konnte wohl das Sprichwort Anwendung finden: es ist ein Kleines worüber sich Kinder freuen!

Der Aufenthalt in dem Stifte war nur von kurzer Dauer; denn schon nach zwei Jahren zog die allgemein ausgesprochene Säcularisation der Reichs-Klöster auch diesem Institute seine Auflösung zu, und Schelble war genöthigt, wiederum in's Vaterhaus zurückzukehren.

Es war zur Winterzeit und außerordentlich kalt; der mit Winterkleidern nicht hinlänglich versorgte Sängerknabe erkältete sich auf dem offenen Fuhrwerke, welches ihn mit einem jüngeren Landsmanne in die Heimath bringen sollte, dermaßen, daß er bei seiner Ankunft, ehe er noch das entfernt liegende älterliche Haus erreichen konnte, bei einem Onkel unter- und zu Bette gebracht werden mußte.

Sein Verweilen im Heimathhause fiel in die Epoche, wo seine Stimme zu wechseln begann, weshalb alle Muße allein nur auf das Klavierspielen verwendet wurde. — Eines Tages spielte Schelble für sich allein mehrere Klavierstücke durch, als er plötzlich durch den Zuruf: „Brave — aber im Baß geht es zu stark", unterbrochen und überrascht wurde. Es war ein alter fürstenberger Soldat, welcher zum offenen Fenster herein (das Zimmer lag zu ebener Erde) den Spieler belauscht und alle kritisirt hatte. — Schelble, über die sonderbare Bemerkung betreffen, fand nach einigem Nachdenken, daß der alte Kriegsmann mit seinem Tadel so

ganz unrecht nicht habe, und verwendete, wie er ſpäter erzählte, ſeitdem mehr Aufmerkſamkeit auf das Spiel der linken Hand.

Um dieſe Zeit las der junge, ſich ſelbſt überlaſſene Muſiker zufällig einen Auszug einer damals erſcheinenden Zeitſchrift von Forkel: „Ueber Sebaſtian Bach's Leben und Kunſtwerke", worin unter Anderm auseinander geſezt ward, nach welchen Grundſätzen Bach die Mechanik des Klavierſpiels angewendet und geübt habe. Schelble bekannte, daß ihm dieſe Andeutungen von nun an als goldene Regel gegolten, die er bei ſeinem ferneren Studium zur Richtſchnur genommen habe.

Als humoriſtiſche Beigabe zu dieſen ernſteren Beſchäftigungen mochte wohl der Jüngling ſeine Thätigkeit bei der ſtädtiſchen Muſikbande betrachten, welches Korps den Zweck hatte, bei kirchlichen Feſten und Aufzügen verſchönernd mitzuwirken. Als Mitglied dieſer geziemend uniformirten Truppe hatte Schelble die Ehre, das Picolo zu ſpielen, auf welchem Inſtrumente der junge Mann bedeutende Virtuoſität beſeſſen haben ſoll.

Bei all' dieſem Treiben jedoch war nicht wohl abzuſehen, wie Muſik allein ihrem Jünger eine ſolide haltbare Exiſtenz für die Zukunft ſchaffen werde. Den Aeltern wenigſtens erſchien die Kunſt ein allzu unſicherer Boden, weßhalb ſie den Entſchluß faßten, den Sohn das Gymnaſium in Donaueſchingen beſuchen zu laſſen, wo er die in Marchthal angefangenen Sprach- und anderen Studien fortſetzen und nebenher bei dem fürſtlichen Kammerſänger und Expeditor Weiß, der ein Schüler des berühmten Raff in München war, Unterricht im Geſang nehmen ſollte.

Seine Stimme hatte ſich unterdeſſen wieder gehoben und er ſuchte ſie nach der ſtrengen, wenn auch etwas einſeitigen Methode dieſes Lehrers eifrigſt auszubilden. Es war dies der erſte gründliche Unterricht, der ihm zu Theil wurde, und hatte nicht wenig

Einfluß auf die ernſte Richtung, welche Schelble fortan inne hielt. — Der Aufenthalt in Donaueſchingen gab dem talentvollen Schüler öfters Gelegenheit, bei Hofmuſiken und Konzerten, ſo wie auch im Hoftheater ſich hören zu laſſen. Und hier war es, wo dem ſechszehnjährigen Sänger einſt bei Aufführung der Oper: „die beiden Savojarden", eine anmuthige, zarte Huldigung zu Theil wurde, und zwar von Seiten einer durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens gleich ausgezeichneten jugendlichen Fürſtentochter, die, einen paſſenden Augenblick wahrnehmend, dem Sänger nach geendigtem Spiele das ſeidene Tuch zuwarf, welches ihr in der Rolle eines Savojardenknaben zur Augenbinde gedient.

Je mehr aber der Jüngling in ſeiner Kunſt ſich hervorthat und Beifall gewann, deſto eifriger ließ es ſich der Vater angelegen ſeyn, dem Muſenfache einen praktiſchen ſoliden Boden unterzubreiten. Er hatte deßhalb Schritte gethan, ſeinem Sohne eine Gehülfenſtelle im fürſtlichen Hauptarchive zu Donaueſchingen zu verſchaffen, und ſchon war eine proviſoriſche Anſtellung mit einem kleinen jährlichen Gehalte verwilliget, als Schelble erklärte, unter jeder Bedingung ſeinem urſprünglichen Berufe getreu bleiben zu wollen, und durch nichts ſich binden zu laſſen, was ihn von der einmal beſchrittenen Bahn ablenken könne. Ja er ſtellte ſogar den Aeltern ein heimliches Entweichen aus der Heimath in Ausſicht, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, auf gütlichem Wege abzukommen. Denn längſt ſchon hatte er ſeinen Blick weiter gerichtet, nach einem Orte, wo ihm ein höhere Stufe muſikaliſcher Bildung werden konnte.

Er hatte den Plan gefaßt nach Darmſtadt zu gehen, wo damals der berühmte Abbe Vogler lebte. Theilnehmende Freunde, unter dieſen beſonders der fürſtliche Hofrath und Leibarzt Rehmann und ſeine Gattin, hatten ihm dazu gerathen. Er wollte den Weg über Hechingen nehmen, wo einer ſeiner früheren Gönner,

der ehemals fürſtenbergiſche Muſik- und Rittmeiſter v. Hampeln, an der Hofkapelle angeſtellt war. Von dort gedachte er Stuttgart zu beſuchen, wo ihm die Landsleute Krebs der Kammerſänger und der Galleriedirektor Seele nützlich ſeyn konnten. — An Erſteren wies ihn ein Empfehlungsbrief von ſeinem Lehrer Weiß, obwohl dieſer den talentvollen jungen Mann lieber bei ſich behalten hätte, und ihm deßhalb bereits einen kleinen Gehalt als Sänger in Donaueſchingen ausgemittelt hatte. Bei Seele konnte die Bekanntſchaft der beiderſeitigen Aeltern als Anlaß des Beſuchs gelten.

Alſo ausgerüſtet verließ Schelble im Jahr 1807 Donaueſchingen und die Vaterſtadt. Ueber die Reiſe und ſeine Ankunft in Stuttgart berichtet ein vorhandener Brief, den wir hier einſchalten wollen.

„Theuerſte Aeltern!

Kaum hatte ich meinen erſten Brief in Hechingen der Poſt übergeben, als ich einen von Euch, lieber Vater, erhielt, woraus ich erſah, daß Ihr bei Eurer Rückkehr meine liebe Mutter und Geſchwiſter geſund und wohl angetroffen habt. Ich befinde mich, einen fatalen Schnupfen abgerechnet, wohl. In Hechingen fand ich für nothwendig, Euern Rath zu befolgen und mir ein warmes Unterwamms zu kaufen. Herr von Hampeln beſorgte mir bei einem Juden den Einkauf. Durch dieſe und andere Ausgaben wurde meine Kaſſe etwas geſchwächt und es ſchien mir räthlich, elf Gulden gegen eine Quittung aufzunehmen. Für Fräulein Mina von Hampeln kaufte ich zugleich ein kleines, modern geſticktes Halstuch und für mich ein Paar Handſchuhe.

Mittwoch früh um fünf Uhr reiste ich mit dem Hechinger Boten weiter; es war ſehr kalt und ich würde es jezt bereut haben, meine Einkäufe nicht gemacht zu haben. Zwei Stunden vor

Stuttgart blieb ich mit dem Boten übernacht. Dieſelbe Koſt und das Nachtlager wie in Schönbrunn fand ich hier nicht, es war Alles ſo ziemlich das Gegentheil. Morgens gieng es früh wieder auf den Weg, und wir kamen um ſieben Uhr hier in Stuttgart an. — Ich kleidete mich ſogleich um, und ließ mir die Wohnung des Herrn Gallerie-Direktors Seele zeigen, den ich jedoch nicht zu Hauſe traf. Man führte mich auf die Akademie, wo er ſein Arbeitszimmer hat. Er nahm mich ſehr gütig auf, und wollte mir ſogleich, weil der König gerade abweſend iſt, die Reſidenz zeigen, wurde aber durch Geſchäfte abgehalten. Er führte mich hierauf zu Herrn Krebs, den wir krank im Bette antrafen. Seele ſezte ihn von meinem Entſchluſſe in Kenntniß, und bat ihn ſehr freundlich, er möchte ſich doch meiner annehmen und mir in Allem mit Rath und That beiſtehen, worauf er ſich empfahl. Ich reichte Herrn Krebs meine Briefe, und er überlas zuerſt den ſeines Onkels Wölfle, ſodann das Schreiben des Herrn Weiß. Nachdem er geleſen hatte, ſagte er: „Ja! — wenn ich Ihnen rathen ſoll wie ein Vater, ſo rathe ich Ihnen anders als die Rebmännin und alle Die, welche Sie beſtimmten, bei Vogler ſingen zu lernen.“ Nachdem fragte er mich noch über Manches; beſann ſich hierauf lange ohne etwas zu ſagen, dann hub er an: „Entweder Sie verlegen ſich auf die Kompoſition allein, um einſt als Kompoſiteur aufzutreten, oder Sie müßen ſich dem Geſange ausſchließlich widmen, um als guter Sänger ſpäter eine Anſtellung finden zu können. Beides zugleich werden Sie entweder erſt nach langer Zeit und mit vielem Geldaufwand, oder am Ende gar nicht erreichen“. Ich ſagte ihm, daß ich auf das Studium des Geſanges mein Hauptaugenmerk gerichtet habe. „Und Sie wollen zu Abbé Vogler, um ſingen zu lernen?“ — „Ja“, war meine Antwort. „Lieber Freund“, ſagte er, „dieſer Plan mag wohlgemeint ſeyn, aber Sie werden

ihren Endzweck durchaus nicht erreichen, ich kenne Abbé Vogler so gut wie ich meinen besten Freund kenne; er war vor zwei Monaten hier und ich hatte täglich Gelegenheit, sowohl seinen musikalischen wie sittlichen Charakter genau kennen zu lernen. Er besizt eine gründliche Theorie der Musik überhaupt, er weißt wie man Anfängern im Gesange die Scala docieret, aber wahre Sänger vermag er doch keine zu bilden; Sie würden nach seiner Methode alle chromatischen und enharmonischen Gänge treffen, und zulezt doch ein gefühlloser Sänger seyn, der außer dem Contrapunkt und einigen Kirchen-Kompositionen singen zu können, kein anderes Verdienst besäße, als sogar die sangbarsten Sachen steif vorzutragen. Geiz ist seine Hauptleidenschaft, welche aber von einer krankhaften Ueberspannung herrühren mag; denn er glaubt immer dereinst noch vor Hunger und Armuth zu Grunde gehen zu müßen, wie er mir oft selbst klagte; er würde Sie deßhalb seiner allzugroßen Habsucht aufopfern". Dann, bemerkte er noch, meine Fortschritte im Gesang würden bei ihm sehr langsam seyn. Um die Komposition zu lernen, wolle er mir Danzi rathen, der, ihn als vortrefflichen Harmonisten nicht zu erwähnen, einer der jezt beliebtesten Melodisten sey; er verbinde mit seiner Kunst eine seltene Menschenliebe, auf welche etwas zu bauen wäre; um aber als Sänger einst mein Glück zu finden, rathe er mir, da ihm Weiß schreibe, ich hätte seine Schule noch einige Jahre nothwendig, wieder zu ihm zurückzukehren. — Ich sagte, daß ich beinahe zwei Jahre sein Schüler gewesen sey, und während dieser Zeit die Vortheile zur Stimmbildung mir so ziemlich eigen gemacht habe; meine Stimme sey freilich noch nicht ganz gebildet, ich hoffe jedoch durch eigenes Studium sie zu vervollkommnen. Herr Krebs sagte hierauf, er wolle mich prüfen, finde er, daß ich schon ziemlich vorwärts gekommen sey, so wolle er auf einen andern guten Rath denken,

ich müße alſo am nächſten Freitag ſingen, und er wolle mehrere Kunſtverſtändige dazu einladen, damit er ein unparteiiſches Urtheil höre."

So weit der Brief; das Ende deſſelben liegt nicht mehr vor, und kann ſomit das Ergebniß der Probe nur noch der Hauptſache nach mitgetheilt werden.

Schelble ſang wirklich an dem bezeichneten Abend, und zwar ſo ſehr zur Zufriedenheit ſeines Gönners und der übrigen Herren, daß ihm Erſterer Gelegenheit verſchaffte, in einem Konzerte vor dem Könige ſich hören zu laſſen. Der jugendliche Sänger ärntete Beifall und am andern Tage wurde ihm durch Dr. Jakobi, dem königlichen Leibarzt, zu wiſſen gethan, daß ihm der König eine Anſtellung als Sänger am Theater biete, und er beauftragt ſey zu fragen, unter welchen Bedingungen er zu bleiben geſonnen wäre.

Schelble, dem die Theater-Laufbahn nicht ſein vorgeſtecktes Ziel war, konnte ſich nicht ſogleich entſchließen und würde wohl das Anerbieten ohne das Zureden ſeiner Freunde abgelehnt haben. Bei einer zweiten Unterredung mit dem königlichen Leibarzte äußerte er: ob fünfhundert Gulden wohl zu viel ſeyn möchten? „Das iſt zu wenig, lieber Freund", verſetzte der wohlmeinende Arzt, „damit reichen Sie hier nicht aus, verlangen Sie keck tauſend, ich will, wenn es Ihnen recht iſt, die Sache alſo dem Könige vortragen".

Schelble erhielt demnach die Anſtellung unter den verabredeten Bedingungen als königlicher Hof- und Opernſänger, und Krebs intereſſirte ſich bald mit großer Vorliebe für den enthuſiaſtiſch ſtrebenden Jüngling. Das Krebs'ſche Haus, in welchem von nun an Schelble wohnte, war ſeiner Zeit der Sammelplatz jüngerer Männer vom Muſikfache, welche zum Theil auch ihren Koſttiſch daſelbſt hatten. Der Hausherr war eine jener tüchtigen anregenden Naturen, die wie zum Vorbild und Mentor Jüngerer geſchaffen ſind. Eine gründliche Bildung und ſchönes Talent machten ihn

zum Künſtler im beſten Sinne des Wortes, während die Liebe und der Eifer, womit er Alles, was ſich auf die Kunſt bezog, erfaßte und betrieb, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ſeine Umgebung bleiben konnte. Zudem war Stuttgart dazumal der Ort manch' regen Strebens, und der Hof wußte Leben um ſich zu verbreiten, indem er jüngere Talente, welche über das Gewöhnliche ſich erhoben, hegte und förderte.

Die peſtalozzi'ſchen Erziehungsgrundſätze beſchäftigten zur ſelben Zeit mächtig die Geiſter. Ihre Anwendung auf den muſikaliſchen Unterricht lag nahe, und ſchon durch Nägeli ward der Gedanke hiezu angeregt. Auch Krebs hatte dieſe Idee aufgefaßt und ſie bei der ſeiner Zeit neu errichteten Muſikſchule am ſtädtiſchen Waiſenhauſe zu verwirklichen geſucht. Schelble, welcher an dieſer Anſtalt durch die Verwendung ſeines Freundes eine weitere Anſtellung erhalten, gieng darin ſchon weiter, indem er ſeine Schüler ſelbſt Melodien erfinden und ſogar mehrſtimmige Sätze ausarbeiten ließ. Zum Behufe zweckmäßiger Treff- und Leſeübungen aber ſchrieb er eine Menge, zum Theil contrapunktiſch gearbeiteter Uebungsſtücke*).

Bei dieſer vielfachen Thätigkeit vergaß jedoch Schelble keineswegs das Höherliegende. Mit Eifer begann er das Studium der Kompoſition, und welch' tiefe Kenntniſſe er ſich hierin erworben, beweiſen am beſten ſeine Kompoſitionen ſelbſt, wobei er vorzüglich Mozart zu ſeinem Vorbild nahm, und ſich deſſen Form und Weſen

---

*) Ein Bericht in der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" vom Jahr 1812 erwähnt Schelble's mit beſonderer Auszeichnung. Es heißt darin unter Anderm: „Wenn er auch nicht ſchon früher ſeine Geſchicklichkeit als Lehrer in einem Privatinſtitute bewieſen hätte, ſo würden die Fortſchritte ſeiner Schüler zeugen müßen, daß er die Sache aus dem rechten, ja vielleicht einzig wahren Geſichtspunkt betrachtet".

dadurch anzueignen ſuchte, daß er die Werke dieſes unvergleichlichen Meiſters fleißig ſtudierte. Zu ſolchem Zwecke ließ er ſich unter Anderm deſſen ſämmtliche Streichquartette und Quintette in Partitur ſetzen. Nebſt verſchiedenen Quartetten ſchrieb Schelble damals auch eine Oper „Graf Adalbert", zu welcher Krebs den Text gedichtet hatte. Alle dieſe ſeine Geiſteswerke zeigen, nach dem Urtheile kundiger Richter, nicht nur eine glückliche Erfindungsgabe, ſondern ſind auch in Form, Harmonie und Stimmführung durchaus gelungen zu nennen.

Vorübergehend mag hier eines vorherrſchenden Zuges in dem Charakter des trefflichen Mannes gedacht werden: die ſtets unwandelbare Anhänglichkeit an die Seinigen, verbunden mit der Sorge, nicht nur dieſen, ſondern auch allen Nahеſtehenden nützlich und förderlich zu ſeyn. — Daher kam es auch, daß er zwei ſeiner jüngern Schweſtern (von vierzehn Geſchwiſtern hatten nur fünf das reifere Alter erreicht) zu ſich nach Stuttgart berief, wo ſie unter der ſtrengen Aufſicht der Krebs'ſchen Familie einer künſtleriſchen Bildung theilhaftig werden ſollten. — Doch, zu ihrem Glück vielleicht, führte ſie das Schickſal nach kurzem Aufenthalte in der Reſidenz wieder den heimathlichen Verhältniſſen zu, worin ſie in ſpäter gegründeten Familienkreiſen eine angemeſſenere Beſtimmung finden ſollten.

Es läßt ſich denken, wie erfreut die Aeltern über das Wohlergehen des Sohnes waren. Auch der alte Lehrer Giſelin, der Freund des Hauſes, der längſt ſchon wieder mit ſeinem ehemals ſo falſch beurtheilten Schüler ſich ausgeſöhnt hatte, kam in Begleitung der Aeltern nach Stuttgart, um ſich perſönlich von den Fortſchritten und dem Wohlergehen des zwanzigjährigen Hoffängers zu überzeugen.

Bis zum Jahr 1814 blieb Schelble in Stuttgart. Der Drang nach höherer Ausbildung veranlaßte ihn, die dortigen Verhältniſſe

aufzugeben und einem Rufe an das Wiener Hoftheater zu folgen. Nach des Künstlers eigenem Urtheile erreichte sein Gesang zu jener Zeit noch keineswegs die Höhe, welche seinem Ideale entsprach, daher es auch kommen mag, daß sein erstes Auftreten in der Kaiserstadt ohne sonderliche Beachtung blieb, wozu jedoch eine anhaltende Heiserkeit des Sängers, die zuweilen wie ein düsterer Flor seine Stimme überzog, mit eingerechnet werden muß.

„„Am zwanzigsten Juni (1814)““, schrieb er seinen Aeltern, „„bin ich im „lustigen Schuster“ von Paer aufgetreten. Ich habe Euch in meinem lezten Briefe über mein erstes Debut geschrieben, demzufolge Ihr Euch leicht denken konntet, daß das Publikum nicht mit den besten Erwartungen von meinem Talente als Sänger in's Theater gieng, weil der größte Theil desselben meiner vormaligen Heiserkeit keinen Glauben beimessen wollte. Demungeachtet gefiel meine Leistung; ich hatte freilich alle Künstler, die mich in der Probe hörten, für mich, was hier viel werth ist. Das ganze Orchesterpersonal sprach von mir überaus günstig. Den Tag nach dieser Oper ließ mich Graf Palfi rufen, um die Unterhandlungen, welche (da mir inzwischen von auswärtigen Direktionen vortheilhafte Anträge gemacht werden) noch immer nicht beendet waren, in's Reine zu bringen. Ein Advokat, Namens Schreivogel, dem Palfi das ganze Geschäft aufgetragen hatte, sollte mit mir contrahiren. Wir waren einig bis auf die Reiseentschädigung, welche mir schon in Stuttgart zugesichert worden war. Schreivogel sagte mir, daß nicht die jezige Direktion, sondern die frühere interimistische unter Schwarzenberg diese Verbindlichkeiten eingegangen habe. Ueber diese Aeußerung wurde ich ungehalten, und verließ nach kurzem Wortwechsel das Zimmer mit der Versicherung: das Engagement gar nicht annehmen zu wollen. Ich ließ mir, wie früher bestimmt war, hundertundfünfzig Gulden als Honorar für

die beiden Rollen, in welchen ich aufgetreten, ausbezahlen und hatte ſchon den Tag meiner Abreiſe beſtimmt, als die Direktion mich fragen ließ, wie viel ich denn Reiſeentſchädigung verlange; worüber ich mich erklärte und wir endlich einig wurden. Ich wollte jedoch keinen längern Kontrakt als auf ein Jahr eingehen. Mein Gehalt belauft ſich auf zweitauſend fünfhundert Gulden, nebſt der Zuſicherung, daß binnen Monatsfriſt die Oper „Maſſiniſſa" auf die Bühne gebracht werden ſolle. Ich habe Euch ſchon in meinem vorigen Briefe geſchrieben, daß ich entſchloſſen ſey, die hieſigen Verbindungen aufzugeben. — Unterdeſſen habe ich die Sache überlegt. Jedermann weißt, daß Wien gegenwärtig einen Tenoriſten ſehr nöthig hat; Viele, theils in Stuttgart, theils an andern Theatern, deren theilnehmende oder neidiſche Augen im jezigen Augenblicke auf mich gerichtet ſind, wiſſen, daß es mein Wunſch geweſen iſt, in Wien zu bleiben. Wenn ich nun auch zehnmal der bin, der nach genauer Prüfung die hieſigen Verhältniſſe nicht mehr wünſcht, ſo würde doch ein Bruch mit der Direktion nicht meinem Willen, ſondern einer, meinem Renomme als Künſtler nachtheiligen Urſache zugeſchrieben werden. Ich hielt es ſomit für Pflicht gegen mich ſelbſt, wenigſtens ein Jahr hier mich zu verbinden, um nicht einen falſchen Schein auf mich zu ziehen. Nach Umfluß dieſer Zeit kann ſich Manches geändert haben, und will ich reiſen, ſo ſtehen mir, dem ehemaligen k. k. Hofopernſänger, die Pforten aller deutſchen Theater offen. Unterdeſſen werde ich meiner Stimme die lezte Politur geben, ja ich kann ſagen, daß ſie bereits jezt ſchon wieder beſſer geworden iſt. — Ich bin ſo geſund, liebe Aeltern, daß ich Gott nicht genug danken kann für dies herrliche Geſchenk; auch lebe ich bei meinen fleißigen Studien in einer fortwährenden Ruhe mit mir ſelbſt. Würde der Gedanke: wie geht es meinen lieben Aeltern, werden auch ſie im Kreiſe ihrer Kinder

glücklich seyn? mich nicht manchmal beunruhigen, wahrlich so wäre meine jetzige Lage beneidenswerth. Doch die Vorsehung, scheint es, habe, um uns vor Hochmuth und anderm Bösen zu bewahren, es so eingerichtet, daß mit den schönsten beruhigendsten Freuden stets das Gegentheil im Vereine steht.““

Nach Ablauf der Verbindlichkeiten folgte Schelble einem Rufe nach Treßburg, wo er als Regisseur der Oper einige Zeit thätig war; später kehrte er wiederum nach Wien zurück, um allein nur seinem Studium und dem Verkehr mit großen Meistern zu leben. Wien war zu jener Zeit der Mittelpunkt musikalischer Bestrebungen in Deutschland, dazu kam noch der Congreß, der viel berühmte Männer in die Kaiserstadt geführt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß der junge Mann Gelegenheit fand, mit bedeutenden Künstlern in seinem Fache bekannt zu werden; unter diesen Weigel, Spohr, Meyseder, Kreuzer, Schuppanzig und vor Allen Beethoven.

Den Werken des Leztern hatte Schelble bis dahin wenig Beachtung geschenkt, desto größer ward nun aber seine Verehrung, die er dem gewaltigen Meister zollte, als er mit dessen Schöpfungen vertrauter geworden. Auch mit Händel's großen Werken hatte Schelble hier zuerst Bekanntschaft gemacht. Alles dieses mußte natürlich von mächtiger Wirkung auf das selbstschaffende Talent des jungen Mannes seyn. Wenn seine Compositionen von dieser Zeit an auch nicht mehr sehr zahlreich sind, so zeigen sie aber dagegen einen bedeutend verfeinerten Geschmack und mehr Selbstständigkeit im Styl. Seine größeren Gesangswerke aus dieser Zeit sind auch besonders sehr gut instrumentirt. — Er hatte es sich damals zur Regel gemacht, die goldenen Stunden des Morgens in ungestörtem Fleiße dem Componiren zu widmen, oder sich zu vertiefen in die mannigfaltigen Herrlichkeiten großer Meisterwerke.

„Meine Geſchäfte hier", ſchreibt er in einem Briefe, „gehen wie ich es wünſche. Ich habe nun Gelegenheit, ſo nach und nach zu zeigen, was an mir iſt; und ich darf mir ſchmeicheln, daß ich fortwährend an Achtung als Künſtler gewinne. So wurde z. B. letzthin bei Spohr ein großes Quintett, welches ich hier ſchrieb, aufgeführt. Viele konnten ſich nicht genug wundern, wie ein Sänger ein ſo durchgearbeitetes thematiſches Werk liefern könne. Es wurde von fünf großen Virtuoſen geſpielt, und daher über meine Erwartung ſchön executirt. — So eben, während ich in meinem Zimmer ſitze und ſchreibe, donnern die Kanonen und verkünden die Ankunft des Königs von Würtemberg. In allen Straßen ſtrömt es unaufhörlich von Menſchen; einmal hunderttauſend Fremde zählt man ſchon, die auf Veranlaſſung der Feſtins angekommen ſind. Ihr könnt Euch das Leben und den Spektakel denken. — Ich habe gegenwärtig täglich Probe und bin daher viel beſchäftiget. Von Stuttgart bekomme ich ſtets die freundſchaftlichſten Briefe mit den herzlichſten Aeußerungen, beſonders daß ich wieder kommen ſolle; ob es von Herzen geht, weiß ich nicht, ich meinerſeits werde Krebs, dem ich viel zu verdanken habe, nie undankbar vergeſſen. — In Betreff meines jungen Freundes Weiß kann ich im Augenblicke unmöglich etwas thun. Ihr glaubt nicht, wie die Theaterverwaltung gegenwärtig derangirt iſt. Das ganze Orcheſter am Burgtheater wurde entlaſſen; worunter Spohr, der erſte Violinſpieler Deutſchlands, Girowetz und eine Menge anderer Mitglieder des Theaterperſonals u. ſ. w."

Wenn wir bedenken, wie ſelten Schelble mit ſeinen eigenen Werken hervorgetreten, und wie wenig er ſich deßhalb als Componiſt in der Welt einen Namen gemacht, möchte es faſt ſcheinen, daß er mit ſeinem ſchönen Talente auf halbem Wege ſtehen geblieben ſey; doch mag bedacht werden, daß er dieſes Stu-

thum eigentlich mehr nur als Bildungsmittel denn als Zweck ſelbſt benützte, wie denn auch dieſe Geiſtesthätigkeit gewiß vor Allen es war, welche ſeinem Sinn und Gemüthe jene Richtung zum Ernſten und Tiefen der Kunſt verliehen, welche ſein ganzes nachheriges Wirken ſo entſchieden bezeichnet. Vielleicht aber war auch der Umgang und die begeiſterte Verehrung, die er den klaſſiſchen Meiſterwerken zollte, mit Urſache, warum er ſtets ſo gleichgültig gegen die Kinder ſeines eigenen Geiſtes war, die er bekanntlich eher zu verbergen als vorzuführen ſuchte*).

Von Wien gieng Schelble über Prag nach Berlin, wo die großartig edle Weiſe ſeines Geſanges viel Anerkennung fand, ohne daß es jedoch, wie er zu wünſchen ſchien, zu einer Anſtellung gekommen wäre. Als ihn Freunde aufforderten, weitere „geeignete Schritte" deßhalb zu thun, war ſeine Antwort: „Wenn ſie mich hätten haben wollen, würden ſie ſchon gekommen ſeyn".

Es lag eben nicht in dem Charakter des Mannes, durch unwürdiges Gebahren je ſein beſſeres Selbſt herabzuſetzen und damit ein gewünſchtes Ziel erreichen zu wollen.

Der kurze Aufenthalt in Berlin verſchaffte indeß unſerm Künſtler ſehr intereſſante Bekanntſchaften mit ausgezeichneten Männern, wie Zelter und Andere; auch erhielt er genaue Einſicht in die durch Feſch gegründete Singakademie. — Welche Vorbedeutung für Schelble! —

*) Ich habe einmal von einem denkenden Manne die Bemerkung gehört: der Süddeutſche ſey im Vergleiche zu ſeinem verſtändig nüchternen Landsmann im Norden ein fahrläſſiger Haushälter in Sachen des eigenen Talentes; dieſer wiſſe durch kluge Oekonomie oft ſein Weniges zu allgemeiner Geltung zu bringen, während Jener auch bei ungleich größerer Begabung nicht ſelten freiwillig zurückſtehe. Und wahrlich, wenn wir die Kunſtgeſchichte verſchiedener Zweige durchgehen, ſo finden wir in dieſer Behauptung etwas Richtiges.

In Frankfurt am Main, wo der Sänger durch Vermittlung des Dichters Clemens Brentano, mit dem er in Berlin nahe befreundet geworden, zu Gastrollen erwartet ward, gefiel sein Gesang so sehr, daß sogleich eine Anstellung als erster Tenorist auf drei Jahre mit entsprechendem Gehalte erfolgte. Zwar wollten auch hier wie anderwärts Manche sein mangelhaftes Spiel tadeln; doch dürfte, wie Solche behaupten, die tiefer blickten, dieses im Allgemeinen nur von Rollen zu verstehen seyn, welche seiner edlen Persönlichkeit entgegen waren. (Wie sehr würde nicht heut zu Tage das Publikum in dieser Beziehung über ihn zu klagen haben, da dieser Fall auf unsern Bühnen so häufig vorkommen müßte.) Wer Schelble in Lieblingsrollen, wie Titus, Sextus, Belmont, Joseph und Faust gesehen, wird obigem Urtheile von Herzen beipflichten. Die herrlichen Genüsse, welche seine Gesangleistungen boten, wurden leider durch ein rheumatisch gichtisches Uebel, welches ihn befiel, unterbrochen. Schelble, der früher völlig gesund war, maß die Ursache dieser Krankheit der Bauart des Frankfurter Theaters bei, indem, sobald der Vorhang aufgieng, durch die Dachöffnungen eine merkliche Zugluft entstand. — Und wirklich nach des Künstlers Abgang vom Theater verlor sich gedachtes Uebel sehr bald, und er genoß auf lange wieder eine feste Gesundheit.

Während einer langwierigen Kur, die er zum Theil im Bade Soden brauchte, war sein Kontrakt abgelaufen und Schelble sehnte sich nicht, ihn wieder erneuert zu sehen. Sollte ihm doch in der Vaterstadt Göthe's auf andere Weise Zeit und Gelegenheit werden, sein reiches Talent zu entfalten. Freiwillig entsagte er einer ruhmvollen Theaterlaufbahn, um der Kunstrichtung zu folgen, welche seinem geläuterten, auf's Höchste gerichteten Sinn völlig entsprach.

Die erste Veranlassung zur Gründung seines später berühmt gewordenen Cäcilienvereins gab eine kleine Zahl befähigter

Schüler und Schülerinen des Geſanges, mit welchen Schelble in geſelligen Zirkeln zuweilen ein- oder mehrſtimmige Geſangſtücke zur Aufführung brachte. Die geſchmack- und würdevolle Art, wie der Künſtler dieſe Muſiken leitete, konnte nicht verfehlen, auf die Theilnehmenden einen bedeutſamen Eindruck zu machen, und der Gedanke einer dauernden Vereinigung trat lebhaft hervor. In dieſer Abſicht verſammelten ſich die Freunde am 24. Juli 1818, und beſchloſſen nach kurzer Berathung, daß wöchentlich einmal und zwar Mittwoch Abends Geſangübungen unter der Leitung Schelble's ſtattfinden ſollten.

Die Einrichtung dieſer Geſellſchaft war in erſter Zeit ſehr einfach und patriarchaliſch, indem jedes Mitglied einen gewiſſen Beitrag zur Beſtreitung der unvermeidlichſten Ausgaben ſpendete, und alles Andere dem Meiſter überlaſſen blieb, in deſſen Wohnung die Singübungen gehalten wurden. Als Hauptleitfaden diente der Grundſatz: Meiſterwerke für Geſang aller Gattungen und Zeiten mit Sorgfalt einzuüben und ſie in möglichſt künſtleriſcher Vollendung auch öffentlich vorzutragen.

Man wird natürlich finden, daß zuerſt nur kleinere Werke einſtudiert werden konnten, um die Kräfte allmälig erſtarken zu laſſen, was jedoch ſchneller geſchah, als man erwarten durfte. Bereits am 8. Oktober 1818 wurde vor einem kleinen Zuhörerkreis die Zauberflöte von Mozart, und am 22. November eine Cantate von Schelble mit fünfzig Mitgliedern des Vereins ausgeführt. Ohne einſeitiges Ausſchließen folgten raſch hintereinander bedeutende Werke: Mozarts Requiem, Miſericordias, mehrere Meſſen und Chöre beſchäftigten den Verein um dieſe Zeit. Am 21. Februar 1820 aber konnte ſchon Händels Alexanderfeſt mit Mozarts Inſtrumentation unter Mitwirkung des ganzen Theaterorcheſters gegeben werden; während für die nächſtfolgende Zeit Cherubinis Requiem, Händels Empfindungen am Grabe Jeſu, ſo-

wie Seb. Bachs achtstimmige Motette: „Ich lasse dich nicht" die Thätigkeit des Vereins in Anspruch nahmen.

Gegen Ende des Jahres 1821 zählte der Verein bereits hundert Mitglieder; die erste Probezeit war glücklich bestanden, und das allgemeine Zutrauen, welches Schelble und seine gute Sache sich erworben, ließ dem Geschaffenen eine gedeihliche Zukunft hoffen. Die Wohnung des Meisters genügte der stets wachsenden Mitgliederzahl nicht mehr, und ein größeres Lokal mußte gemiethet werden. Zugleich war man auch bemüht, dem jugendlichen Institut eine festere Gestalt und Grundlage zu geben. Die reicheren Mitglieder traten zusammen, um einen Ausschuß zu wählen, welcher fortan den ökonomischen Theil des Ganzen zu übernehmen sich verpflichtete, während zu des Vereins Sicherung und Besteben mit Schelble ein Vertrag auf zehn Jahre abgeschlossen, und ihm ein ansehnlicher Gehalt bestimmt ward.

Um diese Zeit wurde dem Meister auch von Außen ein sehr beachtenswerther Antrag gemacht, der, wenn er angenommen worden wäre, des Meisters Zukunft jedenfalls zeitlebens gesichert hätte; Schelbe jedoch glaubte, im Hinblick auf die so eben eingegangenen Verbindlichkeiten, denselben ablehnen zu müssen.

Das Verbleiben in der größeren Stadt, und eine mehr gesicherte Stellung daselbst, mußten unserm Meister um so erwünschter seyn, als das Geschick ihn eben erst mit Fräulein Molly Müller aus Königsberg bekannt gemacht, mit welcher er im Jahr 1822 sein eheliches Bündniß feierte.

Im Zusammenhang mit der neubegründeten Organisation des Vereins begannen nun Abonnements-Konzerte, welche am 12. Dezember mit Händels Oratorium „Judas Maccabäus" glorreich eröffnet wurden. Bald folgten noch andre Werke dieses herrlichen Meisters, sowie von berühmten Musterwerken einzelne Sätze, z. B. von Pale-

ſtrina, Lotti, Durante, Marcello, vorzüglich aber die Schöpfungen eines Mozart, Haydn, Beethoven, Cherubini und ſpäter zuweilen auch Mendelſohn. Bei ſolcher Vielheit und Abwechslung wird daher der Vorwurf allzu einſeitig ſtrenger Richtung wohl nur von Solchen gemacht werden können, die in unentwickeltem Sinn und Geſchmackloſigkeit geiſtloſe Modewerke dem Beſten an die Seite ſetzen und als paſſende Unterhaltung für ſich in Anſpruch nehmen möchten. Gerade darin aber lag Schelble's groſſes Verdienſt, daß er dem Trivialen und Schwächlichen niemals die mindeſte Conceſſion machte, und dadurch ſeinen Verein auf die Stufe wahrhaft künſtleriſcher Vollkommenheit hob.

Ein Blick über die Geſammtleiſtungen des Vereins läßt hauptſächlich zwei Hauptperioden unterſcheiden; die erſte bis zum Jahr 1828 füllen vorzugsweiſe Händel's, die zweite Bach's Werke.

Durch den bekannten Kunſtphiloſophen Nägeli, mit welchem Schelble perſönlich und nahe befreundet war, hatte er unter Anderm eine authentiſche Abſchrift der Bach'ſchen H moll Meſſe erhalten, nach dem Autographum, welches Nägeli nebſt andern Handſchriften dieſes großen Meiſters beſaß; während anderſeits Mendelſohn es war, der dem Meiſter die erſte Kunde von Sebaſtian Bach's doppelchöriger Paſſion brachte, indem dieſer jugendliche Künſtler bei einem Beſuche in Frankfurt für Schelble mehrere Stellen aus dem Gedächtniſſe aufſchrieb, ſpäter aber von Berlin aus eine Abſchrift der ganzen Partitur beſorgen ließ.

Sehr groſſe Sorgfalt verwendete Schelble auf die Ausbildung des Chorgeſanges, wobei er, um jede Uebereilung zu verhüten, mit größter Umſicht zu Werke gieng. Außer den gewöhnlichen Proben am Mittwoch wurden deßhalb nicht ſelten Extra- oder Special-Proben für einzelne Stimmen, z. B. des ganzen Sopran ꝛc. veranſtaltet, wobei allein jene Feinheiten erreicht werden

konnten, die einem Kunſtwerke ſeine individuelle Vollendung geben. Aber auch dem Sologeſang widmete Schelble ſeine ganze Aufmerkſamkeit, um ſo mehr, als es keine geringe Aufgabe iſt, mit bloßen Muſik-Liebhabern das zu erreichen, was ſtreng genommen nur dem eigentlichen Künſtler zugemuthet werden darf. Seiner Ausdauer gelang es jedoch, mehrere Schülerinen für dieſen Zweig heranzubilden, deren vortreffliche Leiſtungen weit über den gewöhnlichen Dilettantismus hinausreichten.

Eine Sorge anderer Art war für ihn die Inſtrumentalbegleitung, indem er dahin ſtrebte, jedes Werk mit den ihm eigenen Inſtrumenten ausführen zu laſſen. Geraume Zeit waren die Konzerte, mit wenigen Ausnahmen, mit der einfachen aber vortrefflichen Klavierbegleitung Schelble's ausgeführt worden; in der Folge, als die Zahl der Mitglieder bedeutend angewachſen, hatte er dieſe Begleitung durch einen Contrabaß zu kräftigen geſucht, und ſpäter einmal bearbeitete er Haydn's Schöpfung und die Jahreszeiten für mehrere Klaviere, was, obgleich von ſchöner Wirkung, dennoch nicht ausreichen wollte, und Schelble mit dem Gedanken umging, einen Inſtrumentalverein aus Liebhabern in's Leben zu rufen — ein Plan, der jedoch nie zur Ausführung kam. Es mußte deßhalb Zuflucht zum Theaterorcheſter genommen werden, was freilich mit Koſten und Unannehmlichkeiten mannigfacher Art verbunden war, indem dieſe Künſtlerſchaft vom Theater abhängig und daher nicht jederzeit zu Dienſten ſeyn konnte.

Unter ſolchen Verhältniſſen hatte der Verein das Jahr 1828 erreicht. Nach zehnjähriger Mühe und Arbeit war es gelungen, den muſikaliſchen Sinn bedeutend zu weken und auf Großartiges, Aechtes hinzulenken. Freudig wurden die herrlichen Leiſtungen des Vereins anerkannt und auch die allſeitige Theilnahme des Publikums fehlte nicht.

Jezt glaubte Schelble einen Schritt weiter geben und den kühnen

Plan faſſen zu dürfen, die Werke des größten und tiefſinnigſten Tondichters, des Joh. Seb. Bach, zum Hauptſtudium des Vereins zu erheben. Indem er dem Verein dadurch das unbeſtreitbare Verdienſt verlieh, welches dem Inſtitute wohl die erſte Stelle unter allen ähnlichen Deutſchlands einräumte, konnte dem Meiſter vielleicht etwas allzuraſches Vorgehen nach dem vorgeſteckten hohen Ziele zum Vorwurfe gemacht werden, wenn wir bedenken, daß er ſogleich zwei der größten Werke Bach's hintereinander vornahm. Doch Schelble's genialiſche Kraft und Begeiſterung war allen entgegenſtehenden Schwierigkeiten gewachſen. Nach der erſten Aufführung der großen H moll Meſſe ſchrieb er den Seinigen in der Heimath: „Es iſt das erſte Mal, daß von Seb. Bach's größeren Kompoſitionen eine in's Leben getreten iſt. Als ich im Vereine anfieng, die aus der großen Meſſe gewählten Stücke einzuüben, fand ich große Hinderniſſe. — Die meiſten Sänger und Sängerinen hatten ein Vorurtheil gegen dieſe Kompoſition gefaßt; die Schwierigkeiten ſchienen ihnen unüberwindlich, ſelbſt die Beſſern, die es mit der Sache treulich hielten, baten mich, von meinem Vorhaben abzuſtehen. Ich beſchwichtigte ſie ſo gut ich konnte, half ihrem Unvermögen durch ſtetes Erklären des Bach'ſchen Werkes auf, und ſiehe da — als dieſes Werk aus dem Chaos heraustrat — (es klang fürchterlich in der erſten Probe) wurde es immer herrlicher und größer, und bei der erſten Orcheſterprobe mußte Freund und Feind bekennen, in ſeinem Leben nie etwas Tieferes und Erhabeneres gehört zu haben. — So ſiegte meine Liebe und Thätigkeit für das größte Werk, welches die Kunſtgeſchichte aufzuweiſen hat, über das Vorurtheil des verlauten Dilettantismus. — Die Aufführung war prachtvoll, an zweihundert Perſonen wirkten mit, ich hatte ein gutes Orcheſter: achtzehn Violinen, vier Violen, vier Violoncells, zwei Contrabäſſe, nebſt completter Harmonie mit Poſaunen."

Fast gleichzeitig wurde, zwar immer noch unter Mühe und Noth, die doppelchörige Passion eingeübt. Als dieses merkwürdige Werk so weit gediehen war, daß es richtig verstanden werden konnte, da freute sich Jedermann über den Geistesreichthum, welcher durch Schelble's Bemühen erschlossen ward.

Die erste Aufführung fand am 2. Mai 1829 statt. Groß und mächtig war der Eindruck sowohl der originell-charakteristischen Chöre, als auch der höchst ausdrucksvollen Recitative und Arien voll wunderbarer Schönheit. Diese Aufführung war ganz besonders feierlich, indem Schelble den Vortrag der Recitative des Evangelisten und Christus übernommen hatte, während etwa sechszig junge Mädchen aus der städtischen Musterschule die in dem Werke vorkommenden Choralmelodien sangen. — Der sonst so unwillkommene Bach ward von nun an der Liebling des Vereins; man überzeugte sich immer mehr, daß derselbe nicht blos ein strenger Contrapunktist, sondern auch ein tiefer, feinfühlender Komponist sey.

Um aber alle diese Früchte zur Reife gebracht zu sehen, hatte es eines Mannes bedurft wie Schelble, voll Liebe und Hingebung für das vorgesteckte hohe Ziel. Uneigennützig hatte er die besten Jahre seines Lebens geopfert; und das Gute, was durch seine seltene Kraft und Ausdauer geschaffen war, durfte Frankfurt unbestritten zu einer seiner vorzüglichsten Zierden rechnen; um so unerwarteter muß es daher erscheinen, bald darauf eine bedenkliche Krisis für das fernere Bestehen des Vereins eintreten zu sehen. — Viele frühere Mitglieder waren unterdessen zurückgetreten und eine Erneuerung des Kontraktes, wodurch allein der Meister und sein Institut ganz sicher gestellt werden konnten, war nicht zu hoffen. In dieser unangenehmen Lage entschloß sich Schelble (im Jahr 1831) auf Zureden seiner Freunde, den Verein auf eigene Rechnung fortzuführen. Und wenn auch der innere Fortgang des Instituts durch Alles dieses

nicht im Mindeſten litt, ſo kann es doch ſchwerlich Frankfurt zum Lob gereichen, Schelble und ſeine Sache auf's Spiel geſtellt zu haben.

Die größeren Konzerte wurden wie bisher mit Orcheſter gegeben; daneben aber fanden noch kleinere, nicht minder intereſſante Aufführungen im Lokal des Vereins ſtatt, wobei manche bisher unbekannt gebliebene Geſang- und Inſtrumental-Werke zu Gehör gebracht wurden. Aus dieſem möchte genugſam zu entnehmen ſeyn, wie der Meiſter weder Mühe noch Opfer ſcheute, um den Ruhm und das Gedeihen des Vereins aufrecht zu erhalten.

Gleichen Schritt mit Schelble's Thätigkeit als Direktor hielten ſeine Bemühungen im Gebiete des Unterrichtes. Nachdem der von ihm gegründete Verein bereits die höchſte Stufe erreicht hatte, und ein glückliches häusliches Leben dem genügſamen Manne wenig äußerliche Wünſche übrig laſſen mochte, da gerade ließ es ſich Schelble, von einem wohlverdienten Ruhm keineswegs läſſig gemacht, auf das Eifrigſte angelegen ſeyn, immer mehr den Mängeln und Lücken der muſikaliſchen Bildung nachzuſpüren; um ſo mehr, als dieſe es waren, welche ihm bisher ſo manche Mühe und Kämpfe bereitet hatten. Als Grund des Uebels wurde von ihm erkannt, daß die Meiſten die Muſik in zu vorgerücktem Alter erlernen, d. h. in einer Zeit, wo die eigentliche Epoche der Bildungsfähigkeit ſchon vorüber iſt. Vielfältige Verſuche, welche Schelble bei Kindern anſtellte, überzeugten ihn, daß, je früher der Unterricht beginne, deſto erfreulichere Reſultate zu erwarten ſeyen; eine Wahrnehmung, auf welche er ſeine (wenn auch nicht allgemein) bekannt und ſogar berühmt gewordene Singmethode, oder richtiger Gehörbildungs-Methode für Kinder gründete. Dieſe Unterrichtsweiſe geht dahin, bei Kindern im zarten Alter das muſikaliſche Gehör oder den Tonſinn auf naturgemäße Art zu wecken und ſtufenweiſe bis zu möglichſter Vollkommenheit auszu-

bilden. Leider hat uns der Meister, außer einer „kurzen Anleitung zum musikalischen Elementarunterrichte", keine ausführliche Theorie seiner Methode hinterlassen. Doch ist hinlängliches Material selbst komponirter Uebungsstücke vorhanden, von dem ersten Anfange mit drei Tönen, bis zum ganzen Umfange der C dur Tonleiter, nebst Ausarbeitung des harmonischen Theils oder der Akkorde.

In der geschriebenen Anleitung sagt Schelble: „Manche glauben, es gebe Kinder, die kein musikalisches Gehör besitzen; ich selbst war der Meinung; denn es gibt Kinder, welche mit zehn oder eilf Jahren Musik zu lernen anfangen, und es zeigt sich, daß sie kein Gehör haben; nicht einen Ton sind sie im Stande aufzufassen. Solche Beispiele habe ich viele gehabt. Dieser Mangel findet sich jedoch bei keinem einzigen Kinde von vier bis fünf Jahren, mit welchem auf obige Art verfahren wird; alle werden ohne Unterschied Ton und Melodie auffassen. — Die Kinder lernen nach dieser Methode Musik, ehe sie noch Anderes zu begreifen im Stande sind; ja sie sollen mit dem Schwersten schon fertig seyn, ehe sie Weiteres beginnen. Fangen sie im vierten Jahre bei einigermaßen günstigen Naturfähigkeiten an, so werden sie mit dem siebenten nicht nur jede Melodie der Dur- und Moll-Leiter richtig hören und notiren, sondern sie werden auch alle Dreiklänge und ihre Versetzungen, so wie alle Vierklänge mit letzteren sicher hören, was viele Tausende, die ihre ganze Lebenszeit mit Musik sich beschäftigen, nicht können".

Ohnerachtet Schelble seine Lehrmethode nur für den Umfang der C dur Tonleiter auszuführen Zeit gefunden, kann der Lehrgang doch gewissermaßen als abgeschlossen betrachtet werden, weil die Anwendung der noch übrigen fünf Töne keine so große Schwierigkeit hat, als auf den ersten Blick scheinen möchte. Wenn diese treffliche Methode bis jezt noch immer nicht so allgemein bekannt

geworden, wie ſie verdient, ſo mag es vielleicht in dem Umſtande liegen, daß ſie eben mehr unmittelbar praktiſch, als blos nur theoretiſch mitgetheilt werden will; jede Willkür und Vereiligkeit aber Schaden bringen und die gehofften Vortheile im Voraus vernichten würde.

Was den eigenen Bildungsgang unſeres Künſtlers betrifft, ſo muß es auffallen, daß er im Ganzen wenig Unterricht genoſſen, während er ſelbſt eine angeborene Neigung in ſich trug, unterrichtend und belebrend auf ſeine Umgebung einzuwirken. Selbſt als Theaterſänger ſuchte Schelble nach Umſtänden in dieſem Sinne thätig zu ſeyn, indem er die Collegen, die ſich ihm zu nähern verſtanden, gewiſſermaßen als Schüler betrachtete; denn nicht nur theilte er dieſen ſeine Erfahrungen und Anſichten über Geſang gerne mit, ſondern er ſang mit ihnen Scenen, Arien, ja ſelbſt ganze Opern am Klaviere durch. Und noch mögen manche dieſer Sänger und Sängerinen leben, die Schelble's Andenken dankend feiern.

Schelble ſelbſt war eigentlich zum Sänger geboren; wie denn überhaupt alles dabei von einer glücklichen körperlichen und geiſtigen Organiſation abhängt. Bei Schelble fand dieſe Organiſation in glücklichſter Vereinigung ſtatt. Nebſt einer vortrefflichen phyſiſchen Bildung dürften wohl die Hauptpunkte, Verſtand und Gemüth, nur ſelten in ſo richtigem Verhältniß, wie bei ihm, zu finden ſeyn. Seine Stimme war von Natur mehr hoher Baß, als eigentlicher Tenor; aber durch fleißiges Studium hatte er den bedeutenden Umfang vom tiefen C bis zum hohen G oder A der kleinen Octave erlangt. Ueber dieſe Töne von ſeltener Biegſamkeit und Gleichmäßigkeit war der Sänger völlig Herr und Meiſter, während Kraft und Wohllaut ſein herrliches Organ ſchmückten; das leiſe An- und Verklingen der Töne, wie nicht minder die große Fertigkeit, die ſchwerſten Gänge, Läufe und einen vollendeten

Triller zu ſingen, waren bewundernswerth; doch muß bemerkt werden, daß Schelble von dieſem Prunk nur höchſt ſelten und in ſpäteren Zeiten gar keinen öffentlichen Gebrauch machte, weil es ſeinem Geſchmacke weit mehr zuſagte, im einfachen, zugleich aber künſtleriſch vollendeten Vortrag ſeine Meiſterſchaft zu zeigen. „Ich kenne", ſagte er in dieſer Beziehung von ſich, „viele Sänger, welche mit ſchönerer Stimme, als die meinige iſt, begabt ſind, was ich aber zu haben glaube iſt: daß ich jedes Geſangſtück nach ſeinem wahren Charakter vorzutragen verſtehe". Und wahrlich, wer ihn hörte, mußte bekennen, daß ſich bei ihm eine Art des Geſanges geltend mache, wie man ſie noch nicht gehört hatte.

Nachdem Schelble das Theater (mit der Rolle „Tancred") auf immer verlaſſen, war ſeine ganze Wirkſamkeit als Sänger ausſchließlich dem Cäcilienvereine gewidmet, wo dieſe Thätigkeit gerade bedeutend wurde, indem er nicht nur als Sänger überhaupt einen mächtigen Einfluß auf dieſe Anſtalt ausübte, ſondern auch viele vorkommende Solo's ſelbſt übernahm und ſie jederzeit zur großen Erbauung der lauſchenden Zuhörer vorzutragen wußte.

Was von dem Meiſter als Sänger geſagt iſt, kann in faſt gleichem Maße auf ihn auch als Klavierſpieler angewendet werden. Er ſpielte zwar, Geſangbegleitung ausgenommen, nie öffentlich, und wollte überhaupt als Spieler ex professo nicht angeſehen werden, allein ſeine Art und der reine Geſchmack, mit welchen er das Inſtrument behandelte, waren vortrefflich. Ein ſchöner gleichmäßiger Anſchlag, verbunden mit bedeutender Fertigkeit, welche jedoch nie in die Sphäre des Virtuoſenthums gieng, bezeichneten ſein durchdachtes und höchſt ausdrucksvolles Spiel ohne alle Affektation und kleinliches Effekthaſchen, wobei allerdings der gebildete Sänger nicht zu verkennen war, indem er die Taſten gleichſam

zum Singen brachte. Die Werke eines Mozart, Beethoven und Bach konnte man unmöglich ſchöner als von ihm vortragen hören.

Es wird wohl kaum der Verſicherung bedürfen, daß bei einer Kunſtrichtung, wie die Schelble'ſche war, alle Halbheit und Scheinſtreben einen ſtrengen Richter gefunden haben werde. Bezeichnend in dieſer Hinſicht iſt die Antwort, die er einſt einem Kunſtjünger gab, der ihn beſcheiden um die Erlaubniß fragte, den Vereinsübungen manchmal beiwohnen zu dürfen. „Wenn Sie nur manchmal kommen wollen", entgegnete Schelble, „ſo kann ich es Ihnen nicht erlauben, wollen Sie den Verein aber regelmäßig beſuchen, ſo ſind Sie mir jederzeit willkommen". Eine ſolche, nur auf das Ernſte und Wahre gerichtete Geſinnung konnte natürlich auch nur wenig Behagen finden an den vielfach verbildeten Zuſtänden unſeres modernen Salon- und Modelebens. Obwohl ausgerüſtet mit ſeltenen geſelligen Talenten und einer durchaus bedeutenden Perſönlichkeit, ſuchte und fand er allein nur Erholung und Genuß im Kreiſe vertrauteſter Freunde. — Schon früher hatte er in ſeiner Vaterſtadt, in welcher noch Aeltern und Geſchwiſter lebten, ein kleines ländliches Beſitzthum erworben und hergerichtet, wo er alljährlich zur Sommerszeit ſich aufzuhalten pflegte.

Hier, in der wohlbebauten Hochebene, in der Nähe des Schwarzwaldes, verlebte der genügſame Mann an der Seite ſeiner würdigen Gattin die heiterſten Stunden. „Wie glücklich biſt Du", heißt es in einem Schreiben an ſeinen Schwager, welcher um jene Zeit dort ein Stück Bergfeld zu kultiviren angefangen, „wie glücklich, daß Du deinen Berg- und Baumgarten täglich ſehen und beſuchen kannſt, während ich getrennt von einem meiner liebſten Lebensgenüſſe lebe, und auch noch von vielem Andern. Kommen und gehen, mich freuen und betrüben, ſcheint mein Loos zu ſeyn. Wir gehen oft ſpazieren und vergleichen hundertmal unſer Beſitzthum mit dem

Geſchehenen. — Es iſt eben nicht der Garten allein, was mich feſſelt, an ihm hängt ein Ideal, alſo ein Ding, wovon das jetzige Leben ſehr verſchieden iſt — und das ich vielleicht nie erreiche!“

Als Schelble hörte, daß in ſeiner Heimath die Straßen mit Bäumen bepflanzt werden ſollten, ſchrieb er einem Freunde: „Hoch erfreut bin ich, daß endlich von Oben für die Verſchönerung des Städtleins und der Gegend etwas gethan wird. Möge die Sache mit Liebe und Strenge betrieben werden, das wünſche ich aus hundert Gründen tauſendmal. Wiſſen möchte ich wohl, wann der erſte Baum geſetzt wird, ich möchte dieſen Tag feiern.“

Wohl mochte ſchon dazumal das Leben der größern Stadt von jenen bedrohlichen Vorzeichen der Bewegung und politiſchen Zwieſpältigkeit, welche bald nachher den Frieden der Geſellſchaft auf bedenkliche Weiſe zu ſtören drohten, Manches ahnen laſſen. Die Worte, welche Schelble aus Anlaß der bekannten Frankfurter Unruhen Anfangs der dreißiger Jahre brieflich ausſpricht, ſcheinen mir im Hinblick auf unſere nächſte Vergangenheit etwas Prophetiſches zu haben: „Wie auch die Anſicht und Empfindung eines jeden Einzelnen ſeyn mag“ ſchreibt er, „Jeder fühlt ſich auf ſeine Art höchſt unangenehm berührt, und Zerwürfniß, Mißtrauen und Feindſchaft im Kleinen wie im Großen werden leider durch ſolche Ereigniſſe immer häufiger und ſomit das Leben trüber werden. Da iſt es denn gut, wenn wir im kleineren Kreiſe einer erquicklichen Häuslichkeit uns einer Kunſt oder Wiſſenſchaft hinzugeben das Glück haben.“

Und gewiß Schelble's reiches Gemüth und uneigennütziges Streben fand dieſes Glück jederzeit in ſich ſelbſt und in dem Antheil und der Verehrung Aller, die mit ihm durch Beruf oder Freundſchaftsverhältniſſe in nähere oder entferntere Berührung kamen.

Auf's Lebhafteſte und mit richtigem Sinn und Geſchmack in-

tereſſirte ſich Schelble auch für alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, ohne ſich jedoch jenen leidigen ſogenannten Kunſtkennern beizählen zu wollen, die entweder in falſch verſtandener Toleranz das Schlechte mit dem Guten gleichberechtigen, oder in unfertigem Abſprechen ihre Meinung als gültigen Maßſtab hurtig und flink an das Höchſte und Vollkommenſte unbedenklich anlegen möchten. Das Städel'ſche Inſtitut in ſeinem Anfang und Fortgang gab Gelegenheit genug, dem mit mehr als gewöhnlicher Liebhaberei gehegten Kunſtintereſſe Schelble's einen Anhaltspunkt zu geben; ſowie denn auch unter den in Frankfurt lebenden Künſtlern mehrere waren, die zu ſeinen näheren Freunden zählten, mit welchen ein geſelliges Verhältniß ſtets auf das Beſte gepflegen ward.

Im Vorbeigehen mag hier noch erwähnt werden, wie der fein und gründlich gebildete Muſiker ſich mit Vorliebe für den Volksgeſang intereſſirte. Es war ihm nicht zu geringfügig, bei Gelegenheit ſeines Sommeraufenthaltes im Vaterort zuweilen vorbeiziehende, ſingende Landleute, Schnitter und Schnitterinen, zu ſich in ſeinen Garten einzuladen, um an ihren Geſängen ſich zu ergötzen. Ja, er ſchrieb ſich manche dieſer Lieder auf, jedoch nicht um ſie, wie es heut zu Tage geſchieht, für den Salon oder die gebildete Welt zuſtutzen zu wollen *).

Die Hauptthätigkeit des Mannes aber war und blieb dem Vereine zugewendet. Die Zeit hatte zwiſchen ihm und einem ver-

*) Es iſt auffallend, daß da, wo (auf dem Lande) die, unſerer Zeit ſo beliebten Männergeſang-Vereine beſtehen, der Volksgeſang, dieſe gleichſam wildwachſende, aber friſch duftende Blüthe auf dem Felde der Tonkunſt, verſchwindet. — Sonderbar, nachdem im vierzehnten Jahrhundert die Meiſterſänger-Zunft entſtanden war, hatte die Poeſie bereits aufgehört. — Vielleicht daß einmal nach fünfzig Jahren ähnliche Betrachtungen auch über unſere Conſervatorien, Akademien, und zum Theil auch über die Univerſitäten angeſtellt werden.

angeblühten Stamme der Mitglieder ein Band geſchlungen, welches auf eine lange und glückliche Zukunft hoffen ließ; — allein das Schickſal hatte anders beſchloſſen. Gegen das Jahr 1834 fieng des Meiſters Geſundheit an ſchwankend zu werden; doch blieb Schelble immer noch in gewohnter Thätigkeit, bis gegen Ende des nächſten Jahres, wo ſein Zuſtand bedenklicher wurde und er, zuerſt auf kurze Zeit, dann auf immer dem Vereine entſagen mußte.

In peinlicher Unthätigkeit wurde der Winter verbracht, und mit kommendem Frühjahr (1836) ſchied der Meiſter von Frankfurt, nicht ohne ein Vorgefühl, daß es wohl für immer ſeyn werde. — Im Bade Gaſtein hatte er vergeblich Heilung geſucht; es zog ihn mächtig der Heimath zu, wo er in der ſtärkenden Luft des Hochlandes Beſſerung hoffen durfte. — Und wirklich ſchien erneutes Leben noch einmal wiederkehren zu wollen — doch war es leider nur Täuſchung — das Vollgefühl der Geſundheit kehrte nimmermehr wieder. Demungeachtet war er noch immer unausgeſezt thätig. Nebſt der Sorge für die häusliche Einrichtung ſeiner kleinen Gartenwohnung beſchäftigte ihn der Singunterricht der Kinder, die er um ſich verſammelt hatte; auch hier im Kleinen, wie früher im Großen, wollte er den Sinn und die Empfänglichkeit für das Schöne wecken und fördern. — Frohe Hoffnungen gänzlicher Genesung beſchlichen die Bruſt der Seinigen; um ſo unvorbereiteter traf ſein plötzliches Dahinſcheiden.

So war am ſechsten Auguſt des Jahres 1837 an einem Sonntag, als das Todtenglöcklein der Stadtkirche üblicherweiſe den Einwohnern verkündete, daß ein Menſch aus ihrer Mitte geſchieden ſey. — So war das Scheidzeichen für Johann Nepomuk Schelble. — Im Geleite der Seinigen hatte er denſelben Tag einen Spaziergang auf ein entferntes Grundſtück unternommen, als er zurückkehrend am Eingange ſeines Gartens von einem

Blutsturz befallen wurde, der seinem Leben in den Armen seiner Gattin ein schmerzlich schnelles Ende machte.

Ein Mitglied des Cäcilienvereins (J. Weismann) unternahm es, für die Freunde in kurzgefaßten Zügen eine Schilderung des Lebens und Wirkens des Verewigten zu entwerfen. Und wohl darf es als die Denkweise Vieler betrachtet werden, wenn der Verfasser am Schlusse seines Nekrologs ausruft: „Fürwahr, ein ungewöhnlicher, ein großer Mensch ist mit ihm von der Erde geschieden; denn seine Aufgabe war eine große, und er hat sie im großen Sinn aufgefaßt und gelöst. Darum erkannte sich der Verein mit tiefem Schmerze verwaist, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß Schelble ihm unwiederbringlich entrissen sey. Darum ist es so natürlich, daß wir immer von Neuem an ihn erinnert werden, daß wir ihn immer wieder vor unserem Geistesauge erblicken, den Mann mit der großen Stirne, mit dem edelgebildeten Haupte, dem tiefblickenden Auge, wie er anspruchslos am Klaviere saß und mit klarem ruhigem Sinn die Tonwelt, das Ganze wie das Einzelne beherrschte".

Noch besteht der von Schelble gegründete Cäcilienverein, ein lebendes Denkmal des Dahingeschiedenen. Und wenn auch der öftere Wechsel der Direktion nach Schelble der Sache nicht vortheilhaft seyn konnte, und daher Manches vom ursprünglichen Geiste verloren gegangen seyn mag, so darf dennoch nicht verkannt werden, daß der Sinn und die Richtung des Geschmackes für gediegene Musik im Ganzen erhalten blieb.

Schlußwort.

Es möge mir vergönnt ſeyn, ehe der Leſer ſcheidet, noch einige Worte zum Abſchiede zu ſagen. Denn gleich wie im Herbſt, wenn die Schwalben fortgezogen, da und dort noch ein verſpätetes Paar herumflattert und den Uebrigen nachzukommen trachtet, ähnlich ſo hat der Verfaſſer noch ein Paar Worte auf dem Herzen, die er den voranſtehenden gerne nachſchicken möchte.

Ein werthgeſchätzter, einſichtsvoller Freund nämlich, dem ich die „Wanderblüthen" vor dem Drucke mitgetheilt, iſt der Anſicht, es ſollte dem Werklein zur größeren Vollkommenheit noch eine Vorrede beigegeben werden. — So ſehr der Verfaſſer ſonſt auch geneigt iſt, den Rath verſtändiger Freunde zu nutzen, ſo wenig konnte er ſich diesmal entſchließen, dem gegebenen Winke Folge zu leiſten, und die eben ſo ſchwierige wie undankbare Arbeit auszuführen. — Einmal, weil er der Meinung iſt, es ſey überhaupt keine ſo leichte Sache, dem, in dieſem Punkte mit Recht etwas mißtrauiſchen Publikum plauſibel machen zu wollen, was ein Autor von ſeiner eigenen Arbeit hält und denkt. Zum Andern dürfte ein ſolches Bemühen deßhalb ein undankbares genannt werden, weil Vorreden, die, wie alle Reden, gewöhnlich etwas langweiliger Natur ſind, in der Regel von dem wißbegierigen Leſer überſchlagen, folglich gar nicht geleſen werden. — Was iſt aber eine Rede, die Niemand anhören will? — Wahrlich nicht viel Anderes, als ein Schiff ohne Waſſer oder eine Braut ohne Bräutigam. — Und zu alldem iſt Dasjenige, was billigerweiſe in einer Vorrede dargelegt werden ſoll, die Entſtehungsgeſchichte des Buches, des Breitern ſchon im Anfange und Verlauf des Textes geſagt worden.

Wenn demnach der Leser nun gefunden, daß sämmtliche gegebene Züge in Schrift und Bild unmittelbar dem Leben entnommen sind, ihr Hintergrund also mehr oder weniger die Wahrheit ist, so wird es nicht befremden, daß von allem romanhaft Ausgedeckten, nur durch grelle Gegensätze und Effekte Blendenden blutwenig in dem Büchlein vorkommt. Mag es auch immerhin viele Leser und Beschauer geben, deren Interesse ausschließlich nur den Produktionen letzterer Gattung zugewendet ist, so darf andererseits wohl mit Recht behauptet werden, daß nicht minder auch die anspruchslosere, und darum weniger phrasenhafte Muse in allen Zweigen der Künste ihre Verehrer und Liebhaber findet. — Was nun gegenwärtiges Büchlein weiter anbetrifft, so hat der Verfasser kein Bedenken getragen, seinen Freunden zunächst in den kleineren Erzählungen und Novellen-Bilder aus der Sphäre der sogenannten niedern Stände vorzuführen. Huldigt er doch dem Grundsatze, daß Alles Gute und Wahre in der großen Haushaltung Gottes auf Erden würdigen Stoff abgebe zu künstlerischem Gestalten und Darstellen. Denn Natur ist, wie der große Dichter sagt, ein Buch lebendig, unverstandenem zwar, doch nicht unverständlich; und

»Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Kind't im Strumpfband wohl eine Welt«.

Möchte in diesem Sinne dem Verfasser gelungen seyn, mit dem gegebenen Wenigen, Liebe und Antheil am Vaterländischen und Eigenen anzuregen und festzuhalten. Wahrlich hierin läge der wünschenswertheste Lohn für mannigfache Mühe und Opfer, ohne welche eine solche Arbeit schwerlich durchgeführt werden kann. Und so sey denn, indem ich dieses hoffe, dem werthen Leser ein freundliches Lebewohl zugerufen. — Ein Andermal, so Gott will, ein Mehreres und Besseres!